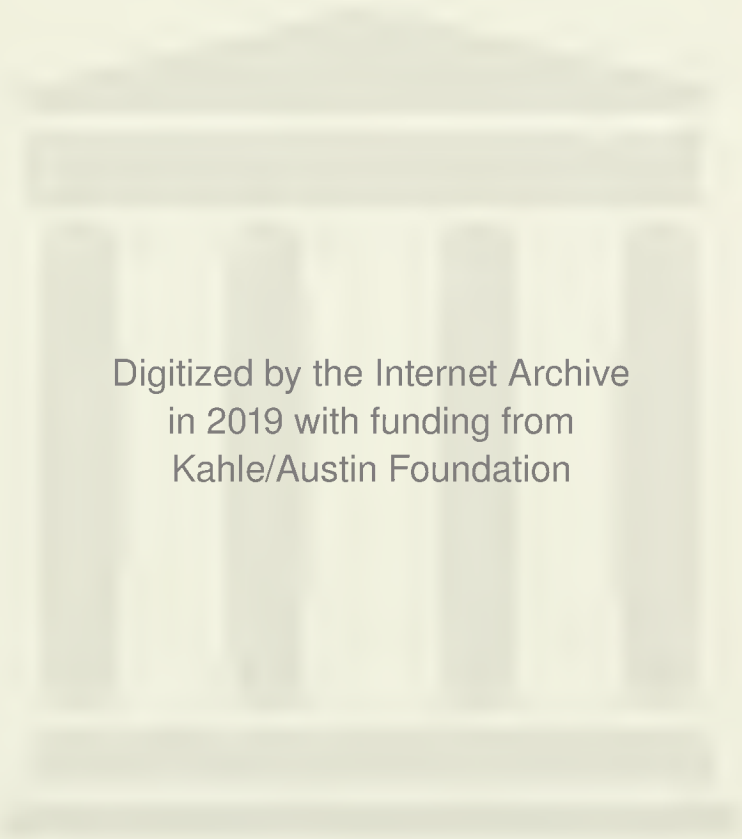
NUNC COGNOSCO EX PARTE

THOMAS J. BATA LIBRARY
TRENT UNIVERSITY



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0011unru

Fritz von Unruh

Sämtliche Werke

Endgültige Ausgabe,
im Einvernehmen mit Kurt von Unruh,
herausgegeben und
versehen mit Anmerkungen und einem Nachwort
von
Hanns Martin Elster

Band 11

Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung
Berlin

Der Sohn des Generals

Roman

Fritz von Unruh

Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung
Berlin

Die Charaktere dieses Romans sind symbolisch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Unruh, Fritz von:
Sämtliche Werke / Fritz von Unruh. Im Einvernehmen mit Kurt von Unruh, hrsg. u. vers. mit Anm. u. e. Nachw. von Hanns Martin Elster. – Endgültige Ausg. – Berlin: Haude und Spener

NE: Unruh, Fritz von: [Sammlung]

Bd. 11. Der Sohn des Generals: Roman. – 1983.
ISBN 3-7759-0260-0

© 1983 Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung GmbH
Satz: Volker Spiess, Berlin
Druck: Color-Druck G. Baucke, Berlin
ISBN 3-7759-0260-0

Dem hessischen Ministerpräsidenten
Herrn Dr. h.c. Georg-August Zinn
gewidmet

ANNO 1955 im Februar, aufgefordert vom Bürgermeister West-Berlins, während der ‚Woche der Brüderlichkeit' in der vom zweiten Weltkriege so verwüsteten ehemaligen Reichshauptstadt eine Rede zu halten, bestieg Kaspar Friedrich Uhle in wattedickem Nebel auf dem Rhein-Main-Flughafen bei Frankfurt eine Pan-American-Maschine. Nachdem alle 30 Passagiere Platz genommen hatten, schloß die hübsche Stewardeß die Stahltüre laut mit einem Ruck zu. Uhle zuckte zusammen, denn es war ihm, als wäre er nun in einer Falle eingeschlossen. Wenn sich jetzt irgendein Unglück ereignen würde, so überlegte er, dann gab es für keinen der Fluggäste einen Ausweg mehr. Fallschirme waren nicht vorhanden.

Irene, seine Frau, die an der Billetsperre hatte zurückbleiben müssen, winkte ihm wie vor einem gefährlichen Abschied lange und heftig zu. Jedoch Uhle konnte das nicht mehr sehen, denn das Flugzeug hatte inzwischen gedreht und war auf die Startbahn gelangt. Hier hielt es an. Darauf ließ der Pilot zur Kontrolle die vier Motoren in voller Geschwindigkeit dergestalt losrattern, daß die Maschine in allen Teilen zitterte. Plötzlich raste sie wie ein sich von Fesseln befreiender Riesenvogel vor und erhob sich dann, die Räder einziehend, mit ohrenbetäubendem Lärm schräg hoch in die Nebelschicht hinein. Schon nach Sekunden war die graue, undurchdringliche Wolkenmasse über der Mainstadt durchstoßen — und nun verkündete die Stewardeß den Insassen, daß sie sich bereits in 2000 Meter Höhe über den Nebeln befänden.

Tatsächlich strahlte die Wintersonne hell durch alle Fenster herein. Uhle sah aus seiner kopfgroßen Luke hinaus und hinunter auf ein einziges blendendes, weißes Wolkenmeer. Aus ihm erhoben sich wie aus phantastischer Landschaft seltsam geformte Berge. Auch Seen wurden sichtbar. Daneben kristallgrüne Schluchten wie im Gletschergelände von Hochgebirgen. Makellos rein, nie betretenen Schneeflächen gleich, erglänzte weit bis zum Ho-

rizont grell unter der unwahrscheinlich glasklaren, hohen, azurnen Himmelskuppel diese sich jeden Augenblick zu neuen Phantasieformen gestaltende Wolkenunendlichkeit.

„Verzeihen Sie", begann ein fetter, elegant gekleideter Herr, nachdem er seine New York Times in die Rückentasche des Stuhles der vor ihm sitzenden Dame gesteckt hatte, ein Gespräch mit Uhle, „ich hörte vorhin bei der Paßkontrolle Ihren Namen aufgerufen! Ist es möglich – sind Sie es wirklich? – Herr Uhle? – Ja, erkennen Sie mich denn nicht? Na – denken Sie mal nach! Na? Ein Jahr, ehe der Hitler kam? In Babelsberg, in den Filmstudios – da trafen wir uns doch . . . bei der Aufnahme vom ‚Grünen Engel'! Damals, als der Regisseur der Mirlene vor der einen Szene immer zwischen die nackten, herrlichen Schenkel getätschelt hat? So wie ein Pferdeliebhaber seiner Stute! – Ja, es war ein Babel, dies Babelsberg! – Na, noch immer nicht?"

„. . . Herr", blickte ihn Uhle jetzt überrascht an, „etwa . . . Herr Ivan Schleich?"

„Inzwischen: Mister Christlieb Lincoln Schleich!" Er lachte breit auf und zündete sich dabei eine lange Havanna an. „Wann sahen wir uns das letzte Mal? War es nicht im Exil? In Paris? – Aber dann habe ich nichts mehr von Ihnen gehört!"

„. . . Wahrhaftig, Mister – erst jetzt erkenne ich Sie! In Paris im Café Royal, da hatten Sie allerdings ein zerrissenes Hemd an. . .", er griente. „Und nun? Wie ein Dollar-Millionär?"

„Indeed! Ich hatte Glück in Hollywood." Er reichte ihm seine Visitenkarte. Uhle las sie.

„. . . Ein Filmmagnat? Gratuliere!" Er gab ihm die Karte zurück.

„Darf man fragen, was wollen *Sie* in Preußisch-Berlin?" „Ich soll heute abend im Hebbeltheater eine Rede über die ‚Brüderlichkeit' halten."

„Über die Brüderlichkeit?" verschluckte sich Schleich vor Lachen am Rauch seiner Zigarre. „Aber Männeken, es gibt doch gar keine Brüderlichkeit!"

„Deshalb soll ich sie ja beschwören!"

„Was? Haben Sie also immer noch Ihren Spleen? Ein ‚Weltverbesserer'? Ich wüßte was ‚Besseres' für Sie! Oder wollen Sie ihre alte ethische Walze ewig weiterdrehen? So wie ein Leierkastenmann im Hinterhof zum Spaß der Kinder? Hahaha. – Nicht böse werden! Ich meine es gut mit Ihnen. Und vielleicht ist es kein Zufall, daß wir uns hier in den Lüften getroffen haben. Ich bin nämlich von den USA nach Europa geflogen, um hier den Untergang dieses von lauter antiquierten Ideen verlausten Kontinents zu filmen. Aber auf dem Flug über den Atlantik gab ich die Idee auf. Wissen Sie, was ich jetzt kurbeln will? Den Raumsatelliten, den die Nationale Akademie der Wissenschaft in die Ionosphäre hinaufschießen wird. – Ich habe mir schon kontraktlich alle Rechte gesichert. 250 Meilen in die Höhe! In 90 Minuten wird das Ding um die Erde kreisen. – Was sagen Sie? Und dafür brauche ich ein Skript. Ist das nicht großartig? Als Girl für die Story nehmen wir die letzte Miß Univers. – Was sagen Sie?" Da Uhle nicht antwortete, fragte er ihn mit einmal: „Apropos: was zahlt man Ihnen denn für Ihre Rede über die Brüderlichkeit? Etwa wieder – ‚nischt'? So wie früher, wenn Sie gegen den Krieg gequasselt haben? Liebster", zog er plötzlich sein Scheckbuch, „ich biete Ihnen 5000 Dollar. The Department of Defence zahlt nämlich alles. – Na?" Da Uhle aber wie verzaubert in die weite Wolkenlandschaft hinausstarrte, stieß Schleich ihn an. „Na? – Was glotzen Sie denn aus dem Fenster? Doch nischt zu sehen! Nur ‚Wolkendreck', wie die Flieger sagen. Hier", holte er das Foto eines nackten Mädchens aus der Brieftasche, „das sehen Sie sich lieber an! Ja, und für dies Girl, da brauche ich eine Rolle. – Oder sind Sie etwa immer noch verheiratet?" Uhle wandte ihm den Rücken. „Freundchen", klopfte Schleich ihm auf die Schulter, „oder ist es wahr? Sie wollen Ihre Lebensgeschichte schreiben?"

„Woher wissen Sie das?"

„Hab's irgendwo in der Presse gelesen."

„Doch", sah ihn Uhle nun an, „es ist wahr. Ein Verleger drängt mich dazu."

„Ja –", grinste Schleich, „Memoiren! So was liebt das heutige Lesepublikum. Man sucht eben Ablenkung."

„Ablenkung? Und wovon?"

„Na, von der Hauptsache!"

„Nämlich?"

„Vom Leben!" paffte ihm Schleich den Zigarrenqualm ins Gesicht. „Von was denn sonst? Statt des Lebens, da verschlingt man lieber die ‚Memoiren' von Premierministern a.D.! Von vergreisten Feldmarschällen! Operettendivas! Verbrechern! Präsidenten! Ex-Kaisern! Poeten oder sonstigen Wich-wichtig-Machern. – Nee! Das kotzt mich an! Eh ich die Selbstverherrlichungen all dieser Nichtse filmen würde ... No! Schreiben Sie bloß keine Memoiren!"

„Ich kann mich auch nicht dazu entschließen! Nebenbei – ich traue keinem Verleger mehr. Zwei haben mir ihr Wort gebrochen."

„Ich halte mein Wort! – Na, wie ist's? Wollen Sie mir das Skript für die Ionosphäre verfassen? 5000 Dollar?"

„Nein, ich danke Ihnen, Mister Schleich. Aber – außerdem – ich bin nämlich gerade daran, meine Koffer zu packen. Nach der Rede im Hebbeltheater – da will ich fort."

„Fort? Das hielte ich für einen schweren Fehler. Das entspräche nicht den hohen Vorstellungen, die Ihre weite Gemeinde von Ihnen hat."

„Weite Geminde?" Uhle lachte auf. „Welche weite Gemeinde?"

„Aber . . . wohin wollen Sie denn, wenn man fragen darf?"

„Fort! – Genügt das? Fort . . . von der Lüge! Von der Heuchelei! Von den Kompromißlern! Fort von all den Schiebern mit der Dauerzigarre im Mund!"

„Hahaha . . . Sie sind der alte Daniel geblieben! Sehen Sie noch immer in jedem, der eine Zigarre raucht, den Belsazar? Hahaha! – 5000 Dollar! Sind wir einig?" Uhle schüttelte den Kopf. „No? Dear – der Nazismus hat Ihre

Bücher verbrannt! In den Buchläden hab ich keinen Neudruck Ihrer Werke gesehen! Und die Wiedergutmachung? In Bonn, so hörte ich, hat man Sie dafür verhöhnt, weil Sie als ein von den Nazis ausgeplünderter, ausgebürgerter Emigrant etwas zurückhaben wollten? Man schrieb: ‚Sie beanspruchten wohl gar noch die Reisekutsche des ollen Goethe aus dem Museum in Weimar?' Hahaha! Ja! Das hab ich gelesen. – Na?" fächelte er ihm den Scheck jetzt unter die Nase.

„Nein", lachte Uhle und schob den Bankzettel von sich, „ich habe andere Pläne. Und wenn . . . Goethe für eines seiner besten Werke, ‚Die Metamorphose der Pflanzen', keinen Verlag fand, selbst nicht den Cotta, so brauche ich mich nicht zu schämen, wenn ich für mein Buch ‚Die Metamorphose des Menschen' keinen Verleger finde."

„Sie quasseln! Sie quasseln! Männeken, das Interesse der Welt gehört nicht . . . der ‚Metamorphose des Menschen', sondern dem ‚kosmischen R a u m'! Ob es da oben auf dem Mond, dem Mars oder dem Taurus Menschen gibt, die z.B. nicht krank werden oder sterben müssen – das allein ist jetzt *World-Sensation!* Also schreiben Sie mir das Skript! . . . Metamorphose des Menschen? Haha! Quatsch! Und noch dazu in einer Zeit, wo die Roboter den Menschen doch völlig ausschalten! Hahaha! – Nee, Männeken! Es gäbe nur *eine* Biographie, die vielleicht ebenso interessant und sensationell sein könnte wie solch eine erste Fahrt zum Mond 'rauf."

„Welche?"

„Die Biographie unseres Phallus, das wäre noch was Interessantes auf diesem Planeten. Because that's life! Alles andere, das ist doch nur Schwindel! Selbstbeweihräucherung! – Aber dazu gehört eben Mut! Und wer hat den? Um mit H-Bomben eventuell ganze Völkerschaften auszurotten, dazu haben die Herren Regierer den Mut! Aber, um wahr gegen sich selber zu sein? No, Dear", duzte er ihn plötzlich, „schreib keine Memoiren! Reih dich nicht ein in diese trostlose Kette eitler Schafsköpfe! Lieber weit weg von dieser Erde, wo Menschen-Bestien und Idio-

ten noch nicht mal die Staatsweisheit der Termiten erreicht haben. – Schreib du über die erste Raumstation!"

„Eine große Versuchung! Alles vergessen! Alles verlassen was war? Und – in das Raumschiff hinein?"

„Bravo! Now you speak sense!" Er holte mit einmal einen Kontrakt aus der Tasche, faltete ihn geräuschvoll auf und hielt dann Uhle den Füllfederhalter hin. „Unterschreibe!" Uhle las das Dokument Paragraph für Paragraph sorgfältig durch. Dann sagte er:

„Wahrhaftig! . . . Eine große Versuchung! Es ist nämlich ein tiefer Widerwille in mir, mich beim Memoirenschreiben an das erinnern zu müssen, was war."

„Bravo! Bravo! Also unterschreibe."

„Allerdings . . . manchmal, da fällt mir das Wort Zoroasters ein, der sagte: ‚Der Geburtstag eines Menschen ist der einzig wichtige Tag, den man feiern soll.'"

„Sagte er? So ein Esel! No! Nur das Heute ist wichtig! Und das Morgen! Was gestern war – forget about it! Oder wie das Sprichwort sagt: ‚Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht um', hahaha!" Schleich zündete sich seine Zigarre neu an. Mit einmal fragte er: „Irre ich nicht, so sind Sie in Koblenz geboren?" Und dann summte er ironisch: „Nur am Rhein, da will ich leben, nur am Rhein geboren sein!" Plötzlich schlug er Uhle auf den Rücken. „Aber *wen* interessiert denn das? No! Memoiren? Und womöglich von der Geburt an? No! Ich kriege jetzt schon das Gähnen, wenn ich denke . . . ich müßte einmal all Ihre überflüssigen Kapitel lesen."

„Pardon", beugte die Stewardeß ihren mit der himmelblauen Kappe geschmückten Lockenkopf vor und hielt Uhle eine Schachtel mit amerikanischem Kaugummi hin, „– oder lieber Kaffee?" Da er für beides dankte, bestellte sich Schleich einen Wermut. Dabei zwinkerte er Uhle zu: „Diese Stewardeß? Ein Girl, was? Vorn und hinten allright! Da regt sich gleich . . . die ‚Biographie', was? Hahaha! Aber – ‚Brüderlichkeit'? No, Mister – nämlich . . . wenn Sie *das* Kunststück fertigbringen sollten, unsere Zeitgenossen zur Brüderlichkeit aufzurufen, dann verdie-

nen Sie das Großkreuz des Bundesverdienstordens! Haha . . . Aber ich sehe, wertester Herr Festredner, Sie brüten Gedanken aus! Sie wollen sich . . . ‚konzentrieren' für heut' abend! Was? Na, denn good luck! – aber . . . wie gesagt: Wenn Sie mir etwa doch das Drehbuch über die erste Raumstation schreiben wollen? Hier ist meine Berliner Adresse."

Jedoch Uhle war längst wieder so in den Anblick dieser sich dauernd verwandelnden Wolkengebilde vertieft, daß er Schleichs Adresse fallen ließ und dann nicht mehr zuhörte, wie sich der Filmmagnat weitschweifig in seinen Produktionsplänen für die Verfilmung der ersten Raumstation verlor. Das schattenlose Wolkenmeer da draußen hielt Uhle vollkommen in Bann. Eben raste das Flugzeug an steilen Wolkenwänden entlang. Gleich danach aber flog sein blauer Schatten schon wieder über die wie von Millionen Sonnensternchen überglitzerte Wolkenebene dahin. Die fast venezianisch irisierende, durchsichtige Himmelsbläue ließ ihn kaum merklich aus der Tatsachenebene hinübergleiten in die gestaltlosen Reiche seiner Phantasie. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich noch hie und da auf das Thema seiner Rede zu besinnen. Immer wieder murmelte er dabei das Wort ‚Brüderlichkeit' vor sich hin. Und indem er die Silben aussprach, kam ihm unwillkürlich das Wort ‚Unbrüderlichkeit' so groß wie von einem Flugzeug in den Himmel geschrieben vor die Augen. Genauso glaubte er es einmal während der Winterschlacht vor Verdun über den beiden Türmen der Kathedrale aus Leuchtkugeln und Feuerbahnen der Granaten brandrot in den Nachthimmel geschrieben gesehen zu haben.

‚Unbrüderlichkeit!' dies war damals 1916 für ihn überall das trübe Ereignis in jenen Feldern, wo die Menschen geschlachtet wurden. „Wo", flüsterte er erregt, „die Unbekannten Soldaten gezwungen wurden, so bestialisch ‚unbrüderlich' gegeneinander zu sein! – Aber wo es dann doch einmal geschah, daß wir im Anblick unseres ‚Christ des Tranchées', dieses aus dem Kirchlein des Dorfes Beaumont bis in die Schützengräben am ‚Toten Mann' hinun-

tergeschleppten Holzkruzifixus, der bald darauf, vom Trommelfeuer zerschossen, nur noch als Rumpf mit erhobenen Armstümpfen allen Grabenhausern im Niemandsland sichtbar war – ich sage: wo es sich dann doch in jener unvergeßlichen Mondnacht so seltsam ereignete, daß du, verschimpfierter Holzchristus, plötzlich geisterhaft lebendig wurdest. Mit deinem bleichen, unrasierten Gesicht, dessen Augen ein verbeulter, verdreckter und mit einem rostigen Stacheldrat umwundener Stahlhelm verschattete – da gingst du damals hin und her zwischen den Gräbern und fragtest bald den, bald jenen von uns schußbereiten Frontschweinen: ‚Bruder, warum verfolgst du mich?' – – Ja, dich will ich wieder aus all dem Vergessen beschwören! Dich! Deine bisher noch von keinem erfaßte neue Christuserscheinung, – sie will ich den Menschen heut abend im Hebbeltheater in ihr Gedächtnis zurückrufen. Aber nicht etwa jenen . . . Unbekannten Soldaten, den Toten, Begrabenen, denen man in allen Hauptstädten ein Denkmal geweiht hat als Symbol der Verehrung nationaler Tapferkeit, so wie unter dem Arc de Triomph mit der Heldenflamme aus Spiritus über der bronzenen Grabplatte – oder in London, in Washington und überall dort, wo man wieder, offen oder heimlich, Armeen rüstet zu neuem Gemetzel. Nein! Nur dich will ich rufen, dich, du Unbekannter Soldat! Der du *jeder* Nation angehörst! Dich, der du zwischen den Stacheldrähten mit schon brechendem Blick immer vergebens ausspähtest nach irgendeiner Hand . . . der Brüderlichkeit! Der du dann aber doch ganz allein verenden mußtest – sternenweit entfernt von helfenden Händen! Einsam verrecken – –. Ebenso allein und zerschossen wie jener Christ des Tranchées – – ebenso verlassen wie jener am Kreuz auf Golgatha, als er schrie: ‚Eli! Eli! Lama Asabthani!' . . . Ebenso gemartert und in jeder Pore blutig geschunden wie der Dulder am Kreuz, den uns Mathias Grünewald in Kolmar so grausig realistisch in seinem von Dornen blutig zerrisenen, aufgedunsenen Jammer gemalt hat. Ja, so will ich dich allen vergeßlichen Zeitgenossen wieder vor ihr Gewissen hinstellen.

Dich, den x-beliebigen Frontsoldaten, kotbespritzt, im zerfetzten und vom Grabenkrieg verschlissenen, gasgrünen Mantel . . . zwischen den huschenden Ratten! Dich, als das furchtbare Resultat all unserer . . . Unbrüderlichkeit! Möge mir der Schöpfer hierzu die rechten Worte verleihen, daß ich dich jetzt – schon wieder so unmittelbar nah vor einem dritten Weltkrieg – als das seelenaufrüttelnde Menetekel den machtgeilen, champagnertrinkenden Belsazars – hüben wie drüben – riesenhaft an die Mauer dieser entscheidenden Geschichtssekunde hinmalen kann."

Während sich Uhle dem herzergrausenden Eindruck dieses ‚Hauptes voller Blut und Wunden' hemmungslos hingab und von diesem Frevel an der Schöpferabsicht ‚Mensch' schaudernd aus dem Flugzeugfenster in das weiße Geflirre unter der einen Tragfläche hineinstarrte, da war es ihm mit einmal, als sähe er fern aus dem Horizont eine Gestalt heranschreiten. Sie kam immer näher. Bald langsam wie in mühseligem Anstieg, bald rascher, fast gewichtslos, von einem Wolkenhügel niedergleitend, so wie Skifahrer über glatte, endlose Schneefelder abfahren. Uhle wurde bei diesem Anblick von so neugierigem Schreck erfaßt, daß er Schleich plötzlich in den Arm kniff und, aus dem Fenster zeigend, erregt flüsterte:

„Kommt dort nicht ein Mensch an?"

„Wo?" kaute Schleich seine Zigarre im Mundwinkel und wiederholte dann ärgerlich, weil er in seiner Lektüre gestört war: „Wo? Etwa auf den Wolken?"

„Ja! Er kommt immer näher."

„Crazy! Wohl verrückt? – Ein Mensch? Und auf den Wolken? 2000 Meter über der Erde? Sehen Sie etwa Gespenster? No, Dear. Das ist lediglich der Schatten unseres Flugzeuges, der da unter uns über die Wolken dahinfliegt." Er rauchte weiter.

„Habe ich etwa Halluzinationen?" faßte sich Uhle an die Stirn. „Aber nein! Da geht er doch ganz deutlich auf uns zu! Immer näher . . . immer näher . . ."

„Noch einen Wermut, mein Herr?" präsentierte die blonde Stewardeß auf einem Tablettchen Schleich das

Getränk. Aber der schob es weg. Als sie es daraufhin Uhle anbot, zog Schleich sie bei ihrem Uniformärmel zurück und feixte breit:

„Stören Sie den nicht, Darling! Der träumt nämlich! Wie ein Hase träumt er mit offenen Augen! Haha . . . Der sieht dort unten auf den Wolken . . . einen Menschen spazierengehn! Haha . . . Yes, Girl, so was gibt es. In Afrika, da nennt man das . . . den Tropenkoller. Hier, in 2000 Meter Höhe, da nenn ich es den ‚Luftkoller'! Beide kicherten sich zwinkernd zu.

„Da winkt er mir!" wurde Uhle auf einmal aufgeregt, „sehen Sie nur! . . . Er winkt mir! Gestatten Sie . . .", stand er hastig auf, drängelte sich an Schleich und der Stewardeß vorbei, die beide meinten, er wäre luftkrank geworden. Als sich Uhle dann auf einem der leeren Sitze neben der Flugzeugtür wie erschöpft von seiner Wahnvorstellung niederließ und, wie es schien, zu schlafen begann, blinzelte Schleich zur Stewardeß . . .

„Vorsicht! Ist die Vorlegestange auch fest? Der kriegt's nämlich fertig, riegelt plötzlich auf – und steigt dann einfach aus der Maschine aus. Hahaha . . . Vorsicht!"

Uhle sah sich plötzlich allein in der Luft. Es dünkte ihm, als sei die Pan-American-Maschine schon weit, weit fortgeflogen. Sie wurde immer kleiner. Schließlich verschwand sie, winzig wie ein Silberfischlein, in der Unendlichkeit des Horizonts. Und dann war nur noch die unermeßliche Einsamkeit von Räumen und Träumen um ihn. Doch, seltsam, hierüber wunderte er sich nicht im geringsten. Daß er mit seinem Gewicht nicht in der Wolke versank, auch dies erschien ihm ganz natürlich. Aber daß jene Gesalt, die ihm gewinkt hatte, jetzt nur noch wenige Meter entfernt von ihm stehenblieb, – dastand und ihn anblickte, dies packte ihn so unerwartet unheimlich an, daß er fliehen wollte. Doch die Magie der Erscheinung hielt ihn in Bann. Ein gasgrüner Soldatenmantel wehte seinem Gegenüber um die Schultern. Ein alter Stahlhelm baumelte am Arm. Sein knochiges Gesicht war unrasiert. Im schattenlosen Licht des Luftraums sah es fast weiß

aus, wie eine Maske; wie jene Masken, die man Soldaten aufsetzte, deren Gesichter im Krieg zu Fleischklumpen zerschossen waren. – Er schaute Uhle noch immer an, aus Augen, die so blau waren, als hätte sich der Himmel all seine Farbe aus diesen zwei Augen geholt. Seine nackten Füße waren vom Sonnenglanz bedeckt, wie von eben gefallenem Schnee. Mit einmal streckte er die Hand aus. Und wie er dann Uhle anrührte, kam in diesen Ulan aus dem ersten Weltkriege ein Gefühl, als gäbe es für ihn hinfort nun nicht mehr Raum und Zeit und Schwere.

„Du hast mich gerufen. – Was willst du?"

Uhle vermochte nicht zu antworten. Aber in dieser traumweiten Unermeßlichkeit seiner Einbildung, so allein mit dieser Mittagserscheinung, begann er mit einmal zu zittern, als hätte er Schüttelfrost. Die Tatsache, daß er hier zwischen Erde und Himmel ‚seinem' Unbekannten Soldaten gegenüber war, erschütterte ihn. Ja, in diesem nackten Strahl einer durch nichts gehemmten Sonnenenergie stand er ganz neu und furchtbar vor ihm da. Nicht mehr als der ‚Christ des Tranchées', sondern als der in noch nie erlebtem Mut bis in die letzte Erkenntnis seiner Geistmöglichkeit über allen Glauben und Aberglauben der Zeiten, über Gut und Böse hoch hinausgewachsene Schöpfer-Mensch.

Indem Uhle ihn begeistert und fassungslos anstaunte, ward er sich aber, gemessen an solcher Vollendung, mit einmal seiner eigenen Unzulänglichkeit so weh bewußt, daß er ächzte. Die Finger in die Schläfen krallend, stöhnte er wie zerbrochen in seinem Selbstgefühl.

„Vielleicht hat Schleich recht? Ich bin wahnsinnig geworden? Bricht in mir der Irrsinn aus?"

„Du hast mich gerufen?" wiederholte nun der von lauter Helle fast Umrißlose mit einer Stimme, die Uhle nur zu gut bekannt war. Sein ganzes Leben hindurch hatte er sie ja bald leise, bald laut, bald flehend, bald strafend in sich selber als die Stimme seines Gewissens gehört. „Was willst du?" schaute der andere jetzt Uhle mit einem Ausdruck an, so wie wir uns wohl aus der Religionsstunde her

das Gesicht des Engels beim Jüngsten Gericht vorzustellen gewohnt sind. Uhle wollte antworten, aber er vermochte nur zu stottern und konnte keine bestimmten Worte formen. Da sagte sein Gegenüber: „Folge mir!"

Ohne jede weitere Überlegung schritt Uhle hinter ihm einher. Endlos wurde dieser Weg. Die Sonne brannte aus dem Zenit. Seine Sohlen waren ihm schon so heiß, als duchquere er Wüstensand. Bei einem phantastisch gezacktekn Wolkenberge blieb der Unbekannte mit einmal vor ihm stehen und sah Uhle unausweichbar durchdringend an: „Wir kennen uns. Ich bin dir oft begegnet. Erinnerst du's? Zuerst, als du noch ein Kind warst. Dann im Kadettenkorps. Auch in deiner Kasernenbude. Später vor Verdun. Und dann im Lager von Libourne an der Dordogne in Frankreich suchte ich dich auf. Weiß du's noch? Immer kam ich zu dir. Auf deiner langen Flucht vor der Gestapo durch die Pyrenäen. Immer war ich bei dir. An der ganzen spanischen Küste entlang bis hinunter nach Malaga – immer war ich bei dir. Weiß du's noch? Auch in Manhattan riefst du mich in der Not deiner Emigration. Immer war ich für dich da. – Also antworte jetzt! Warum hast du mich vorhin gerufen? Verstand ich recht, so willst du mich heute abend im Hebbeltheater beschwören?" Hier verzog er seinen Mund zu einem gütigen Lächeln. Darauf sagte er zum dritten Mal: „. . . Warum hat du mich gerufen? Was willst du?"

„Dich!" brach da Uhle vor ihm in die Knie, umschlang ihn . . . und schwieg dann in dem großen Schweigen rundum so lange, bis es ihm in den Ohren zu sausen begann. Dann flüsterte er: „Dich will ich!"

„Ist das wahr? Willst du nicht dich? Willst du nicht dein persönliches Selbst? Deine Ich-Lust? Willst du nicht – dich?"

„Nein. Dich", wiederholte Uhle immer wieder. „Nur dich!"

„Mich? Und weißt du überhaupt . . . wer ich bin?"

„Ich weiß es."

„Du weißt es?" wurde da das bärtige Gesicht sehr ernst.

„Nämlich – wüßtest du es, warum bist du dann so viele Irrwege gegangen?"

In der Stille, die dieser Frage folgte, hörte Uhle ganz leise die Worte . . .

„Oder hast du mich gerufen, weil du es endlich erfahren willst – wer ich bin? Aber hast du auch die Kraft dazu? Wenn nicht – so kannst du noch umkehren . . . und in dein Flugzeug zurück. Dann magst du weiter hier und dort . . . Reden halten. Aber mich erreichst du auf solche Weise nicht. – Ich frage dich nochmals: Hast du Mut?" Seine Miene wurde hart wie gemeißelt aus Basalt. Er glich jetzt einem jener ägyptischen Priester, die Moses in ihre Geheimlehre eingeweiht hatten, ja, wie solch ein Hoherpriester sah er aus, der seinen Adepten in die langen, finsteren, unter dem Tempel von Theben befindlichen Gänge vorschickt, damit er dort die Gefahr aller Versuchungen kennenlernen soll, – um ihnen entweder zu erliegen oder sie zu bestehen; um dann, wieder an das Licht zurückgekehrt, reif geworden zu sein für einen Auftrag der Gottheit. Nochmals fragte er: „Hast du Mut? Willst du das Entsetzlichste sehen, ehe du das Herrlichste schauen darfst?" Es entstand eine nicht endenwollende Pause. Uhle, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, fragte bebend:

„Was ist das Entsetzlichste, das zu sehen ich Mut haben soll, ehe ich das Herrlichste schauen darf? Was ist dieses Entsetzlichste?" Da erwiderte der andere unbegreiflich einfach:

„Dein Leben . . ."

„Mein Leben?" Uhle blieb vor Verwunderung der Mund offen. Danach antwortete er wie zu seiner eigenen Beschwichtigung: „Nun, ich habe mein Leben weder gewollt, noch es erschaffen."

„Und warum nicht?" wurde da die Stimme des Unbekannten plötzlich grollend wie Donner.

„Warum nicht", flüsterte Uhle die zwei Worte, fast wie ein bei irgendeiner Schuld ertapptes Kind. „Wie hätte ich mich selbst erschaffen können? Waren nicht Vater und

Mutter da? Erzieher, Pastoren und Vorgesetzte da? War nicht die Versuchung da? Also bitte erspare es mir, durch diese Höllen der Vergangenheit zurückwandern zu müssen. Nein! Nein! Ich mag mein Leben nicht noch einmal durchleben . . . Nein! Lieber tot sein als das!"

„Du hast mich gerufen. Hier bin ich. – Soll ich wieder fort?" Er machte Anstalt zu gehen.

„Bleibe!" hielt ihn da Uhle fest. „Nämlich . . . ehe ich dir weiter folge und den Mut aufbringe, das Entsetzlichste zu schauen, da sage mir erst: Was ist das Herrlichste, was ich danach schauen werden?"

„Das Leben."

„*Das* Leben", stammelte Uhle, „das Herrlichste?" Seine Augen wurden mit einmal farbig wie Seifenblasen, goldgrün und blau spiegelte sich alles Licht in seiner Iris. Auf einmal straffte er sich und sagte dann in einem Entschluß, der jede Feigheit ausschloß, fest und klar: „Ich folge dir!"

Kaum hatte Uhle diese drei Worte heraus, so zerfloß die Gestalt vor ihm in den silbrigen Wellen des Lichts. Und ehe er dies Unbegreifliche verstehen konnte, merkte er, wie er in die undurchdringlich nassen Nebelschichten unter sich erst langsam, dann immer schneller zu versinken begann. Wie in einem Lift, dessen Seil durchschnitten ist, so ging es nun unaufhaltsam in die Tiefe. Und ähnlich einem Ertrinkenden, der in den letzten Augenblicken noch einmal sein ganzes Leben in rasender Schnelle erlebt, so begann auch vor Uhle plötzlich unvermittelt die Erinnerungswelt ihre gläsernen Tore weit, unheimlich aufzutun. Mit einmal sah er sich wieder von lauter schwefelgelben Kreisen merkwürdig umkreist. Er wallte auf und nieder in ihnen, so wie er es einmal als fünfjähriger Junge in Berlin erlebt hatte, als er mucksmäuschenstill, um seine Geschwister, die mit ihm im gleichen Zimmer schliefen, nicht zu stören, ganz früh morgens in seinem Kinderbett halb wach liegend, jene eigenartigen, schwefelgelben Kreise zum ersten Mal um sich herum hatte kreisen sehen. Wie

ein Stein, der, ins Wasser geworfen, Kreise zieht – einer immer größer als der andere –, so hatten diese gelben Kreise damals die unerforschten Räume seines kindlichen Bewußtseins derart rätselhaft erfüllt, daß er, wie er so federleicht in ihnen auf und nieder schwebte, sich plötzlich in solcher Verlassenheit fühlte, ohne jede Verbindung zu Eltern und Geschwistern, daß er plötzlich einen Angstschrei ausgestoßen hatte. Die vierzigjährige tschechische Gouvernante war daraufhin aus ihrem Bett gesprungen und zu ihm gekommen. In ihrem langen, blauen Nachthemd beugte sie sich mit ihrem verrunzelten, gelben Gesicht, um das zwei graue Zöpfchen schlenkerten, zu ihm und flüsterte . . .

„Bist du verrückt? Dein Kopfkissen ist ganz naß? Warum heulst du denn? Du weckst ja die Eltern nebenan. Was ist denn los?" Und dann hatte er, dessen erinnerte er sich jetzt genau, sein Fräulein aus Prag mit tränengebadetem Gesicht gefragt:

„Fräulein – warum bin ich geboren?" Ihre Antwort war eine Ohrfeige. Ja – diese schwefelgelben Kreise, die sah er jetzt wieder überall um sich her. Sie bewegten sich, wie wehende Nebel, auf und nieder, wie Linien und Farben aus anderen Dimensionen. Sinnlos in ihrer Sinnlosigkeit warfen sie wiederum die Frage auf:

„Warum bist du geboren? Warum mußtest du in dem Haus an der Schiffsbrücke in Koblenz das Licht dieser rätselhaften Welt erblicken? Warum brachte dich deine Tante Emma, da du doch schon ganz blau und von der Nabelschnur fast erwürgt, bereits für tot erklärt warst, mit ihrem Zugriff wieder ins Leben und wickelte dich in einen roten Wollschall ein, dich zu erwärmen? . . . Warum diese mühsame Anstrengung? – Sonst wärst du ja nie gewesen."

Auf einmal sah er sich, ohne jeden Übergang in der Wiege liegen. Die Mutter brachte einen fremden Mann an. Der beugte sich bis zu seinem Gesichtchen nieder und kitzelte es mit dem Schnurrbart. „Das ist dein Vater", lachte die Mutter, „sag ‚Papa' zu ihm!" Doch kaum hatte er

sich von seinem Verwundern gefaßt, da kamen schon andere Erinnerungen. Er sah, wenn die Eltern abends ausgegangen waren, die Burschen und Dienstmädchen als Schwarzer Mann und Weiße Frau verkleidet in das Kinderzimmer schleichen, um ihn und die Geschwister zu erschrecken. Wie Gespenster zogen sie vorbei. Aber diese Angst vor dem Schwarzen Mann, die sie der Kinderseele beigebracht hatten, sie war plötzlich wieder da und hetzte ihn im Labyrinth der Vergangenheit herum. – Uhle versuchte, diesem Erinnern mit Gewalt Halt zu gebieten. Aber es kam nur noch mächtiger an.

Und wie man im Traum manchmal merkt, daß man träumt, so war es auch ihm nun in diesen nebligen Zwischensphären seiner Vergangenheit mit einmal glasklar, daß er träumte. Wohl zuckte für Sekunden hie und da noch ein Erinnern aus der Tatsachenwelt in ihm auf, zum Beispiel, daß er in Berlin eine Rede halten sollte. – Aber schon gleich danach wurde dieser Gedanke an die Wirklichkeit wieder weggeweht von den immer neu heranwogenden Kreisen seines eigenen, längst vergessenen, persönlich erlebten Seins. Uhle blieb stehn und flüsterte:

„Werde ich wirklich mein ganzes Leben noch einmal sehen?"

„Nichts ging verloren –."

„Nichts? Das allerdings . . . ist das ‚Entsetzlichste'. Wurde denn alles aufbewahrt, wie auf Schallplatten?"

„Du wußtest es – und weißt es: ‚Am Jüngsten Tage werdet ihr Rechenschaft ablegen müssen von euren Taten und von jedem unnützen Wort, das ihr geredet habt.'"

„Und wann – ist dieser . . . Jüngste Tag?"

„Jetzt."

„Ich kann es nicht glauben. Ich werde also alle Irrtümer noch einmal erleben?"

„Sie sind im Raum –."

„Und gibt es kein Mittel, sie zu vernichten?"

„Doch. Es gibt ein Mittel . . ."

„Welches?"

„Die Erkenntnis vernichtet am Ende allen Irrtum."

„Ist das – die Hoffnung?"

„Das ist die Hoffnung."

„Die Erkenntnis ist demnach – Gott?"

„Einen anderen Gott wirst du nicht finden." Uhle schauderte zurück.

„Willst du mir den Glauben an Gott . . . nehmen?"

Da der andere schwieg, ging ihm Uhle langsam nach, Schritt für Schritt hinein in diese raum- und zeitlosen Kreise, in denen auch über ihn Gericht stattfinden sollte.

„Die Schöpfung", so hörte er wieder den Unbekannten, „ist voll guter und böser Kräfte."

„Was heißt ‚gut'? Was heißt ‚böse'?"

„Gut heiße ich den Mut . . . zur Erkenntnis. Zur Selbsterkenntnis. Böse heiße ich die Feigheit . . . vor der Erkenntnis! Vor der Selbsterkenntnis."

Uhle sann lange nach. So lange, bis sein Wegführer dies Sinnen unterbrach.

„Als die Schlange im Paradiese der Eva vom Baum der Erkenntnis jenen Apfel zu kosten gab und ihr versicherte, sie würde nach seinem Genuß allwissend sein . . . wie Gott –"

„Diese Schlange", lächelte Uhle, „war doch nur die Erfindung erster Priester, die das Gott-Geheimnis für sich selber und ihre Kaste bewahren wollten."

„Inzwischen aber sind Jahrtausende vergangen. Alles, was der Mensch heute darstellt auf diesem Planeten, was er jetzt weiß, dies wurde er allein durch den Mut . . . zur Erkenntnis. Alles, was er nicht geworden, was er noch nicht weiß, das verdankt er seiner Feigheit . . . vor der Erkenntnis."

„Aber es gibt doch die Gnade! Du leugnest doch nicht etwa . . . den Gott, an den die Menschheit glaubt?"

Wieder nach einer schier nicht endenwollenden Pause war der Wolkensoldat auf einmal neben ihm, wie ein Wanderer auf staubiger Straße, und redete schlicht zu ihm:

„Als sich ein Pasteur, Ehrlich, Curie oder die anderen großen Wissenschaftler und Forscher in das unentdeckte,

von Fieberdünsten erfüllte Dschungel der Krankheits-Epidemien wagten, die seit Jahrtausenden Generationen von Menschen hinweggerafft hatten, führte sie kein anderer als der Mut zum Glauben . . . an die Erkenntnis. Mit ihm bewehrt, arbeiteten sie Tag und Nacht, bis sie schließlich in ihren Labors zur Erkenntnis vordrangen. – Und die Erkenntnis gab ihnen die Mittel zur Überwindung der zerstörenden Bazillen. Ein Beispiel: Als der Doktor Semmelweis in den Krankenhäusern der Entbindungsanstalten nach langem Forschen und unablässigem Bemühen schließlich bis zu der so einfachen Erkenntnis vordrang, daß die Ärzte seit Jahrhunderten immer aus den Seziersälen, mit dem Leichengift noch an den Fingern, in die Muttersäle kamen, um dort Bett für Bett die schwangeren, zur Geburt bereiten Frauen zu untersuchen, da führte ihn seine Erkenntnis zu der epochemachenden Forderung, daß sich die Ärzte vor der Untersuchung ihre Hände mit Lysol desinfizieren müßten. Um diese einfache Selbstverständlichkeit zu entdecken, hatte er vorher Gebirge von Vorurteilen zu überwinden. Er mußte mit der Dummheit, Trägheit und Eitelkeit seiner Kollegen alltäglich einen schnöden Kampf bestehen. Zerbrochen davon in allen Gehirnnerven, endete er selber zwar in den Korridoren eines Irrenhauses, aber durch seine Erkenntnis wurden und werden seither unzählbare Mütter vom Tode durch Leichenvergiftung gerettet. – Warum schweigst du? Auch die geistige Luft, die wir atmen, ist voller Bazillen. Allein der Mut zur Erkenntnis wird auch in der geistigen Sphäre zur Vernichtung der Leichengifte führen. Aber solange die Menschen mit dem Leichengift aus den Totenhallen der Jahrtausende an der Seele . . . in die Muttersäle neuer Gedanken kommen, solange werden unsere neuen Gedanken immer weiter sterben. Darum gehe tapfer, wie der Doktor Semmelweis, im Namen der Erkenntnis hinein in die Räume des Geistes! Erkenne in der Vergangenheit das Leichengift an allen Gedanken, und du wirst in den Bazillen der Unsauberkeit die Ursache des Sterbens so millionenfacher Embryone oder der Fehlgeburten des Geistes entdecken."

„Und wird mich diese Erkenntnis dann etwa auch am Ende bis in die Korridore von Irrenhäusern führen? Denn das Leichengift lang verwester Gedanken haftet doch . . . an jedem neuen Gedanken! Antworte mir."

Nach einem atemlosen Schweigen zwischen beiden brach auf einmal von überallher solch ein Hohngelächter los, solch gespenstiger Lärm, als ob die wilde Jagd über Schornsteine hetzt und ein Sturm in Kaminen rumort. Uhle ergrauste und wußte dann nicht, wie er diesem Orkan von Hohn- und Wutgelächter noch standhalten konnte.

„Gehe weiter!" raffte ihn da die Stimme des anderen zusammen. „Gehe weiter! Und du wirst auf diesem Wege in das Sinnen-Dschungel der Vergangenheit und Zukunft die Bazillen der Unzucht, der Unsauberkeit, der Ichgier als die wahre Ursache all der Epidemien von Massenmord, Grausamkeit, Verrat, Ehebruch, Krieg, Plünderung und Geistestod bis in dich selber hinein entdecken."

„Furchtbar", keuchte Uhle. Nachdem er sich dann wieder gefaßt hatte, fragte er leise: „Und wer brachte dich zu solch entsetzlicher Erkenntnis?"

„Mich?" verharrte der andere eine Weile in stillem Gebet. Dann hob er den Kopf und sah Uhle wie mit durchdringenden Strahlen im Blick an. „Heißt es nicht schon bei Jakobus vor 2000 Jahren: ‚Woher kommt Streit und Krieg unter euch? Kommt es nicht daher, aus eueren Wollüsten, die da streiten in eueren Gliedern? Ihr seid begierig und erlanget es damit nicht; ihr hasset und neidet und gewinnet damit nichts; ihr streitet und krieget; ihr Ehebrecher und Ehebrecherinnen, wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein.'"

Nachdem er Uhle mit diesen Worten scheinbar eines der Grundgeheimnisse vom inneren Aufbau des Atoms ‚Böse' zu enthüllen versucht hatte, wurde seine Miene mit einmal seltsam hart. Danach ging er, so als habe er das Endgültige seiner letzten Erkenntnis ausgesprochen,

durch die in Uhles Hirn aus allen Ritzen und Falten aufdampfenden Zweifel und Schrecken unbekümmert, weiter.

„Aus unseren Wollüsten – entstehen Streit und Krieg unter den Völkern?" Uhle starrte ihm nach. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn und murmelte. . . „Dann bin also auch ich mitschuldig am Streit und Krieg unter den Völkern!"

Indem er dann weiter vorwärts schritt, dachte er daran, wie er den ersten Toten vom Fenster seines Kinderzimmers aus in der Gitschiner Straße in Berlin unten im Kanal durch die Wassertiefe in nixengrüner Farbe erblickt hatte. Diese erste Leiche hatte ihm unauslöschlichen Eindruck gemacht. Die Schutzmänner kamen angerannt und warfen einen Rettungsring. Dann riß sich einer von ihnen den Rock ab, sprang hinein und holte den Ertrunkenen ans Ufer. Alle Wiederbelebungsversuche blieben vergeblich. Das Bild dieser Erinnerung war so lebhaft, daß Uhle stehenblieb. Da sah er sich an der Hand seiner Mutter. Sie führte ihn über den Bell-Alliance-Platz zum ersten Mal zur Schule. In der Friedrichstraße teerten Arbeiter aus großen Kesseln ein Stück Asphalt. Das Zittern der Luft über den heißen Kesseln, das ihn damals so verwundert hatte, war wieder da. Er spürte die Hitze und roch sogar den Teergeruch. Aber dann war er in der Kochstraße angelangt. Dort lieferte ihn die Mutter beim Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums ab. Und hier sah er sich nun mit anderen Nonanern im Klassenzimmer an einem kleinen Pult sitzen. Auf die große Schiefertafel schrieb der Lehrer den Anfang des Psalms: ‚Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Hergott, zu dir!' Bei den Worten ‚Hirsch' und ‚frisches Wasser' schweiften seine Gedanken wieder wie damals zum Schwarzwald hin, zur Heimat seiner Großeltern. Doch dann kam ihm jener eklige Schmalzgeruch in die Nase von den Stullen, die seine Klassenkameraden in den Schulranzen mitgebracht hatten. – Aber was war das? Hoch in den Lüften . . . ein grüner Papierdrachen? So hoch, daß die Schnur, die ein Mann von einem Stück Holz immer mehr abwickelte,

oben nicht mehr zu erkennen war. Und dort stand auch er, sechs Jahre alt, mit einem Bruder und einer Schwester neben dem Fräulein auf dem öden, weiten Tempelhofer Feld im dürren Gras und stierte sich schier die Augen aus vor Sehnsucht nach dem Drachen über sich in der Höhe. Mit leisem Sausen summte der Herbstwind melancholisch um ein paar reizende rote Blümchen. Wie er sie abpflükken wollte, klapste ihm das Fräulein auf die Finger. „Nicht anrühren! Das sind Pipi-Blumen. Wer die anfaßt, wird ein Bettnässer." Gleich danach kam aus der Richtung der Paradepappel ein Gendarm, immer riesenhafter werdend, so gewaltig angaloppiert, daß der trockene, staubige Exerzierboden von den Pferdehufen dumpf dröhnte. „Mal alle weg da!" brüllte der Polizist. „Weg da! Das Feld frei! Gleich kommt die Gardeartillerie zum Exerzieren!„ und wieder erlebte es Uhle, wie verdattert er damals das Wachtmeistergeschnauze nicht hatte in Einklang bringen können mit der Windmusik in den Gräsern und dem tanzenden, lustigen Wedeln des langen Papierschweifes am Drachen dort oben im Oktoberhimmel. Aber die Frage, woher der Wachtmeister sich eigentlich das Recht nahm zu seinem furchterweckenden Befehlsgebell, die kam erst jetzt mit der Antwort auf Uhles Lippen . . . „Die ganze Macht des nach drei Kriegen siegreichen deutschen Kaiserreichs stand eben damals hinter dem Gendarmen. Und diese Macht, unkontrolliert, Subalternen gegeben, wurde sie dann nicht auch mit zur Ursache von Streit und Krieg unter den Völkern?"

Er versuchte, sich die Bürde seines eigenen Versagens in dieser Sphäre des Erinnerns jetzt dadurch zu erleichtern, daß er sich vorstellte, was er nun erleben würde, sei nichts anderes, als was er früher auf seinem buntbemalten Kindertheater sich selber erdacht hatte, wenn er an Festtagen im Elternhaus auf Ferien zwischen zwei Türpfosten auf einem Tisch mit Pappepuppen Theater gespielt hatte. Eine Petroleumlampe hinter den Kulissen stellte damals die Sonne dar oder den Mond oder auch, wenn ein Gewitter nötig war, rief sie durch schnelles Hoch- und Niedrig-

schrauben des Dochtes den Eindruck von Blitzen hervor. Ja, auf solche Weise bildete er sich nun gewaltsam ein, er befände sich auch hier im Dunkel der Vergangenheit als Zuschauer vor irgendeiner kleinen Weltenbühne und erlebte es, wie, von unbekannten Händen am Draht geleitet, die Personen um ihn her auftraten und agierten.

Mit einmal sah er sich als Kadett in einem Kupee dritter Klasse in der Bahnhofshalle von Offenburg. Ein Kellner lief an den Waggons des langen Zuges vorbei und bot frische Weintrauben auf Papptellern an. Uhle kaufte sich für zehn Pfenning solch eine duftende, in jeder Beere von goldenem Saft pralle Traube. Er schmeckte die Süße wieder auf der Zunge. Nach einer überanstrengenden Nachtreise aus dem Kadettenkorps, von Holstein hinunter bis hierher nach Süddeutschland, kam ihm diese Weintraube wie ein Geschenk aus dem Märchenlande vor. Der badische Dialekt der Mitreisenden, die beginnende Berglandschaft draußen mit ihren bewaldeten Höhen und Fernsichten, die vom Norden so verschiedene Bauart von Häusern und Kirchen in Städten und Dörfern, es gab ihm das Gefühl eines aus der Gefangenschaft in die Freiheit Entkommenen. Als sich die Eisenbahn dann gar immer mehr Freiburg näherte, ja, da hatte er sich weit aus dem Fenster gebeugt, um den roten Münsterturm so früh wie möglich in der Landschaft zu entdecken. Doch da kam erst, etwa eine Viertelstunde früher, ein Turm, der in der Bauart dem Münster zwar glich, aber viel kleiner und unbedeutender war. Doch dann – endlich! da erschien dieser aus Sandstein bis in die oberste Spitze so zierlich durchsichtig gearbeitete gotische Turm mit der Patina noch aus dem Mittelalter, hoch aufgereckt über den Giebeln und Dächern.

Und jetzt stieg der Kadett aus. Die Tanten empfingen ihn. Jeder kannte diese älteren Damen, selbst die Gepäckträger. Denn die Villa der Großeltern auf dem Hügel mitten in der Stadt war allbekannt. Hatten doch die Großeltern in dieser Villa zum ersten Mal in Freiburg ein Theater eingerichtet, und zwar als Privatbühne, auf der seine

Mutter, sein Onkel und seine Tanten mit Mitgliedern der badischen Gesellschaft, Universitätsprofessoren, Künstlern und Offizieren der Garnison die ‚Jungfrau von Orleans', ‚Emilia Galotti', ‚Iphigenie' und andere Klassiker gespielt hatten. Ja, da sah er sich nun wieder durch die Straßen an der bei Hochwasser so reißenden Dreisach entlanggehen, über die Brücken hinweg – in die Herbstferien hinein. In dieser Stadt hatte er die allzu kurzen schönsten Kindheitswochen, ehe er ins Kadettenkorps kam, erlebt. Hier wanderte er in einem blütenweißen Russenkittel, dessen Kragen, Saum und Aufschläge aus einer knallroten mit blauen Tieren bestickten Borte bestand, zwischen den Tanten über den Münsterplatz, am Palais des Erzbischofs vorbei, hier trat er zum ersten Mal in die hohe, kühle Dämmerung des Münsters ein und kniete neben den Tanten nieder vor dem von vielen flackernden Kerzen so heilig still und golden umstrahlten Altar, von dem eine Madonna mit holdem Lächeln zu ihm niederblickte.

In solchem Erinnern wurde Uhles Ausdruck leuchtend, wie wieder innerlichst erwärmt und entzündet von einer Seligkeit, die damals mit den silberhellen Stimmen eines im Pianissimo von der Orgel begleiteten Knabenchors oben auf der Empore in ihm die erste Ahnung von einem besseren, frömmeren, freieren Leben weckte.

„Bleib stehen!" rief die Stimme des Unbekannten. Und jetzt sah Uhle ihn nicht wie bisher nur schemenhaft, sondern fest umrissen. Auch fühlte Uhle mit einmal wieder Boden unter den Füßen. Erstaunt sah er mit an, wie sich die ihm vorher willkürlich erschienenen Nebelbilder nun zu einer klar erkennbaren Form verdichteten. Da standen lauter Riesentannen. Der Unbekannte, halb über ein Hekkenrosengestrüpp hinausragend, winkte Uhle, ihm zu folgen. Beide kamen in eine Waldlichtung. In leichtem Abendwind bewegte sich dort hohes Zittergras. Dazu läuteten überall große Glockenblumen mit ihren blauen Wunderblüten. Uhle horchte erschüttert dieser ihm so wohlvertrauten Melodie aus der Heimat seiner Mutter.

„Wo bin ich hier?“ blickte sich Uhle erstaunt nach allen Seiten um. „Es duftet nach Kräutern wie im Sternenwald, so herb! Dort wächst ja auch der Storchschnabel. Seine rosa Blüten sind vom Tau glitzernd. Und hier! . . . ist das nicht die Ottilienquelle? Wie sanft sie murmelt und plätschert. . .“

„Hier“, so sagte der Unbekannte, „bin ich dir zum ersten Mal begegnet. Weißt du's noch? In der Abenddämmerung trat, gegenüber aus dem Walddunkel, ein Reh in die Lichtung hinaus und begann zu äsen.“

„Dort steht es wieder! Sein Fell leuchtet so märchenhaft braunrot!“

„Es entzückte dich schon damals, als du, ein kleiner Kadett, in den Uniformrock eingeknöpft, mit deinen großen Augen den Libellen und Käfern zusahst, die bei jedem Schritt des Rehs aus den Wiesenblumen aufschwirrten. Schau, so wie dieses Reh aus der Tannenfinsternis hier in die Lichtung hinaustrat und jetzt, immer die Ohren spitzend, auf Geräusche einer ihm etwa drohenden Gefahr horchend, sich in den Gräsern Nahrung sucht und nun, langsam durch das Wiesenschaumkraut und die gelben und weißen Margeriten streifend, auf der anderen Site der Lichtung wieder in den schwarzen Schatten der Tannen geheimnisvoll verschwindet, so führt auch das Schicksal den Menschen aus dem Dunkel über eine Lichtung dahin . . . und dann wieder in das Dunkel zurück.“

„Ja, das sagtest du“, nickte Uhle, „ich erinnere mich.“

„Und hier! Bei diesem Baum, aus dessen von silbrigen Flechten überzogener Rinde das würzige Harz so goldgelb und bernsteinklar niedertropft, hier sagte ich dir: ‚Schau! Dies ist die viele hundert Jahre alte Schwarzwaldtanne, unter deren riesigen Ästen jener Holzfäller, den ein Dichter in einem seiner Märchen beschreibt, an den Teufel sein Herz verkauft hat, jener Holzfäller, der daraufhin so unermeßlich reich wurde, der die Stämme dieser Waldriesen gefühllos abhauen ließ, um sie dann den Rhein hinunter bis nach Holland zu flößen, wo er sie für harte Goldgulden verkaufte.‘ Du warst damals neun Jahre alt.

Und heute . . . Dein Haar ist inzwischen so silbrig grün geworden wie die Flechten auf der Borke dieser Tanne. Aber nun soll es sich erweisen, wer sein Herz, wie jener Holzfäller, dem Bösen verkauft hat."

„Wie wird sich dies erweisen?"

"Indem du weitergehst."

„Und wohin? . . . Wohin?"

„Mir nach."

Doch ehe ihm Uhle folgte, legte er sich, von dieser Waldluft mit ihren Sonnenlichtern überall und dem Duft der Moose und Stämme wie verzaubert, eine besondere Rubrik an, um nun auch jene Augenblicke seines Lebens zu vermerken, in denen er nichts fühlte vom Bösen, damit er dann am Ende des Weges Belege dafür habe, daß dieses Leben wohl das ‚Entsetzlichste', aber auch – wie es ihm der Unbekannte gesagt hatte – das ‚Herrlichste' ist. Nachdem dann dieses Gespräch an der Ottilienquelle von Uhle mit Rotstift vermerkt war, drehte er sich plötzlich um . . .

„Ich höre Pferdegetrappel!" Er spähte durch die Tannen auf eine Straße hinunter, die in Serpentinen durch den Wald heraufführte. „Dort kommen zwei Männer in einem Jagdwagen!"

„Bleibe bei mir!"

„Man hört sie deutlich miteinander sprechen. – Der eine erzählt gerade, daß er den Krieg 1870/71 gegen Frankreich mitgemacht habe. Der andere neben ihm, in dem bis zum Kragen zugeknöpften schwarzen Rock, der schimpft laut über die Sozialdemokratie und den Protestantismus!" Indem Uhle horchte, flüsterte er zum Unbekannten: „Siehst du: dies hat mir immer an der Seele genagt, daß es Kriege gab und Religionsstreit, und zwar schon jahrhundertelang, ehe ich geboren. Man ist also in ‚Streit und Krieg' hineingeboren, lieber Jakobus! Hineingeboren in die Wollüste, in Haß und Neid!"

„Bleibe dicht bei mir! Es würde dich sonst alles, was du nun wieder sehen und erleben wirst, unweigerlich in Trübsinn, wenn nicht gar in Wahnsinn treiben."

„Wahnsinn?“ Uhle erschauerte. Dann fragte er wieder wie schon vorhin: „Ja, werde ich denn wirklich alle Ereignisse meines Daseins noch einmal sehen und erleben müssen?“

„Alle.“

„Allle?“ Nach einem, seine Brust fast erstickenden Schweigen sagte er, wie zu seiner eigenen Beruhigung: „Aber diese Ereignisse sind ja doch lange, lange vergangen.“

„Nicht in dir.“

„Nicht in mir? Aber die Personen, die ich, indem ich dir folgte, vorhin in den Nebeln sah oder die ich jetzt sehen werde, die sind doch längst tot!“

„Sie leben in dir.“

„Weshalb erweckst du sie dann in meinem Erinnern? Laß sie doch vergehen mit meinem Vergessen!“

„Nichts vergeht.“

„Ja, das eben schleppe ich wie Eisenketten mit mir. Die Gedanken, die man in sich bewegt, sie wurden von der Antike an bis heute schon vor einem gedacht. Die Bücher, die man studiert, was enthalten sie? Die Gedanken von toten Autoren. – Die einen ins Leben setzten, die Eltern, längst tot! Auf ihren Gräbern wuchert das Unkraut. Also laß es doch ruhen in mir, was sich erinnern will. Außerdem, wie wäre es möglich, in Augenblicken *das* wieder zu erleben, was sich doch in vielen Jahrzehnten zugetragen hat.“

„Heißt es nicht: ‚Tausend Jahre sind wie ein Tag oder die Nachwache, die gestern vergangen ist‘?“

„In welcher Dimension sind wir eigentlich hier angelangt? In der vierten? Oder in der sechsten?“

„In der Dimension deiner eigenen Substanz.“

„Ich komme mir vor wie in einem Labyrinth, in dem der Minotaurus mich hetzt!“

„Sieh zu, daß du den Ausweg findest. Behalte Mut. Der Weg, den du vor dir hast, ist ebenso rätselhaft, beschwerlich und lang wie der Weg des Lebenssaftes. . . in dieser Tanne. Aus Samen und Wurzelfasern ging er hinauf durch

die Nacht der Würmererde, kämpfte sich hoch bis zum Licht! Bis hinauf in die hohen Wipfel dort oben. Darum behalte Mut wie diese Tanne. Wohl dem, der sich wie sie seine Substanz in all den Gefahren der Witterung, Fäulnis oder der Borkenkäfer so goldklar erhalten hat."

„Und doch ist hier mit roter Ölfarbe ein Zeichen auf den Stamm gemalt worden. Der Förster hat ihn zum Abschlagen bestimmt."

„Aber das Licht! Hat es diese Tanne nicht herrlich erlebt? Hat sie sich nicht erfüllt und vollendet?"

„Um dann mit der Axt abgehauen zu werden? Und mit der Säge zersägt—" Uhle sah den Unbekannten schmerzlich fragend an. Aber der schwieg. Dann schritt er hinter dem Reh einher, tiefer in die Waldfinsternis hinein. Hängende Zweige verdeckten ihn schließlich. Uhle, der ihm gerade folgen wollte, sah jetzt, wie der Mann in der Jägerjoppe den Kutscher des heranfahrenden Jagdwagens mit seiner Pfeife in den Rücken tippte und dann rief:

„Halte hier!"

„Das ist ja mein Onkel Anton!" trat Uhle, verblüfft vor Verwunderung, zwischen die Tannenstämme zurück und flüsterte in die Richtung des Unbekannten, den er nun nirgends mehr sah. „Der Bruder meiner Mutter, der Oberforstrat Klehe!"

„Laß es geschehen", hörte er nur noch wie aus weiter Ferne die Stimme des anderen. „Jetzt laß es geschehen! Es ist aufgerührt in dir und unaufhaltbar. Laß es geschehen. . .", wiederholte er, „das Entsetzlichste . . . und das Herrlichste!"

Der Abendwind nahm den Ton der letzten Worte mit fort. An den Stamm gelehnt, blieb dann Uhle in dieser rätselvollen Dimension seiner eigenen Substanz allein.

Nachdem der Kutscher die beiden Braunen zum Stehen gebracht hatte, half der Oberforstrat dem Pater Theophil, einem beleibten Geistlichen, aus dem hochrädrigen, gefederten Jagdwagen heraus. Hängte sich darauf die Doppelflinte um die Schulter, pfiff seinen drei Dackeln und zwei langhaarigen Jagdhunden, die bereits einem Hasen

durch das hohe Gras nachgehetzt waren, und befahl dann dem Kutscher:

„Du kannst ausspannen, Johann. Ich brauche den Wagen erst wieder zum Nachtzug nach Freiburg zurück."

Der Pater schaute, sich seine Soutane richtend, den vom langen Traben schaumig gewordenen und von Bremsen geplagten Pferden nach. Dann wandte er sich in badischem Dialekt an den Oberforstrat . . .

„Gelle? Wenn man halt so die ganze Woche an der Universität Kolleg gehalten hat über Kunst und Kultur des Mittelalters . . . gelle, und dann steht man plötzlich wieder einmal mitten in den Tannen so hoch oben in unserem herrlichen Schwarzwald . . . gelle, da weiß man zunächst nicht, wie man all diese Bäume ansprechen soll!"

Indessen der Pater das Ozon der Waldnatur tief ein- und ausatmete, sah Uhle seinen sechs Fuß hohen Onkel, von den wedelnden Hunden umsprungen, auf einen schmalen, moosbewachsenen Weg abbiegen, der zwischen verwitterten Tannen zu dem in der Ferne bereits sichtbar werdenden gelben Forsthaus hinführte. Jetzt knöpfte sich der Forstrat seine mit grünem Kragen und ebensolchen Aufschlägen geschmückte Jacke an den Knöpfen aus Rehgehörn auf und brummte vor sich hin:

„Was will nur der Pater bei mir? Auf der langen Fahrt von der Bahnstation hier herauf hat er es nicht verraten. Was will er?" Der Forstrat zündete sich seine Pfeife neu an, um die vielen Schnaken von seinem wettergebräunten Gesicht zu scheuchen. Eine hatte sich bereits in seinem graumelierten, kurzgeschnittenen Vollbart verfangen.

„Heilige Maria!" rief der Pater hinter dem Forstrat her. „Sie haben wohl die Siebenmeilenstiefel an! Gelle? Man kommt Ihnen ja gar nicht nach." Der Jäger blieb stehn, rückte sich den mit Auerhahnfedern geschmückten grünen Filzhut aus der Stirn und nahm dann, da die Hunde plötzlich zu winseln anfingen, das Gewehr von der Schulter. Mit seinen dunkelblauen Augen forschte er in den immer finsterer werdenden Wald. „Was gibt's?" kam der Pater

an. „Was machen Sie denn für ein Gesicht? Heiliger Antonius! Sehen Sie da etwa irgendwo . . . den Teufel zwischen den Stämmen?"

„Den Teufel", griente der Forstrat, „nein! Aber mir war, als stünde dort ein Reh."

„Ein Reh?" legte ihm der Pater erschrocken seine Hand auf die schon angelegte Flinte. „Sie wollen's doch etwa nicht schießen?"

„Fragten Sie nicht eben, ob ich den Teufel sähe?"

„Heiliges Erbarmen! Und Sie glauben wohl gar, Sie könnten den Beelzebub einfach so wegknallen von unserer Erde?" Beide lachten.

„Kommen Sie, Pater. Nun gucken Sie sich mal diesen Baumriesen hier an!" Er klöpfte gegen den Stamm, hinter dem Uhle stand. „Über vierhundert Jahre alt."

„Über vierhundert Jahre?" Der Pater streichelte die Rinde. „Was? Also schon seit Anno 1500 stehst du hier so stolz im Moos? Man staunt! Gelle? – Welcher Papst regierte denn da? Um 1500, da war ja das Kaisertum und Papsttum bereits im Niedergang . . ." Er wollte gerade weiterdozieren, doch mit einmal merkte er, daß der Forstrat schon wieder weit vorausgegangen war. Diese Gelegenheit benutzte er rasch. Bei dem Geschäft murmelte er zur Tanne: „Also du hat diesen Teufel Martin Luther noch erlebt? Ja, unheimlich! Diesen notorischen Teufel." Nachdem er fertig war, stierte er in die Dunkelheit, die von überall unter den Ästen ankam und seine Phantasie ängstigte. In dem jetzt fahl verglimmenden letzten Tageslicht zwischen ein paar Zweigen meinte er plötzlich Augen zu sehn. Wie zum Schutz hob er den Arm vors Gesicht und flüsterte: „Der Versucher! . . . Gelle?"

Uhle macht sich Notizen.

„Wo bleiben Sie denn", rief der Forstrat, der eben eine große vergoldete Laterne über der Eingangstür des Forsthauses angezündet hatte und nun die breite Steintreppe wieder herunterstieg. Da ihm der Pater nicht antwortete, eilte der im Jägerrock in das Dunkel der Tannenallee vor und rief nochmals: „Wo bleiben Sie denn?" Wie er dann

den geistlichen Herrn so seltsam bei der Tanne entdeckte, griente er . . . „Nanu, hat Sie der Teufel etwa doch am Ärmel gezupft?"

„Gelle? Gelle . . .", wischte sich da der geistliche Herr die Stirn, „gelle! Er ist halt noch überall hinter uns her, Herr Forstrat – es sollte eben nicht heißen: ‚Kunst und Kultur . . ."

„Sondern?"

„Sondern: Kunst und – Natur! Gelle? Natur. Besonders wenn's so finster wird. Gelle?" Als ihn der Förster beim Arm faßte, damit er nicht über die vielen knorrigen Wurzeln stolpere, raunte der Pater: „Alle Hochachtung! Und Sie halten das hier oben in dieser Waldnatur so allein aus? Mir wäre es zu unheimlich. Überfallen Sie denn nie die Dämonen?"

„Die Dämonen?" hallte das Gelächter des Försters. „Nein! Außerdem habe ich ja eine alte Wirtschafterin im Haus. Auch der Kutscher wohnt nicht weit. Und meine Förster. – Aber vor allem", er grinste den Pater so breit an, daß im Unterkiefer zwei schwarze Zähne sichtbar wurden, „ich bin ja sooo fromm! Haha . . . Bei mir, da hätten die Dämonen kein Glück!"

„So fromm?" blieb Dr. Theophil an der Treppe stehen und betrachtete sich zweifelnd die grienende Grimasse des Forstrats im Laternenlicht. „Gelle! Ihre beiden Schwestern in Freiburg unten, ja, die sind fromm. Gelle? Die verfehlen keine Frühmesse. Aber wo ist denn hier in dieser waldweiten Gebirgsöde eine Kirche zu sehn? Oder eine Kapelle?"

„Verehrtester, ich stehe nämlich auch täglich noch vor fünf Uhr auf und gehe zur Frühmesse. Fragen Sie nur meine Dackel! Die begleiten mich immer, wenn ich durch das vom Tau noch quatschnasse Gras streife. Gelle, Waldmann?"

„Herr Forstrat", schlug ihm der Pater lachend auf den Rücken, „Sie kommen *nie* in den Himmel!" Plötzlich fragte er: „Haben Sie wenigstens noch die Flasche Kirsch-

wasser, die Ihnen Ihre Frau Mutter zum Geburtstag hier heraufgeschickt hat? Oder ist die schon leer?"

Im Eingang, in dem groß umrahmten Spiegel, sah jetzt Uhle, wie sein Onkel dem Pater seine Wirtschafterin, die alte Louise, vorstellte. Knicksend küßte sie dem Geistlichen die Hand.

„Kommen Sie herein!" führte der Forstrat den Pater durch die Eingangshalle in sein Zimmer. „Nehmen Sie Platz."

Während Louise über einem Tisch die mit Petroleum gefüllte Hängelampe angezündet hatte, stellte der Forstrat seine Flinte in den Gewehrschrank. Die drei Dackel lagen bereits auf dem Sofa. Die beiden Jagdhunde hingegen entfernten sich nicht von den Röcken der alten Louise, die nun in die Küchenräume zurückging.

„Haben Sie Hunger, Pater? Wollen wir gleich essen? Oder erst ein Glas Kirschwasser?" Er holte die Flasche und füllte zwei Gläser. „Prosit!" Er stieß mit dem Pater an.

„Gut! . . . Gelle? Ja – das ist halt unser Schwarzwälder Kirschwasser. Gelle? Apropos: hab ich recht in der Zeitung gelesen: man will Sie ins Ministerium nach Karlsruh' versetzen?"

„Mich? – Nein! Haha – Ich bin doch kein Stadtmensch."

„Sie können ohne Ihren ‚Wald', ohne die Natur nicht leben! Gelle!" Dr. Theophil leerte sein Glas. Dann machte er es sich in einem alten, ledergepolsterten Lehnstuhl behaglich, vermied es aber, durch das Fenster in die schwarze Nacht hinauszusehn. Interessiert betrachtete er sich die Geweihe von Hirschen und Rehböcken, mit denen die dicken Steinwände geschmückt waren. „Ah! . . . Lauter Trophäen! Sogar ein ausgestopfter Auerhahn auf einem Stück Ast über der Tür zum Eßzimmer! – Aber keine Vorhänge vor den Fenstern?"

„Warum?" äugte der Jäger durch die hohen, vielgeteilten Scheiben. „Der Blick in das Waldgelände . . ."

„Es wird schon früh dunkel da draußen . . . gelle?"

„Stimmt. Der Sommer ist mal wieder vorbei."

„Unten in Freiburg, da sagte man mir, Sie hätten einen Apostelkopf. Sie gestatten!" Er blendete die Lampe auf den Forstrat. „Gelle? – Ja, so hätte der heilige Petrus aussehn können."

„Wie ich?" lachte der Jägersmann laut auf. „Nun, *das* täte mir um die Christenheit leid!" Er füllte wieder die beiden Gläser. Kratzte sich dann bald rechts, bald links im Backenbart und sagte schelmisch: „Verehrter Pater – aber ich habe ja das große Glück, daß meine Schwestern für mich Sünder täglich in Freiburg beten! Haha . . ."

„Herr Klehe!" drohte der Pater und bekreuzigte sich. „Wie leben in einer gottlosen Zeit. Gelle? Also selbst im Scherz sollten Sie nicht solch Gesicht wie so ein germanischer Heide schneiden, gelle?"

„Wie ein germanischer Heide? Eben sagten Sie doch, ich sehe wie der heilige Petrus aus!"

„Mir scheint, hier oben in Ihrer Einsamkeit, da huldigen Sie heimlich dem Kult unserer alten rotblonden Germanen, für die Krieg und Jagd die einzig würdige Beschäftigung eines freien Mannes war. Was?"

Uhle schrieb in sein Notizbuch.

Der Forstrat grinste vor sich hin. Mit einmal aber erhob er sich, schlürfte langsam bis zu einem Marienbild hin, das zwischen den beiden Fenstern an der Wand hing, zündete unter ihm ein Wachskerzchen an und zwinkerte zum Pater . . .

„Zufrieden?"

„Na ja!" Der Geistliche ließ seine Blicke im Zimmer schweifen.

„Nämlich . . . so ein alter Junggeselle wie ich."

„Der hat halt zur Jungfrau Maria . . . eine stille Liebe? Gelle?" Er schob sein Glas fort und wurde mit einmal ernst. Doch dann, als wolle er seine Gedanken verscheuchen, fragte er unvermittelt: „Was bedeuten eigentlich hier über dem Sofa . . . diese Säbel?"

„Diese Säbel? – Nun, man war doch einmal badischer Dragoner!"

„Ach ja! Sie erzählten es mir vorhin im Wagen. 1870. Gelle?"

„Und zwar – als unsere badische Division am 7. August zur Eroberung der Festung Straßburg abgezweigt wurde, da war ich mit dabei."

„Da waren Sie mit dabei? Als die Preußen durch die Vogesenpässe marschierten, um das herrliche Münster zu beschießen?" Während er den Forstrat vorwurfsvoll anblickte, spiegelte sich in seinen Brillengläsern vor Uhle, aus der Rheinebene aufragend, seltsam der Wunderbau Erwin von Steinbachs. Je länger er hinschaute in dieses Zauberglas, desto deutlicher sah er sich mit einmal als ausgebürgerter Refugié 1939 oben auf dem Münsterdach im Mondschein zwischen den Dachspeiern herumgehen. Der Direktor des Münstermuseum, ein Freund seines Werkes, hatte es ihm erlaubt, was sonst verboten war wegen der Nähe des ‚Feindes'. Ja, da spielten sie wieder, die Scheinwerfer auf der anderen Seite des Rheins, und suchten in langen Strahlen ekstatisch den Himmel ab, während Görings Jagdflugzeuge an der Grenze hin und her patrouillierten. Wieder hörte er den gläsernen Klang einer Kirchenglocke irgendwo aus einem deutschen Dorf in der Nacht. Hunde bellten. Zwei holländische Rheinkähne glitten langsam durch das am Bug leicht aufschäumende Wasser vorbei. Bei Kehl standen auf der an beiden Seiten mit Stacheldraht abgesperrten Brücke – hier ein französischer Soldat, dort ein Hitler-Landser im Stahlhelm, die Gewehre im Arm. Doch was sich Uhle dann weiter zeigte in den Augengläsern des Paters, schien so furchtbar zu sein, daß er sich abwenden mußte und wie unter einem schweren Alp stöhnte – so als wollte er sich von diesen Schreckbildern der Vergangenheit befreien. Aber dann blendete ihn plötzlich aus der Sphäre des Zukünftigen eine Flamme, viel weißer als das Licht jenes Meteors damals über dem Siebengebirge. War es der Feuerschein einer Atombombe? Oder das Licht von Damaskus? – Schließlich erlosch es und glühte nur noch nach in schwefelgelben Kreisen, die so lange um Uhle wogten und wallten, bis ihm die sal-

bungsvolle Stimme des Paters in das Bewußtsein zurückbrachte, daß er ja im Traum . . . träume.

„Ja! Gelle? Herr Forstrat! Damals, da haben die Preußen dann das Münster mit schwerer Artillerie beschlossen, dieses Heiligtum gotischer Baukunst. Das haben sie einfach beschossen . . ."

„Hier", legte der Jäger wie zur Antwort vor den Geistlichen einen gerahmten Zeitungsausschnitt auf den Tisch, „lesen Sie mal, was da der ‚Gaulois' 1870 nach der Kriegserklärung in Paris zu drucken wagte!"

‚Die Turkos lecken sich schon die Schnauzen, weil wir sie jetzt auf die deutschen Wilden loslassen; sie werden die Boches abwürgen und uns dann Waggons voller deutscher Weiber nach Frankreich herschleppen.'

„Sehen Sie, Ehrwürden, und gegen diese Turkos, da habe ich gekämpft. Ich, auch so ein wilder Boche!" Der Pater schob das Zeitungsblatt kopfschüttelnd weg.

„Gelle? Erst hat schon Julius Cäsar dem Vordringen von euch Germanen am Rhein ein ‚Halt' zugerufen!"

„Euer Ehrwürden, Sie sind doch auch ein Germane!"

„Ich?" protestierte der Pater empört. „Ich bin ein Christ. Gelle?" Er blickte den Forstrat schräg an. „Was hat sich ein Karl der Große abgeplagt, aus euch Germanen Christen zu machen! Gelle? Aber seit dann diese Heidenbestie Bismarck bei der Kaiserproklamation in Versailles . . ." Er brach den Satz ab, denn Herr Klehe sah ihn mit einmal, wie über einen Gewehrlauf visierend, gefährlich an. Nach einem Atemholen konnte es sich der Pater dann aber doch nicht verkneifen, zu bemerken . . . „Überhaupt! Diese Preußen-Siege, die haben selbst bei uns in Süddeutschland leider manch einem Katholiken sein Christentum aus der Seele geputzt. Doch, doch: Preußisch-Berlin! Aber nicht: Das ewige Rom! Die Spreestadt lenkt die germanischen Geister! Gelle? Und Seine Heiligkeit der Papst . . ."

Der Forstrat war aufgestanden, hatte die Kerze unter dem Marienbild wieder ausgepustet und ging nun in die

Küche. Dort sah ihn Uhle mit Louise über das Abendessen sprechen. Dann kam sein Onkel zurück. Schloß den Gewehrschrank auf und musterte seine Flinten, deren ziselierte Läufe im Lampenlicht matt schimmerten. Augenblicklich waren die Dackel vom Sofa herunter und umwedelten ihn. Mit einmal wandte sich der Forstrat an den Geistlichen und fragte lauernd, während er aus der Pfeife Ringe qualmte:

„Was verschafft mir eigentlich die Ehre Ihres hohen Besuchs?"

„Die Ehre?" fixierte ihn der Geistliche. „Ja, hat Ihnen denn das . . . Ihre Schwester Emma nicht geschrieben?"

„Mir? Nein."

„Nein? Das tut mir leid. Nun, so will ich es Ihnen mitteilen. Gelle? Nämlich mich schickt Seine Exzellenz, der Herr Erzbischof."

„Der Erzbischof?" Verdutzt kam der Förster näher. „Und worum handelt es sich?"

„Worum?" Der Pater nahm seine goldene Brille ab, putzte sie umständlich, setzte sie wieder auf und sagte: „Es handelt sich . . . um eine Angelegenheit Ihrer Familie."

„Meiner Familie? Versteh ich nicht."

„Und weil ich doch früher einmal der Beichtvater Ihrer Schwestern war, so meinte der Erzbischof . . . ich wäre vielleicht die geeignete Person, um mit Ihnen als dem einzigen Sohn und dem Ältesten der Kleheschen Kinder über diese traurige Affäre zu sprechen."

„Traurige Affäre?"

„Ich schicke voraus: Ihre verehrte, greise Frau Mutter weiß noch nichts von der Sache."

Der Forstrat stapfte zum Gewehrschrank zurück. Dort blieb er, durch einen großen Smyrnateppich vom Pater getrennt, sichtlich verärgert stehn.

„Herr Klehe", begann nun Dr. Theophil wieder, während er sich die Hände rieb, „oder wissen Sie es wirklich

noch nicht? Ihre älteste Nichte, die Tochter des Generals von Uhle, die will doch vom katholischen Glauben zum Protestantismus überwechseln!"

„Ach so!" unterbrach ihn der Forstrat. „Handelt es sich um diese Affäre? Doch. Ich hörte davon. Das Mädchen will evangelisch werden."

„Herr Oberforstrat!" erhob sich der Pater heftig, „und das darf nicht geschehn! Der Herr Erzbischof erwartet von Ihnen, daß Sie bei dem General, Ihrem Herrn Schwager, Ihren ganzen Einfluß geltend machen . . ."

„Meinen ganzen Einfluß? Na, da würde ich mir die letzten Zähne auch noch ausbeißen! Außerdem: das ist Sache der Kirche. Nicht meine."

„Nicht Ihre? Herr Klehe, Sie vergessen: zwischen Ihrer jüngsten Schwester Mathilde und dem damaligen preußischen Oberstleutnant, da wurde im Einvernehmen beider Parteien 1882 in Freiburg ein Ehekontrakt abgeschlossen, der die undeutelbare Klausel enthält, daß die solcher Ehe etwa entsprossenen Söhne zwar evangelisch getauft werden dürfen, die Töchter aber im katholischen Glauben auferzogen werden müssen."

„Nun: Warum wendet sich der Erzbischof dann nicht selber an den General? Außerdem wird ja meine Nichte Klara, soviel ich weiß, demnächst großjährig."

„Großjährig oder nicht — der Ehekontrakt muß erfüllt werden! Und bevor die Kirche Schritte unternimmt, wollte sie Ihnen die Gelegenheit anbieten. Denn es gäbe ja eine Blamage, über die sich alle Lutheraner freuen würden. Bei der hohen Stellung des Generals käme es sogar vielleicht in die Öffentlichkeit. Gelle? Verstehen wir uns? Und dabei würde es dann auch herauskommen, wie sehr Ihre Eltern damals gegen diese Ehe mit dem Preußen und Protestanten waren."

„Das stimmt nicht ganz, Ehrwürden. Gewiß, in unserem Baden, da waren die ‚Saupreußen' nie gern gesehen." Er lachte. „Aber zum Beispiel . . . meine liebe Mutter, die

hatte gerade diesen ‚Saupreußen' ganz besonders in ihr Herz geschlossen."

„Herr Forstrat", zwang sich der Geistliche zu lachen, „Sie verderben mir den Appetit fürs Nachtmahl."

„Das täte mir leid", strich sich der Forstrat mit seiner langen, braunen, knochigen Hand über den nur von ein paar Haarsträhnen bedeckten Schädel und zuckte die Achsel. „Ich erinnere mich dessen noch ganz genau: Wir waren damals bei unseren französischen Verwandten auf deren Gütern bei Carcasson zu Besuch, als ein Brief meines zukünftigen Schwagers eintraf. Darin stand, er wolle seine Braut, ‚die Mathild', wie wir meine Schwester nannten, in der Schweiz abholen. Ehrwürden, diesen Streit in der Verwandtschaft hätten Sie nun miterleben sollen! Es war, als würde zwischen Frankreich und Deutschland ein neuer Krieg ausbrechen. Alle waren gegen den Preußen! Nur meine Mutter stand der Mathild bei. Es gab Szenen! Daß kein Mord geschah, war ein Wunder. Aber dann wurden die Koffer schließlich doch gepackt. Sechsspännig jagte unser Reisewagen durch den Staub zur Riviera nach Sette. Dann über Marseille, Cannes, die Corniche d'or nach Monte Carlo, und immer rief die Mathild dem Kutscher zu: ‚Plus vite, plus vite!' Endlich langten wir an in der Schweiz. Als Treffpunkt war der Landungssteg von Flüelen am Vierwaldstätter See ausgemacht. Und da stand die Mathild dann im Wind, zitierte aus ‚Wilhelm Tell': ‚So geb ich diesem Jünglich meine Rechte' und wartete auf ihren Preußen, der im Dampfschiff von Luzern ankommen sollte. Haha . . . Und er kam pünktlich an. Und danach, Pater, da gab es dann zwischen Nord- und Süddeutschland ein Umarmen . . .!"

„Und Sie haben das geduldet?! Sie? Ein treuer Katholik und Sohn einer angesehenen badischen Familie? Sie haben es erlaubt, daß sich Ihre katholische Schwester mit so einem Lutheraner zusammentat?"

„Warum nicht? Ich denke: 1871, da haben sich die deutschen Stämme doch geeint? Dieser ‚Preuße' war doch

mein ‚Waffenbruder'!" Aus seiner Kehle kamen heisere Lachtöne. „Ich begrüßte es sogar, daß eine Süddeutsche einen Preußen heiratete!"

„Das begrüßten Sie? Herr Forstrat, alle Lutheraner sind Teufel!" Er stand auf, schlürfte ein paarmal auf und ab. Mit einmal blieb er vor einer großen, gerahmten Fotografie an der Wand stehn. „Ist dies etwa ein Bild des Brautpaares?"

„Ja. Nebst der ganzen Hochzeitsgesellschaft."

Nachdem Dr. Theophil lange und mit verrunzelter Stirn darauf hingeblickt hatte, fragte er, auf eine andere Fotografie deutend:

„Und die Kinderlein da, sind das etwa die ‚Früchte' dieser Mischehe?"

„Ja, das sind meine drei Nichten und fünf Neffen."

„— Also nur drei Töchter?"

„Die vierte starb vor zwei Jahren."

„— Also fünf Lutheraner?" Der Pater schnaubte sich die Nase. „Aber welche von den drei Mädels ist denn nun die ‚verlorene Tochter'?"

„Die hier."

„Ein hübsches Ding, gelle? Aber man sieht's ihr gleich an! . . . Wie gottlos sie dreinschaut! Gelle?" Und dann wieder das Brautbild betrachtend, murmelte er: „Ein Preuße . . . mit einer Katholikin! . . . Ja! Das kommt eben dabei heraus! Gelle? Denn wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht . . ."

„Sie sehen überall — den Teufel?" Der Forstrat füllte dem Pater zum dritten Mal das Glas.

„Aber es scheint mir ja völlig klar, daß wir diesen angestrebten Glaubenswechsel lediglich dem Einfluß des Generals zu verdanken haben. Denn Ihre jüngste Schwester, die Generalin, die soll ja nicht den geringsten Einfluß bei der Erziehung der Kinder haben. Stimmt das?"

„Wäre es ein Wunder, Ehrwürden? Nämlich seit 1882 bis heute — und wir schreiben bald 1900 — hat die arme Mathild fast jedes Jahr ein Kind kriegen müssen."

„Heilige Jungfrau!" Der Pater schlug die Augen zu dem

Marienbild auf. „Hilf uns, Madonna, daß wir die Seele dieser Generalstochter wieder aus den Klauen des Satans herausholen können." Während er die Lippen hastig bewegte, kamen Uhle all jene Religionsstreitereien im Elternhaus, bis in das Kinderzimmer hinein, mit einmal wieder zum Bewußtsein, jene bitteren Szenen, die dann geheimnisvoll irgendwie im Zusammenhang waren mit den größeren Streitereien, Kriegen und Revolutionen in der Geschichte seines Vaterlandes. – „Herr Forstrat", drehte sich der Pater wieder zu seinem Gastgeber um, „nämlich, wenn die Mutter keinen Einfluß hat, dann kann uns die Madonna nur durch Sie, Herr Klehe, helfen!" Er ergriff dessen Hand. „Gelle? Dieser Glaubenswechsel darf nicht geschehn. Oder . . . wofür sonst hätten wir Katholiken denn den Kulturkampf in Deutschland gewonnen? Sollen etwa jene Zeiten wiederkehren, als dieses Preußen-Junkertum seine teuflischen Mai-Gesetze erließ, um, wie es darin hieß, ‚die Forderungen des modernen Staatsrechts gegenüber den Ansprüchen des mittelalterlichen Kirchenrechts festzulegen'? – Aber das Kirchenrecht, Herr Forstrat, das ist keineswegs ‚mittelalterlich'. Jesus Christus selber vertraute ja schon vor 2000 Jahren die Schlüsselgewalt über das Himmelstor dem Petrus an! Und es war daher nur logisch, wenn Seine Heiligkeit der Papst am 7. August 1873 dem deutschen Kaiser schrieb: ‚Jeder, der die Taufe empfangen hat, also auch der deutsche Kaiser, steht in irgendeiner Beziehung zum Papst.' Das war doch nur logisch. Gelle? Oder sollen die Zeiten dieser ‚Mai-Gesetze' wirklich wiederkommen, mit denen dieser Bismarck uns Katholiken so grauenhaft verfolgte? Wo Bischöfe, Priester und Mönche im deutschen Reichsgebiet schutzlos waren? – Heiliger Joseph! Wenn ich noch dran denke, wie man damals wagte, den Erzbischof Kardinal Ledochowski in das Gefängnis von Ostrow zu verschleppen. Diese Aufregung in der ganzen katholischen Welt! Ein Erzbischof . . . und ins Gefängnis! Und für abgesetzt erklärt!" Er wischte sich die Stirn. „Und was war die Antwort des deutschen Kaisers auf alle Proteste des Vatikans? ‚Der Papst ist im

Irrtum!' so schrieb Wilhelm I. damals am 3. September 1873 in der fürchterlichen Verblendung eines Ketzers. ‚Der evangelische Glaube, dies war der Wortlaut des kaiserlichen Schreibens, ‚gestattet es nicht, im Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler zu haben als Jesus Christus'."

Der Forstrat stand schweigend am Fenster. Uhle hörte das Schnarchen einiger Eulen. Aus den Tannen flüsterte es ihm der Nachtwind zu:

‚Woher entstehen Streit und Krieg unter den Völkern?'

„Herr Klehe", sprach nun der Geistliche weiter, „welcher Katholik erinnert sich nicht voller Entsetzen an jene Zeit der Glaubensverfolgung? (Uhle notierte sich: ‚Torquemada, Wilhelm von Oranien') Gelle? Aber kein Katholik wird je vergessen können, wie dann diese wahnsinnige Haßkampagne des preußischen Kultusministers plötzlich von Herrn Bismarck selber abgeblasen werden mußte. Es ging eben einfach nicht weiter. Gelle? Denn mit jeder Neuwahl, da wuchs unsere Zentrumsfraktion nur mächtiger an! Die geistliche Gewalt siegte halt wieder auf der ganzen Linie – über die weltliche Gewalt. Gelle? Dieser Kulturkampf wurde vom Vatikan glorreich beendet. Ja, zuerst, da prahlte dieser Herr Bismarck: ‚Nach Canossa gehn wir nicht!' Gelle? Aber dann mußte dieser Preußen-Junker doch in jedem Punkt klein beigeben! Gelle? Und den schmählichsten Kompromiß schließen! Gelle? Und für diese Niederlage – welche Ironie! –, da dekorierte ihn dann unser Leo XIII. am 31. Dezember 1885 mit dem Christusorden mit Brillanten!" Er lächerte los und konnte sich lange nicht beruhigen. „Ja, das nennt man eben ‚die hohe Politik'! Gelle? Den Christusorden mit Brillanten! Und überdies dedizierte Seine Heiligkeit dieser Heidenbestie noch den neuesten Band seiner köstlichen, lateinischen Gedichte! Hahaha . . . – Nein, wahrlich! Solche Ehre war bislang noch keinem Ketzer zuteil geworden. Gelle?" Er trank sein Glas aus. „Und *diese* Auszeichnung erhielt ausgerechnet jener ‚Eiserne Kanzler in den Kürassierstiefeln', der zwölf Jahre zuvor das Deutsche Reich zum

Kampf gegen die Papstkirche aufgerufen hatte. Gelle? Herr Forstrat", rief er dem Jäger am Fenster zu, der noch immer sinnend in die Waldnacht hinausschaute, „sollte uns das nicht Mut geben? Wir müssen handeln! Solch ein Glaubenswechsel Ihrer Nichte wäre nicht nur ein eklatanter Bruch des Ehekontraktes, er bedeutete gleichzeitig wieder den Beginn einer Mobilmachung der Ketzer gegen uns Katholiken! Und dies darf nicht geschehn."

Uhle verstand die weiteren Worte nicht, da die Wirtschafterin hereinkam und die Herren zum Abendessen bat. Der Forstrat machte daraufhin zum Pater die einladende Geste des Wirts. Gleich danach saßen sich beide an einem ovalen Eßtisch gegenüber, der mit schwerem Silber und Meißener Porzellan gedeckt war. Zwei Wachskerzen brannten. Die alte Louise servierte dem Pater so ehrfurchtsvoll, als wäre er selber der Herr Erzbischof. Während die Hunde bettelnd an den Stühlen hochsprangen, ließ sich der vom Sprechen erhitzte geistliche Herr die kräftige Bouillon mit den Klößen munden. Danach gab es eine Rehkeule mit Kartoffelpüree und Schnittbohnen. – Die ersten Minuten vergingen ohne Gespräch. Doch als dann die Gläser mit Burgunder gefüllt waren und der Pater den granatroten Wein gegen die Kerze hielt, sagte er mit einmal knirschend:

„Und wer ist an dieser ganzen Tragödie schuld? Hm? Kein anderer als dieser Jude Marx mit seiner Frau aus preußischem Adel! Denn was da über seine ökonomische Irrlehre jetzt überall an den Universitäten doziert wird – gelle? –, das ist höchste Gefahr für das Christentum! (Uhle notierte: Motto des ‚Kapitals' von Marx: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst'.) Außerdem, gelle? Meiner Ansicht nach, da ist dieser Karl Marx gar kein politisches oder ökonomisches Problem oder System." Er trank. „Marx? Das ist eine Philosophie, die gar keine Philosophie ist!" Der Forstrat tranchierte ihm von der Rehkeule ein neues Stück ab.

„Da, lieber Pater! Essen Sie!"

„Oder sind Sie etwa anderer Ansicht?"

„Ich?“ kratzte sich Herr Klehe im Bart. „Nämlich, einer wie ich, der hier in der Wildnis haust . . .“

„Zusammen mit dem Teufel, gelle?“

„Der Teufel interessiert mich nicht. Auch der Kulturkampf ist für die Städter! Oh, oh! . . . Ehrwürden – haben Sie sich verschluckt? Nämlich wenn Sie nur einen Monat hier oben lebten, so würden Sie verstehn, daß in diesen Schwarzwaldbergen . . .“

„Was denn?“ unterbrach ihn der Pater und legte die Gabel hin.

„Und wenn Sie vorhin zitierten, was Wilhelm I. geantwortet hat, nämlich, daß ein Christ im Verhältnis zu Gott keinen anderen Vermittler brauche als Jesum Christum, so gehe ich noch viel weiter. Zum Beispiel neulich, als ich mal wieder an unserem Titisee blaue Forellen aß – übrigens war ich ganz allein dort – und wie da alle die Tannenriesen so grad gewachsen und sicher in sich selber um mich herum standen, da dachte ich . . . aber“, brach er den Satz ab, „ich erschrecke Sie wohl, Pater?“

„Ja, besser, Sie hören auf, Herr Forstrat. Ich weiß ja doch ganz genau, was Sie sagen wollen, gelle? . . . Die ‚Natuur‘! Die Waldnatur! Gelle? Heilige Jungfrau! Was ist denn solch eine Tanne? Selbst so eine Riesentanne! Nun sehen Sie mich bitte nich so heidnisch an, Herr Klehe. Nämlich wüßte ich nicht von Ihren beiden Schwestern in Freiburg, daß Sie ein gläubiger Katholik sind, so dächte ich jetzt tatsächlich . . .“

„Sie säßen mit dem Teufel bei Tisch, was?“ Er prostete dem Pater zu, und dann lachten beide.

„Erst letzten Donnerstag sagte ich meinen Studenten: Dieser Jude Marx ist nur eine neue Personifikation des Satans! Deshalb hat er auch so einen messerscharfen Verstand! So gründliche historische und philosophische Bildung. Aber fragt ihn doch mal über Gott aus! Oder über die spirituelle Bestimmung des Individuums! Oder gar . . . über die Seele! Da wird er nämlich in ein nihilistisches Gelächter ausbrechen! So wie der Jago in Verdis ‚Othello‘! E poi . . . Nulla!‘“

„Und was sagten Ihre Studenten dazu?"

Die? Es gab einen Tumult im Hörsaal! Denn das Böse hat eben immer noch die größte Anziehungskraft. Gelle? Und Marx ist das Böse. Wie? ‚Die letzten Ursache aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen . . .', die sollen nach Marx nicht in den Köpfen der Menschen zu suchen sein — oder in unseren Beziehungen zu Gott, sondern lediglich ‚in der Veränderung der Produktions- und Austauschweise'! Was sagt man dazu? Nein, nein! Diese sogenannte ‚materialistische Geschichtsauffassung' ist eine Erfindung des Teufels. Wie? Die Menschheitsgeschichte sollte nichts anderes sein als ‚die Geschichte von Klassenkämpfen zwischen Unterdrückern und Unterdrückten'?"

„Ihr Braten wird kalt, Ehrwürden! Dieses Reh habe ich nämlich extra für Sie im Höllental geschossen!"

„Im Höllental?" klatschte er sich einen Löffel voll Kartoffelpüree auf den Teller. „Tja! Das Höllental gibt's halt nicht nur in unserem Schwarzwald. Heutzutage ist unsere ganze Welt . . . ein Höllental geworden! Gelle? Und das Allermodernste ist ja nun der Glaube, daß es aus diesem Höllental keinen anderen Ausweg mehr gibt als den Marxismus! Denn, so heißt's jetzt in den Hörsälen, der Geist vermag gar nichts. Die menschliche Natur kann sich nie ändern! Nur die Technik und der Sozialismus! . . . Bei al allen Heiligen, ich frage: hat nicht jede menschliche Existenz eine individuelle Seele? Gelle? Ach, bester Herr Forstrat, hätten Sie doch anstelle dieses unschuldigen Rehs im Höllental lieber den Marx . . ."

„Abgeschossen?" warf Uhles Onkel rasch ein. „Billigen Sie also demnach . . . den politischen Mord? Sie antworten nicht? Warum lassen Sie den Braten stehn? Schmeckt's Ihnen etwa nicht?"

„Ich hab noch nie besser gegessen! Besonders die Sahnensoße. Gelle? Aber jeder von uns hat eben doch eine ganz verschiedene Persönlichkeit. Sie zum Beispiel, Herr Forstrat, Sie sind nicht wie ich."

„Leider, leider . . ." griente sein Gegenüber und zeigte

die schwarzen Zähne. „Sonst wär ich ja ‚dem Himmel' um soviel . . . näher."

„Lauter Spötter! Überall Spötter! Den Individualismus zu leugnen! Dabei gleichen sich doch nicht einmal zwei von Ihren Riesentannen! Auch nicht Ihre beiden Dackel gleichen sich! – Herr Klehe, nur Marx und Preußen, die sind gleich. – Nein! Ihre Nichte darf nicht evangelisch werden."

„Noch ein paar Schnittbohnen?"

„Da schwatzt man immer von dem dunklen Mittelalter. Aber verglichen mit unserer ‚modernen Zeit' war ja damals, als die Ottonen und die Heinriche regierten, die hellste Sonne! Denn die mittelalterlichen Menschen, die glaubten doch noch an ihre unsterbliche Seele! Aber diese Gleichmacher heut'? Nein, verehrter Herr Marx, wir sind nicht alle gleich. Außerdem, Sie unterschlagen ja, daß uns Jesus Christus bereits ganz genau gesagt hat, wie das ökonomische Problem zu lösen ist. . ."

„Wie?"

„Wie? Hat es uns der Heiland nicht etwa deutlich erklärt, was ‚gut' ist und was ‚böse'? Also wer seit Christus das Böse wählt, der kennt doch das Risiko, das er eingeht. Die Konsequenz des Bösen ist ihm doch klar! Auch Ihre Nichte, die weiß natürlich ganz genau, daß sie Böses tut, wenn sie den katholischen Glauben aufgibt."

„Weiß sie es?"

„Oder ist sie etwa schon so eine moderne Marxistin? Denn der Marx, der verwirft ja bekanntlich jedes individuelle Risiko. Gelle? Jede individuelle Verantwortung. Der kennt ja nur eine Kollektiv-Verantwortung! Gelle? So als ob der einzelne überhaupt nicht existierte!" Die Wirtschafterin kam mit der Süßspeise herein. „Was denn? Noch ein Reisauflauf? Oh, mein armer Magen! – Die Materie! Gelle? Das ist eben das Unglück! Nein, nein! Jetzt kann ich wirklich nicht mehr. – Oh dieser Marx . . ."

„Wollen wir den Kaffee nebenan nehmen, Hochwürden? Ich habe von meinen französischen Verwandten einen Cognac, der brennt wie das Fegefeuer!"

„Gut, Herr Klehe. Nach diesem Abendessen, da haben wir das Fegefeuer nötig . . .“

Als sie wieder in der Halle waren, zündete der Forstrat dem Pater eine mit einem bunten Ring verzierte Zigarre an. Wie Uhle nun diesen Priester Gottes mit der langen Zigarre im Mund so materialistisch behaglich lospaffen sah, ihn, den er als Kind im Münster zwischen Weihrauchwolken am Hochaltar scheu-fromm beobachtet hatte, notierte er sich in sein Heft: ‚Franz von Assisi‘ . . . und dann sah er mit einmal durch das bärtige Gesicht dieses Heiligen das unrasierte Antlitz seines Unbekannten Soldaten, und durch dessen Augen erblickte er jetzt, wie mit kosmischem Licht gemalt, den Bräutigam der Seele, den Sänger der Lilien auf dem Felde . . . den ersten in menschlicher Gestalt, der es gewagt hatte, zu sagen: ‚Ich bin der Sohn meines Vaters im Himmel.‘

„Ja, der Cognac! . . . Was?“ grinste der Forstrat über die Grimasse, mit der Dr. Theophil sein Gläschen hinhielt, um es noch einmal gefüllt zu bekommen. Dann brachte sich der Jäger selber eine lange Pfeife in Gang und winkte der Wirtschafterin, die daraufhin den Mokka mit Zubehör auf einem schweren Silbertablett unter die Hängelampe stellte. Knicksend verschwand sie. Nur das Ticken einer großen, kunstvoll geschnitzten Schwarzwälder Uhr war hörbar.

„Was sehe ich?“ rief der Pater mit einmal, „Hängt da nicht ein Bild unseres Kaisers? . . . Wie? Und sogar mit eigenhändiger Unterschrift? . . . Und in Jagduniform?!“ Er qualmte einige Tabaksringe über diese Fotografie neben dem Gewehrschrank dahin. „Darf man fragen . . .“

„Nach der letzten Auerhahnjagd hier oben . . . dedizierte man es mir.“

„Gelle! Gelle? Übrigens, unser Kaiser hat ja gottlob mit unserem jetzigen Papst ganz *intime* Beziehungen. Gelle? Da können Sie aber stolz sein! Eine eigenhändige Unterschrift!“

„Interessieren Sie sich für so was?" legte ihm der Forstrat jetzt ein Fotografiealbum auf den Tisch. „Hier! Das ist die kaiserliche Jagdgesellschaft beim Picknick im Schwarzwald, oberhalb von St. Blasien! Der rechts vom Kaiser ist Graf Kessel. Dahinter – das bin ich. Daneben, der ist ein Intimus des Kaisers – Fürst Fürstenberg."

„Und der mit dem Schal um den Hals?"

„Auch ein Freund der Majestät. Fürst Eulenburg."

„Gelle, gelle?" blätterte der Pater im Album. „Ja, da können Sie stolz sein! Und wer ist denn dieser Mann, links neben dem Kaiser . . .?" Er zeigte auf eine Person in langem Cape.

„Der ?" zwinkerte der Forstrat dem Pater zu. „Ein gewisser Major von Gordat."

„Gordat? – Warten Sie!" Der Pater überlegte. Dann sagte er: „Den Namen habe ich nämlich schon mal unten in Freiburg in Ihrem elterlichen Hause gehört."

„Wohl möglich. Er ist ja ein Freund der Mathild. Meine Schwester hat ihn bei meinem anderen Schwager, dem Major von Arnim, anfangs der 80er Jahre in Koblenz auf einem Regimentsball kennengelernt. Tags darauf bei einer Landpartie ins Moseltal – traf sie dann ihren jetzigen Mann, den General."

„Gott verzeih mir! Aber ich kann mir nicht helfen, dieser Gordat hat ein Gesicht wie so'n Mephisto!"

„Sie sind einer!" blies der Forstrat den Rauch zur Dekke. „Überall wittern Sie den Teufel!"

„'s wär mir leid, wenn ich ihm Unrecht tät! Gelle?" Während er sich die Brille auf die Stirn schob, um die Fotografie deutlicher studieren zu können, erschien Uhle dieser Kopf des Prinzenerziehers. Die schneeweiße hohe Stirn, das schwarze gescheitelte Haar, die lange Nase, darunter der gestutzte schwarze Schnurrbart, die knallroten Flecken auf den Backen und das vom scharfen Rasieren aufgesprungene, aber farbig überpuderte Kinn.

„Oder glauben Sie etwa, Hochwürden, der Kaiser dulde einen ‚Mephisto' um sich?! Haha . . . Nein. Und das kann ich Ihnen verraten: der, um ein Wort der Hofgesellschaft

zu gebrauchen, ‚Allerhöchste' Herr scheint diesem Gordat speziell gnädig zu sein. Der weiß nämlich immer im rechten Augenblick einen Witz zu erzählen oder aus Goethes *FAUST* ein passendes Zitat zu zitieren. Zum Beispiel . . .", grinste der Jäger, „als der Allerhöchste Schirmherr der Jagd den für ihn reservierten Auerhahn glücklich aus der Tanne ‚runtergeknallt hatte, da sagte Gordat, während die Leibjäger dem Allerhöchsten Patron das blutende Prachtexemplar heranschleppten: ‚Euer Majestät: Blut ist ein ganz besonderer Saft!', und nach einem Gelächter fuhr der Höfling fort: ‚Majestät, als sich der Auerhahn vorhin im Liebesirrsinn balzend so drehte auf dem Ast und Majestät das Gewehr anlegten und den Romeo dann mit *einem* Schuß aus seinem Rausch herausholten, da dachte ich bei mir: Hat uns nicht die Natur in diesem balzenden Federvieh ein Gleichnis dafür gegeben, *was* Preußen unter der Führung Eurer Majestät mit all diesen in der Politik heute so balzenden Auerhähnen tun soll?' Der Kaiser sah Gordat im Glück über seinen Meisterschuß lange an. Dann nickte er uns allen zu. ‚Sehen Sie, meine Herren, mein Gordat hat wieder mal die Pointe getroffen. Jawoll, so ist's! Donnerwetter! Wenn sie balzen, diese politischen Auerhähne, dann muß man knallen!' Hochwürden, ein schallendes Gelächter der Jagdgesellschaft echote überall in der Morgenfrühe von den Gebirgswänden wider."

„Gelle, gelle? Also doch ein Mephisto! Gordat?! Dabei klingt der Name doch gar nicht preußisch!"

„Ein Hugenotte. Aber wie mir Fürst Fürstenberg anvertraute, ist er preußischer als ein Preuße! Und vielleicht hat ihm der Kaiser deshalb die Erziehung seiner Söhne anvertraut."

„Die Erziehung seiner Söhne? Gelle. Gelle."

„Überdies mokiert er sich bei jeder Gelegenheit über Süddeutschland! Über uns Demokraten! Und das scheint der Allerhöchste Herr gerne zu hören."

„Gerne?" Der Pater beugte den Kopf und schwieg. Seine Tonsur wurde hierbei unter der Lampe sichtbar. „Heiliger Erlöser! Und so einer ist ein Freund . . . Ihrer Schwe-

ster?"

„Auch des Generals, meines Schwagers."

„Eine Frage!" Der Pater rührte in der Kaffeetasse herum. „Ist Ihr Schwager, dieser General . . . eigentlich *religiös?*"

„Religiös? . . . Ich habe mit ihm über solche Dinge nie gesprochen. Aber ich war mal dabei, als er auf seinem Cello das ‚Ave-Maria' von Gounod spielte."

„Was denn? Das ‚Ave-Maria'? Seit wann spielt denn so ein preußischer General . . . Cello?" Er trank schluckweise den Kaffee aus.

Nach dieser Frage hörte Uhle wunderbar-sonore Cellotöne. Und dann sah er, wie sein Vater das kostbare, rotbraune Instrument sorgsam aus dem schwarzen Kasten herausnahm, es dann fast zärtlich auf zwei Stühle legte. Den Generalsrock mit einer Ziviljoppe wechselnd, setzte er sich vor den Notenständer hin, nahm das Cello zwischen die Knie und führte den Bogen mit sicherem Strich über die Saiten. ‚Ave-Maria'. — Dieses in Tönen ausgedrückte Gebet hatte dem Knaben die ersten Wunder einer Verzauberung durch die Musik offenbart.

„Ja . . .", rückte sich der Pater die Brille wieder zurecht, „dann hat vielleicht nicht der General, sondern dieser Gordat auf den Entschluß Ihrer Nichte, protestantisch werden zu wollen, irgendeinen Einfluß ausgeübt?"

„Einen Einfluß?" Der Forstrat zuckte die Achseln. „Ich weiß nur, daß die Generalstochter nicht an das Dogma der ‚Unbefleckten Empfängnis' glauben kann."

Der Pater schwieg und blätterte weiter im Album herum. Mit einmal zeigte er auf eine Fotografie von zwei Kadetten.

„Und die?"

„Das sind meine beiden ältesten Neffen."

„Ist das die preußische Kadettenuniform? Nette Gesichter. Schade, schade. Gelle? Besonders um den da! Der paßt nicht in den Preußenrock. Der Kleine — hat ja Augen wie 'n Frosch! Gelle? So verträumt. Und die Haare . . . wie 'n Seehund! Als käme er grad aus dem Wasser."

„Ja", nickte Uhle, – „nämlich ehe ich mich habe fotografieren lassen müssen bei dem Kadettenfotografen, gleich oben links am Schloßberg, da hat man mir die Haare mit Leim eingestrichen, damit sie besser zusammenkleben."

„Hier!" zeigte der Forstrat auf eine Zeichnung im Album. „Diesen Hirsch hat der Kadett voriges Jahr in den Herbstferien fertig gekriegt! Ein Kunstwerk!"

„Gelle? Gelle. Ein richtiger Hirsch. Man erkennt's!" Uhle erschrak. Dann sollte er hier nun notieren, daß er damals, weil ja die Generalskinder überall immer die Ersten, die Besten sein mußten, bei einem Wettbewerb, ‚einen Hirsch aus dem Gedächtnis zu zeichnen', heimlich eine Abbildung aus dem ‚Münchner Bilderbogen' gegen die Fensterscheibe gehalten hatte, um den Hirsch durchzupausen? Sollte er diesen kleinen Betrug wirklich gestehen? Aber . . . dachte er dann: ‚Woher kommen Streit und Krieg unter den Völkern? Entstehen sie nicht auch aus den Wollüsten des Ehrgeizes?' . . . Aber dann erinnerte er sich, daß er sich ja von da ab geschämt hatte, weiter zu pausen – und sich hinfort schwer abgemüht, aus eigenem Beobachten die Linien der Körper zu umreißen. Er wollte auf und davon. Denn dieses ‚immer der Erste, der Beste sein zu müssen' – es wurde dann im Leben zur Tortur seines Gewissens. –

„Meine Mutter", sprach der Forstrat weiter, „wollte den Jungen in Genf erziehen lassen. Aber der General hat es nicht erlaubt."

„Oh! Diese Preußen!" seufzte Dr. Theophil auf.

„Das Kadettchen war acht Tage bei mir. Hat mich überall auf meinen Pirschgängen begleitet. Die Dackel liebten ihn. Aber solange er da war, bin ich nicht ein einziges Mal zum Schuß gekommen! Immer wenn ich gerade anlegte, schrie er irgend was dazwischen: ‚Onkel! Hast du das Eichhörnchen gesehn?' oder ‚Bei dir sind ja die Glockenblumen viel größer als in Holstein!'; und weg war das Wild! Ja, meine Mama hat recht. Der paßt nicht ins Kadettenkorps."

„Auch evangelisch? Schade. Gelle? Manchmal, da mein ich: Preußen und der Marxismus! Das ist dasselbe!" Er blätterte zu der Fotografie Gordats zurück. „Es schaudert einen! Erzieher der Kaisersöhne! Jagt Wilhelm eigentlich oft bei Ihnen hier oben?"

„Nicht oft. Nein. Nämlich . . . wenn man ihm keine Zwölfender vor die Flinte treiben kann oder nicht mindestens ein halb Dutzend unserer herrlichen Auerhähne für ihn parat hat, dann wehe allen Förstern in Baden! Ich bin jedesmal froh, wenn dieser . . . ‚Allerhöchste Jäger' wieder weg ist aus dem Schwarzwald!"

„Herr Forstrat", flüsterte der Pater mit einmal, „gestatten Sie, daß ich unseren Herrn Erzbischof morgen in Freiburg auf diesen Major aufmerksam mache, der ‚preußischer ist als ein Preuße'? So war es doch, gelle? — Aber nun wird mir manches klar!" Er blickte zum Marienbild und bekreuzigte sich. Plötzlich sagte er in verändertem Ton: „Herr Klehe! Ich bitte Sie jetzt im Auftrag Seiner Exzellenz, des Herrn Erzbischofs: Schreiben Sie an Ihren Schwager, den General, einen Brief!"

„Wer? Ich? Nein, Hochwürden. In so was misch ich mich nicht ein. Außerdem respektiere ich den General viel zu sehr."

„Hab ich recht gehört? Sie lehnen also einen Wunsch Ihres Erzbischofs — ab?"

„Werter Pater, wenn Sie es nach unserer Unterhaltung noch immer nicht gemerkt haben: Sie sind an die falsche Adresse geraten! Diese Angelegenheit mit dem Glaubenswechsel ist allein Sache der Kirche."

„Ist allein Sache der Kirche?" Er sah den Forstrat erst verblüfft, dann feindlich an. „Gelle? Gelle! Das nennt man halt die ‚Aufklärungszeit'. Gelle? Nun gut. Gut. Gut!"

Es entstand eine minutenlange Pause. Und erst als der Kuckuck mit lautem Schlag sein Türchen in der Uhr aufstieß und dann zehnmal ‚Kuckuck' rief, fuhr der Pater aus seinen Gedanken empor.

„Herr Forstrat, darf ich Sie bitten anspannen zu lassen. Es ist Zeit für mich, zur Bahnstation hinunterzufahren."

Durch die klare Sternennacht hörte Uhle den raschen Trab der Pferde. Der harte Aufschlag ihrer acht Hufeisen klang aus der Waldtiefe ferner und ferner. Der Forstrat stand ohne Hunde und Gewehr allein auf der Schwarzwaldstraße. Die unergründliche Stille der Waldeinsamkeit war um ihn. Ab und zu rauschte eine Tanne in ihren Wipfeln wie träumend. Danach wurde es wieder lautlos. Jetzt fiel eine Sternschnuppe. Da es kalt war, knöpfte sich der Forstrat die Jacke zu. Dann ging er sinnend den langen Moosweg zum Forsthaus zurück.

Plötzlich hörte Uhle ein Rauschen und Sausen von Flügeln. Dann sah er, wie sein Onkel von einem mächtigen Uhu attackiert wurde. Mit zwei Meter Flügelspannung fliegend, stieß er immer unerwartet nieder, so daß der Forstrat den ersten Schnabelhieben wehrlos ausgesetzt war. Der Uhu hackte auf ihn los; entfernte sich dann immer wieder blitzschnell, um gleich darauf mit nur heftigeren Angriffen zurückzukehren. Der Jäger, dem so etwas trotz seiner bald 60 Jahre noch nie passiert war, lief zu einer Tanne und versteckte sich dort unter herabhängenden Zweigen. Aber der Uhu versuchte auch hier, fortgesetzt sein ‚Uhu-Uhu' wie ein Kampfgeschrei unheimlich ausstoßend, von überallher an ihn heranzukommen. Es dauerte lange, ehe dieses geflügelte Tier seinen Angriff aufgab. Lautlos flog es schließlich in die Waldfinsternis davon.

Der Forstrat trocknete sich den Hals. Dann schlich er vorsichtig und immer im Schutz herabhängender Zweige zu seinem Haus zurück. Dort ließ er sich plötzlich ermattet in einen Sessel nieder. Seine Dackel rannten im Schlaf. Er stierte vor sich hin. Dieser Überfall hatte ihn sichtlich erregt. Während er noch heftig atmend vor sich hin döste, fiel sein Blick auf die Fotografie Gordats. Da klappte er das Album zu. Mit einmal sprang er wie von einem elektrischen Schlag getroffen wieder auf. Denn dicht vor den Fenstern schrie es jetzt plötzlich ‚Uhu! Uhu!' Rasch eines

der Gewehre aus dem Schrank reißend, rannte er aus dem Forsthaus.

Während seine Jägeraugen in die Dunkelheit spähten, pirschte er, mit der Flinte im Anschlag, in die Tannen hinein, jede Sekunde bereit, nicht nur den Uhu, sondern jedes etwa sonst im Dunkel lauernde Harpyengelüste zu erlegen.

Die Schreie des Uhus verhallten ferner und ferner. Das zornige Rauschen seiner Schwingen war kaum noch hörbar. Jetzt sah ihn Uhle mit einmal in schwarzer Silhouette über die Mondscheibe fliegen. Danach blieb nur der bleiche Schein des Nachtgestirns am Himmel und erweiterte sich zu ungeheueren, gelbweißen, sphärisch leuchtenden Kreisen — bis hinauf in die kosmisch-silbrige Region der Sterne — jenen schwefelgelben Kreisen wieder so ähnlich, die für Uhle unermeßliche Einsamkeit und Fragen bedeuteten. Er rief nach seinem Unbekannten, doch es kam keine Antwort mehr. Plötzlich glotzten ihn die lichtscheuen Eulenaugen gläsern giftgrün an. Aber da es für Uhle in diesen Traumnebeln seiner Gesichte weder Raum noch Zeit gab, so durchmaß er die Augenblicke wie Zaubergalerien, bedeckt mit lauter Spiegeln, in denen immer neue Bilder der Vergangenheit magisch sichtbar wurden. Jetzt stieg vor einem liladunklen Himmel mit einmal langsam . . . eine Wolke auf. Weiß, wie aus Gespensterlaken gebildet, entstand ein michelangeleskes Ungeheuer. Ein Phantom aus der Apokalypse. Schlagschatten modellierten den gigantischen Kopf einer Chimäre. Nun öffnete sie riesenhaft ihr Maul. Wie aus lichtlosem Tunnel kommend, entwickelten sich ununterbrochen kleinere Ungeheuer, aber alle mit mondgroßen Augen. Je länger Uhle in diese Windwolken-Pupillen hineinsah, desto deutlicher entdeckte er nun, selbst noch durch seine geschlossenen Lider hindurch, überall Personen und Ereignisse, die längst vergangen waren. Als hätte irgendein Geist einen Fernsehapparat angedreht, auf dessen Glasplatte jetzt aus der Toten und Zwischenwelt des Verwesenden und Gewesenen, vor-

geführt wie vom Schöpfer selber, die Schattenwelt plastisch und farbig wurde.

Doch jetzt mußte er hell auflachen. Da sah er sich nämlich plötzlich in einem in der Badewanne provisorisch zurechtgemachten Bett liegen, weil die Eltern in der Berliner Wohnung gerade einen großen Ball gaben und hierfür alle Räume, auch das Kinderzimmer, brauchten. Er hörte die Tanzmusik wieder, bald lauter, bald leiser, je nachdem die Türen zu den Gesellschaftsräumen von den Dienern geöffnet oder geschlossen wurden. Da kamen die Schwestern in Nachthemden zu ihm in das Badezimmer hinein. Zerrten ihn aus der Badewanne und tanzten mit ihm. Ab und zu erschien die Mutter oder die Tante Arnim in großer Balltoilette und stopfte den Kindern rasch Konfekt in die Hände. Er sah sich sogar jetzt über den Flur bis zum Ballsaal vordringen. Und während ein Diener leere Sektgläser heraustrug – entdeckte er seinen Vater, mit Ordenssternen geschmückt, im goldbestickten Waffenrock, eine ihm märchenhaft schön erscheinende, in der Gesellschaft mit dem Spitznamen ‚Elsa von Brabant' genannte junge Frau zwischen den anderen Tanzpaaren auf dem Parkett herumschwingend. Er konnte allerdings den Sinn dieses Karussells, dieser von Edelsteinen, Ordenskreuzen und seidenschleppenden, herumkreisenden Eleganz nicht begreifen. Außerdem kam er bei dem Wort ‚Ball' nicht von der Vorstellung los, daß ein Ball doch, wie beim Kinderspiel, ein Ding zum Werfen sei – aber nicht zum Herumkreisen. Und die Bezeichnung ‚Kreisen' brachte ihn dann gleich wieder mitten in jene schwefelgelben Kreise hinein, deren unbegreifliche Sinnlosigkeit ihn bis zur Frage nach dem Sinn seiner Geburt gequält hatte.

Als er diese in Gardeuniformen und schmetterlingsbunte Toiletten gekleideten Paare jetzt wieder an sich vorbeitanzen sah, entdeckte er plötzlich den Freund seiner Eltern, von den Kindern ‚Onkel Gordat' genannt, auch in großem Gesellschaftsanzug. Er flüsterte mit der Mutter. Der Anblick dieses Offiziers versetzte ihm solch einen Schock, daß er taumelte. Sah er den Mörder seiner Ju-

gend hier wirklich leibhaftig vor sich? „Ich stehe wie auf feurigen Kohlen", zupfte sich Gordat den Schnurrbart. „Glauben Sie tatsächlich", fragte die Mutter ihn heimlich, „daß mein Mann die 1. Gardebrigade bekommt?" Als Gordat dies bejahte, lächelte sie glücklich.

„Gordat", murmelte Uhle dann diesen Namen immer wieder vor sich hin, als könne er es nicht fassen. Der Freiheitskämpfer Florestan konnte nicht entsetztere Augen machen, als er Bizarro, den Gouverneur der Staatsgefängnisse tief unten im Kerker bei sich erscheinen sah. Und mit einmal schrie es durch die Nacht nicht mehr ‚Uhu! Uhu!, sondern ‚Uhle! Uhle!' Und dann starrten ihn diese schwarzen Vogelaugen an, preußisch scharf. Mit Blicken wie der Schwarze Mann, der Kinderschreck von einst. Der Anormale, der Zerstörer des Lebenssinns – der Prinzenerzieher. Tot seit dreißig Jahren! Ja! Da stand er, der Gouverneur, an einem vielgeteilten Rokokofenster, während ihm gegenüber die Aurora auf einmal mit ihrem zarten Glanz der Frühe, in vielen Fenstern sich spiegelnd, die rosa Marmorwände eines Prunkschlosses anleuchtete und in der Morgensonne die grünspanschimmernden kupferbedeckten Kuppeln des Neuen Palais in Potsdam sichtbar wurden.

„Die ganze Nacht haben ja die Eulen wie verrückt geschrien. Was bedeutet denn das?" hielt Gordat einen vorbeieilenden Kammerherrn an, der über spiegelndes Parkett, wie auf einer Eisbahn schlitternd, in die Gemächer der Kaiserin hinein wollte.

„Keine Zeit, keine Zeit, Herr Major!"

„Also wann haben Sie endlich Zeit für mich, bester Herr von Bär! Ich muß nämlich Ihre Majestät sofort sprechen."

„Ich bin mit nach Döberitz befohlen. Absolut keine Zeit!"

„Liebster Kammerherr, nimmt denn Ihre Majestät am heutigen Regimentsexerzieren der Leibgardehusaren teil? – Halt! Herr von Bär! Ich muß mittags nach Plön zurück.

So warten Sie doch bitte!"

Aber der diensttuende Kammerherr war bereits durch die Flügeltüren fort.

‚Döberitz, das Exerziergelände des Gardekorps! – Plön, das Exerziergelände der Kadetten!' Diese beiden Namen riefen auf der Netzhaut von Uhles Augen fast automatisch einen nicht aufhaltbaren Bildwirbel neuer Erinnerungen hervor. Er konnte sich ihrer nicht erwehren. Gordat zupfte seinen gestutzten Schnurrbart und ließ seine kugelrunden, schwarzen Augen neugierig hin und her schweifen. Dann richtete er sich den weißen Johanniterorden am roten Kragen seines auf Taille gearbeiteten preußisch-blauen Überrocks. Verglich seine Uhr mit dem leisen Geläut einer alten, schwer vergoldeten Rokokouhr auf dem Kamin. Nervös stellte er dann seinen metallglänzenden Gardehelm auf einen Sessel, der mit silberblumig durchwirktem Damast bezogen war, und betrachtete sich durch eines der offenen Fenster dieses vor anderthalb Jahrhunderten für Friedrich den Großen erbaute Palais.

Der Park war im Oktobernebel nur zu ahnen. Die Herbstfarben der unterhalb einer langen, breiten Auffahrtsrampe angelegten Blumenbeete glühten. Jetzt hörte man Trommelwirbel und scharfe Kommandos. Die Schloßgardekompagnie trat ins Gewehr und präsentierte. Gleich danach erklang die auf ein Wagnermotiv gestimmte kaiserliche Autofanfare. Und dann sauste ein Wagenzug von gelben Autos die Rampe hinunter vorbei. Vom ersten Wagen flatterte neben dem silberbetreßten Chauffeur die gelbe Standarte des Kaisers. Im Rücksitz saß, in einen mit Pelz verbrämten Umhang gewickelt, Wilhelm II., die Husarenmütze auf dem Kopf. Neben ihm – ein Generaladjutant. Die hinterher fahrenden Autos waren mit Flügeladjutanten angefüllt, deren silberne Helmspitzen, Kragenstickereien und Fangschnüre einen Moment lang vor Gordats Augen aufblitzten. ‚Flügeladjutant!' murmelte er verlangend, während er sich seine Hosen eigenartig betrachtete, so als hoffe auch er, die breiten, roten Streifen eines Flügeladjutanten in Bälde an die Beinkleider verliehen zu

bekommen. Dann ordnete er das verwickelte Portepée um den Knauf seines Degens, dessen oben mit einem goldenen ‚A' gezierter Griff erkennen ließ, daß Gordat dem Augusta-Regiment angehörte, dem gleichen Regiment, das unter Wilhelm I. in Koblenz in Garnison lag und dessen rangältester Offizier damals Uhles Vater war. Der Prinzenerzieher drehte sich nun nach einem Lakaien um, der mit Pelzdecken über dem Arm vorbeieilte. Indem Gordat jetzt ein von Pesne gemaltes Bild Friedrichs des Großen betrachtete, flüsterte er:

„Fridericus Rex! . . . Nämlich das schwöre ich dir: ich werde die Prinzensöhne der Kaiserlichen Majestäten in jener militärischen Zucht erziehen, die du meintest, als du von deinem preußischen Offizierkorps als dem ‚Rocher de Bronce' sprachst, der dem Chaos Europas Widerstand leisten soll. Ein Bollwerk gegen alle, die aus unserem glorreichen Preußen jetzt so eine Badezimmer-Zivilisation à la Amerika machen wollen! Oder noch schlimmer: gar einen Sozi-Staat!"

Die mit goldenen Rokokoschnörkeln und buntbemalten Sopraporten geschmückte, zweimannshohe Flügeltüre links vor dem aus grünem Malachit gebauten Kamin wurde von zwei Lakaien aufgestoßen, die sich dann tief verneigten. Es entstand eine erwartungsvolle Stille, in der auch Gordat unwillkürlich den Atem anhielt. Doch dann hörte man durcheinander Hundegebell. Gleich darauf jagten drei rehbraune Dackel, immer ausrutschend auf dem Parkett, an dem Major vorbei. Gordat nahm seinen Helm und verbeugte sich wie ein Hofmann. Das helle Gelächter mehrerer Frauen kam näher. Jetzt erschien die Kaiserin. Auguste Viktoria hatte einen rotsamtenen Reithut mit silbernen Straußenfedern auf. Sie war in einen in der Taille wespendünn zugeschnittenen roten Husarenrock eingeknöpft. Auf ihrer linken Brust glitzerte der Stern des ‚Schwarzen Adlerordens'. Eine Reitgerte in der Hand wippend, rief sie ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Brockdorf-Rantzau, mit einem ängstlichen Gesichtsausdruck wie ein Schulmädel, das zu spät zur Klasse kommt, zu:

„Der Kaiser wird schimpfen, wenn wir nicht pünktlich auf unseren Pferden sitzen!" Die Oberhofmeisterin sah nach der Uhr und machte ein verwirrt entsetztes Gesicht. „Oh! Herr von Gordat!" entdeckte die Majestät jetzt den Major. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß und fragte mit einem bezaubernden Lächeln: „Nun? Aus Amerika zurück?"

„Untertänigst!"

„Wie war es drüben?" Da spitzte Goradt ironisch den Mund und zitierte aus Goethes ‚Faust': „Wir haben nichts durch diesen Schritt gewonnen!"

„Und was gibt's Neues in Plön?" fragte die Kaiserin dann so harmlos und nichts ahnend von dem, was das Wort ‚Plön' in Uhles Hirn auslöste. „Wie geht es meinem Willi, dem Eitel und Adalbert?"

„Euer Majestät . . .", richtete sich der Prinzenerzieher grienend auf, „den Kaiserlichen Söhnen geht es gut, ‚doch manches Räsel knüpft sich auch!'"

„Er zitiert schon wieder!" lachte die Kaiserin ihre Hofdamen an. „Aber jetzt muß ich so schnell wie möglich nach Döberitz zu den Husaren und . . ."

„Majestät", wagte Gordat zu unterbrechen, „ich hatte gestern untertänigst um die Gnade einer Audienz nachgesucht." Die Oberhofmeisterin machte ihm unwillig Zeichen, aber er zog ein Blatt Papier aus dem Ärmelaufschlag und sagte: „Majestät, es handelt sich um die neu zu ernennden Mitschüler für die Prinzen August Wilhelm und Oskar. Der Kommandeur des Kadettenkorps Plön, Graf von Schwerin, hat die in Frage kommenden Kadetten auf diesem Bogen namentlich vorgeschlagen. Seine Majestät der Kaiser hatte bereits die Gnade, die Liste Allerhöchst zu genehmigen."

„Der Kaiser?" lachte die Kaiserin auf. „Nun, was habe dann *ich* noch zu sagen?" Sie nahm also ihr von Diamanten funkelndes Lorgnon und las: „Graf Schlitz . . ."

„Mecklenburgischer Hochadel."

„Von Sacken . . ."

„Sein Vater ist Gouverneur von Ulm", erklärte Gordat.

„Von Rappert?“ las die Kaiserin weiter. „Etwa der Sohn unseres Majors im 1. Garderegiment?“

„Untertänigst. Der vierte heißt von Kleist. Sein Vater ist General der Kavallerie. Ein direkter Nachkomme des ‚berühmten‘ Dichters Ewald von Kleist, der als Major im Kampf gegen Rußland 1759 den Heldentod starb.“

„War er so berühmt wie . . . unser Schiller?“

Gordat verzog seinen Mund zuckersüß. Schlug die Sporen aneinander, und dann lachten alle.

„Nummer fünf“, zeigte Gordat mit einem Bleistift auf die Liste, „ist der Sohn des Generalinstrukteurs der türkischen Armee, von Campfort.“

„Ein Türke?“ hob die Kaiserin die Augenbrauen, während sie sich die bis über die Ellenbogen hinaufreichenden Handschuhe zuknöpfelte; dann fragte sie: „Und Nummer sechs?“

„Nummer sechs, Euer Majestät, ist einer der fünf Söhne des Generals von Uhle, zur Zeit Kommandant von Königsberg in Preußen.“

„Uhle?“ wiederholte die Kaserin den Namen und zwinkerte mit ihrer Hofdame, Freifrau von Gersdorf. „Etwa . . . mit dem ‚Uhlenspiegel‘ verwandt?“ Es folgte ein höfisches Gekicher.

„Majestät . . .“, mahnte dann die Oberhofmeisterin, „der Kaiser befindet sich schon auf dem Weg nach Döberitz.“

„Sie sehen, Herr von Gordat . . .“, zuckte die Kaiserin wie hilflos die Schultern, fügte dann aber tröstend und den Major mit ihrem Lorgnon auf den Arm klopfend hinzu, „in acht Tagen komme ich nach Plön. Bitte stellen Sie mir dann diese hier zu Mitschülern meiner Söhne vorgeschlagenen Kadetten vor.“

Gordat verneigte sich und verharrte dann in dieser Stellung, bis die Kaiserin durch die ganze Länge des Saales hindurchgeschritten war. Erst dann faltete er die Namensliste zusammen, steckte sie wieder in seinen Ärmelaufschlag und beobachtete darauf durch das Fenster hinunter die Abfahrt der Kaiserin zwischen den zu beiden Sei-

ten der Rampe das Geländer überragenden Steinfiguren, die große, vergoldete Laternen hielten.

„Herr von Gordat! Herr von Gordat!" kam jetzt ein gertenschlankes Mädchen mit flatternden, goldglänzenden Haaren hereingerannt. „Fahren Sie gleich nach Plön zurück?" Als der Major vor dieser jüngsten und einzigen Tochter des Kaiserpaares die Sporen aneinanderschlug, lachte sie hell auf. Danach flüsterte sie: „Ich habe hier nämlich für die Brüder in Plön ein Paketchen zurechtgemacht."

„Ich werde es abliefern, Königliche Hoheit."

„Ist die Kaiserin etwa schon nach Döberitz fort? Ich wollte doch auf meinem Schecken mitgaloppieren, wenn Papa die Husaren exerziert!" Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Der Kaiser hatte es mir doch versprochen! — — Nämlich wenn ich erst großjährig bin, dann werde ich Chef der Leibhusaren!"

Uhle sah hinter ihr die englische Gouvernante. Mit aufgeregtem Gesicht gestikulierte sie:

„But, Your Royal Highness! Der Dankesbrief an Ihre Erlauchte Frau Urgroßmutter, Ihre Majestät die Königin von England und Kaiserin von Indien, ist noch nicht beendet."

„Der Dankesbrief an die Queen? Ha! Wofür denn? Etwa für das schottische Kostüm?" Wieder stampfte sie auf. „Außerdem ist es mir viel zu weit!" Sie schnitt eine Grimasse und lief dann ihrem jüngsten Bruder Joachim entgegen, der von der anderen Seite des Saals in Reitstiefeln, wie es schien ziemlich müde, ankam. „Joachim! Herr von Gordat ist da! Er fährt gleich nach Plön zurück!" Der Prinzenerzieher klappte wieder die Absätze zusammen.

„Herr Major", streckte ihm der junge Prinz die Hand hin, „ich hab' mich wund geritten. Mein Gaul hatte aber auch einen Trab! Au! Mir tut alles weh . . ."

„Sei nicht so wehleidig!" schlug ihm seine Schwester so derb auf den Rücken, daß er husten mußte. Und wäre der Prinz nicht zu erschöpft gewesen, so hätte es nun zwischen Bruder und Schwester eine Prügelei gegeben. So

aber rückte sich der Kaisersohn nur seinen Matrosenkragen zurecht und schielte wütend zur Prinzessin, wobei er sich mühte, sein viel zu kurzes Kinn unter der ungewöhnlich langen Nase vorzuschieben. Plötzlich schrie er:

„Mach, daß du wegkommst! Deine Gouvernante wartet auf dich! . . . Überhaupt . . . Ihr Weibervolk!"

„Weibervolk? Das verbitt' ich mir!"

„Wer? Du? Haben Sie das gehört, Herr Major? Die kleine Sissi verbittet sich das! Dabei ist sie doch auch nur so eine . . . vom ‚Weibervolk', wie euch Friedrich der Große nannte. Geh auf die Terrasse 'raus und sieh dann gefälligst mal zur Schloßkuppel hoch! Da sieht man's ja, wie euch der alte Fritz eingeschätzt hat! Haha . . . Da oben läßt er nämlich seine drei Erzfeindinnen als nackte Bronzeweiber die große, schwere preußische Königskrone mit erhobenen Armen über sein Neues Palais hochhalten! Haha . . . Und mein Reitlehrer verriet mir eben, unser erhabener Ahnherr hätte diese drei Intrigantinnen von Europa deshalb so splitternackt da oben 'raufstellen lassen, damit sie tüchtig frieren! Diese Zarin Elisabeth, diese Kokotte, die Pompadour! Und diese Österreicherin, die Maria Theresia! Stimmt's, Herr Major?"

„Doch! Es stimmt!" verneigte sich der Prinzengouverneur grienend. „Es stimmt, Kö-Hoheit!"

„Unverschämtheit!" blitzte die Prinzessin beide an und stampfte dann so mit dem Fuß auf, daß sie das Gelenk schmerzte. Joachim brach in Hohngelächter aus. Hörte aber jäh damit auf, hielt sich die Hand ins Kreuz und stöhnte: „Au! . . . Dieser verdammte Gaul, der hatte aber auch 'n Trab!"

Uhle griff in die Luft, so als wolle er diese Erinnerungs-Television abdrehen. Jedoch dazu gab es keine Möglichkeit. Die Bilder auf seiner Netzhaut kamen weiter. — — Da fuhr Gordat in einer mit blauer Seide ausgeschlagenen Hofequipage. Eingehüllt in seinen grauen, bis auf die Lackstiefel hinunterreichenden, seidenglänzenden Offiziersumhang, lehnte er sich bequem zurück. Indessen er

das ihm von der Prinzessin anvertraute und liebevoll in Seidenpapier eingewickelte Päckchen in den weißbehandschuhten Händen hin und her drehte, betrachtete er sich wohlgefällig die kleinen, silbernen Krönchen auf den Wagenlaternen. Der Kutscher, dessen Adlertressen um den Zylinder glänzten, peitschte die beiden Trakehner Rappen mit dem kaiserlichen Namenszug auf Scheuklappen und Geschirr in rascher Gangart über den hellbraunen Kies durch den Park dahin. Ab und zu, wenn die lange Peitsche einen Ast berührte, rieselten Blätter herab. Jetzt kam die Sonne durch den Nebel. Der weitläufige Park war vollkommen menschenleer. Mit einmal drehte sich Gordat um. Er hörte Galopp von Pferden. Hinter ihm her jagten Prinz August Wilhelm und sein Bruder Oskar, gefolgt von Reitlehrern und Reitknechten. Gordat ließ halten, stieg aus. Machte Front und salutierte militärisch. Die beiden Prinzen lüfteten ihre blauen Mützen und tobten dann, ihre Pferde mit den Sporen hinter den Gurten kitzelnd, in wilder Karriere an ihrem zukünftigen Militärgouverneur vorüber.

Der Major blickte ihnen lächelnd wie einer ihm sicheren Beute nach. Denn dies waren jene beiden Kaisersöhne, die ihm nun bald in Plön zur ‚weiteren' Erziehung ausgeliefert werden sollten. Er stieg wieder ein. Der Kutscher peitschte – und dann schäumten die Rappen derart, daß von ihrem Fell weiße Schaumspritzer auf Gordats Umhang flogen.

Durch die von strahlender Herbstsonne vergoldete Laubfülle sah Uhle jetzt links auf der Anhöhe das Schloß Sanssouci. Springbrunnen sprühten. Die breiten Terrassen und hoch hinauf führenden Treppen wurden flüchtig sichtbar – wie eine Vision aus den Tagen des Alten Fritz.

Der Major wollte halten lassen. Doch ehe er es dem Kutscher verständlich machte, war der schon vorübergefahren. Am Ausgang des Parkes bei dem bekannten Obelisken murmelte Gordat im Vorbeifahren:

„‚Der Staat', das waren deine Worte, Friedrich, ‚gleicht einer Pyramide. Die Basis ist das Volk. Die Spitze ist die

Krone. Aber ohne Basis, das heißt, ohne Volk, da ist auch die Spitze, die Krone, nicht denkbar! Aber ohne Krone, da ist ein Volk nicht denkbar.' . . ."

Die acht Pferdehufe schlugen bereits in hartem Takt das Pflaster in den Straßen von Potsdam, in dieser kleinen Residenzstadt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die sich erst nach dem zweiten Weltkriege während der Russenbesetzung wesentlich veränderte. Die saubere Atmosphäre der Pflichterfüllung rührte Uhle seltsam an. Der Wagen näherte sich nun dem Stadtschloß. Und dort war der ‚Lustgarten'. Dieser Exerzierplatz, der seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. für die übrige Welt, für Europa, Südamerika, Nordamerika, Japan, Äthiopien, Rußland und Israel, den klassischen Stil des Militarismus geschaffen hat. Jener ‚Lustgarten', wo stundenlang im Staub der Paradeschritt geübt wurde. Zwei Kompanien des 1. Garderegiments exerzierten gerade auf diesem baumlosen, weiten Sandplatz. „Donnerwetter!" schnauzte ein Feldwebel Grenadiere an, „die Fußspitze gefälligst langsam durchziehen! Dann das Bein vorspritzen – wie eine Balletteuse! Und Sie dort, Gefreiter! Gefälligst die Gesäßbacken zusammenkneifen beim Stillstehn!" Wie die diensttuenden Offiziere dieses Eliteregiments die Hofequipage sahen, machten sie vorschriftsmäßig Front. Als sie dann aber an den ‚schmalen' Tressen des Kutschers bemerkten, daß in dem Wagen kein Mitglied des Kaiserhauses saß, lockerten sie etwas geniert ihre Haltung und grüßten.

Gordat ließ halten und winkte dem Major von Rappert, der mit den Händen in den Taschen dem Griffeüben seines Bataillons ziemlich gelangweilt zusah. Erst als er seinen Freund in dem Wagen erkannte, stiefelte er an den Hofwagen heran, und dann schüttelten sich beide Stabsoffiziere die Hand.

„Dein Junge", flüsterte ihm Gordat bedeutsam zu, „wird Mitschüler von Prinz August Wilhelm. Ich komme gerade aus dem Neuen Palais. Die Majestäten sind einverstanden."

„Sind einverstanden?" rieb sich von Rappert die Hände. „Verflucht! Das muß ich ja gleich meiner Frau melden! Na, das ist fein! Der Junge wird mir nämlich auf dem Gymnasium viel zu gescheit. Gestern, da hatte er selbst in der Mathematik eine Eins." Er grinste. „Also, wenn du *den* nicht tüchtig an die Kandare nimmst, dann wird womöglich noch ein Professor aus ihm! Hahaha . . . Nebenbei, bist du heut' abend im Augusta-Kasino? Fein. Na, dann können wir ja dort weiter über meinen Filius und ‚Prinzenmitschüler' in spe sprechen. Haha . . ." Er nahm die staubige Mütze ab, wischte sich innen das Schweißleder trocken, bedeckte sich wieder und sagte: „General von Stophagel äußerte letzten Freitag beim Liebesmahl, du hättest behauptet, Amerika würde von den Weibern regiert. Ist das wahr?"

„Die Weiber alle sind voraus", nickte Gordat und fügte hinzu: „Faust!"

„Na, bei uns in Preußen jedenfalls, da gelten die Weiber nicht mehr — als schon beim alten Sokrates!" Beide lachten herzhaft.

Gordat, der sich den linken Handschuh ausgezogen hatte, ließ in seinem Siegelring, einem wappengeschmückten, großen Amethyst, das Sonnenlicht farbig spielen. Dann sagte er:

„ ‚Nun frisch zu neuen Wunderdingen' . . . wie es im Faust heißt." Und dann ließ er die Hofequipage weiterfahren. Gegenüber vom Stadtschloß, bei der sogenannten ‚Bittschriftenlinde', stieg er aus. Sah nach der Uhr, und da sein Zug nach Berlin erst in einer dreiviertel Stunde abfuhr, befahl er dem Kutscher zu warten. Danach ging er in ein kleines Restaurant hinein.

Dort sah ihn Uhle in einer Fensternische an einem Holztisch Platz nehmen. Von der Garnisonkirche her erklang jenes alte Glockenspiel, das vom Dritten Reich, in Umkehrung seines religiösen Sinnes, als Radiosignal gewählt wurde:

‚Üb immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab –
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab.‘

Während Gordat dem verklingenden Geläut nachhorchte, sann Uhle über den Sinn der Verse. Und hierbei wurde ihm erschreckend bewußt, daß ja diese von Jakobus erkannte Ursache vom ‚Streit und Krieg unter den Völkern‘ in diesem Lied eine endgültige Formulierung gefunden hatte. ‚Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!‘ ‚Aber wir Menschen‘, so dachte er, ‚wir sind von diesem Wege weltenweit abgewichen. Daher! Daher!‘

Gordat schaute durch das bereits herbstlich gelichtete Laub zum Stadtschloß. ‚Hinter den hohen Glasfenstern dort, da hast du, Fridericus Rex, für Preußen gearbeitet?‘

Als sich der Wirt nach den Befehlen des Prinzenerziehers erkundigte, bestellte sich Gordat einen Kognak. Dann stand er auf und betrachtete sich die leere Gaststube. Da hingen nämlich unter Glas die Bilder von dem Husarenmarschall Ziethen und vom Kürassiergeneral Seydlitz. Auch andere Merkwürdigkeiten waren an den Wänden. Zum Beispiel las man über dem Büfett vermerkt, daß der Amerikaner Franklin und der Franzose Mirabeau hier einst Wein getrunken hatten, nachdem sie von ihrer Audienz in Sanssouci zurückgekommen waren. Auch eine knappe Beschreibung über den Eindruck, den der Fürst von Linge damals vom König gehabt hatte, hing über der Tür.

„Mit lebendiger Neugier“, so las Gordat halblaut, „betrachtete ich diesen großen Monarchen, der groß von Genie, klein von Statur war, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und eines arbeitsreichen, langen Lebens gebeugt schien. Sein blauer Infanterierock, abgenutzt wie sein Körper, seine über die Knie hinaufreichenden Stiefel, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste – bildeten ein wunderliches und doch imponierendes Ganze. Aber an dem Feuer seines hellen Blickes bemerkte man die Geistesfrische dieses wunderbaren Fürsten.“

Der Major ging in die Fensternische zurück und befahl dem Kellner, der mit Glas und Kognakflasche ankam, Briefpapier und Tintenzeug zu bringen. Nachdem Gordat ein paar Schluck getrunken hatte, kam der fast zwei Meter große Wirt, ein ehemaliger Leibgrenadier, zu ihm, da er das Interesse seines prominenten Gastes an den gerahmten Aussprüchen beobachtet hatte, und legte ein paar andere Denkwürdigkeiten, die er von den Wänden gehakt hatte, auf den Tisch.

„Hier! Kennen der Herr Major dieses Wort Napoleons über unseren Fridericus?!" Er zeigte auf ein in goldenen Buchstaben gemaltes Dokument und las es dem Prinzenerzieher vor: „Nicht Friedrichs Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die größten Mächte Europas verteidigt, sondern allein die Ausdauer dieses großen Königs, welche in der schwersten Zeit des langen Krieges nie erlahmt war."

„Napoleon?" fragte Gordat den Wirt. „Stammt das wirklich . . . von Napoleon?"

„Zu Befehl. Und hier, aus dem Testament des Alten Fritz." Leise begann es Gordat zu lesen:

„Unser Leben ist nur ein flüchtiger Übergang von dem Augenblicke der Geburt – zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist . . . zu arbeiten! Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ohne Bedauern gebe ich den Hauch, der mich beseelt hat, der wohltätigen Natur zurück, die ihn mir verliehen, und meinen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist. Im Augenblikke meines Todes werden alle meine Wünsche auf das Wohlergehen dieses Reiches gerichtet sein. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden. Möge es der glücklichste aller Staaten sein, durch milde Gesetze, durch eine billige Verwaltung der Finanzen. Möge es immer tapfer verteidigt werden durch Krieger, wel-

che die Ehre über alles lieben, und möge es blühend fortdauern bis an das Ende der Zeit . . ."

Da Gordat ehrlich ergriffen schwieg, zog sich der Wirt respektvoll zurück. Uhle, der beobachtete, wie Gordat mit merkwürdig glänzenden Augen in die Weite stierte, sah plötzlich jene Szene aus seinem Drama ‚*Louis Ferdinand*' auf der Bühne, in welcher er diese letzten Sätze des Testaments verwendet hatte, ehe sein Prinz Louis Ferdinand, in der Schlußszene bei Saalfeld fallend, gewissermaßen den Untergang Preußens mit seinem Tode tragödiendunkel einleitete. Zwischen 1806 und 1945 war dieses, von Friedrich ersehnte Preußenheer bis 1870/71 vielfach siegreich und dann nach vielen, vielen Friedensjahren . . . zweimal vernichtend geschlagen. Und die Ursache? . . . Wieder ertönte das Glockenspiel: ‚Üb immer Treu und Redlichkeit – und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab'.

Als der Kellner nun das Schreibzeug neben die Kognakflasche stellte, zuckte Gordat leicht zusammen. Dann tauchte er die Feder ein und schrieb: ‚An Seine Exzellenz, den Generalleutnant von U., Kommandant von Königsberg in Preußen, Ritter höchster Orden! Euer Exzellenz, indem ich als Datum den 17. August 1899 niederschreibe, kann ich mich einer Erschütterung nicht erwehren, denke ich daran, daß an diesem gleichen Tage vor 113 Jahren Friedrich der Große hier in Potsdam seine Augen für immer geschlossen hat. Ich sitze hier, unmittelbar vor meiner Reise zurück nach Plön, dem Stadtschloß gegenüber und schäme mich nicht meiner Rührung. Dieses letzte Jahrhundert hat unserem Preußen glorreiche Siege beschert. Aber wem sage ich dies? Haben E.E. nicht selber als aktiver Offizier in drei Feldzügen diese Siege und die Einigung des Deutschen Reiches mit erkämpft? Mit Stolz gedenke ich jener Zeit in Koblenz, als ich die Ehre hatte, unter E.E. im Augusta-Regiment zu dienen. Jene Jahre, da unser Hochseliger Kaiser Wilhelm I. mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Augusta, in dem alten Kurfürstenschloß am Rhein Hof hielt und E.E. uns allen das Vor-

bild eines tapferen, selbstlosen und nur seiner Pflicht und Ehre lebenden preußischen Offiziers waren. Wenn Sie zu Pferde vor dem Regiment erschienen, mit Ihren Kriegsorden auf dem Waffenrock, so sahen wir jungen Leute jedesmal wie zu einem Symbol jener ruhmbedeckten Preußenarmee auf, die ihre Heldentaten bei den Düppeler Schanzen, bei Sadowa, Spichern, St. Privat, Sedan und Paris mit ehernem Griffel in die Tafeln der Klio eingegraben hat!

E.E., ich komme gerade von den Majestäten aus dem Neuen Palais zurück, und da denke ich daran, daß ja Sie, mein lieber, hochverehrter Herr General, als junger Hauptmann des 3. Garderegiments bei der Kaiserproklamation in Versailles zugegen waren. Ein Gefühl unbegrenzter Hochachtung überkommt mich.

Der Grund meines heutigen Schreibens ist der folgende: Seit mich E.E. vor ein paar Jahren Seiner Majestät dem Kaiser zur Erziehung der Prinzensöhne vorgeschlagen haben, bemühte ich mich, dieses ehrenvolle, aber oft nicht leichte Amt so zu erfüllen, wie es mir E.E. in der Erziehung der jungen Grenadiere und Ihrer eigenen Kinder vorgemacht haben. Ihre Gerechtigkeit war sprichwörtlich in der Armee. Ihre Wahrheitsliebe, Ihre eiserne Disziplin blieb für uns junge Offiziere der Garde in der Ausübung des Dienstes immer das Ziel. Und Ihre Exzellenz . . .", hier lächelte Gordat mit einmal seltsam, ehe er weiterschrieb, „Ihre Frau Gemahlin, die mich jungen Dachs damals in Koblenz, als ich den Vorzug hatte, in Ihrem engeren Familienkreis verkehren zu dürfen, manchmal scherzhaft ihren ‚ältesten Sohn' nannte, sie wird, wenn sie diese Zeilen bis hierher gelesen hat, sicher hell auflachen, denn sie stammt ja aus dem schönen Süddeutschland, aus dem ‚demokratischen' Baden, wo man uns ‚Saupreußen' ja nie so ganz hat leiden mögen. Trotzdem aber haben E.E. überall, selbst bei der Erziehung Ihrer Kinder, die preußische Disziplin sowie die preußische Undiskutierbarkeit des Staatsbegriffes immer allen individuellen, demokratischen Ansprüchen vorangestellt. Denn ich glaube wie Sie, Herr

General, fest daran, daß von der Erziehung der Jugend, und besonders von der Erziehung der Kaisersöhne sowie der Sprößlinge des Adels, nicht nur Preußens Zukunft abhängt, sondern die ganz Europas. Nur eine im Sinne unseres großen Königs eisenhart erzogene Jugend wird diese ‚Veramerikanisierung' aller Begriffe einmal wieder *so* ändern können, daß man den selbstlosen Dienst am Staat für immer als die höchste Pflicht, mehr noch: als das oberste Gesetz anerkennt, so wie dies König Friedrich Wilhelm I. bei dem jungen Fritz einst mit drakonischen Maßnahmen durchsetzte. Jeder Verweichlichung zum Trotz! Jeder Überschätzung des Individuums entgegen, oder gar der Liebe zu den Musen, die Französlinge aus Versailles dem Kronprinzen damals infiziert hatten. Und ich denke, der Name des unglücklichen Leutnants von Katte sowie der Name der Festung Küstrin erinnern jeden Preußen daran, wie sich aus einem erst so verweichlichten Prinzen schließlich der Soldatenkönig geformt hat. So will auch ich die mir anvertrauten Jungens zu Soldaten erziehen. Zu Männern, die jenen ‚stürmischen Zeiten' gewachsen sind, denen wir alle, wie es Seine Majestät neulich im Kasino des Alexanderregiments sagte, entgegengehen.

Ihre Majestät geruhte vorhin mit mir hierüber ein paar Worte zu wechseln. Das dänische Haus Holstein-Glücksburg hat Deutschland in dieser Prinzessin – unserer Allergnädigsten jetzigen Kaiserin – wirklich ein Glück beschert. Eine echte, deutsche Mutter! Warmherzig – aber wenn ich mir zu sagen erlauben darf: vielleicht etwas *zu* warmherzig. Und es schauderte ja bekanntlich schon einem ‚Faust' vor diesem ‚Reich der Mütter'! Daher fürchtet Seine Majestät denn auch, daß die Prinzen August Wilhelm und Oskar, falls sie noch länger unter der mütterlichen Obhut in Potsdam verbleiben, allzusehr verweichlicht werden könnten. Es ist daher der Wille des Kaiserlichen Vaters, daß diese beiden Prinzen so rasch wie möglich in das Prinzenhaus nach Plön überführt werden, um dort die gleiche, streng-militärische Erziehung wie ihre drei älteren Brüder zu erhalten.

E.E. kennen das liebliche Plön zwischen Lübeck und Kiel. In der Umgegend . . . die prächtigen Buchenwälder dieser Landschaft haben ihr in all ihrer Ausdehnung mit Recht die Bezeichnung „Holsteinische Schweiz' verschafft. Sie, Herr General, brachten vor drei Jahren Ihre beiden ältesten Söhne selber dorthin in das Kadettenkorps. Und als mir Seine Majestät den Befehl gab, für die Prinzen August Wilhelm und Oskar Mitschüler auszusuchen, und ich mich diesethalber mit dem Kommandeur des Kadettenkorps ins Einvernehmen setzte, nannte er mir unter anderen Namen des Uradels auch den Ihres Sohnes Fritz. Wie E.E. wissen, mochte ich gerade diesen Jungen immer recht gern. Ich kenne ihn ja schon aus den Koblenzer Tagen, als Sie ihn, wenn er allzu laut während Ihres Cellospiels herumlärmte im Zimmer, einfach in den Papierkorb steckten. Das Kadettchen hat sich inzwischen in Plön frisch und gut entwickelt. Aber, wie mir sein Kompaniechef sagte, besteht, sobald er sich selbst überlassen bleibt, die Gefahr, daß er sich in vage Träumereien verliert. Hingegen beim Exerzieren vor plötzliche Entscheidungen gestellt, versagt er oft. Seine Aufgaben in der Schulklasse erfüllt er aber zur Zufriedenheit seiner Lehrer. Sie werden fragen, warum man mir nicht Ihren ältesten Sohn Magnus als Mitschüler vorgeschlagen hat. Ich weiß hierfür keine Gründe anzugeben. Eben zeigt das Glockenspiel die Mittagsstunde an. Ich muß mich daher eilen. Kurz gesagt: der Kadettenkommandeur hat sich mit mir auf Ihren Sohn ‚U 2' geeinigt. Die Majestäten haben die Liste der Mitschüler gebilligt. Die Kaiserin will bereits in acht Tagen die Jungens in Plön vorgestellt bekommen, eine Auszeichnung allerseltenster Art. Die Prinzen-Mitschüler werden natürlich, wie dies schon bei denen des Kronprinzen, Eitel-Fritz und Adalbert geschah, weiter oben im Kadettenkorps wohnen. Aber der Unterricht, Exerzieren, Sport usw., dies alles wird unten im Prinzenhaus stattfinden, und zwar in jenem kleinen Rokokoschlößchen der ehemaligen Herzöge von Holstein, welches, wie mir der Prinzen-Obergouverneur, General von Deines, sagte, selbiger

ja E.E. damals in Plön gezeigt hat. Ich schätze mich glücklich, Herrn Genral diese Mitteilung machen zu dürfen, und bitte Sie, mir Ihr Einverständnis sobald wie möglich nach Plön zu übermitteln. Wenn ich nun angesichts dieser Bittschriftenlinde, unter der ja jeder Untertan einst unserem Fridericus Rex sein Anliegen vortragen durfte, eine ehrerbietige Bitte an den großen König habe, so ist es die, daß er mir helfen möge, in der Prinzenschule die Methoden preußischer Erziehung zur Anständigkeit und zur Pflichterfüllung verwirklichen zu können, auf daß jene *Ehre,* von der der Große Fritz in seinem Testamente spricht, in der Brust meiner Zöglinge so diamanthart werde, daß die Versuchungen der chaotischen Welt daran abprallen. Unsere Hohenzollerndynastie, die nun schon bald 500 Jahre lang regiert und die dem Ansturm der durch die Französische Revolution in den Massen erweckten Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit bisher standgehalten hat, sie soll auch in diesen Kaisersöhnen dereinst würdige Erben einer spartanischen Gesinnung finden. Ich werde Ihren Sohn Fritz am kommenden Sonntag zu mir einladen, um ihm dann persönlich die große Nachricht zu geben.

Ich habe die Ehre, zu verbleiben als E.E. ganz gehorsamster und in treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit ergebener von Gordat.

P.S. Wie E.E. wohl gehört haben, war ich in Familienangelegenheiten in Amerika. Mein Eindruck aus dem Dollarland, den ich übrigens Seiner Majestät gleich meldete, bestätigte mir nur noch mehr die Notwendigkeit der Tatsache: *Preußen!* Denn dort drüben bei den Yankees, da fragt man nicht nach dem Wert eines Mannes im Verhältnis zum Staat. Der Wert eines Mannes dort drüben wird lediglich nach der Summe der Dollars berechnet, die er besitzt. Jedenfalls: von jenen hochgepriesenen Eigenschaften der ‚Demokratie', wie sie sich in einem Jeffersson, Franklin usw. dergestalt verkörpert haben sollen, daß selbst unser Philosoph von Sanssouci, von Hochachtung erfaßt, als einziger von allen europäischen Potentaten da-

mals mit den amerikanischen Rebellen einen Handelsvertrag abschloß, ich sage: von diesem demokratischen Freiheitshauch eines Washington habe *ich* nichts mehr da drüben verspürt. Aus einer Demokratie ist längst eine Plutokratie geworden! Oder wie man drüben sagt: a big union of business, und deren einzige Parole lautet: Success! Erfolg! Erfolg! Wahrhaftig, ich war froh, als die Wolkenkratzer hinter meinem nach Europa fahrenden Dampfer wieder in Dunst und Nebel zergingen und ich dann endlich unseren Hamburger Hafen vor mir auftauchen sah. Doch ein andermal mehr über dieses Thema. Für heut' nur noch so viel: der Heldentraum unseres männlichen germanischen Geistes existiert dort drüben nicht! In diesen Stein- und Asphaltwüsten heißt jedes zweite Wort dieser reichgewordenen Hausknechte und Köchinnen: ‚Relax!' oder ‚easy going!', ‚take ist easy'. Spekulanten des Zufalls regieren. Der Stockmarket ist die Bibel. Auf ihren Münzen steht daher: ‚In God we trust.' Aber Gott bewahre uns Preußen vor solch einer von der Wallstreet beglaubigten Weltordnung. Gegen jeden Amerikanisierungsversuch Europas muß Preußen das Bollwerk bleiben. Donnerwetter! Herr General – wie bin ich dankbar, daß ich ein Preuße und ein Deutscher bin.

Doch jetzt muß ich eiligst zum Zug nach Berlin!

„Hallo! Aussteigen! Aussteigen!" Schleich rüttelte Uhle wach. „Wir sind gleich in Berlin!"

„In Berlin?" rieb sich Uhle die Augen. Dann nahm er hastig sein Gepäck und zog sich den Mantel an.

„Na, Mister", knöpfte sich der Filmmann seinen pompösen Kamelhaarmantel zu, „Sie waren wohl in ein Luftloch abgesackt? Haben Sie geträumt?" Uhle nickte mit abwesenden Augen. Seine Gedanken waren ja noch immer bei Gordats Brief, den er einmal im Nachlaß seines Vaters gelesen zu haben glaubte und dessen Inhalt ihn in bezug auf die spätere historische Entwicklung Preußens zum Hitlerreich so erregte, daß er sich wieder setzen mußte. Dann starrte er durch die Fensterluke hinaus. Während das Flugzeug jetzt aus 2000 Meter Höhe wieder in die

Wolkenschicht hinunterflog, steckte sich Schleich eine neue Zigarre an und sagte wie ein Sachverständiger: „Wir werden mit Radar durch diesen Wolkendreck auf den Flugplatz gesteuert. Well! Sie haben vorhin meine Adresse fallen lassen. Hier!" Er steckte ihm die Karte in die Tasche. „By the way: haben Sie nun den Text Ihrer Rede für das Hebbeltheater zusammen? Soll sie getippt werden? Ich stelle Ihnen meine Sekretärin zur Verfügung. Ich würde gern wissen, was Sie reden wollen. Ich fürchte nämlich, Sie quasseln mal wieder ins Leere! ‚Brüderlichkeit!' ‚Freiheit!' ‚Humanity!' Das sind doch lauter Phrasen geworden! Das Dritte Reich und die ‚Große Politik' haben alle großen Worte abgebraucht. Wer glaubt noch an so was? Und hüten Sie sich, pathetisch zu werden! Vor dem Pathos, da läuft heut' jeder so weit er kann davon! Seit dem Geschreie der ‚geliebten Führer' . . "

„Was hatte das mit Pathos zu tun? Herr Schleich – Pathos, das kommt von dem Griechenwort: πατειν – erleiden! Wo aber ist die Tragödie des Zusammenbruchs aller Werte je in solch pathetischem Sinne erlitten worden? Wo? Wo?"

„Mister, Sie sind ein Poet! Aber leider ist ein ‚Dichter' in unserer Zeit so komisch geworden wie ein Droschkengaul zur Rush-hour in der Fifth Avenue! Hahaha . . . Oder können Sie den Menschen ihre Unsicherheit, ihren Unglauben . . . fortschwatzen? ‚Brüderlichkeit?' Machen Sie sich nicht lächerlich! . . ."

Das Flugzeug flog bereits in einem ausholenden Bogen über Berlin dahin. Allerdings war das Häusermeer vor Nebel nicht zu sehen. Plötzlich aber raste es schon zwischen zwei Reihen von jetzt sichtbar werdenden Ruinen in schräger Linie zum Flugplatz. Mit einmal . . . ein Aufprall! Die Räder hatten Boden. „So, Mister Uhle, wir sind da! Mein Angebot wegen des Filmmanuskripts bleibt bestehen. Also rufen Sie mich an, ehe Sie sich am Gürtel Ihres Bademantels im Hotelzimmer aufhängen! Hahaha. . ."

Langsam steuerte der Pilot das Flugzeug bis nahe an das Gebäude des Flughafens von Tempelhof heran.

„Well! Well!" drehte sich Schleich noch einmal zu Uhle um, während die Aussteigetreppe an das Flugzeug herangefahren und befestigt wurde. „Sie werden von einem Bürgermeister empfangen? Lauter Pressefotografen mit Blitzlichtern? Man kennt Sie also doch noch? Well, well! Then . . . see you later!" Er quetschte sich zwischen den Passagieren hindurch und eilte zur Paßkontrolle. Als Uhle seine Papiere gestempelt bekommen hatte und gerade in das Auto des Bürgermeisters einsteigen wollte, kam Schleich noch einmal breitgrinsend an ihm vorbei und flüsterte: „Well! . . . Mister, vielleicht sind Sie . . . der letzte Dichter? Das war' auch ein Stoff! Hahaha . . ." Er grüßte mit dem Zeigefinger am Hut einen Schupo, deutete auf den großen, silbern glänzenden Gardestern an dessen Tschako und rief: „ ‚Nec Soli Cedit!' Auch der Sonne weicht er nicht . . . der Schwarz Adler! Ist das nicht der Wahlspruch ‚Preußisch-Berlins'? Sehen Sie, Mister Uhle, damit ist das ‚Raumschiff' gemeint. – Also . . . rufen Sie mich an!"

Uhle wurde durch die noch kriegszerstörten Straßen Berlins gefahren. Am Rathaus empfingen ihn Journalisten. Da der Bürgermeister zu einer unvorhergesehenen Sitzung mußte, ließ er Uhle mit den Herren der Presse in seinem Arbeitszimmer allein, nachdem er ihm noch das Programm für den Abend im Hebbeltheater zur Einsicht überreicht hatte.

„Mein Name ist Heinz Wulst!" stellte sich ein Reporter vor. „In einer Frankfurter Zeitung las ich, Sie fühlten sich vergessen und arg enttäuscht? Aber ich möchte Ihnen versichern: Sie sind nicht vergessen! . . . Natürlich ist es begreiflich, daß Sie mit Ihrem Werk nicht nur ein Stück Leben einfangen wollen, sondern auch das Leben selbst, und daß Sie das *heute* wollen, weil es morgen vielleicht schon zu spät!"

„Meine Herren", döste Uhle, noch etwas schlafbenommen, zu den Fenstern in einen Schneeregen hinaus, „vorhin im Flugzeug sagte mir ein Filmdirektor aus Hollywood, ein Dichter sei heut' komischer als ein Droschkengaul zur

Rush-hour in der Fifth Avenue . . . und fügte hinzu, ich käme ihm vor wie der ‚letzte Dichter'." Nach einem allgemeinen Gelächter sagte Uhle: „Das erinnert mich an eine Sitzung der Dichter-Akademie hier in Berlin vor etwa 26 Jahren. Da gab es einen Streit zwischen den anwesenden Mitgliedern der Akademie. Der Autor des Romans ‚Alexanderplatz' hatte nämlich den Antrag gestellt, man solle statt ‚Dichter-Akademie' künftig ‚Schriftsteller-Akademie' sagen, da das Wort ‚Dichter' viel zu pompös und außerdem nicht mehr wahr sei. Es gäbe nur noch ‚Wortarbeiter' in unserer Zeit." Nach einem neuerlichen Gelächter fuhr Uhle fort: ‚In meiner ‚Phaea', deren Aufführung am Deutschen Theater hier sich vielleicht der eine oder andere von Ihnen noch erinnert, da formulierte ich dies bereits so: ‚Einmal, da hieß es: Im Anfang war das Wort! Und das Wort war bei Gott! . . . Aber da das Wort heute keinen Schatten mehr wirft, das heißt nicht mehr bei Gott ist, weil es keine Substanz mehr hat, so sind wir vielleicht am Ende angelangt. Nur noch ‚Wortarbeiter', Schriftsteller!'"

„So ist es!" nickten mehrere.

„Zum Beispiel", bemerkte ein Redakteur der ‚Nachtpost', „falls Sie heute abend bei Ihrer Rede über die ‚Brüderlichkeit' auch das Wort ‚Freiheit' gebrauchen sollten, nämlich dieser Begriff hat doch keinen Inhalt mehr! Ich glaube, daß sich der ganze geistige Kampf heute darum dreht, die Auslegung und Ausprägung des Wortes ‚Freiheit' festzustellen!"

„Richtig!" bestätigte ein anderer, „Freiheit ist eben nicht dann gegeben, wenn man ein frei gewähltes Parlament hat! Freiheit verlangt auch Freiheit vom ‚Apparat' – sei es nun der des Staates oder der Wirtschaft; oder die Freiheit von Hunger, Not und Ausbeutung! So wie der Kommunismus auf seine Art die von ihm beherrschten Menschen ‚befreien' will."

„Allerdings", nickte Herr Wulst, „denn mit dem *Verkünden* der Brüderlichkeit oder der Freiheit, da ist es eben heute nicht mehr getan! Es muß gesagt werden –

und zwar *gültig* gesagt werden –, *was* Brüderlichkeit überhaupt ist! Und dazu, Herr Uhle, sind Sie berufen. Es genügt nicht, wie dies im Osten geschieht, die soziale Unfreiheit zu brandmarken! Das ist ja nur *eine* Seite der Unfreiheit. Aber, und Sie verzeihen mir bitte meine Unbescheidenheit, aber wir jungen Menschen richten an Sie die Forderung, uns zu sagen, was Brüderlichkeit und Freiheit bedeuten! Die geistig interessierte Jugend nämlich ist durch den kompletten Zusammenbruch all der totalitären Regime, die ja auch die des Ungeistes waren, sowie durch die fruchtlosen Auseinandersetzungen zwischen Ost und West äußerst skeptisch geworden. Unser zu Begeisterungsausbrüchen wohl noch fähiges Gefühl – das wird jetzt von einem mißtrauischen Intellekt kontrolliert."

„Richtig!" blickte der Redakteur der ‚Nachtpost' von seinem Stenogramm auf. „Uns erscheint alles, jawohl, fast alles, relativ! Dieser Grundhaltung muß der Stil jeder geistigen Aussagen entsprechen. Die Form: sachlich! Der Inhalt mag dann meinetwegen Welten sprengen wollen."

„Herr Uhle", sah Dr. Wulst seine Kollegen an, „will sich vielleicht sammeln . . . für die Rede!" Daraufhin erhoben sich die Herren. Einer klopfte Uhle gutmeinend auf die Schulter, ehe er sich empfahl.

„Wenn Sie wirklich der letzte Dichter sind, was wir nicht hoffen, *ich* glaube, das Problem liegt da: Man muß seinen Ideen Breitenwirkung verschaffen! Gewissermaßen muß der Dichter sein eigener Manager der Wahrheit werden! Nur *so* kann er das Gute und das Wahre in den breiten Massen durchsetzen. Denn so, wie sich seit Jahrtausenden eine ‚Kriegsbegeisterung' managen ließ, so sollte sich auch die ‚Friedensbegeisterung' managen lassen! . . . Herr Uhle lächelt? Ja, vielleicht ist das eben doch nicht möglich, daß ein Dichter . . . ein Manager ist."

„Dichter! Dichter!" schlüpfte der Redakteur der ‚Nachtpost' in seinen Regenmantel! „Wenn selbst die Mitglieder der Dichter-Akademie schon vor 26 Jahren sich nicht mehr ‚Dichter', sondern ‚Schriftsteller' nennen wollten, warum sollen *wir* dann dieses Wort weiter konservieren?"

Nachdem sie gegangen waren, gähnte Uhle und starrte auf das Programmheft. Minutenlang blieb er allein. Dann brachte ihm eine Sekretärin ein Butterbrot und ein Glas Malaga und sagte:

„Der Herr Bürgermeister läßt sich entschuldigen. Die Konferenz dauert noch länger." Uhle grinste, ohne sich dabei etwas zu denken. Mit einmal kam ein ergrauter, wie ein Schauspieler aussehender Mann hereingefegt und ließ von einem Techniker Kabel legen. Hielt dann Uhle ein Mikrofon hin . . . und erklärte:

„Wir sind mit unserem Radiowagen unten. Sie sollen auf Band sprechen. Es wird morgen abend gesendet. Herr Uhle, – seit wann waren Sie nicht mehr in Berlin?"

„Seit meiner Gründung der ‚Eisernen Front' gegen Hitler am 18. Januar 1932."

„Aber Sie haben doch früher in Berlin gelebt?"

„Ja, ich war hier Offizier bei der kaiserlichen Garde."

„Würden Sie uns verraten, wann in Ihnen zum ersten Mal der Pazifist erwachte?"

„Ich bin kein Pazifist."

„Nein?" blickte ihn der Radioansager verblüfft an.

„Ich sage es immer und immer wieder: Ich bin ein Soldat des Friedens!"

„Nun gut! . . . Nun gut! Aber vielleicht würde es unsere Zuhörer interessieren, *wann* Sie als Soldat zum ersten Mal den Friedensgedanken in sich fühlten, für den Sie jetzt seit so viel Jahrzehnten in der Welt kämpfen."

„Wann? Lassen Sie mich nachdenken. – Oh! Das war schon sehr früh. Eigentlich schon . . . im Kadettenkorps."

„Waren Sie denn im Kadettenkorps?"

„Allerdings! Elf Jahre lang."

„Wo?"

„In Plön . . ." Und wie von diesem Wort hypnotisiert, verstummte Uhle.

„Aber das wäre ja für unsere Hörer sehr interessant, wenn Sie uns darüber etwas erzählten. Die Kadettenkorps sind ja wohl als die Brutstätte des Militarismus anzusehen. Hab ich recht?" Uhle antwortete nicht. „Zum Beispiel:

Gerade jetzt, wo Deutschland wieder Militär kriegt, da wäre es doch wichtig zu wissen, warum und *wie* Sie schon als Kadett zum Friedensgedanken kamen, da doch meiner geringen Kenntnis nach ein Kadett für den Kriegsgedanken erzogen wurde." Uhle schaute zu den Fenstern. Ein Regensturm klatschte jetzt gegen die Scheiben . . . „Oder – *wollen* Sie nichts aussagen darüber? Vielleicht haben Sie die Absicht, dies Thema in einem Roman zu verwerten? Obwohl unser Bundespräsident ja erst kürzlich gelegentlich seines 71. Geburtstages hier in Berlin geäußert hat, als er unter den vielen Geschenken auch einen Roman sah: ‚Ich habe eigentlich keine Zeit für Romane.'" Aber gleich danach rief der Ansager, über seine Bemerkung erschrocken, ins Mikrofon: „Schneiden!" Dann hielt er die Hand drüber und flüsterte zu Uhle: „Also wenn sogar das Oberhaupt des deutschen Volkes keine Romane liest, wozu dann noch Romane schreiben? Da ist es doch besser, Sie erzählen uns Ihre Gedanken im Radio! Also . . . können wir weiter?" Er hielt Uhle wieder das Mikrofon an die Lippen. Der aber stierte in die rinnenden, spiegelnden Regentropfen, die unaufhörlich an den Scheiben niederrannen. Mit einmal schloß er halb die Augen und begann, bei jedem Satz immer leiser werdend:

„Genauso peitschte nämlich der Regen damals über das knapp eine Bahnstunde von der deutschen Flottenstation Kiel entfernte zweiflüglige, mächtige, kanariengelb angestrichene und mit blauem Schiefer gedeckte Plöner Schloß."

„Entschuldigung! Eine Zwischenfrage, Herr Uhle: Wie lange waren Sie nicht mehr in Plön?"

„Seit über 50 Jahren. Aber ich sehe es wieder ––! Ein Ungewitter tobte mit solcher Wind- und Regenwucht, wie jetzt dort draußen, über das Kadettenkorps dahin! Die alten Wetterhähne kreischten und die Blitzableiter wackelten. Selbst die zwei zierlichen, achteckigen Türme auf den beiden Enden des langen Dachs schwankten bedenklich. Auch ihre von Säulchen getragenen und mit grüngewordenem Kupfer bedeckten Hüte zitterten bis in die sie noch

überhöhenden, gleichfalls mit Kupfer bedeckten Laternen hinauf. Obwohl dieses Schloß doch schon jahrhundertelang blutige Fehden sowie rauschende Feste vieler Dänenherzöge ausgehalten hatte, so bebte es jetzt bis in seine Fundamente hinunter. Das Schloß war 1864 mit Schleswig-Holstein an das siegreiche Preußen gekommen. Merkwürdig! Ja, ich sehe es vor mir . . . deutlich! Und doch . . . wie im Traum . . ., als ob eine samtweiche Traumatmosphäre . . ." Er blinzelte dem Radioansager zu. „Da ist es! Vom Herbststurm umweht und die 30 Quadratkilometer große Fläche des in hohen Wellen erregten Plöner Sees überragend, so steht es dort oben auf dem Schloßberg. Für die Dänen als trauriges Wahrzeichen ihres verlorenen Krieges. Für die Preußen – ein Zeichen des Triumphs! So steht diese Anstalt für angehende Offiziere jetzt teilnahmslos in den vom Himmel niederprasselnden Wassermengen da. Ja, hier werden etwa 350 Kadetten, natürlich meist Söhne adliger Offiziersfamilien, auf ihr künftiges hartes Waffenhandwerk zielbewußt vorbereitet. Den ehemaligen, die ganze Länge des Schlosses ausmessenden, im vierten Stock gelegenen sogenannten ‚Rittersaal' der Dänenherzöge benutzt man jetzt als Eßsaal für die Kadetten. Die anliegenden einstigen Prunkgemächer sind von der preußischen Militärverwaltung in kahle Revierstuben und sauer riechende Anrichten für die täglichen Mahlzeiten umgewandelt. Unter dem vierten Stock befinden sich in der dritten und zweiten Etage die nebeneinanderliegenden numerierten Stuben, immer eine für je zehn Kadetten. Im Parterre sind die Klassenräume. Die Stockwerke, bis hinauf zum Dach, sind durch flache, drei Fuß lange Schieferstufen verbunden. Unmittelbar unter dem Dach, das in den Seitenflügeln in zwölf und auf der Längsseite in zwanzig gelb gestrichene Giebel aufgeteilt ist, dort befinden sich die für je 170 Kadetten eingerichteten Schlafsäle. Tief unten in den Kellern beaufsichtigt ein Ökonomierat die Küchen und Vorratskammern, in denen er mit seinem weiblichen Personal und den Anstaltsaufwärtern herumwirtschaftet. Gleich daneben in den muffigen, feuchten

Gewölben sind große Duschräume eingebaut. In den Gängen ist es so naß-finster wie in einem Gefängnisverlies. Nur hie und da beleuchtet eine einzelne elektrische Birne glitschige Steinplatten, auf denen Ratten herumflitzen. Am Ende dieses Kellers ist eine Gruft, in der noch Mitglieder des dänisch-holsteinischen Herzogshauses in wappengeschmückten Sarkophagen vermodern. Eine steinerne, enge Wendeltreppe führt aus der Dunkelheit dann hinauf bis in die ehemalige Schloßkapelle im rechten Seitenflügel. Der Schloßhof, ein bucklig gepflastertes Karree, liegt an der einen Seite offen zum See. Links über die Rampe kommt man zu einer Terrasse hinunter. Von da aus, der breite, gepflasterte Weg, der führt steil in das Städtchen hinunter. Rechts von der Rampe, an der Terrasse vorbei, die alte Lindenallee endet ebenso steil bei einem 300 Meter langen, sandigen Spielplatz. Links von ihm, die früheren Reitställe der Herzöge, sind jetzt die Turnsäle. Geradeaus, am Ende des Spielplatzes, das kleine Gebäude, das war die Reitbahn der Dänenfürsten. Zwischen der Reitbahn und den Turnsälen, vorbei an dem etwas zurückgelegenen Lazarett, gelangt man durch eine zweireihige, vielhundertjährige Lindenallee zu dem sogenannten ‚Prinzenhaus', in dem ein Major von Gordat mit den ihm zur Erziehung anvertrauten Kaisersöhnen untergebracht ist . . ."

„Schneiden!" flüsterte der Radioansager in das Mikrofon. Dann sah er Uhle an, als wolle er sagen: ‚Na, der quatscht ohne Ende!' Und während Uhle dann zögernd weiterredete, ließ der Ansager das Kabel heimlich herausschaffen und ging.

„Nämlich . . . jede Kadettenkompanie", fuhr Uhle fort, indessen er in einen, das Licht scharf spiegelnden, gläsernen Briefbeschwerer am Tisch schaute, „die hat für die militärische Ausbildung als Chef einen nicht mehr zum Frontdienst taugenden Hauptmann und fünf Offiziere. Ein Stabsarzt sorgt mit zwei Assistenzärzten für die Gesundheitspflege. Das Lehrerkorps und ein Militärpfarrer sind für die ‚geistigen' Belange da." Uhle lächelte. „Die

Kommandogewalt über alle hat der Kommandeur des Kadettenkorps, dessen Dienstwohnung und Geschäftsstuben am Seeufer unweit des Spielplatzes im Jugendstil protzig hingebaut ist. Ein aus Stein gebildeter Adler auf einer Kugel schmückt den Dachgiebel. Darunter steht in goldenen Buchstaben ‚Nec Soli Cedit', ‚Auch der Sonne weicht er nicht', der Schwarze Adler Preußens! Selbst der Sonne nicht?" murmelte Uhle Schleichs Worte von vorhin vor sich hin . . . „Aber du mußt ihr weichen! Und du wirst ihr weichen, der Sonne, dem Licht!"

Ein Orkan wütete jetzt draußen so elementar, daß eine Bogenlampe, die an einem langen Draht über dem Hof pendelte, plötzlich herunterfiel und in Scherben zerklirrte. Uhle blickte zum Fenster und erzählte weiter:

„Ja, da fallen die morschen Äste überall mit lautem Gekrach aus den Linden nieder. Das Brausen aufgewühlter Wassermassen klingt vom See herauf. Das Schloß ist leer, denn es ist Sonntagnachmittag. Da hat man die beiden Kompanien auf den üblichen Sonntagsspaziergang ausgeführt. Auf der ‚Lübecker Chaussee', die zur alten Hansestadt führt, überraschte das Unwetter die Kadetten. Ihre diensthabenden Offiziere lassen daher sammeln, antreten und kehrtmachen. Jetzt rennen alle in befohlenem Laufschritt die Chaussee zurück nach Plön. Vor der niedergelassenen Barriere eines Bahnüberganges bleiben sie stehn. Der Berliner Expreß, in dem auch Gordat ist, wird erwartet."

„Kreuzdonner! Köpfe hoch!" brüllte ein vom Kommiß geschliffener Infanterieoffizier die bereits patschnassen Kadetten an. Und dann sah Uhle, wie die beiden kompanieältesten Kadetten an den Sektionen entlangjagten, wie Schäferhunde an der Schafsherde. Schnauzen und Boxen stellte dort Reih und Glied wieder her, wo es durch den Laufschritt in Unrodnung geraten war. Und jedesmal, wenn ein Kadett seinen Kopf vor dem Regenguß im Kragen verkroch, donnerte es gleich von allen Seiten auf ihn ein:

„Kopf hoch! Grade stehn!“

Ein Klingeln im Bahnübergang kündigte das Nahen des D-Zuges an. Ratternd und die Schienenstränge in allen Stahlteilen in Aufruhr bringend, sauste der D-Zug vorbei. Nachdem die Barriere wieder hochgezogen war, liefen die Kadetten erst über die Gleise und dann weiter in das menschenleere, pfützennasse Städtchen hinein, vorbei an den Geschäften, die zum Teil noch dänische Namen führten. Beim Laufen war eben ein Kadett in der 2. Sektion ausgerutscht. Mit Tritten ins Gesäß und gegen die Schienbeine wurde er aber rasch wieder in das allgemeine Tempo gebracht, das sich selbst dann nicht änderte, als die Kompanien nun den steilen Schloßberg hinauf mußten. Endlich gelangten jetzt die Kadetten, die der 2. Kompanie rechts und die der 1. Kompanie links, außer Atem und wie junge Hunde japsend, oben im Karreehof an. Die Offiziere ließen die Sektionen zur Linie einschwenken. Dann kommandierten sie:

„Abzählen!“ Bei der 2. Kompanie stimmte die Zahl. Deshalb durften dort die Kadetten wegtreten. Bei der 1. Kompanie jedoch, da fehlte trotz immer wiederholten Abzählens ein Kadett. Aufgeregt und des Regens nicht achtend, rannte der Offizier die Front entlang. Mit einmal blieb er bei der 6. Sektion stehen und schrie:

„Kreuzhagel! Wo ist denn der lange, rote Fischer?!“ Und nun brüllte es ein Kadett dem andern zu. „Wo ist der lange, rote Fischer?“ Aber der war nicht da. „Himmeldonnerwetter!“ stieß der Offizier seinen Degen auf das Pflaster. „Wer war denn sein Nebenmann?“

„Wer sein Nebenmann war?“ kreischten sich die Kadetten jetzt gegenseitig an, wütend darüber, daß sie des ‚langen roten Fischers‘ wegen so im Regengepladder dastehn mußten.

„Kerl!“ kam nun der Kompanieälteste Ihn auf einen kleinen Kadetten zugeschossen, der mit verschrecktem Ausdruck auf die nassen Steine sah, „Mensch! Warst du nicht Fischers Nebenmann?“ Dann drehte er sich zu dem Leutnant um und meldete: „U 2 war Fischers Nebenmann!“

„U 2!“ winkte der Offizier.

„Hier!“ schrie der Kadett, so laut er konnte.

„Herkommen! . . . Die andern: wegtreten!“ Gleich danach entstand ein wimmelndes Gerenne all dieser vom Regen durchnäßten Kadetten, denn jeder wollte als erster den schützenden Eingang erreichen. Dann trampelten und drängten sie sich die Treppen hinauf zu ihren verschiedenen Stuben.

Der Kompanieoffizier nahm U 2 mit sich in einen langen Korridor hinein, rechts unten vor den Klassenräumen. „Warten Sie hier!“ befahl er ihm und ließ ihn dort allein zurück.

Wie sich nun Uhle in diesem U 2 mit einmal selber als Kadett wiedererkannte, überkam ihn ein Gefühl grenzenloser Trauer und auch des Zornes. Zu solch einer Gehorchpuppe hatte man seine Jugend verschandelt. Dieser fast rührend dämliche Ausdruck mit den . . . ja! . . . mit den „Froschaugen!‘, das war einmal er! Unselbständig, wie ein Köter dressiert auf Pfiff und Tritt! Das war er – ihm hier vom Schöpfer auf der unzerbrechbaren Glasplatte seiner Erinnerung, wie in einem Fernschapparat, vorgeführt! Farbig, plastisch, in anderer Ebene sich bewegend als der, in welcher er noch atmete. Ja! Das war er! – Und doch . . unter den sechs spiegelnden Metallknöpfen seines Waffenrocks, da regte sich etwas, das geheimnisvoll noch jetzt in ihm lebendig war seit so vielen Jahren. Und wenn es wahr ist, daß sich der Mensch in sieben Jahren einmal häutet, so hatte er sich, seit er im Kadettenrock so verschreckt und seelenvergewaltigt dastand, x-mal gehäutet. – Was nun in ihm auf dem letzten Gang zur Erkenntnis zu riesenhaftem Mut angewachsen war, das flatterte dort in der Brust des Kadettchens noch wie ein kleiner, bunter Singvogel in allzu engem Käfig. Aber als Ahnung jener Freiheit, die ein Dichter besang: ‚Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt!‘ Ja, – dieser Schein des ‚süßen Engelsbildes‘ leuchtete schon um U 2’s sonst noch von lauter eingehämmerten Kastenvorurteilen umengten Blick. Und

für ihn war damals das Wort ‚Freiheit' noch eine Sehnsucht, prall von Substanz, noch ganz erfüllt von Gott! Noch nicht abgenutzt, meine Herren von der Presse! Keine Phrase! . . . Ja, das war ich! Und wer bin ich heut? . . . Du Herr des Lebens dort oben! . . . Wie sichst du mich? —

U 2 stand in seinen völlig durchweichten Uniformsachen, die ihm viel zu groß waren, fröstelnd da. Beim Laufschritt durch die Plöner Gassen hatte er von den harten Kommißbotten an den Fersen Blutblasen bekommen. Die naß gewordene Halsbinde war aus dem Kragen gerutscht und kratzte. Da der Leutnant noch immer nicht wiederkam, betrachtete sich der Kadett die in vielen Glaskästen im Korridor ausgestellten ausgestopften Tiere, welche im Anschauungsunterricht der Zoologie verwendet wurden. In ihren eingesetzten Glasaugen sah U 2 sein Spiegelbild. Auch Uhle sah es. Ein Goldfasan neben einem von Motten schon ziemlich zerfressenen Fuchs äugte ihn an. Erst vorige Woche hatte U 2 diesen Vogel in der Zeichenstunde abzeichnen müssen. Das farbig schillernde Gefieder sollte er demnächst mit Ölfarbe auf Leinewand zu malen versuchen. Während er sich darauf freute, preßte ihm aber gleich die Frage die Brust:

„Was werde ich nur sagen, wenn man mich jetzt wegen des roten Fischer verhören wird? Dabei wollte ich doch gar nicht sein Nebenmann sein! Fischer kam einfach an und flüsterte mir zu: ‚Ich kratze aus! . . . Ich ertrage den Kommiß hier nicht mehr in dem verdammten Affenkasten!'" U 2 preßte die Lippen aufeinander. Die Worte des Fischer kamen ihm von überallher wieder ins Ohr. ‚Ich kratze aus! Ich hasse das Militär! Wir alle werden hier zu Idioten erzogen! Brett vor'n Kopp, Stiefel in die Hand, mit Gott für König und Vaterland . . . Lebte meine Mutter noch! Die wollte nicht, daß ich Soldat werde! . . . Ich kratze aus. Nach Amerika!'

Mit einmal hielt er sich die Hände über die Ohren.

„Fischer!„ sagte er leise, „bist du etwa wirklich ausgekratzt? Desertiert?" Und bei dem Wort ‚desertiert' wurde er bleich. Unwillkürlich machte er ein paar Schritte bis

zum nächsten Glaskasten, in dem eine Elster stand, ein ausgestopfter Hase und ein Kiebitz in präpariertem Gras. Auch ein kleines Nest war zu sehn mit drei Kiebitzeiern. — „Desertiert . . .“ Plötzlich dachte U 2 an seinen Vater. „Was würde Papa sagen, wenn er erführe, daß ich desertiert sei? — Aber ich bin ja nicht desertiert! Nein! Nein!“ Mit einmal drehte er sich um. Die Treppe herunter hörte er Schritte. Doch dann war es nur ein Aufwärter. In seiner hellblauen Sonntagslivree mit roten Aufschlägen und goldenen Wappenknöpfen kam er in den Korridor, schlürfte dann schwerfällig die ganze Länge des gewölbten Flurs an den vielen steinernen Fensternischen vorbei — und verschwand schließlich am anderen Ende, in der Perspektive nur noch halb so groß wie eben am Eingang.

Je deutlicher sich U 2 nun an die letzten Worte Fischers erinnerte, desto erregter wurde er. Besonders der letzte Zuruf, gerade als der Regen losbrach und sich die Kadetten auf der Chaussee zum Abmarsch hatten aufstellen müssen, dieser letzte höhnische Zuruf des roten Fischer würgte ihn. ‚Ich höre ja‘, hatte ihm der nämlich, während er zurückblieb, nachgerufen, ‚Schmidt 1 will dich zum Schuß haben!‘ Uhle sah, wie U 2 knallrot wurde.

‚Schuß‘, so notierte sich Uhle, ‚dieses Wort aus der Schießvorschrift bedeutete nämlich, auf das Liebesleben der Kadetten übertragen, Liebling im perversen Sinne‘. Und Uhle erinnerte sich, wie ihm sein Stubenkamerad Olschefski bei dem allerersten Sonntagsspaziergang, den er als frisch eingekleideter Kadett mitgemacht hatte, den Sinn der Bezeichnung ‚Schuß‘ lang und breit erklärt hatte. U 2 ging damals mit Olschefski Arm in Arm auf der Eutiner Chaussee weit hinter der Herde der übrigen Kadetten. Mit einmal war Olschefski mit ihm in ein Kieferwäldchen abgebogen. Dort blieb er stehn . . . und grinste:

„Wahrhaftig! Du bist fast so schön . . . wie ein kleines Mädchen!“ Das Blut war U 2 damals bis in die Ohren gestiegen. Und seit diesem Gepsräch war U 2 dann zum Gelächter seiner Kameraden bei jeder Gelegenheit rot geworden. Man nannte dies ‚Haube!‘ Uhle empfand die Tortur

wieder, die ihm diese zwei Wörter ‚Schuß' und ‚Haube', während er Kadett war, verursacht hatten.

Indessen U 2 die ausgestopften Tiere anglotzte und sie ihn wieder anglotzten, fiel es ihm zentnerschwer aufs Herz, daß ihm ja Schmidt 1 vorhin auf dem Spaziergang zugeflüstert hatte, er solle sich bis zum Abend entscheiden, ob er sein ‚Schuß' werden wolle oder nicht. Ein ‚Schuß' werden, dies war ja wohl für einen Kadetten mindestens eine so ernste und folgenschwere Entscheidung wie für ein Mädchen, ob es einen Heiratsantrag annehmen solle oder nicht. Sagte der Kadett ‚nein', so bedeutete dies für ihn den Beginn von allerlei ausgeklügelten Quälereien und Schikanen. Sagte er ‚ja', so verschaffte ihm das zwar eine Art Sonderstellung auf der Stube, dafür aber auch die peinlich-beschämende Rolle eines ‚Lieblings', den die andern, wo sie nur irgend konnten, verhöhnten. Schmidt 1 war nur um drei Jahre älter als U 2. Also 17 Jahre. Schmidts Vater war Oberst eines Infanterieregiments. Eben sah Schmidt 1, ihn suchend, in den Korridor. Ein stämmig gewachsener Kadett mit dunklen, borstigen Haaren. U 2 hatte sich hinter dem Glaskasten so lange versteckt, bis der Kadett wieder fort war.

Mit einmal krampfte sich Uhles Kehle. Er stöhnte: „Warum bin ich nicht damals mit dem roten Fischer ‚ausgekratzt'? Ja! Mein Leben hätte einen anderen Verlauf genommen! War es nicht Fichte, der sagte: ‚Ein Steinchen, von seinem Platz nach hierhin oder dorthin verschoben, vermag den Lauf der Welt zu ändern!' Vielleicht wäre ich dann . . . Maler geworden! Oder Musiker, statt solch ein von der Uniform zerpreßtes Leben führen zu müssen. Warum hatte ich nicht den Mut? Noch nicht den Mut? Warum standen mir die Kaste, der Vater, die Vorgesetzten wie lauter drohende Tabus entgegen? Warum war ich feige? Meine Großmutter hätte mich am Genfer See aufwachsen lassen! In dem Genf, wo Präsident Wilson der Welt die 14 Punkte verkündete! In dem Genf, wo man seit Voltaires Tagen immer wieder versucht, die Menschheit von ihren Ketten des Aberglaubens und der Tyrannei

zu befreien!“ Doch da erschien ihm mit einmal der gütige, verstehende, liebende Blick seines Vaters, desselben Generals, der ihn zum Kadetten bestimmt hatte. Und dieser Blick war es, an dem er nicht vorbeikam. Sollte er dies nun wirklich als Feigheit buchen? Nun – so hatte er an ihr in der Folge genug zu leiden gehabt.

„U 2!“ rief jetzt eine dem Kadetten wohlbekannte Stimme so laut, daß es in dem langen Korridor hallte. Der Kadett drehte sich, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, um, nahm die Hände an die Hosennaht und schrie:

„Hier, Herr Hauptmann!“

Von Krohn, sein Kompaniechef, erschien. Gefolgt vom Kompanieoffizier Müller, schritt er langsam auf U 2 los. Die Hände in seiner blauen Litewka, ließ er die Sporen bei jedem Schritt klingeln. Hierbei zitterten seine rötlichblonden Schnurrbartspitzen, die er sonntäglich pomadisiert und in Nachahmung seines Obersten Kriegsherrn, des Kaisers, rechts und links von der Nase so steif hinaufgebürstet hatte, daß sie wie Antennen wirkten, die bereit waren, jederzeit aus der obersten Sphäre der Kommandogewalt, welche Befehle immer, aufzufangen.

„Komm mal her!“ rollte er nun seine etwas verquollenen, bismarckähnlichen blauen Augen streng um U 2. Dann strich er sich über sein schon schütteres, aber sorgsam gescheiteltes blondes Haar und fragte: „Wo ist Fischer?“

„Ich weiß nicht, Herr Hauptmann!“

„Sie wissen es nicht?“ Und nach einer Pause . . . „Aber Leutnant Müller meldet mir, Sie waren Fischers Nebenmann!“

„Zu Befehl!“

„Na, dann müssen Sie es doch beim Antreten der Kompanie auf der Lübecker Chaussee gleich gemerkt haben, daß Kadett Fischer fehlt?!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Und warum nicht sofort gemeldet?“

„Es war solcher Regen“, stotterte U 2, „und bei dem

Durcheinander . . . und bei dem Laufschritt – da dachte ich: vielleicht ist Fischer in eine der letzten Sektionen hineingeraten."

„In eine der letzten Sektionen?"

„Zu Befehl!" U 2 zuckten die Mundwinkel. „Und außerdem . . ."

„Und außerdem . . .?" Sein Kompaniechef sah ihn jetzt forschend an. „Na, was denn: ‚und außerdem'? War es Fischer etwa nicht gut? Hat er Ihnen etwa gesagt, daß er sich nicht wohl fühlt? Na! Antworten Sie doch!"

Da U 2 verdaddert schwieg, wandte sich der Hauptmann an Leutnant Müller. Rollte die Augen, schüttelte den Kopf und brummte:

„Der kommandierende General in Altona, von Bock und Pollach, ist nämlich Fischers Onkel. Mein Gott! Wenn der Kommandierende das erfährt! Er hat mir seinen Neffen ausdrücklich ans Herz gelegt. Großer Gott!" Seine Bartspitzen wackelten. Dann blickte er wie Hilfe suchend den Offizier hinter sich an. „Herr Leutnant, ich hoffe . . . es ist Kadett Fischer nur schlecht geworden. Denn ich halte es doch für ganz unmöglich, daß ein Kadett meiner Kompanie einfach wegläuft! Herrgott! Das wäre ja ein Skandal für die ganze 1. Kompanie. – Na, U 2!" packte er den Kadetten plötzlich an der Uniform. „Nun denken Sie mal scharf nach, ob Sie sich wirklich nicht erinnern können, was mit Fischer geschehen ist! Vielleicht . . . ist er im Chausseegraben ausgetreten und konnte dann die im Laufschritt rennende Kompanie nicht mehr so schnell einholen? Halten Sie das für möglich? Na! Nu ziehen Sie sich mal erst um! Sie sind ja quatschnaß."

„Zu Befehl!"

„Und schon wieder hat er seinen charakteristischen Bindensitz!" Er drohte ärgerlich. „Wie weit soll die Halsbinde über den Uniformkragen hinausragen?"

„Eine Strohhalmbreite."

„Na sehen Sie! Jawohl! Aber nicht zwei Finger breit. Na, nu' mal fort! Und scharf nachgedacht!"

„Zu Befehl!" Der Kadett knallte auf dem Absatz die

vorgeschriebene Kehrtwendung hin – dann lief er fort.

„Das wäre ja ein Skandal!" Von Krohn stierte den Kiebitz im Glaskasten an und wiederholte immer: „Ein Skandal!" Plötzlich hieb er mit der Faust in den Glaskasten. Seine Hand blutete. Die Scherben klirrten den beiden Offizieren um die Stiefel. Dann langte sich der Hauptmann den Kiebitz heraus, döste ihn von allen Seiten an und reichte ihn dem darob verblüfften Leutnant Müller, während er murmelte: „Jedenfalls, wenn Kadett Fischer nicht bis zum Abendappell wieder zur Stelle ist, dann benachrichtigen Sie die Gendarmerie. Auch die Bahnhofspolizei. So ein Skandal! Herrgott! . . . Herr Leutnant, was machen Sie denn da . . . mit dem Kiebitz in der Hand? Schmeißen Sie doch den Vogel weg! Dieser Vogel, der macht mich ganz konfus! . . . So ein Skandal!"

Uhle wußte zwar dunkel, daß diese peinlichen Erinnerungsbilder nur der Anfang waren, aber wie sehr er es auch versuchte, er konnte sie nicht mehr bannen. Nun sah er, wie U 2 oben im dritten Stock des linken Schloßflügels auf seine Stube kam. Die sieben Stubenkameraden standen bereits umgekleidet in Litewka vor dem Stubenältesten Meier 1 in Rumpfbeuge da. Mit einer umgekehrten Klopfpeitsche, die zum Entstauben der Uniformsachen gedacht war, ging Meier 1, die Peitsche schwingend, am Fenster hin und her. Hierbei hielt er die zehn langen Lederriemen in der Faust und ließ den knüppelartig dicken Holzgriff, an dem sie befestigt waren, durch die Luft sausen.

„Na vorwärts, Olschefski! Mach du den Anfang!" Und nun hieb er diesem Kadetten den Holzgriff mit aller Wucht über das Gesäß. Dann kommandierte er: „Der Nächste!" Als er darauf jedem einen wohlgezielten Hieb hingeschwungen hatte, setzte er sich auf einen der vier Tische im Zimmer und hatte Freude, wie sich die von ihm verprügelten Stubeninsassen voll verbissener Wut den Hintern rieben. Schmidt 1, der zweite Stubenälteste, stand, seine Nägel putzend, schadenfroh dabei und lachte.

„Alle herhören!“ griente Meier 1 nun, „und *das* merkt euch gefälligst: Wenn ich mir das nächste Mal einen Hosenknopf festnähen will und ich befehle: ‚Eine Nadel mit schwarzem Faden!‘ und ich habe diese Nadel mit schwarzem Faden wieder nicht, bis ich 3 gezählt habe, dann kommt die ganze Stube wieder zu mir! Aber das nächste Mal, da setzt es dann nicht einen, sondern drei Hiebe auf euern verdammten Arsch! Ist das klar? Sieh da!“ hatte er jetzt U 2 entdeckt, „du kommst ja gerade recht! Na, vorwärts! Rumpfbeuge! Und die Rockschöße hoch!“ Er wollte ihm gerade mit der Klopfpeitsche einen Schlag hinhauen, doch da trat Schmidt 1 mächtig dazwischen.

„Rühr den nicht an!“

„Warum soll ich den denn nicht anrühren?“ fragte Meier 1.

Die Kadetten sahen sich gegenseitig an. Dann begann ein Gekicher. Da ging Schmidt 1 von einem zum andern . . .

„Nämlich, wenn einer von euch Backpfeifen beziehen will, dann bitte melde er sich! Dann knalle ich ihm nämlich eine hin, daß ihm die Zähne sektionsweise aus dem Arsch marschieren sollen!“

Sofort hörte das Gekicher auf. Die Kadetten verzogen sich an ihre Spinde und verständigten sich dort weiter durch Blicke. Schmidt 1 ging zu U 2, legte seinen Arm um dessen Schulter und fragte mitfühlend:

„Ist dir so kalt? Du bibberst ja! Zieh dich gleich um und häng die Sachen zum Trocknen auf!“ Dabei streichelte er ihm über das trotz der vielen Pomade vom Regenwasser doch zerzauste Haar.

Meier 1, der die Klopfpeitsche wieder an seine Spindtür gehängt hatte, kam nun um den Tisch. Schob Schmidt 1 mit seiner Hand zur Seite und begann zu pfeifen. Plötzlich brüllte er:

„*Wer* ist hier eigentlich der Stubenälteste? Du oder ich?“

„Halt’s Maul!“ schrie ihn Schmidt 1 an und pfiff dann auch los.

„Dies ist *meine* Stube! Ich bin vom Leutnant dazu ernannt, um euch Drecksbande in Ordnung zu halten! Verstanden? Dies ist *meine* Stube! Mit den zwei klapprigen Fenstern da, durch die der Ostwind bläst. Mit der verschimmelten Tür da, durch die ihr Scheißkerle ein- und ausgeht. Mit den grau gestrichenen Wänden und den verblichenen Öldrucken drauf, von Kaiser Wilhelm I. und seinen Paladinen! Haha . . . Mit diesem Gemälde von der ‚holden' Königin Luise in ihrem wehenden Schleier . . . Mit dem Kupferstich von Napoleon bei Waterloo auf seiner weißen Mähre . . . und all dem sonstigen Scheißdreck! Das ist *meine* Stube! Aber der größte Scheißdreck – der seid ihr! Verstanden?! Was fummelt ihr denn da an euren acht Spinden 'rum? Ihr denkt wohl, weil Sonntag ist, da seid ihr Zivilisten? Mal antreten!" Die Kadetten kamen angesaust und stellten sich vor ihm auf. „Finger vorzeigen! – Kerl!" zerrrte er Olschefski am Haar, „du hast ja noch den ganzen Dreck der Umgegend unter den Nägeln! Willst du Schwein dich nicht endlich mal auf die Ehre besinnen, daß man dich Lausekerl überhaupt in des Königs Rock gesteckt hat?! Ihr markiert hier wohl Revolution gegen mich? Aber das laßt euch gesagt sein: solange ich die Eh-rrre habe, euch Scheißer zu kommandieren, da wird Herr Bebel mit seinen Sozis unserem Kaiser den Thron nicht unter dem Allerhöchsten Arsch wegziehen können! Ist das klar? Und dieser rote Fischer, der hier immer ellenlange Reden auf diesen August Bebel gehalten hat – den will ich hier nicht länger auf der Stube sehn! Verstanden? Dieser Fischer . . . mit seiner Sommersprossenfratze! Mit seinem feuerroten Haar! Der soll doch endlich mit seinen Sozis zur Hölle fahren! – Kerl . . .!" boxte er plötzlich U 2 in den Bauch, „was hast du denn dem Hauptmann gesagt, als er dich verhörte? Hm? Du hat ihm doch wohl hoffentlich nichts davon gemeldet, daß Fischer hier gestern gejammert hat, er wolle auskratzen, wenn wir ihn noch einmal an seinen krummen Beinen aus dem Fenster 'raushalten! Hm? Na, kannst du Lümmel nicht das Maul aufmachen? Nämlich . . . falls du doch et-

was davon hast verlauten lassen, dann wäre das nicht gut für dich!" Er zog ihm die Ohren lang.

„Nimm die Hand weg von dem!" Schmidt 1 stieß dem Stubenältesten die Faust vor die Brust.

„Warum soll ich die Hand wegnehmen?" blickte Meier 1, plötzlich grün werdend vor Haß. „Bist du etwa . . . der Kaiser?" Dann verzog er seinen Mund unsäglich spöttisch und stieß ihm U 2 zu. „Da! Ich schenke dir deinen ‚Schuß'!"

Doch kaum hatte er diese Worte heraus, so stürzte sich U 2 wie ein kleines Wildtier auf ihn und schlug dann mit beiden Fäusten auf ihn los. Die Stubenkameraden, die es nicht fassen konnten, daß es einer wagt, sich am Stubenältesten zu vergreifen, standen perplex da. Schmidt 1 knackte mit den Fingern und griente. Doch nun hatte sich Meier 1 vor U 2 hinter einen der Tische gerettet. Von dort rannte er zum Fenster, riß es auf und schrie zu den andern Kadetten:

„Vorwärts! Haltet den ‚Schuß' an seinen zwei Beinen aus dem Fenster 'raus!"

„Wer das wagt", hob Schmidt 1 blitzschnell einen Stuhl, „der wird Kopfschmerzen bekommen."

„Na los!" überkreischte sich Meier 1 vor Wut, und ehe es Schmidt 1 hindern konnte, war U 2 schon gepackt und hing jetzt wie ein erlegtes Stück Wild mit dem Kopf nach unten in der Luft. Aus der Tiefe der drei Stockwerke schimmerten ihm von unten die vergoldeten Spitzen eines Eisengitters entgegen.

„Zieht ihn augenblicklich wieder 'rein!" brüllte Schmidt 1.

„Halt die Klappe", quietschte Meier 1 vor Vergnügen, als er U 2 so baumeln sah, „oder wir lassen deinen ‚Liebling' los!" Als Schmidt 1 vor dieser Drohung bis an die Wand zurückwich, beugte sich Meier 1 über das Fensterbrett zu U 2 hinunter und schrie mit einer Stimme, als hätte er Krätze in der Kehle: „Herr Schuß! Nun antworte mal: Hast du dem Hauptmann etwa gesagt, daß wir den roten Fischer gestern auch so . . . aus dem Fenster gehalten haben? Antworte, du Sau!"

Aber nur ein unartikuliertes Gestöhne kam zurück. Auf einmal flüsterte Olschefski:

„Achtung! Achtung! . . . Der Hauptmann! —"

„Der Hauptmann?" drehten sich alle zur Tür, und dann wurde U 2 blitzschnell über das Fensterbrett hinweg wieder in die Stube zurückgezogen. Gleich danach eilten alle an ihre Spinde und blieben dort stehen, stramm, reglos wie Zinnsoldaten.

Die Stubentür ging auf. Von Krohn, die Infanteriemütze waagerecht über den Augen, kam langsam und vor sich hin glurend, herein. Wie er den von ausgestandenen Todesängsten noch nicht wieder zu richtigem Atem gekommenen U 2 sah, fragte er scharf:

„Was habt ihr denn da mit dem Kadetten für einen Unsinn gemacht?" Statt einer Antwort knallte Meier 1 die Absätze aneinander und meldete:

„Stube 37 zur Stelle. Kadett Fischer fehlt!"

„Fehlt?" wiederholte der Kompaniechef. Dann brummelte er etwas. Doch da ihm Meier 1 keine weitere Erklärung abgab, schritt er sporenklingelnd, augenrollend von einem Spind zum andern und kontrollierte, nur um seine Gedanken von dem Ausreißer Fischer abzulenken, den Inhalt der Schränke auf die vorschriftsmäßige Ordnung hin. Als er zu Schmidt 1 kam, fragte er: „Wieviel Jahre in Plön?"

„Seit der Quarta, Herr Hauptmann!"

„So . . . so! So. Und Sie?" fixierte er Olschefski, der, über die seltsame Frage erstaunt, daß sein Hauptmann nicht wußte, wie lange er im Kadettenkorps war, unwillkürlich herausplatzend extra laut schrie:

„Seit vier Jahren!"

„Warum brüllt Er so? Sein Hauptmann ist ja nicht taub!" Er zog den Kadetten am Ohr. Doch dann lachte er. „Also seit vier Jahren . . . ist Er ein Faulpelz! Olschefski! Er hat immer nur albernes Zeug im Kopf. Na, nu zeig Er mal sein Spind!" Mit der behandschuhten Hand griff er in die linke abgeteilte Seite, wo die Uniformröcke und

Hosen hingen . . . „Einen nassen Waffenrock hängt man doch nicht zwischen trockene Montur! Stubenältester!„ Meier 1 kam angeflitzt, riß den Waffenrock vom Haken und warf ihn auf einen Stuhl. Von Krohn nahm den regennassen Kadettenrock auf und drohte: „Geht man *so* mit des Königs Rock um?" Dann hing er ihn sorgfältig über den Stuhl und knurrte: „Die nasse Montur aus den Spinden 'raus und draußen über den Querbalken zum Trocknen aufhängen!" Die neun Kadetten kramten ihre aufgeweichten Sachen heraus und rannten damit in den Flur. Wieder zurück in der Stube, bemerkten sie, daß der Hauptmann auf der Stirn rote Flecken bekommen hatte. „Warum ist denn Ihr Nippesfach so in Unordnung?" zieptе er den Sextaner Meier 2 am Haar. „Das oberste Fach eines Kadettenspindes soll ein Schmuckkasten sein! Aber kein jüdischer Plunderladen! . . . Ist das Ihr Herr Vater?" holte er eine Fotografie heraus.

„Zu Befehl!"

„Ein prächtiger Soldatenkopf! . . . Was denn? . . . Er hatte das Eiserne Kreuz 1. Klasse?"

„Zu Befehl!" leuchteten die Augen des Kadetten auf. „Mein Vater war einer der wenigen überlebenden Kürassiere, die bei Mars-la-Tour den Todesritt mitgaloppiert hatten."

„Als Wachtmeister?"

„Zu Befehl. Bei der 2. Eskadron."

„Und dann ist Ihr Nippesfach so in Unordnung. Schämen Sie sich nicht? Der Sohn eines Kürassiers, der 1870 als Held aus der Schlacht zurückgeritten kam? – Und was ist denn das?" Er nahm ein goldenes Achselstück aus dem Nippesfach.

„General von Bredow hat es meinem Vater zur Erinnerung an den siegreichen Krieg geschenkt. In seinem Testament vermachte es mein Vater mir."

„General von Bredow? Jawohl!" nickte von Krohn nun zu allen Kadetten hin. „Das sind stolze Namen unserer preußischen Geschichte! Und dort über der Tür – das Bild Feldmarschalls von Moltke . . . Und dort – General

Vogel von Falkenstein. Und dort – Kriegsminister von Roon. Jawohl, Kadetten! Die hatten ihr Nippesfach bestimmt in Ordnung. – Na – und im zweitobersten Fach? Sollen da die Bücher nicht in Reih und Glied stehen? Das ist ja ein Trödelladen hier! Und im dritten Fach, was? Sie legen die Mettwurst da . . . auf den Kammkasten? Und Ihre Waschutensilien, die stopfen Sie mit dem Nähzeug hinter alte Strümpfe? Ein Skandal! Großer Gott! Dafür sind die Kürassiere nicht gefallen . . . bei Mars-la-Tour!" Seine Stimme wurde plötzlich ein Fluch. „Ordnung! . . . Ein Skandal! Ordnung – ‚segensreiche Himmelstochter', wie es unser Dichterfürst Schiller sagte. Aber – Unordnung? Nein, Kadetten, dies Wort kennt man nicht in der deutschen Armee! Unordnung, das sind eben diese neuen Ideen, die sich jetzt in unserem Reichstag breitmachen wollen! Aber bei uns Preußen, da ist eben so ein Bebel nicht denkbar! – Nun sag mal, Kadett, warum hat Er denn hier im untersten Fach seine noch ganz mit Kot bespritzten Stiefel?" Er schleuderte sie mit dem Fuß in die Stube. „Und da! Die Putzpomade neben einer angebissenen Semmel! Schämt Er sich nicht? Der Sohn eines Helden von Mars-la-Tour!?" Als Meier 2 zu weinen begann, tupfte er ihm mit dem Handschuh die Tränen weg und brummelte: „Na, Kadett – wenn du nur dereinst die dreckigen Stiefel im Dienst deines Kaisers und Königs in Ehren trägst." Darauf nahm er aus dem Bücherfach einen illustrierten Band von Wilhelm Busch heraus. Blätterte darin . . . und schmunzelte . . . „Zwei Knaben, jung und heiter, die tragen eine Leiter!" Und mit diesem Vers, der ein allgemeines Gelächter auslöste, schien er sich mit Meier 2 ausgesöhnt zu haben. Mit einmal aber stemmte er die Fäuste in die Hüften und ließ seine Augen grollend von einem zum andern wandern . . . „Kadett Fischer fehlt?! Ein Kadett meiner 1. Kompanie! – Ja ein Skandal!" Plötzlich schrie er: „Stubenältester! Schließen Sie mir das Spind von Kadett Fischer auf!"

„Ich habe keinen Schlüssel, Herr Hauptmann."

„Keinen Schlüssel? So brechen Sie es auf!„

Meier 1 holte ein Werkzeug, arbeitete herum . . . und dann war der Schrank offen. Der Hauptmann schaute wie in etwas Unbegreifliches hinein. Dann las er die Titel der verschiedenen Bücher unter dem Nippesfach.

„Der ‚Fall Dreyfus'?" Er setzte sich einen Zwicker auf. „Was bedeutet denn das? Und hier . . . ‚Die deutsche Sozialdemokratie'? Pfui Deuvel!" Er putzte sich die Handschuhe, als hätte er sich beschmutzt. „Stubenältester! Wissen Sie nicht, daß solche Lektüre verboten ist? Daß solche Lektüre . . ." Er stieß den Schrank mit dem Fuß zu. „Ein Skandal! . . . Und dann: zum Appell nicht zur Stelle! Was wird sein Herr Onkel, der kommandierende General in Altona, sagen? Wenn nur das Plöner Wochenblatt nichts davon erfährt! Der Redakteur wird es sonst gleich bis in den Reichstag bringen! Und dann heißt es natürlich in der Berliner Presse, unser Plön ist eine Torturanstalt, wo euch euer Hauptmann sonntags mit glühenden Nadeln piekst. Was? Haha! diese verdammten Sozis! Die machen sich ja immer mehr breit. Neulich, da stellte einer sogar den Antrag, die Kadettenhäuser sollten aufgelöst werden! Aber natürlich, wenn jeder Kadett wie der Fischer ausreißen würde, dann wäre es hier bald leer in der Anstalt. Aber dann gäbe es auch in künftigen Schlachten keine Kürassiere mehr, die einen Todesritt wagen! Kadetten!" reckte er sich, „ihr sollt einmal die Träger des preußischen Gedankens sein! Also Kopf hoch! Brust raus!" Er wollte die Stube grad' wieder verlassen, da sah er, wie U 2, in den Beinen wackelnd, am Fenster stand. „Na! . . . Haben Sie nun nachgedacht? Ist es Ihnen endlich wieder eingefallen, was Sie mit Kadett Fischer auf dem Spaziergang geredet haben? Herrgott! — Aber wie sehen denn Ihre Haare aus? Sie sind doch kein Künstler! Ein Skandal! Drehen Sie sich mal zum Spiegel um! Sieht *so* ein Kadett aus? Wie ein Wiedehopf! 'ne Bürste her!" Von allen Seiten reichte man ihm Haarbürsten. „Was hat Er denn für eine widerspenstige Frisur!" Er bemühte sich, U 2's Haare glatt zu kriegen. „Warum nehmen Sie nicht mehr Pomade? Der alte Feldmarschall Wrangel pflegte zu sagen:

‚In der Haarfrisur eines Kadetten, da muß sich die Welt spiegeln können!' . . . Jawohl!" nickte er, daß die Bartspitzen wackelten, „da seht ihn euch mal an! Diesen U 2 mit seinem charakteristischen Bindesitz!" Er stopfte ihm die Halsbinde in den Kragen der Litewka. Dann ging er zur Tür. Blieb noch einmal stehn und sagte nun, fast vertraulich: „Kadetten! Falls es wegen des Fischer ein Verhör geben sollte, dann bitte ich mir aus, daß jeder von euch seinen Mann steht! Meine Kompanie erfreute sich bisher von oben bis unten einer tadellosen Conduite. Also wenn Kadett Fischer etwa . . .!"

„Er ist ein Sozi, Herr Hauptmann!" unterbrach ihn Meier 1. Und dann riefen andere:

„Zu Befehl – ein Sozi!"

„Na, Kadetten, nun macht mal Beschäftigungsstunde!" Er sah nach der Uhr. „Das heißt, es wird ja gleich gegessen. Aber *das* versprecht mir: Unsere erste Kompanie, die soll einmal gegen diesen neuzeitlichen Geist der Sozialdemokratie als Bollwerk dastehn!"

„Zu Befehl!" kam ein Geschrei der Kadetten hinter dem Hauptmann einher, als er die Türe schloß. Kaum war er draußen, so legte Meier 1 seine beiden Zeigefinger rechts und links an die Nase und wackelte dergestalt mit den Fingerspitzen, daß sie dem Schnurrbart des Hauptmanns glichen. Einige Kadetten ahmten das Beispiel ihres Stubenältesten nach. Und während im Flur die Türen der anliegenden Stuben mit dem Ruf ‚Achtung' aufgerissen wurden, gab es hinter dem Kompaniechef einher ein Hohngelächter, in das hinein Meier 1 dem nicht mit ihm verwandten Meier 2 wegen seiner Unordnung im Spind eine schallende Ohrfeige gab.

„Du Aas! – Ja ein Skandal!" Er ahmte die Stimme des Hauptmanns nach: „Ein Skandal! In Preußen, da hat *was* zu herrschen?"

„Der Oberste Kriegsherr!" heulte der Kadett los.

„Nein, du Kaffer! Ordnung hat da zu herrschen! Vom Nippesfach bis zum Stiefelfach! Ist das klar?" Und dann knallte er ihm die Hand auf die andere Backe hin. Darauf

öffnete er die Tür von Fischers Spind. Holte die Bücher über den ‚Fall Dreyfus' und die ‚Sozialdemokratie' wieder heraus, schleuderte sie zu dem weißen Kachelofen in die Ecke und befahl Olschefski, den Mist zu verbrennen.

Als gleich danach die Bücher im Ofen im Feuer auflo-derten, sah Uhle im Geist wieder, wie die Nazis auf dem Gendarmenmarkt seine eigenen Bücher auf den Scheiter-haufen warfen. In einem Kino in Genua hatte er diese Verbrennung 1933 erlebt. An einer Stange, die auf einer weißen Pappe die Namen der zum Verbrennen bestimm-ten Autoren zeigten, hatte er damals auch den seinen ge-lesen. Ja – und nun loderten hier ein Menschenalter vor-her unliebsame Bücher im Kadettenofen. Er dachte an Torquemada, er dachte an den Scheiterhaufen, auf dem Biodano Bruno verbrannte, er dachte an Jeanne d'Arc, Huss, er dachte, bis die Bücher im Ofen verbrannt waren.

„Das versprech ich euch!" schlug Meier 1 mit einem Kantel auf die Tischplatte. „Sollte es der rote Fischer et-wa wagen, je wieder hier auf unserer Stube zu erscheinen, dann prügle ich ihn so lange, bis ihm seine blödsinnigen Gedanken über die Sozialdemokratie so gründlich zergan-gen sind wie diese verdammten Schmöker da im Kachel-ofen! Der Fall Dreyfus! Diese Verherrlichung eines Itzig! Dieser Sieg der Judenheit über die französische Armee! Über alle anständigen Franzosen, wie es neulich General Deines formulierte, als er in der Turnhalle im Gespräch mit unserem Oberst vorbeikam. Und dieser Militärgouver-neur des Kronprinzen, der muß es wissen! Der war ja da-mals in Paris an der Deutschen Botschaft Militärattaché, als dieser Jude Dreyfus, angeklagt wegen Spionage, vor dem Kriegsgericht stand. Aber so ein Aas wie der rote Fischer, der hat dann den Fall Dreyfus im Spind!"

Die Kadetten schwiegen. Auch Schmidt 1 sagte nichts, sondern blickte nach der Wanduhr und kalkulierte, ob ihm bis zum Abendessen noch Zeit verbliebe, um Meier 1 dafür zu fordern, daß er U 2 vorhin hatte aus dem Fenster 'raushängen lassen. Aber der Zeigre der Uhr rückte immer näher auf halb acht, die Stunde des Abendessens. Meier 1

stand nun vor U 2's Schrank und betrachtete sich in dessen Nippesfach einen handgroßen Porzellanspitz.

„Nanu? Woher hast du denn diesen Köter? Den seh ich ja heut' zum ersten Mal!"

„Von meiner Großmutter", stotterte der Kadett und hing das Handtuch, mit dem er sich seinen Angstschweiß abgetrocknet hatte, wieder an die Spindtür.

„Aha! Deine Frau Großmama liebt also Spitze! Nämlich meine alte Dame, die hatte immer 'n ollen Mops auf dem Schoß. Das ist ja ein prächtiger Spitz! Eigentlich könntest du mir den dafür schenken, daß du dich nicht mehr erinnerst . . . was du mit dem roten Fischer gequatscht hast! — Oder hängt dein Herz an dem Spitz? Woher hat ihn denn deine Frau Großmama?"

„Sie hat ihn mir in Freiburg gekauft."

„Aha! . . . Aus Süddeutschland! Dacht' ich's doch. Also ein süddeutscher Köter! Ja, deswegen sitzt er auch so mollig in seinem Fell. Prächtig! Na — schenkst du ihn mir?" Als U 2 schwieg, ächzte Uhle:

„Ja! Alles schenke ich weg! überhaupt: alles! Wenn es mich nur erlöst vor diesem Erinnern! Du Unbekannter — warum sehe ich dich nicht mehr? Warum antwortest du mir nicht mehr? Ich kann diese wiederkehrende Hölle von Infamie und Dummheit nicht länger ertragen, diese Bilder einer verkorksten Jugend, wo ja die Unbrüderlichkeit gezüchtet wurde! Damals — 16 Jahre später vor Verdun, als du uns im Trommelfeuer am Toten Mann fragtest: ‚Bruder, warum verfolgst du mich?' da schwante es mir nur, was ich jetzt weiß: Einer verfolgt den andern. Der Bruder — den Bruder. Der Kadett — den Kadetten. Der Vorgesetzte — den Untergebenen. Der Vater — den Sohn. Der Sohn — den Vater. Das Volk — die Völker. Die Völker — das Volk. Wo bist du? Mit dem unrasierten Gesicht? Laß mich nicht so allein in diesem Erinnern! Hole mich!" kam es wie ein Schrei aus seiner Brust. Doch dann war es nur das schrille Alarmsignal im Korridor, welches die Kadetten zum Abendessen rief.

Die Stubenältesten führten die verschiedenen Stuben sektionsweise zum Eßsaal hinauf. Als die Kadetten oben in der Anrichte an dem Ökonomieverwalter vorbeikamen, ‚veräppelten' sie ihn und zeigten auf seinen dieken Bauch, über dessen Weste eine goldene Uhrkette baumelte.

„Der Knusi! Der Knusi!" riefen sie, was so viel heißen sollte wie ‚der Knicker, der Knauser'. Doch der Ökonomieverwalter grinste gelassen, wie ein alter Buddha, der das Treiben der Welt kennt. Seine roten fettigen Backen glänzten. Er war ja den Hohn dieser an ihm vorübertrampelnden Kadettenhorde seit Jahrzehnten gewohnt. Dreimal täglich ließ er das Gespött dieser nur ganz selten zufriedenzustellenden, immer hungrigen Anstaltsinsassen über sich hingehn.

Nachdem die beiden Kompanien hinter den sehmalen Bänken vor langen Tischen, die immer für je 70 Kadetten gedeekt waren, Aufstellung genommen hatten, meldeten die Kompanieältesten der 1. und 2. Kompanie dem diensthabenden Hauptmann ihre Kadetten zur Stelle. Heute hatte der Chef der 2. Kompanie Dienst im Eßsaal, ein 1866 im Krieg gegen Österreieh zusammengeschossener Invalide. Hager, gekrümmt, mit gelbem Gesicht und einem naeh unten hängenden, sehmutzig grauen Schnurrbart, stand er da. Unter der sonntäglich neuen Militärmütze äugte er, einerseits gleichgültig, andererseits aber doch geierseharf herum. Auf die knapp gemeldeten Worte, daß die Kompanien zur Stelle seien, brummte er scharf:

„Beten!" Während er dann die Mütze abnahm, beugten die Kadetten befehlsgemäß ihre Köpfe. Dann leierte der Kadett vom Dienst das Tisehgebet ab.

„Komm, Herr Jesus! Sei unser Gast
und segne, was du uns bescheret hast!"

In das ‚Amen' hinein donnerte des Hauptmanns Kommando: ‚Setzen!' Mit einem Stimmenlärm, wie ihn nur hungrige Jugend hervorbringen kann, stiegen die Kadetten über die Bänke und setzten sieh. Dann war kein Wort mehr zu verstehn. Als darauf die Aufwärter das Abendessen aus der Anrichte auf großen Holztabletten, die sie

mit ausgestreckten Armen und unter der Last von Tellern und Schüsseln schwitzend, an die Tische schleppten, wurden sie mit einem Stimmengejohle empfangen:

„Heisch . . . was gibt's für Fleisch?" Aber statt Fleisch wurde Harzer Käse hingestellt und Milch in weißen Tonkrügen. Meier 1 warf U 2 seine Serviette an den Kopf und schimpfte . . .

„Kerl! Nimmst du dir etwa Butter? Wenn du mir deinen Spitz nicht schenkst, dann verzehre *ich* heut' deine Butterration! Also . . . her damit!"

Der Kadett reichte sie ihm über den Tisch und biß dann in seine trockene Semmel. Der Hauptmann der 2. Kompanie blieb ab und zu stehen und untersuchte irgendeine ihm vorgebrachte Klage. Zum Beispiel, daß ein Stück Brot schimmelig sei, oder der Käse so hart, daß man ihn nicht mit dem Beil durchschlagen könne. Der Hauptmann machte dann einen Soldatenwitz und ging mit schleppendem Säbel weiter. Im Namen von Schmidt 1 schob ein Kadett dem U 2 eine Butterration hin. Da wurde der puterrot und ließ dann das Essen stehn, da ihm die Sticheleien der neben ihm sitzenden Kadetten den Appetit verdorben hatten. Er überlegte nun, ob er den Porzellanspitz nachher wirklich seinem Stubenältesten schenken müsse. Diese Nippesfigur nämlich bedeutete für ihn ein Gefühl von Heimat an Freiburg und die Ferientage im Schwarzwald. Natürlich war es ihm klar, daß, falls er sich weigerte, dies für ihn schlimme Repressalien zur Folge haben würde.

„Mensch!" puffte ihn Olschefski in die Rippen, „läßt du die Butter etwa stehn? Dann gib sie mir, ehe sie dir Meier 1 auch noch wegfrißt. — Oder willst du sie lieber den Krähen auf dem Kirchhof schenken?"

Uhle erinnerte sich, daß unter ‚Kirchhof' eine uralte, morsche Linde auf der unteren Schloßterrasse gemeint war. Neben ihrem ersten verknorrten Ast ging ein Loch metertief in den Stamm hinein. Alles verfaulte Essen, das die Kadetten nicht hatten herunterwürgen können, warfen sie heimlich in der großen Pause morgens da hinein.

Olschefski nahm sich mit dem Messer von U 2's Teller die Butter weg. Strich sein Brot und erzählte einen Witz nach dem andern. Sobald der Hauptmann nicht hinsah, schleuderte er Brotkugeln, die er geknetet hatte, auf die in der Anrichte stehenden fünf sogenannten ‚Klopskallen'. Vornehmlich die eine mit ihrem rosig glatten Blondgesicht diente ihm als Zielscheibe. Dieses weibliche Personal, das dem Ökonomieverwalter an dem übelriechenden Aufzug half, die Tabletts mit den Speisen aus der Kellertiefe bis zum Eßsaal kettenquietschend hochzuwinden, wurde von den Kadetten mit dem Spitznamen ‚Klopskallen' beehrt, weil Olschefski behauptete, er habe es einmal gesehen, wie diese ‚Weiber' die Fleischklöpse, die es zuweilen sonntags gab, in ihren Achselhöhlen durch entsprechende Armbewegungen in die rundliche Form eines Klopses modelliert hätten. Die bereits latente, argwöhnisch-feindliche Haltung gegen das weibliche Geschlecht wurde hierdurch noch verschärft.

Jetzt hatte Olschefski das eine Küchenmädchen mit einer Brotkugel getroffen. Da schüttelte es seine mit lauter Nadeln zurechtgesteckte Frisur, wölbte ihre Brüste, riß die Schürze ab und ging dann entrüstet zum Hauptmann hin, der gerade in einer Fensternische das ihm vom Feldwebel in einer Schüssel gebrachte Essen pflichtgemäß kostete. Olschefski drehte sich mit einigen Kameraden unter verhaltenem Gelächter um und wartete ab, was der Hauptmann beschließen würde. Der strich seinen Schnurrbart und schien der ‚Klopskalle' ein Kompliment gemacht zu haben, denn sie grinste geschmeichelt. Indessen sie wieder an die Anrichte zurückeilte, stapfte der Hauptmann, den Säbel aufstoßend, den langen Tisch hinunter, bis zu Olschefski. Feixte, gab ihm mit der Faust einen Knuff auf den Kopf, feixte wieder . . . und streifte dann säbelschleifend weiter.

U 2 hatte währenddessen zur Decke hinaufgesehen. Über je 20 Fensternischen auf jeder Längsseite des Saals führte sie gotisch mit Spitzbogen bis zu einem Gemälde hinauf. U 2 war von diesem dort oben als Fresko hinge-

malten schwarzen Ritter (noch aus der Dänenzeit her) wie hypnotisiert. Auf einem Rappen sitzend, die Turnierlanze unterm Arm, so sprengte er in schwarzer Rüstung gegen irgendeinen unsichtbaren Gegner heran. Die Sage ging, daß dieser schwarze Reiter des Nachts lebendig würde und dann als unheimliche Spukgestalt erforsche, ob die Zeit gekommen sei, wo die Dänen der preußischen Besatzung ein Ende machen würden. Das Pferd hatte glutrote Nüstern. Die Straußenfedern auf dem Turnierhelm waren in den Farben von Schleswig-Holstein gemalt. Mit einmal kam es U 2 vor, als ziele dieser Schwarze Ritter mit seiner Lanzenspitze direkt auf sein Herz.

„Was glubschst du denn zur Decke hoch?" riß ihn Olschefski von der Bank auf. Die Kadetten nämlich hatten abgegessen und standen stramm hinter den Bänken.

„Beten!" knarrte die Hauptmannsstimme. Worauf der Kadett vom Dienst wieder losleierte:

„Herr! Dir sei Dank
für Speis' und Trank!"

Wieder in das ‚Amen' hinein klang hart das Kommando des Kompaniechefs: „Wegtreten!"

Mit demselben Radau wie beim Hereinkommen drängelten sich die Kadetten aus dem Eßsaal. Und zwar strömte die 2. Kompanie in den linken Schloßflügel und die 1. in den rechten zurück. In dem allgemeinen Gedränge auf der Treppe wieder hinunter zu den Stuben im 3. Stock flüsterte Schmidt 1 plötzlich U 2 im Vorbeigehn zu.

„Sei um dreiviertel neun auf der Latrine!"

Uhle mußte es hilflos mit ansehn, wie der Kadett rot wurde und dann von dem über die Treppe hinunterbrausenden Strom der Kadetten mit fortgerissen wurde. Bis dreiviertel neun Uhr war noch eine halbe Stunde Zeit. Jeder Kadett durfte sich in diesen Minuten beliebig beschäftigen. An ihren Tischen sitzend, machten die einen Weihnachtsarbeiten, andere gingen noch einmal ihre Schulaufgaben durch. U 2 stand am Spind und glotzte zur Uhr. Die Latrine lag einen Stock höher. Sie war für etwa 40 Ka-

detten eingerichtet. Und zwar gab es für die großen Geschäfte offene Boxen, wo die Kadetten nebeneinandersitzend stanken, stöhnten oder sich mit denen, die auf Ablösung warteten, unterhielten. Andere verrichteten kleinere Notdurft in an der Wand angeschraubte Porzellanschalen. Es war Usus, daß man Klosettpapier verwenden mußte. Feines, weiches, englisches Seidenpapier, das man eventuell auch als Durchpauspapier im Zeichenunterricht verwenden konnte. U 2, der fürchtete, daß ihn der Stubenälteste, wenn er ihn fragte, ob er austreten dürfe, auf Klosettpapier untersuchen würde, da er letzthin schon mehrfach dabei ertappt war, wie er Zeitungspapier benutzte, blieb unschlüssig stehn. Sein Vater nämlich, der General, war der spartanischen Ansicht, daß ‚Toilettenpapier' die allergrößte Verweichlichung für einen Soldaten bedeute und eines Preußen nicht würdig sei. Deshalb bewilligte der General kein Geld für diese ‚Kostbarkeit'. Uhle erinnerte sich sogar, wie der Vater einmal erzählte, daß, wenn er in Schlesien in die Weihnachtsferien kam, es dort nur im Garten einen Holzverschlag gab, zu dem er durch den Schnee hinstapfen mußte. Dort stand eine Baumkuchenschachtel im Holzhäuschen, in die sich die Hausangehörigen entleerten, um sich dann mit trockenem Laub oder alten Zeitungen zu reinigen. Im Kadettenkorps aber galt es als grobe Ferkelei oder als Zeichen, nicht standesgemäß zu sein, wenn man bedrucktes Papier benutzte. U 2, der Beschimpfungen und Züchtigungen diesethalber schon oft ausgehalten hatte, sann nach, wie er es nun anstellen solle, damit er um dreiviertel neun, wie es Schmidt 1 befohlen, auf der Latrine sei. Er überlegte, ob er es sich von Olschefski ‚zum Durchpausen' leihen solle. Meier 2 hatte ihm erst vorige Woche ein Päckchen Toilettenpapier geliehen. Wie stolz saß er damit da und hielt die Seidenpapierblättchen wie eine Fahne vor sich, so daß jeder Kadett, der hereinkam, es auch sähe. Doch heute? Wen sollte er fragen? Diese tägliche Tortur wegen des Klosettpapiers hatte ihn wie moralisch zermürbt. Warum wollte Schmidt 1 ihn gerade an dem Ort treffen, wo es statt nach Veil-

chen, Rosen oder Tannendüften . . . nach so Entsetzlichem roch! Als Trost kam ihm der Gedanke, daß ja auch Oberst Graf Schwerin, Hauptmann von Krohn, Ihre Majestät die Kaiserin und die kaiserlichen Prinzen . . . Doch er konnte nicht weitersinnen, denn Meier 1 schnauzte ihn an:

„Warum beschäftigst du dich nicht? Nimmst du etwa Abschied von deinem Spitz?" U 2 stierte in sein Nippesfach hinein. Dann sah er zu, wie Kadett von Ziegler aus einem kleinen Farbenkasten neben sich mit geschickter Hand blutige Schlachtenbilder entwarf. Ihm gegenüber klappte Olschefski einen Brennapparat auf. Während er mit der linken Hand heftig einen Gummiball, der durch einen Schlauch mit einem Platinstift verbunden war, so lange auf und zu drückte, bis der Stift glühend wurde, brannte er nun mit der rechten Hand die heiße, rotfeurige Spitze in ein Holzbrett, auf dem zwischen Hagebuttenzweigen der Spruch vorgezeichnet war: ‚Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!' Dabei zwinkerte er zu U 2 hinüber, der eben den Porzellanspitz mit seinem Taschentuch abstaubte.

„Halte, was du hast!" grinste er, während er so heftig in das Holz brannte, daß es dampfte. U 2 nahm jetzt die Fotografie seiner Eltern aus dem Nippesfach. Sie zeigte die Mutter im großen Dekolleté, in jenem gelben Atlaskleid, das sie in Berlin beim Hofball angehabt hatte. Der Vater war in der Paradeuniform eines Generals mit vielen Halsorden und Sternen geschmückt. Der Kadett betrachtete dies Bild lange. Dann stellte er es weg und holte hinter einem Aquarell, das Freiburger Münster darstellend, ein Amateurbildchen vor, auf dem er mit seinen Geschwistern vor einer Düne stand. Der Vater hatte die Aufnahme während der letzten Sommerferien, eine Stunde von Königsberg entfernt, in Cranz an der Ostsee geknipst. – Er sah wieder diesen Horizont des Meeres . . . so weit – wie bis in die Unendlichkeit – und die Segelboote, die damals so langsam und still im Abendwind vorbeiglitten. Er sah die Sonne – diese rote Feuerkugel, die sich in all den blaugrünen Wellen so golden widerspiegelte.

„Na?" blickte Meier 1 von seinem Mathematikbuch auf und blinzelte zu ihm hin. „Wo bleibt der Spitz? Jetzt mal her damit! . . . Oder streikst du tatsächlich?" Plötzlich riß er Olschefski die weißglühende Brennadel aus der Hand und winkte U 2. „Komm her! Du verdammter Knicker! . . . Nämlich: entweder du überläßt mir nun den Spitz – oder . . . Na los! Kremple deinen Ärmel hoch! . . . Schenkst du ihn mir?" Da der Kadett schwieg, brachte Meier 1 die Brennadel nah an den entblößten Arm.

„Nicht doch! . . . Nicht doch!" bettelte U 2.

„Krieg ich den Spitz?" Der Kadett wollte gerade ‚jawohl' schreien, doch da hatte ihn sein Stubenältester schon gebrannt. Die Zähne zusammenbeißend, stürzte U 2 zum Spind, riß den Spitz heraus und stellte ihn vor Meier 1 auf den Tisch.

Schmidt 1 hatte, einen Bleistift zwischen den Zähnen kauend, dem Vorgang zugesehn. Plötzlich stand er auf. Suchte in seinem drittuntersten Spindfach eine Salbenbüchse, brachte sie U 2 und strich ihm die Brandstelle dick mit Salbe ein. Dann drehte er sich zu Meier 1 mit solch nicht mißzuverstehender Gebärde um, daß die andern Kadetten mit Lesen und Malen aufhörten und in heimlichem Vergnügen abwarteten, was ihre beiden Stubenältesten jetzt ausfechten würden.

„Du piesackst?" näherte sich Schmidt 1 gefährlich dem ersten Stubenältesten. „Du brennst den Kadetten . . . mit dem Brennstift?" Mit einem Ruck entriß er Meier 1 den glühenden Stift und wollte ihn dem Quäler gerade ins Gesicht stoßen, doch Meier 1 war schneller. Er warf den Tisch um, so daß der Brennapparat zu Boden polterte. Aber ehe er Deckung nehmen konnte, hieb ihm Schmidt 1 mit einem Lineal dergestalt über den Schädel, daß sich Meier 1 juckte, als hätte er Flöhe im Haar. Olschefski unterdrückte einen Juchzer. Die andern Kadetten retirierten, denn nun begann ein Duell. Meier 1 zog seine Hausschuhe aus und pfefferte sie gegen Schmidt 1. Der sprang auf den Tisch und von dort aus mit Hechtsprung auf Meier 1, daß dieser der Länge nach, mit dem Hinterkopf auf dem Boden anschlagend, rückwärts fiel.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Leutnant von Müller trat ein. Schmidt 1, der auf Meier 1 losboxte, hielt inne und erhob sich dann lässig. Meier 1 stand mühsam auf, als hätte er Rheumatismus, und meldete stotternd:

„Stube 37. Beschäftigungsstunde. Kadett Fischer fehlt noch immer."

Der Leutnant tat so, als hätte er nichts von der Prügelei gesehen. Von Tisch zu Tisch schlendernd, blieb er bei Kadett Ziegler stehen. Nahm das mit Wasserfarben gemalte Schlachtenbild näher an die Petroleumlampe hoch und fragte:

„Sollen die Toten da . . . Franzosen sein? Sie haben ihnen ja keine roten Pumphosen gemalt! Und wen stellt denn der Reiter hier . . . mit dem gezogenen Säbel dar?"

„Das soll ich sein, Herr Leutnant!"

„Wollen Sie denn Kavallerist werden?"

„Zu Befehl."

„Aber . . . Sie haben sich ja ganz schief im Sattel hingepinselt."

Doch nun wandte er sich an alle. „Übrigens — schon gehört? Man hat Kadett Fischer im Bummelzug nach Eutin entdeckt . . . und festgenommen. Gendarmen bringen ihn morgen hierher zurück. Der Kommandeur des Kadettenkorps will die Stube verhören. Also, Jungens, ich hoffe — jeder von euch weiß . . ." Er wollte noch etwas hinzufügen, aber die Klingel auf dem Korridor draußen schrillte dazwischen. Die Beschäftigungsstunde war aus. Die Uhr zeigte jetzt dreiviertel neun an. Punkt neun wurde zu Bett gegangen. Schmidt 1 wartete ab, bis der Leutnant draußen war. Dann wechselte er mit U 2 einen Blick — und verließt die Stube.

U 2, den die Brandwunde schmerzte, wickelte sich ein Taschentuch um den Arm, aber dann zögerte er, Schmidt 1 zu folgen. Er mochte ihn gern, denn er war gut zu ihm. Aber, daß er ihn auf die Latrine bestellt hatte, dies irritierte ihn. Während sich seine Stubenkameraden nun über die Verhaftung des roten Fischer lebhaft zu unterhalten begannen, nahm er seine Putzpomade und die Knopfgabel

aus dem Spind heraus, setzte sich an den Tisch, schob die vom Regen blind gewordenen Knöpfe seines Waffenrocks in die Knopfgabel hinein, beschmierte sie mit Putzpomade und begann dann vor Aufregung mit einem weichen Lappen so darüber hin und her zu reiben, daß das Metall wieder spiegelblank glänzte. Als er den Rock in den Schrank zurückhängte, war es bereits kurz vor neun Uhr. Er schloß die Spindtür ab und wollte hinaus. Blieb dann aber doch wieder stehen. Zitternd schaute er seinen Kameraden zu, die Olschefski beobachteten, wie der den kleinen Schmidt 2 hypnotisierte. Eben hatte er ihn nämlich zwischen zwei Stühlen mit Hinterkopf und Fersen dergestalt auf je eine Stuhlkante gelegt, daß Schmidt 2 in der Hypnose steif wie ein Brett zwischen den Stühlen in der Luft blieb. Plötzlich befahl er ihm:

„Aufstehn!" Da plumpste Schmidt 2 zu Boden. Olschefski machte ein triumphierendes Gesicht. Dann befahl er seinem Objekt: „Jetzt steigst du in einem Luftballon in die Höhe!" sofort erhob sich Schmidt 2 und kletterte mit hastigen Bewegungen erst auf einen Stuhl, dann weiter auf den Tisch – und von dort auf ein Spind hinauf. „So" stierte ihn Olschefski mit aufgerissenen Augen an, um seine Hypnose wirksamer zu machen, „und jetzt wird es eiskalt!" Sofort schlug sich Schmidt 2 den Kragen hoch und schepperte vor Kälte, so als wären es mindestens 20 Grad unter Null. Dann machte er Armbewegungen, um sich zu erwärmen. „Soo! – Nun kommst du langsam wieder 'runter." Der Kadett kam darauf behutsam vom Spind zum Tisch, von dort zum Stuhl und wieder auf den Boden. „So! . . . Und jetzt gehst du auf den Korridor an den Querbalken 'raus und machst zwölf Klimmzüge." Augenblicklich rannte der schmächtige Kadett erregt an das Turngerät hinaus. Die andern folgten ihm. Auch Meier 1, der, über die hypnotischen Kräfte Olschefskis erstaunt, die Boxerei mit Schmidt 1 vergessen zu haben schien. Draußen am Querbaum zog sich Schmidt 2 zum fünften Mal bereits in die Höhe.

„Kerl!" sagte Meier 1 halblaut zu Olschefski, „in der Turnstunde, da kam der doch nie über den vierten Klimm-

zug hinaus!" Alle standen verblüfft und neugierig zählend da.

„. . . Sieben! . . . Verflucht . . . Acht! – Olschefski . . .", begann ein Geflüster, „Mensch! Bist du ein Zauberer? . . . Zehn? Kinders! Der macht noch den zwölften!"

Gerade als Schmidt 2's blasses Gesicht wieder über dem Querbaum erschien, ging die Signalklingel im Korridor los. Da fiel der Kadett, schwer wie ein Stein, in die Torfauflage unter dem Querbaum nieder. Olschefski half ihm auf die Beine und klatschte ihm dann wieder Farbe in die Backen. Von weitem kam der Kompanieführer, Kadett Ihn, an und schrie seinen aus allen Stuben herauseilenden Kameraden zu:

„Antreten zum Abendappell!"

Uhle, der diese vorbeijagenden Szenen mit schwerem Atem verfolgt hatte, sagte jetzt in das ihn umgebende Nebelgetümmel hinein:

„Ja! *So* wurden wir eben hypnotisiert . . . Erwache, Uhle!" Er rieb sich die Stirn. „Du bist hypnotisiert. Die ganze Menschheit ist hypnotisiert! Irgendein Scharlatan hypnotisiert uns! . . . Wenn er befiehlt, dann klettern wir auf die Spinde hoch! Dann machen wir Klimmzüge! Dann nehmen wir Gewehre in die Hand! Dann schießen wir aufeinander! Wir sind hypnotisiert . . . zu dieser Unbrüderlichkeit! Hypnotisiert!" Er schlug mit dem Arm um sich, aber er konnte die Erinnerungsbilder nicht verscheuchen. Nein! Da standen die 150 Kadetten stubenweise aufgestellt nebeneinander.

„Abzählen!" kommandierte Kadett Ihn. Und sofort drehten sich die Kadettenköpfe, indem sie ihre Nummern schrien, vom rechten Flügel aus wie ein Spielwerk in fast technischer Geschwindigkeit nach links, bis die letzte Nummer am äußersten linken Flügel herausgeschrien war. Gleich danach hallte das Kommando: „Stillgestanden! Die Augen – links!"

Der Offizier vom Dienst, Oberleutnant von Horst, kam bis vor die Mitte der Front, hörte sich die Abendmeldung an, stieß seinen Degen vor den Stiefelspitzen auf die Stein-

platten und kommandierte, während er die Mütze abnahm:

„Beten! . . ."

Sofort schnarrte der Kadett vom Dienst das Vaterunser ab. U 2 murmelte, im Tempo kaum mitkommend, leise die Worte des Gebets. Als die Stelle kam ‚Und erlöse uns von dem Übel!', da sprach er diesen Satz plötzlich so laut, langsam und flehend, daß sich viele nach ihm umdrehten. Jedoch das ‚Amen' und das ‚Gute Nacht, Kadetten!' des Offiziers vom Dienst wischten die Episode weg. Gähnend und Kalauer reißend bummelten nun die Kadetten aus dem Korridor zur Treppe und von dort zum Schlafsaal unter dem Dach hinauf.

Kadett Graf Grote nahm U 2 unterm Arm und sagte:

„Meine Schwester Thyra schreibt mir, in Rußland gärt es. Sie ist jetzt in Moskau. Kommt Weihnachten wieder zurück. . ."

„In Rußland gärt es?" kam U 1, der Bruder des Kadetten, ein hübsch aussehender Junge vorbei und lachte. „Ja! im Reichstag hieß es: die Russen werden frech! Sie ziehen Truppen an der Grenze zusammen. Aber . . .", zwickte er U 2 in die Backen, „Papa wird ihnen den Hintern versohlen, bevor sie nach Königsberg kommen! — Gut' Nacht . . ." Er stieg die Treppen rasch weiter hinauf. Mit einmal hörte U 2 . . . Schmidt 1 hinter sich:

„Ich habe vergeblich auf dich in der Latrine gewartet . . ."

U 2 tat so, als gelte es nicht ihm, und puffte Grote schneller vorwärts. Oben angelangt, wo die 150 Eisenbetten in fünf langen Reihen sichtbar wurden, standen die meisten schon an den Waschtischen und putzten sich vorschriftsmäßig die Zähne. Olfschefski gurgelte Arien, während die anderen spuckten und sich räusperten. Dann ging jeder an sein Bett und zog sich aus. Selbstverständlich machte Olschefski, ehe er glücklich in dem langen derblinnenen Nachthemd drinnen war, noch allerlei Harlekinaden, worüber die ihm zunächst liegenden Kadetten laut lachen mußten. Erst der Fluch des Offiziers: „Zum Don-

nerwetter! Ruhe!" brachte sie in flüsterndes Gekicher. Schließlich aber lagen sie dann alle auf dem derben, feuchten Leintuch, nur mit einer dünnen Flanelldecke zugedeckt – und schliefen nach und nach ein. Leutnant von Horst, der in der Mitte des Schlafsaals einen kleinen Verschlag für sich hatte, in dem das Bett des Offiziers vom Dienst stand, von dem aus er durch ein breites Glasfenster den Schlafsaal beaufsichtigen konnte, schnallte seinen Säbel ab und schlich dann leise zwischen den Bettreihen auf und ab. Immer, wenn er am äußersten Ende angelangt war, flackerte am andern Ende der Bettreihen Gelächter auf. Kam er dann angeeilt, verstummte es sofort. Olschefski hatte eine eigene Technik darin. Er brachte es fertig, den Offizier vom Dienst so zum Narren zu halten, daß der schließlich, außer sich vor Wut, auf einen anderen Kadetten einen Krug mit Wasser ausleerte. Nachdem sich der dann wieder abgetrocknet und zu Bett begeben hatte, stellte sich der Leutnant an einen der die Decke tragenden Eisenpfeiler, einer lauernden Spinne gleich, hin und beobachtete von hier aus, wer der Ruhestörer sei. Doch da nun selbstverständlich alles still blieb, zog er sich wieder in seine Kabine zurück. Kaum hatte Olschefski dies bemerkt, so streckte er seinen Arm zu dem neben ihm liegenden U 2 hin, zeigte auf Kadett Grote, der vier Betten weiter lag, und lächerte:

„Hast du's gesehn? Sie haben ihm einen Schlauch angeschnallt! . . . Haha! Er ist nämlich ein Bettnässer! Haha . . . Dabei behauptete er neulich, er wäre mit dem König von Hannover verwandt . . ." Und nun kicherte er so laut, daß der Offizier aus seinem Verschlag herausschnellte wie ein Kuckuck aus der Uhr und rief:

„Wer hat eben gelacht?"

Niemand rührte sich. Während Uhle das Atemgeräusch und Schnarchen der vielen Kadetten hörte, sah er diesen selben Freund Grote neben sich 1914 auf Fernpatrouille bis in die Vororte von Paris hinein, Grote als Königsulan, er als Hanauer Ulan. Während er mit seinen 20 Ulanen heil durch das Franktireurfeuer durchgekommen war, hatte eine Kugel den Grote vom Sattel geschlagen.

Kaum war der Leutnant wieder in seinem Verschlag, so flüsterte Olschefski:

„Heh . . . U 2! . . . Pennst du etwa schon? Mensch", richtete er sich etwas vom Kopfkissen hoch, „am schönstern siehst du aus, wenn du schläfst. Schmidt 1 meinte gestern: im Schlaf, da glichest du der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg!" Danach mußte er so laut lachen, daß er sich rasch den Zipfel seiner Bettdecke in den Mund stopfte. Aber wie er sich gerade etwas beruhigt hatte und wieder einen neuen Unfug loslassen wollte, da stand der Leutnant an seinem Bett. Sofort schnarchte Olschefski los. Der Offizier, der sich blamiert vorkam, wartete ein paar Sekunden. Dann rüttelte er den Kadetten an der Schulter und flüsterte:

„Wohl verrückt! So zu schnarchen! Putzen Sie sich gefälligst die Nase!" Olschefski tat, als führe er aus tiefstem Schlaf empor, und schrie:

„Erste Sektion: Marsch!"

„Halt die Schnauze!" drückte ihm der Leutnant die Kehle, „wohl verdreht!" Dann zog er sich wieder in seine Kabine zurück. Nach ein paar Minuten vollkommener Stille im Schlafsaal blies Olschefski U 2 seinen Atem zu:

„Mensch – sag mal: Bist du nun eigentlich der ‚Schuß' von Schmidt 1 geworden? Keine Antwort? – Mensch – weißt du eigentlich schon den Unterschied zwischen einem Männlein – und einem Weiblein?" Da U 2 schwieg, schob Olschefski seinen Kopf näher. „He! Verrate mir mal: Hast du überhaupt schon . . . geliebt?" Er kicherte. „Meine erste Liebe war . . . ein Dromedar im Zoo! Meine zweite Liebe war ein schwarzer Pudel! Eine Hündin! Hahaha . . . Meine dritte Liebe . . . Mensch, du liegst ja mit offenen Augen in deinem Bett?" U 2 muckste sich nicht. Selbst als ihm durch das kleine zerbrochene Dachfenster der Regen tropfenweis und in langen Abständen in das Gesicht hinuntertropfte. Er schaute zu der tellergroßen Lampe in der Mitte der Schlafsaaldecke. Sie glich einem milchigen Mondstein. In großem Umkreis schimmerte ihr ungewisser Schein über die unter ihr stehenden

Betten dahin. Als Kind hatte Uhle diesen hellen Schein in Hannover im Kinderzimmer studiert. Er ging von der Petroleumlampe aus, die auf dem Tisch stand. An der Decke bildete er Kreise. Wenn ein Windzug durch das geöffnete Fenster kam, bewegten sich diese Kreise wie Wellen. Er sah dann Gesichter und Personen zwischen ihnen. Meist waren es die Gestalten aus seinen Märchenbüchern. Und er zitterte jedesmal vor dem Augenblick, wenn sein Fräulein aus Prag die Lampe hinaustrug und es finster wurde, denn dann blieben wieder die schwefelgelben Kreise um ihn im Dunkel und hoben und senkten ihn in diese grenzenlose Frage des ‚warum'?

„Warum", so grübelte jetzt U 2, „warum hat man den roten Fischer gefangengenommen?" Der Gedanke würgte ihn, daß Fischer von Gendarmen zurückgebracht wurde. Auch der Blick von Schmidt 1 ängstigte ihn. Er schaute über seinem Bett zu der großen elektrischen Signalklingel hoch, die immer Punkt sechs Uhr früh mit ihrem schrillmetallenen Trrr den Schlafsaal weckte. Meist lag er schon eine Stunde vorher zitternd wach und wartete, bis die Klingel losging. Er zählte die Sekunden der Minuten, die ihm vor dem Aufstehen und den neuen Qualen des beginnenden Tages verblieben. Doch jetzt wünschte er sich . . . der Morgen wäre schon da! Diese gespenstige Beleuchtung war wie ein Alb auf ihm. Er faltete unter der Decke die Hände und betete, so leise er konnte: „. . . sondern erlöse uns von dem Übel!" Und hierbei versuchte er sich das Gesicht von dem Holzchristus unten in der Schloßkapelle vorzustellen. Aber wie sehr er sich mühte, es gelang ihm nicht. Statt dessen wurde ihm durch die geschlossenen Lider die Fotografie der Mutter deutlich. Doch dann zerging auch dies. Und nur die Tatsache, daß er schon drei lange Jahre in dieser Anstalt war — sie blieb auf seiner Brust lasten wie ein Stein. Stöhnend drehte er sich zur Wand. Der Regen hatte nachgelassen. Aber noch immer heulte der Sturm um das Kadettenhaus. Aus den verschiedenen Stockwerken des Schlosses hörte er Uhren schlagen. Auch klirrten irgendwo Fensterläden auf und zu.

Indem Uhle nun die Spur seines Unbekannten weiter suchte – allein und nur von den Erscheinungen seines ihn immer gewaltsamer bedrängenden Erinnerns verfolgt, konnte er es nicht begreifen, warum er sich damals als kleiner Kadett in seiner Seelenpein nicht Rat geholt hatte. Denn der Vorwurf von Schmidt 1, er habe vergeblich auf ihn in der Latrine gewartet, hatte ihn doch mit solcher heißen Angst gequält, daß er nicht mehr unterschied, was ‚gut' ist und was ‚böse'. Das Gute raunte deutlich: ‚Gehe nicht!' Das Böse flüsterte ebenso deutlich: ‚Gehe! Dann wird dich Schmidt 1 vor Meier 1 beschützen!' Er wußte sich keinen Rat. Seinen älteren Bruder U 1 zu fragen war deshalb aussichtslos, weil der ihm sofort befohlen hätte, zum Hauptmann zu gehen. Doch davor scheute sich U 2. Und Jesus Christus, den er immer wieder anrief – er schwieg genauso wie der Unbekannte jetzt, der Uhle keine Antwort mehr gab. Aber etwa dem Vater darüber zu schreiben war schon deshalb unmöglich, weil ja jeder Kadettenbrief einer Zensur unterlag. Außerdem war der General für den Kadetten gleichbedeutend mit dem lieben Gott. Ihn also in solch einer Frage anzugehen, dies überstieg das kühnste Wagnis.

„Ja! – Es ist eben über uns allen . . . eine Hypnose!" redete Uhle plötzlich zu sich selber. „Eine Hypnose, damals wie jetzt! Ein Zwang dunkler Mächte, der uns unfrei macht." Mit einmal hörte er, wie U 2 unter der Bettedekke immer wieder von vorn das Vaterunser betete.

„Hallo! . . . Mister Uhle!" kam Schleich herein, „störe ich? Duseln Sie etwa schon wieder? Oder memorieren Sie Ihre Rede? Oder warten Sie auf Ihren Bürgermeister? Der ist noch in der Konferenz. Boy, boy! – Aber dies Preußisch-Berlin! Eine Luft, ein Tempo! Ja doch die erste Stadt der Welt! Und das Ost-West-Problem! Hier, so nah an der Grenze, da massiert es den Geist wie Gletscherluft. Yes – hier lebt man noch ‚gefährlich', wie der olle Nietzsche es wollte. – Meine Wiedergutmachungsgelder? Die klimpern zwar auf den Ämtern, aber leider noch nicht in

meinem Portemonnaie. Well! Haben Sie sich's nun überlegt? Ich fliege morgen nach Moskau weiter. Die Russen wollen mit mir wegen des Raumschiffes verhandeln. Kommen Sie mit? Sie begehen nämlich den größten Wahnsinn, heut' abend hier von Brüderlichkeit quatschen zu wollen. Da! –" schmiß er eine Zeitung auf den Tisch, „lesen Sie die Headlines: ‚Drei Hurricane unterwegs! Notsignale in Bermuda! In Texas! Erdbeben in Kalifornien! In Argentinien überschlägt sich die Diktatur. In Korea – statt peace: neue Schießereien! Marokko in Flammen! Revolution in Brasilien. In Formosa kommen immer neue Flugzeuggeschwader an für den Tschiangkaischek gegen Rot-China! In Indien raufen sich die Portugiesen . . . mit den ‚Non-Resistence-Leuten' der Nehru-Gandhi-Ideologie! Haha . . . In Palästina balgen sich die Juden mit den Arabern herum. Die Iren sammeln heimlich Waffen gegen England. In Bonn rüstet man mit aller Kraft. Überall begegnet man wieder den Nazifressen! Und Hitlermarschälle dirigieren das internationale Militärkonzert!' Haha! Und da wollen Sie . . . über ‚Brüderlichkeit' plappern? Wie gesagt: Sie sind ein noch größerer Narr als der Don Quichotte! Ins Raumschiff hinein! Nur 200 Meilen über der Erde hoch – und diese vulkanische Weltsituation schrumpft zu globalen Erdkrusten zusammen, zwischen denen Erdflöhe wimmeln! Hahaha . . . Was?" Damit legte er eine Pressenotiz, die sich mit Uhles Ankunft in der Spreestadt beschäftigte, vor ihn hin. „Ihr Vater war Kommandant von Königsberg? – Na – und? Hat er die Festung gehalten? Die Russen haben aus ihr längst eine Russenstadt gemacht. Well! Was hält noch? Ihr Bürgermeister sagte vorhin: ‚Für Deutschland gibt's nur *eine* Lösung: weg von Amerika! Und Handel treiben mit dem Osten!' Haha . . . Geht doch selbst eine Griechenkönigin . . . man denke: eine Enkelin von Wilhelm II., das Töchterchen von Sissy! . . . zu den Kommunisten. Auch den Tito besucht sie – wie hier gemeldet wird in der Presse – in seiner Villa auf einer Mittelmeerinsel. Well, das ist eben die *neue* Brüderlichkeit! – Was überlegen Sie, Mister? Wollen Sie etwa den Bürgermeister um

Rat fragen?" Er steckte sich eine Havanna an, qualmte und ließ die Rauchringe um Uhles Kopf wallen und wogen.

‚Lauter Kreise!' Mit ihnen kam Uhle der Gedanke: ‚Mein Vater hatte Artillerie, Kavallerie und Infanterie zur Verfügung gegen die Russen. Aber seinen Sohn, den Kadetten, ihn konnte er nicht schützen gegen Fragen und Zweifel!' Da gab es nur Befehle. Gut war, was preußisch war! Und böse – alles, was er in der eigenen Brust zu ergründen versuchte, nämlich: was wirklich ‚gut' ist und was ‚böse'!

In den Tabakswolken, die Schleich im Zimmer zurückgelassen hatte, nachdem er von der Sekretärin des Magistrats wieder in das Konferenzzimmer gerufen war, aus diesen graublauen Nebeln, aus denen sich Uhles Phantasie, ob er es wollte oder nicht, unablässig neue Gestalten bildete, erschien im jetzt aus der anderen Sphäre – der Vater, und zwar als Kommandant von Königsberg, so wie er um 1899 einmal morgens um 3 Uhr, während die Herbstnebel noch undurchdringlich schwer auf der Festung und dem weiten Festungsring der Forts lasteten, hatte alarmieren lassen. In der Manöverannahme, daß die Russen diesen Ostwall des Deutschen Reichs angreifen, ließ er alle Verteidigungswerke in Bereitschaft setzen. Als der für die Sicherheit der Festung persönlich verantwortliche General war er nach einem ‚Liebesmahl' im Offizierskasino der 1. Kürassiere, von dem die Leutnants nichtsahnend angeheitert und mit der nötigen Bettschwere versehen, nach Hause gewankt waren, auf seinen mächtigen Gaul Cromwell gestiegen und dann zu einem der Außenforts hinausgeritten.

Den kommandierenden General des 1. Armeekorps, Freiherrn von der Goltz-Pascha, den ehemaligen Generalinspekteur der türkischen Armee, hatten seine Adjutanten in übler Laune darüber, daß ihm der Festungskommandant den Alarm nicht vorher angesagt hatte, aus dem Bett holen müssen. Doch nun saß er längst zu Pferde und dirigierte unweit des kleinen Ostseebades Cranz von einem

Hügel aus die Angriffsoperationen der ihm unterstellten Truppen gegen die Festung.

Seinen Vater sahl Uhle in einer Kasematte des Forts Kronprinz, über Karten gebeugt, mit seinem Generalstab, zu dem auch ein Oberst von Pfuhl von den Braunen Husaren gehörte. Eben trat ein Ordonnanzoffizier, Graf von Schlobitten, hastig ein und meldete dem Kommandanten, daß die Spitze der von General von der Goltz befehligten roten Armee vom Fesselballon aus, 10 Kilometer östlich des Forts, gesichtet worden sei. General von U. schmunzelte über diese Meldung, strich sich den Schnurrbart und zeichnete die Angriffslinien der Goltzschen Armee in die vor ihm liegende Karte ein, zirkelte Entfernungen ab und gab dann kurze Befehle. Ordonnanzoffiziere eilten fort. Oberst von Pfuhl beobachtete den General. Unter seinem mit einem Überzug bedeckten Helm – das kupferbraune Gesicht mit den blauen klaren Augen und dem dünnen, etwas herabhängenden, graumelierten Schnurrbart unter einer von lila Äderchen durchzogenen, scharf modellierten Nase über dünnen Lippen und dem energisch vorspringenden Kinn – hätte er ihn eher für einen polnischen Edelmann halten können als für einen preußischen Offizier. Jetzt bot Oberst Pfuhl dem General einen Zinnbecher voll heißen Kaffees an:

„Exzellenz! . . . General Goltz – ist nur noch 10 Kilometer entfernt? Und bei diesem Nebel?"

„Nebel?" zwinkerte der Kommandant, „das ist gut! . . . Der Kommandierende soll nur näherkommen! An meiner Festung rennt er sich den Schädel ein. Und wenn je, was die Vorsehung verhüten möge, einmal wirklich statt Manöversoldaten . . . Russenheere gegen Königsberg anstürmen sollten, dann, lieber Oberst, werden diese Festungsgräben draußen . . . ihr Grab sein. Und wenn Königsberg hält – – dann hält Ostpreußen!"

Uhle war über die Undurchdringlichkeit des Schicksalswillens, der uns Menschen die Zukunft verhüllt, erschüttert. Sein Vater sah es nicht, daß der zweite Weltkrieg seine Prophezeiung zuschanden machen würde . . . Mit ein-

mal war in der Ferne Infanteriefeuer zu hören! Doch der General achtete nicht darauf. Zuversichtlich trank er seinen Kaffee schluckweise aus. Danach blinzelte er den Husarenoberst verschmitzt an:

„Apropos, lieber Pfuhl – nämlich, was Sie mir vorhin auf dem Herritt anvertraut haben, das hat mich geehrt, aber auch erstaunt. Denn, falls Sie mir dies erlauben zu sagen, meine Tochter, die ist doch für Sie viel zu jung und zu unreif."

„Exzellenz – ich bin ein alter Junggeselle. Ich habe mich nie zu einer Heirat entschließen können. Aber seit ich Ihr Fräulein Tochter auf dem letzten Ball sah. . ."

„Hat sie Ihnen . . . irgendwelche Hoffnung gemacht? Nämlich: Ich weiß von der ganzen Sache gar nichts." Er legte ihm plötzlich lachend die Hand auf das Achselstück. „Aber das erinnert mich an eine Episode! . . . Und zwar, als *ich* mich vor vielen Jahren entschloß, in den heiligen Ehestand zu treten! . . . Ich ritt mit einem Major von Oitmann von einer Felddienstübung oben auf dem Ehrenbreitstein zurück nach Koblenz hinunter. Oitmann verfluchte die Ehe! Er war auch so ein alter Junggeselle. Während ich die Sonnenreflexe auf dem Rhein in bezug auf das Infanteriefeuer einer etwa die Ufer verteidigenden Truppe berechnete, mich aber auch der Schönheit des Naturanblicks erfreute, hörte ich mir die bissigen Tyraden meines Kameraden gegen die Frauen und vor allem gegen die Ehe wortlos an. Doch als wir dann über die Schiffsbrücke hinweggeritten waren, stieg ich vom Pferd, holte aus der Brusttasche meines Waffenrocks einen versiegelten Brief, adressiert an den Vater meiner zukünftigen Frau, in welchem ich ihn um die Hand seiner jüngsten Tochter bat. Sodann steckte ich mit einem scheinbar Oitmann zustimmenden Grinsen den Brief in den Postkasten."

„Danke gehorsamst!" salutierte der Husarenoberst. „Ich habe verstanden und werde nicht verfehlen, auch einen Brief in den Kasten zu stecken!" Beide Offiziere lachten. Doch in ihr Gelächter hinein knallten Infanteriesal-

ven. „Exzellenz!“ stülpte der Oberst rasch seine Husaren-Pelzmütze auf, „die Schlacht beginnt!“

„Mein Freund Hindenburg“, nahm der General sein Fernglas und stieg auf die Wälle des Forts hinaus, „der neckt mich immer und meint, aus mir könne nie ein guter Soldat werden, weil ich in meinen Mußestunden öfsters Cello spiele. Wir waren zusammen im Kadettenkorps und haben drei Feldzüge im 3. Garderegiment mitgemacht. Wer weiß, lieber Oberst, vielleicht hat er recht! Denn die Musik – und die Frauenliebe! – Aber kommen Sie! Dort steigt Graf Einsiedel vom Pferd.“ Der Ordonnanzoffizier kam gerannt.

„Euer Exzellenz! Die feindliche Artillerie hat vor fünf Minuten den Kanal erreicht!“

Der Kommandant drehte sich zum Kommandeur der Festungsartillerie um und befahl:

„Lassen Sie die Forts feuern!“ Im Donner der nun alle Mauern und Wälle erschütternden Kanonade begab sich der General weiter nach vorn.

Uhle starrte dem für ihn so gespenstischen Geschehen dort im Nebel nach. Mit einmal sah er in einem Wolkenloch die Kommandantur von Königsberg. In der oberen Etage dieses palaisartigen Backsteingebäudes, das dem Vater als Dienstwohnung diente, beendete seine Mutter eben im Eßzimmer ihr Frühstück. Trotz der vielen Kinder und ihrer bald 50 Jahre war sie noch eine schön zu nennende Frau. Ihre dunklen, gescheitelten Haare lagen in langen Zöpfen als Krone auf dem Kopf. Sie hatte ein lila Wollkleid an . . . und blickte nun aus dem Fenster, nichts ahnend, wie wir alle, von dem, was die Zukunft beschlossen. – Oder sah sie es, da draußen in dem grauen Nebelhimmel über dem Kommandanturpark . . ., sah sie es, daß sie zwei Weltkriege erleben würde . . . mit fünf Söhnen an der Front? Sah sie es etwa, daß dermaleinst junge SA-Burschen sie bei ihren dann weiß gewordenen Zöpfen morgens aus dem Bett reißen würden, weil sie trotz des Goebbels-Verbots noch Bücher und eine Fotografie ihres ausgebürgerten Sohnes auf dem Schreibtisch hatte?

Lächelnd stand sie auf und ging dann in das Kinderzimmer hinüber, wo die tschechische Gouvernante gerade mit dem Waschen und Anziehen der jüngsten Kinder beschäftigt war. Auf dem Flur hielt sie der Bursche auf mit der Meldung, ein Generalstabsoffizier habe eben angerufen: Seine Exzellenz käme nicht vor Abend zurück!

„Wie steht es denn?" fragte die Generalin.

„Der Telefonist sagte: Die roten Truppen ziehen sich bereits in der Richtung auf Pillau zurück!"

„Zurück?" jauchzte sie auf und stürmte zu den Kindern. „Habt ihr's gehört?! Goltz zieht sich zurück! Papa hat gesiegt!" Sie umarmte die Gouvernante. „Fräulein! Nun wird Königsberg wohl endlich zum Gouvernement erhoben werden! Nun kapiert man vielleicht ‚höheren Orts' in Berlin, daß Königsberg der entscheidende Verteidigungspunkt ist. Mein Mann sagte mir neulich, sein Plan wäre im Militärkabinett günstig aufgenommen worden. . . Aaaber . . . der Kaiser! Der glaubt natürlich, daß er im Ernstfall mit seinen Armeen gleich in Petersburg einziehen kann und Königsberg überhaupt keine Rolle spielt! Das flüstert der Hindenburg alles dem Großen Generalstab ein. Er ist der Spezialist für die Sümpfe und meint, die Russen würden nie durch die Sümpfe kommen. — Kinder! Freut ihr euch auch? Der alte Goltz-Pascha muß auf seinem Schimmel bis nach Pillau zurückgaloppieren! Hahaha! Das gönn' ich diesem Pascha . . ."

„Mama!" rief eine Mädchenstimme. Und dann sah Uhle die älteste Schwester mit einem meergrünen, seidenen Ballkleid über dem Arm hereintanzen. Sie hielt es sich über die junge Brust . . . „Was sagst du? Ich glaube, der kleine Schlobitten wird vor Begeisterung verrückt werden! Schon das letzte Mal hat er mir meine Tanzkarte mit seinen Einschreibereien vollkommen ruiniert! Wie steht mir das Kleid?"

„Ich fürchte, der gute Husarenoberst wird noch verrückter werden, wenn er dich so sieht!"

„Mama! Du denkst doch wohl nicht, daß ich diesen alten Kerl heiraten werde?"

„Na na!" drohte die Generalin, denn Uhle erinnerte sich, daß die Mutter eine Verbindung mit diesem begüterten und angesehenen Kavallerieoberst nicht ungern gesehen hätte.

„Er ist doch schon über fünfzig!"

„Aber er hat ein großes Majorat! Und du weißt . . . seine Mutter, die alte Exzellenz Pfuhl, wäre überglücklich!"

Das Mädchen strich sich die langen, aschblonden Haare aus der Stirn und biß die Lippen. Gerade wollte sie etwas erwidern, da rissen die drei jüngsten Söhne die Tür auf. „Mama!" schrien sie durcheinander, „der Briefträger war da! Ist ein Brief von den Kadetten dabei?"

„Nein."

„Warum sind sie nicht zu den Herbstferien beurlaubt worden?"

„Weil sie zu den Weihnachtsferien kommen. Aber macht nicht solchen Lärm! Sonst steckt euch Papa auch ins Kadettenkorps!"

„Wir wollen ja ins Kadettenkorps!" umarmten die Jungens ihre Mutter. Dann zeigte der Jüngste von ihnen auf den Burschen, der mit einem Brief hereingekommen war. „Exzellenz! Dieser Eilbrief ist eben angekommen."

„Ein kaiserliches Siegel?" Die Generalin mußte sich vor Staunen setzen. Dann inspizierte sie den Umschlag von allen Seiten. Mit einmal lachte sie auf: „Ach, das ist ja Gordats Schrift! . . . Aber wieso schreibt er aus Potsdam? Was bedeutet das?" Sie drängte sich durch die fragenden Kinder und ging dann neugierig den langen Flur bis zu einer Glastür, klinkte sie auf und war dann im vorderen Flügel der Kommandantur, wo die Gesellschaftsräume lagen. In ihrem Salon hielt sie nun den Brief am Fenster gegen das Licht. Aber der Umschlag war gefüttert, so daß sie nichts vom Inhalt entziffern konnte. Da Gordats Brief an den General gerichtet war, wagte sie nicht, ihn zu öffnen.

„Von Onkel Gordat ein Brief?" waren ihr die Jungens gefolgt. Erich, der älteste von den drei Jüngsten, die noch nicht in Plön untergebracht waren, der aber im Frühjahr auch ins Korps sollte, fragte: „Vielleicht schreibt Gordat etwas über die Kadetten!"

„Mach ihn doch auf!“ bettelte der Jüngste.

„Aber Albrecht!“ sah ihn sein Bruder Paul entrüstet an, „Mama kann doch keinen Brief öffnen, der an Papa adressiert ist!“

„Kinder – müßt ihr nicht zur Schule?“

„Wegen des Alarms ist schulfrei!“

„So seht eure Aufgaben noch einmal durch!“

Die Söhne verstanden den Wink und verließen den Salon. Gleich danach kam die älteste Tochter wieder herein, warf sich der Länge nach auf das Sofa, pfiff ein Lied und hörte erst auf, als ihr die Mutter zurief:

„Klara! Laß das Pfeifen! ‚Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, denen soll man beizeiten den Hals umdrehen!‘“

„Ja – das möchtet ihr am liebsten: mir den Hals umdrehen . . . was?“ Sie setzte sich herausfordernd hin, äugte mit ihren Rehaugen herum, schimpfte dann über ein Arrangement von Fotografien an der Wand, das von einem grünen Samt, der mit einer Troddelborte und einem Palmzweig geschmückt war, zusammengehalten wurde, und sagte verächtlich: „Makart! . . . Überhaupt, ich muß mich vor meinen Freundinnen genieren! Alles hier ist altmodisch und gar nicht modern!“ Die Generalin schwieg. Da sprang Klara auf, riß den Palmzweig weg und stellte sich vor einen bis zum Parkett reichenden hohen Spiegel. Drehte und wiegte sich in den Hüften, warf ihre Haare bald links, bald rechts über die Schultern, sängelte eine Operettenmelodie und zeigte plötzlich ihre Zähne. „Nämlich . . . wenn ihr denkt, daß ich diesen alten Oberst von den Braunen Husaren heiraten werde, dann irrt ihr euch! Er soll doch Malvinchen auf seine Klitsche entführen!“

„Jedenfalls, deine jüngere Schwester wäre nicht so ungezogen wie du!“

„Bin ich ungezogen? Nein. Ich bin nur nicht altmodisch. Voilà tous! Ich bin kein so dressierter Pudel wie die Kadetten! Voila tous!“

„Du wartest eben immer auf den . . . ‚Prinzen‘, der aus den Wolken kommen soll!“

„Auf den Prinzen? Ich pfeife auf sämtliche Prinzen! Wenn man Dostojewski liest wie ich! . . . Haha . . . einen Prinzen? Neee! Übrigens, weißt du's schon? Die alte Bismarck hat mich und Malvinchen gnädigst nach Varzin eingeladen. Sie schreibt, wir ‚dürfen' sie begleiten, wenn sie in ihrem 40 000 Morgen großen Wald Hirsche schießt!"

„Nach Varzin? Aber der Graff will doch nächsten Freitag bei uns mit Papa musizieren!"

„Der Oberpräsident? Nee! Haha . . . Außerdem: Die Gräfin haßt doch Musik! Mamchen, muß ich wirklich nach Varzin? Es ist so langweilig dort. Abends sitzt die Gräfin in ihrem Jägerkleid vor dem großen Kamin in der Halle, 'ne Zigarre im Mund und liest 20 Zeitungen – und immer, wenn sie mit einer fertig ist, wirft sie das Blatt auf den Teppich. Dann erzählt sie uns zum x-ten Male, daß sich die Beziehungen des Hauses Bismarck zum Hause Hohenzollern seit dem Tode des ‚Eisernen Kanzlers' von Jahr zu Jahr verschlechtert haben. Nee, Mamchen, ich will nicht nach Varzin. Die Kürassierleutnants haben mich auf eine Landpartie an die Ostsee eingeladen. Übrigens, dieser junge Schlobitten – der gefällt mir."

„Ich verstehe gar nicht, warum Gordat auf diesen Brief . . . ein so feierliches Siegel gedrückt hat?!"

„Gordat? . . . Gordat . . .! Der ist doch immer feierlich! Weißt du noch, wie er in Berlin im Eßzimmer stand, als Papa à la suite des Franz-Regiments gestellt worden war? Wie er, sich so die Hände reibend, mit Äuglein wie ein Verliebter, geheimnisvoll tat? ‚Herr Oberst, ich stehe wie auf glühenden Kohlen!'"

„Ja, damals dachte er noch, Papa bekäme die Gardebrigade. Aber was wurde dann . . . aus den glühenden Kohlen? Eine simple Infanteriebrigade in Hannover! Und jetzt? Eine Kommandantur! Hier oben, wo sich die Wölfe Gute Nacht sagen . . . Ja! – Gordat, den kennt man nur ‚feierlich'. Da hast du recht."

„Und gar seit er diese Prinzenrangen erziehen darf! Du wunderst dich über das kaiserliche Siegel? Er hält sich doch mindestens für die Wiederverkörperung Friedrichs

des Großen! Hahaha . . . Mamchen, weißt du was? Ich möchte mit dem kleinen Dona-Schlobitten nach Holland . . . und in Amsterdam Malerei studieren."

„Malerei? Meinst du, Papa wird dir das Geld dazu geben?"

„Nein? Ihr wollt mich eben hier in Ostpreußen zu 'ner Landpomeranze machen! Ich soll dann wohl auch, wie die alte Bismarck, in Jägerstiefeln im Wald herumpirschen? Mit der Flinte umgehängt! Und sehen, ob irgendwo im Nebel noch Elche herumtrampeln? Was? Und womöglich ganz nah an der russischen Grenze . . . bei Eydtkuhnen? Wo man immer nur in Pelze vermummelt sein muß. Nee! Das paßt zu Malvinchen. *Die* wäre einfach ideal als Gutsherrin. Und womöglich mit zwanzig Kinderchen! Und natürlich alle treu zu Kaiser und Reich! Nee, Mamchen, *ich* bin eine Künstlerin!" Sie reckte sich in Positur. Die Generalin sah sie verwundert an. Dann sagte sie langsam:

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt!"

„Gott?" erwiderte die Tochter rasch, „es gibt keinen Gott! Und Papa ist für mich . . . nicht der liebe Gott, wie für die Kadetten."

Ihre drei Brüder kamen hereingestürmt.

„Mama! Mama! Die besiegten Truppen kommen alle schon wieder zurück!"

„Der alte Goltz", schrie der Jüngste, „soll wütend sein. Fräulein sagt, er wäre schon wieder in seinem Generalkommando!" Als man auf der Straße das Marschieren von Truppen hörte, kletterten die Jungens auf Sessel und Sofas, um besser aus dem Fenster sehen zu können.

Unten an der Kommandantur vorbei strömten nun die verschiedenen Regimenter, von dieser nächtlichen Manöverübung verstaubt und müde, zu ihren Kasernen zurück. Die Schwester machte mit ihren Brüdern allerlei bissige Scherze über die ihr bekannten Leutnants, die dort mit ihren Kompanien oder Eskadrons vorüberkamen.

„Seht doch den dicken Zittwitz an!" rief Klara, „der freut sich auf sein Bett! Mamchen, hast du gesehen? Der junge Einsiedel hat mit dem Degen zu mir heraufsalutiert."

„Geht wenigstens hinter die Gardine, damit euch nicht jeder gleich sieht", flüsterte die Mutter. „So! Ist also dieser Pascha Goltz schon wieder zurück? Natürlich wird er jetzt seine goldene Brille abnehmen . . . und Rache brüten gegen Papa, weil er ihn mit dem Alarm aus dem Schlaf geweckt hat. Dieser Pascha glaubt nämlich auch, Königsberg hätte als Festung gar keine Bedeutung mehr. Dabei behauptet Papa immer, wenn man Königsberg nicht endlich noch zehnmal mehr befestigt als jetzt, wird die deutsche Armee hier einmal wie die Franzosen damals bei Sedan . . . ihre größte Niederlage erleben! Aber natürlich, die Allzuklugen im Großen Generalstab, die vertrauen immer auf die Sümpfe! Oh! — Diese Sümpfe! Ich kann das Wort nicht mehr hören."

„Dabei ist Königsberg doch die Krönungsstadt unserer preußischen Könige!" sagte Paul mit Emphase.

„Ja — man begreift es wirklich nicht!" richtete sich der angehende Kadett Erich vor dem Spiegel den Schlips seines Matrosenanzuges. „Warum ist der Generalstab nur so dämlich?"

Gottlob konnte er sich in dem Spiegel nicht so sehen, wie ihn Uhle jetzt sah. So abgezehrt von Fieber als Leutnant der Königsgrenadiere mit dem Schulterschuß, den er in den Argonnen 1916 erhalten sollte. Mit dem Todeszeichen im Gesicht und der Blutvergiftung, die ihn nach dreimonatigen Schreikrämpfen schließlich ins Grab brachte.

„Man begreift es einfach nicht!" klappte sich Erich an die Stirn, „warum dieser Generalstab so dämlich ist. . ."

„Rasch, rasch!" drängte die Mutter plötzlich die Kinder aus dem Salon. „Alle 'raus! . . . Da kommt Papa!"

Die Kinder flitzten wie Mäuse vor der Katze davon. Die Generalin lugte hinter einer der Spitzengardinen vor. Ja — dort kam ihr Mann ruhig angeritten. Er unterhielt sich mit seinen Adjutanten und schien glänzender Laune.

Uhle sah den Vater von der Straße her durch das große Eisentor in den Innenhof der Kommandantur hineinrei-

ten. Dort stieg er ab. Der Pferdebursche übernahm den Gaul. Ein anderer Bursche, dem der General Helm, Feldbinde, Zeißglas und Degen gereicht hatte, stand stramm. Der General wischte sich die wegen der Kopfbedeckung schneeweiß gebliebene Stirn über dem kupferrot verbrannten Gesicht und ging dann um den Pferdestall herum in den weitläufigen Park hinein. Vorsichtig, als wolle er die vielen Meisen, Spatzen und Elstern in den Zweigen und im Rasen nicht verscheuchen, schritt er im Windgeräusch der Allee vorwärts. Dabei schmunzelte er immer vor sich hin, so wie ein Junge, der einem andern einen Streich gespielt hat. Unten am Schloßteich blieb er stehen und blickte hinüber zu einem aus vielen altgiebligen Häusern aufragenden Schloß.

„Königsberg", murmelte er vor sich hin, „Berg der Könige! Mögest du immer so stolz da unter der Sonne bleiben." Er ging weiter, pflückte aus einem der vielen Blumenbeete ein paar lila Astern und schlenderte dann durch eine andere Allee einer Treppe entgegen, die vom Garten in die Privatgemächer der Kommandantur hinaufführte. Dort, auf der obersten Stufe . . . entdeckte er jetzt seine Frau. Noch schlank und jugendlich hielt sie wie ein verliebtes Mädchen beide Arme auf dem Rücken und ließ ihre Augen verzückt um die hohe Gestalt des Generals wandern. Dann rief sie mit einmal, so laut sie konnte:

„Heil meinem Sieger!" Der General winkte ihr mit den Blumen zu. Dann kam er an wie ein Kavalier, federnd in den Gelenken, überreichte ihr lächelnd die Astern und sagte sehr einfach:

„Meiner Königin . . ."

Die Generalin, die Gordats Brief auf dem Rücken versteckt hielt, küßte ihn und flüsterte:

„Goltz ist schon zu Hause. Ich habe Angst, der Pascha wird sich nun rächen an dir! Du hast ihn besiegt."

„Die Festung hat sich gegen diesen Strategen behauptet. – Aber wo sind denn die Kinder?"

„Die machen ihre Schulaufgaben."

„Gut . . . Gut. – Aber was versteckst du denn vor mir?"

„Nämlich . . . vorhin ist ein Brief von Gordat angekommen . . .", und jetzt übergab sie ihm komisch-zeremoniell das versiegelte Schreiben.

„Von Hänschen Gordat?" Der General strich sich lachend den Schnurrbart. „Was denn, siegelt er schon wie der Kaiser?"

Seiner Frau den Vortritt lassend, stieg er zur Kommandantur hinauf.

Je weiter Uhle in dieses fahle Reich der Vergangenheit vordrang, desto mehr wurde er von diesen doch meist schon längst verstorbenen Wesen derart gebannt, daß er sich der Gegenwart nur noch hie und da dunkel bewußt war, während ihm die Nebelwelt, in der er sich unentrinnbar bewegte, immer mehr zur Wirklichkeit wurde – und zwar dergestalt, daß sich die Bilder und Szenen, die er hinfort nun weiter erlebte, vor ihm abspielten, als geschähen sie jetzt. Das Unheimliche für ihn aber war, daß er mit seinem Bewußtsein von heute doch nicht eingreifen konnte, sondern, wie von Gespensterhänden gefesselt, allem den Lauf lassen mußte . . . in die Tragödie hinein.

Da ging der Vater wieder. Frisch gewaschen, umgezogen, in der Litewka, die Generalshosen ohne Hosenträger bequem in vielen Falten auf die Stiefel rutschen lassend, so führte er seine Frau die eine der vier Alleen hinunter, bis zu dem sogenannten Gartenhäuschen, von wo aus man einen panoramaartigen Blick über die alte Preußenstadt hatte. Dort bot er der Generalin einen eisernen Gartenstuhl an, setzte sich ihr dann gegenüber an einen grün gestrichenen Holztisch und lockerte sich die goldnen Achselstücke. Dann zog er Gordats Brief aus der Tasche, öffnete ihn sorgfältig mit einem Papiermesser – und begann zu lesen. Seine Frau beobachtete ihn dabei. Doch aus seiner Miene war nichts zu erkennen. Durch seine mit Blei eingefaßte Brille schien er Wort für Wort mühsam zu entziffern. Mit einmal aber zuckte sein Mund . . .

„Na, was schreibt er denn?" fragte die Generalin ungeduldig. Jedoch der General, der seinen Schnurrbart, immer

merkwürdiger lächelnd, zupfte, las weiter. Endlich war er damit fertig. Er reichte seiner Frau den Brief hin. Lehnte sich zurück und beobachtete nun seinerseits die Generalin, welche den Kopf beim Lesen immer eiliger hin und her bewegte. Ihre Wangen waren glühend geworden. Plötzlich warf sie den Brief auf den Tisch, sprang auf, küßte ihren Mann und rief: „Was? Unser Fritz soll mit den Prinzen erzogen werden? Was sagst du dazu? Mit den kaiserlichen Prinzen? Das müssen alle Kinder sofort erfahren!" Sie wollte forteilen, doch der General hielt sie fest.

„Bitte, setz dich wieder!" Dann faltete er das Schreiben zusammen, blickte seine Frau an und fragte, während er die Brille putzte: „Soll der Junge eine Hofschranze werden?"

„Eine Hofschranze?" blieb seiner Frau der Mund offen. „Aber Mann! Er soll Mitschüler der Kaisersöhne werden!"

„Der Kaisersöhne?" Er küßte ihr leicht ironisch die Hand. Mit einmal fragte er: „Sind unsre Söhne etwa . . .", doch er brach den Satz ab.

„Und was wirst du Gordat antworten? Er schreibt doch, die Kaiserin käme in acht Tagen nach Plön, und da muß er deine Antwort wissen! Warum sagst du nichts?"

Der General war aufgestanden. Er ging in dem Gartenhäuschen mehrmals auf und ab. Die Sporen klingelten. Mit einmal blieb er stehn und lachte.

„Also . . . du hättest es gern?"

„Gern? Denke doch, was dies für unser Kind bedeutet! Und für seine ganze Karriere!" Doch als sie sein plötzlich ernstes, fast hartes Gesicht sah, kamen ihr Tränen in die Augen. „Gerade *dieser* Kadett! Und außerdem — es ist doh reizend von Gordat!"

„Hier steht: Der Kommandeur des Kadettenhauses, Graf Schwerin, hat ihn vorgeschlagen."

„Hier steht: Der Kaisr hat es schon gebilligt."

„Der Kaiser! Der Kaiser!" blickte der General mit einmal finster. „Überdies, der Kadett soll ein tüchtiger Offizier werden und dem Vaterland seine Pflicht erfüllen. Aber keine Hofschranze!"

„Demnach lehnst du es ab?"

„Man soll erst den Jungen fragen. Wenn *er* eine Hofschranze werden will . . .?"

„Du weißt doch", bettelte seine Frau, „gerade dies Kadettchen fühlt sich so unglücklich in Plön."

„Gerade deshalb braucht er eine harte Erziehung."

„Eine harte Erziehung?" Sie schluckte. „So hart, daß er, als er vor drei Jahren bei seinen ersten Ferien hier ankam, an beiden Händen die Fingerspitzen völlig vereitert hatte, weil ihm der Stubenälteste täglich mit einem schwarzen Kantel darauf herumgeschlagen hatte."

„Hat er das?"

„Weißt du nicht mehr, was du ihm sagtest, als ich dir seine kleinen Finger voller Entsetzen zeigte?"

„Was sagte ich?"

„Du sagtest: ‚Das haben wir alle durchgemacht. Aber ich will nicht, daß einer meiner Söhne ‚petzt'!"

„Sagte ich das?"

„Ja", schluchzte seine Frau auf, „das hast du gesagt."

Der General sah seine Frau lange an. Mit einmal flüsterte er bewegt:

„Das Leben ist hart."

„Aber er ist doch noch so blutjung — und außerdem so begabt!" Wieder entstand eine Pause zwischen beiden. Dann streichelte er ihr über das Haar.

„Was wissen wir von uns? Aber daß wir Uhles seit vielen Generationen nie mit unserem ‚Ich' über andere hinaus wollten, daß wir immer schlicht und recht versuchten, nur unsere Pflicht zu erfüllen, dies eine wissen wir!" Als seiner Frau daraufhin der Kopf bis auf die Tischplatte sank, trat er hinter sie. „Paßt das Kerlchen zu Prinzen? Ich habe es seinerzeit abgelehnt, ein Prinzengouverneur zu werden. Ich schlug dann meinen braven Vetter Unger dazu vor. Aber auch *der* hat es abgelehnt. Erst dann schlug ich *deinen* ‚ältesten Sohn' Gordat dazu vor." Als die Generalin nun mit einmal zu weinen begann, trat er aus dem Gartenhäuschen hinaus und zitierte mit lauter Stimme Schiller: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" Dann ging

er. Blieb aber noch einmal stehen und rief: „Soll unser Kind ein Fürstendiener werden?“ Da sie nicht antwortete, schritt er langsam in den bereits dunkelnden Park hinein.

Gleich darauf stürzten die ältesten Schwestern mit ihren drei Brüdern aus einem Gebüsch neben dem Gartenhäuschen hervor, umarmten ihre Mutter stürmisch und flüsterten:

„Mama! Was ist denn passiert?“ Da richtete sie sich, ihr nasses Gesicht abtrocknend, verstört auf, gab dann jedem Kind einen Kuß und wankte wie verloren ihrem Mann in die Finsternis nach.

Die Kinder schlichen hinterher. Erst suchte sie den General im Schlafzimmer. Er war nicht da. Auch im Eßzimmer fand sie ihn nicht. Voller Angst wollte sie in den Garten zurück, doch da war es ihr mit einmal, als höre sie aus den Gesellschaftsräumen weit vorn . . . Cellotöne. Sie horchte . . . und ging dann auf Fußspitzen in den Korridor — bis zur Glastür . . . und von dort in ihr Boudoir bis vor die Tür seines Arbeitszimmers. Hier lugte der Jüngste durchs Schlüsselloch.

„Psssst!“ machte er Zeichen. „Papa spielt Cello.“

Die vollen, dunklen Töne des Largos von Händel klangen durch die Kommandantur.

„Unbegreiflich . . .“ flüsterte Klara, als die Generalin ihre Kinder von der Tür fortwinkte.

„Was findet du unbegreiflich?“

„Was?“ Ihre Tochter blickte sie sonderbar an. Dann nahm sie von einem japanischen Lacktischchen die im blumenbestickten Samtrahmen eingefaßte Fotografie ihres Vaters, welche ihn als jungen Hauptmann darstellte. „Ja! Hier sieht Papa wie ein Musiker aus! Das Haar so weich gewellt. Und dieser träumerische Blick! Fast wie Schubert! Und heute? Ach . . . dies Militär!“

„Psssst!“ flüsterten alle.

„Nein, ich verstehe es nicht!“ stellte Klara die Fotografie zurück und ging aus dem Zimmer. Die Generalin lehnte sich an die Tapete.

„Jetzt hat er aufgehört!" flüsterte der Jüngste – und wagte es dann ganz zaghaft, an die Tür zu klopfen. „Puis-je entrer, cher Papa?" Als keine Antwort kam, riefen nun auch seine zwei Brüder mit ihm etwas lauter.

„Puis-je entrer, cher Papa?" Wieder blieb die Antwort aus. Nun wollte die Generalin an die Tür klopfen. Aber dann traute sie sich doch nicht, denn der General begann eine Melodie von Bach zu spielen. Die Kinder sahen die Mutter verblüfft an. Vielleicht hatte er ihr Französisch nicht verstanden. Nämlich, der Vater hatte es so eingeführt, daß sie ihn französisch anreden mußten, und Uhle sah im Geist wieder die Gabeln, Messer und Löffel der Kinder neben dem Teller des Vaters bei Tisch aufgereiht liegen. Wollte ein Kind mit dem Essen beginnen, so mußte es erst auf französisch um das Besteck bitten. Eine Sitte, die er nach der Einnahme von Paris 1871 erst bei seinen Kameraden, dann später bei den Kindern eingeführt hatte, um hierdurch die Scheu vor der französischen Sprache zu nehmen.

„Sollen wir jetzt auf deutsch fragen?" klopfte nun Erich mutig an die Tür. Das Cellospiel hörte auf. Von drinnen rief der Vater:

„Entrez!" Da rissen seine drei Jungens die Tür auf, rannten zu ihm hin, küßten ihm die Hand und jubelten:

„Du hast gesiegt, Papa! Wir gratulieren dir!" Der General, mit dem Cello zwischen den Knien, den Bogen in der rechten Hand haltend, blickte sie über den Notenständer erst traurig, dann schelmisch an.

„Na, Jungens? Wer von euch will mal 'ne Hofschranze werden?"

„Keiner!" kam es unisono zurück. Da nickte der General befriedigt und zwinkerte dann zu seiner Frau, die auf der Türschwelle stehengeblieben war. Danach puffte er den Jüngsten in die Rippen . . .

„Zur Belohnung könnt ihr dableiben! – Also . . . was soll ich euch spielen?"

„Aus dem ‚Tannhäuser'", bettelte Erich.

„Nein! Aus dem ‚Siegfried'!" rief Paul.

„Wagner?" runzelte der General die Stirn. „Warum nicht Beethoven?"

„Nein, Wagner!" bettelten die drei. „Bitte, bitte: Wagner!" Da setzte er den Bogen fast unwillig an und spielte den ‚Pilgerchor'. Die Jungens hatten sich auf den Teppich gehockt und lauschten begeistert.

Die Generalin dachte unwillkürlich an Worte ihrer Mutter, die sie ihr unmittelbar vor der Hochzeit eingeprägt hatte: ‚Du bist noch so jung und unerfahren', hatte sie damals gesagt, ‚und dein Mann ist so reif, so ritterlich und im Leben erfahren, daß du ihm nie widersprechen darfst! Alles, was er tut, wird richtig sein!' Sie näherte sich dem Notenständer, schaute den General, wie um Verzeihung bittend, an und sagte leise, als er mit dem Pilgerchor fertig war:

„Spiele jetzt für mich bitte . . . unser Lied aus dem ‚Fidelio'."

„Welches?" kam Glanz in seine Augen. „Wer ein holdes Weib errungen?"

„Ja! Was du willst. Mir ist alles recht!" Da sah der General lächelnd vor sich hin. Mit einmal setzte er den Bogen an, und dann erklang in tiefem Celloton:

‚Wahrheit wagt' ich kühn zu sagen . . .'

Da ging seine Frau um den Notenständer herum und umarmte ihn, während es in Uhles Ohr weiter klang:

‚Und die Ketten sind mein Lohn . . .'

Uhle lauschte diesem Cellogesang, dessen Töne er 1939 so oft als Gefangener in dem fensterlosen Kellergefängnis an der Dordogne als Seelenkraft vor sich hingesummt hatte.

Auch die jüngste Schwester, Hilda, die wie eine kleine Märchenprinzessin mit der Puppe im Arm vor der Gouvernante stand, die ihr die roten Haare glänzend kämmte und dann mit einer blauen Atlasschleife zusammenband, horchte in den Flur hinein zu dem Zimmer des Vaters hin. Ab und zu flüsterte sie zur Puppe . . .

„Ganz still sein!" Und dann wiegte sie, mitsingend, das Porzellanding im Steckkissen. Ihre älteste Schwester Klara stand vor einer Staffelei und kopierte einen Öldruck, der das Selbstporträt der Madame Lebrun darstellte. Die andere Schwester Malvine reichte ihr, wenn sie befahl: „Grün! – jetzt Himmelblau!" oder „jetzt Schwarz", die Pastellstifte aus einem Kasten hin, mit denen Klara dann, die Augen zukneifend, ein ziemlich ähnliches Bild auf die Pappe hinzeichnete und wischte. Mit einmal ging sie zur Tür und schlug sie mit dem Fuß zu.

„Ich kann die Musik nicht hören! . . . Wenn ich male, muß ich mich konzentrieren. Dann will ich nicht immer denken, daß Papa auch Cello spielt. Wenn *ich* aber sage: Ich will eine Künstlerin werden, dann heißt es: Du hast nichts zu wollen! Du hast eine Hausfrau zu werden! – Ja, Fräulein!" blitzte sie die Gouvernante an, „man will mich nämlich verkaufen an diesen Husarenoberst! Weil er viele Güter hat. Sogar noch mit richtigen Bären in den Wäldern! Aber seit mir Herta Bismarck neulich erzählt hat, wie ihr Großvater, dieser Eiserne Kanzler, damals der jüngsten Kaiserschwester ihr Herz einfach kaltlächelnd gemordet hat, da hab' ich genug von all diesen ‚eisernen Männern'!"

„Wieso: gemordet?" kam die kleine Hilda an die Staffelei.

„Ach du Schäfchen!" streichelte ihr Klara über das zarte Gesichtchen, „. . .‚wieso gemordet'? – Ja – Spitzchen", so nannten die Kinder das Fräulein, „Prinzessin Vicki wurde auf dem ‚Altar des Vaterlandes' geopfert! Da mußte man erst in der Schule die ‚Iphigenie' auswendig lernen . . . aber dann will man mich genauso opfern – wie die arme Vicki –! Die Herta Bismarck, die haßt ihren Großvater deshalb. Nämlich: zwischen der Vicki und dem Battenberg, diesem schönen Kürassiergeneral, der auf den bulgarischen Thron kommen sollte, da war eine echte Liebe! So wie die Dichter sich's denken, – du Schäfchen!" gab sie Hilda eine Stupsnase. „Wie eine rote Sommerrose, so dunkelrot glühte diese Liebe. Aber der Kaiser? Und der

Eiserne Kanzler? Was taten die? . . . ‚Staatsräson'!! Mit dem Wort ‚Staatsräson' mordeten sie einfach die Herzen der beiden. – Das wär' auch so ein Märchen, – du Schäfchen! . . . Und jetzt? Die Vicki ist unglücklich, wie mir Herta Bismarck sagte, mit dem dicken Fürst Lippe in Bükkeburg! Und der Battenberg? Dieser Mount Batton – der hat aus Verzweiflung eine Balletteuse aus Darmstadt geheiratet! . . . Und ich, die ich eine ‚Künstlerin' werden will, ich soll diesen Braunen Husaren . . ." Ihr stürzten plötzlich die Tränen aus den Augen. „Ja . . ., und solche Mörder, die heißen dann: ‚Agamemnon' oder ‚Kaiser' oder ‚Eiserner Kanzler'." Sie schlug den Farbenkasten zu und schritt, den Kopf hochgereckt, aus dem Kinderzimmer. Das Fräulein fand keine Worte. Hilda legte die Puppe auf den Tisch und sängelte . . .

„Schlaf, Kindchen, schlaf! Da draußen stehn zwei Schaf'!
Ein schwarzes und ein weißes!
Und wenn das Kind nicht schlafen will,
dann kommt das schwarze und beißt es!"

Malvine war der älteren Schwester nachgeeilt.

Während Uhle, noch von den Cellotönen erregt, in den rätselvollen Gängen seiner Vergangenheit weiter herumirrte, sah er mit einmal die jüngste Kaiserschwester Vicki im Neuen Palais auf einem mit resedafarbenem Atlas bezogenen und von schweren, echten Silberfüßen getragenen Sofa. Sie legte ihre Handarbeit fort, erhob sich und wagte sich nun an jenen aus purem Gold gegossenen Sessel heran, in dem ihr kaiserlicher Bruder im grünen Waffenrock der Gardejäger nach dem Abendessen den Damen und Herren seines Gefolges – aus der Bibel vorlas. Die schweren Damastvorhänge im kleinen Salon der Kaiserin waren zugezogen. In zwei Kaminen flackerte ein helles Feuer. Indessen Uhle die von dem Flammenschein angeglänzten Silber- und Goldmöbel warm leuchten sah, fiel ihm ein, daß ja Friedrich der Große seinerzeit das von ihm gesparte Privatkapital in solchen Prunkmöbeln aus

Edelmetallen angelegt hatte. Vicki blickte zur Kaiserin hin, die noch immer strickte. Die Oberhofmeisterin hörte den religiösen Erläuterungen Seiner Majestät mit angehaltenem Atem so andächtig zu, als säße dort Christus selber und predigte. Die beiden Flügeladjutanten vom Dienst, Oberst von Bose und Major von Friedeburg, spitzten in gemessener Entfernung, in jedem Nerv angespannt, ihre Ohren, um einen Wink ihres Obersten Kriegsherrn nicht zu verpassen.

„Doch ich schließe nun mit den Worten des Propheten Jeremias", sagte jetzt der Kaiser mit seiner dem Gardejargon nachgemachten, näselnden Stimme, „Kapitel 6, Vers 14: ‚Und trösten mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen und sagen: Friede! Friede! . . . und es ist doch nicht Friede'." Er nahm die Brille ab, klappte die in weißen Atlas eingebundene Bibel zu, strich seine Bartspitzen rechts und links von der Nase steif, nadelspitz . . . und nickte, während er sich das Großkreuz des Schwarzen Adlerordens am Kragen zurechtrückte. Die Kaiserin sah flüchtig zu ihm hin – und strickte dann weiter. Jetzt erschienen Leibjäger und Lakaien, die auf schweren Silbertabletten Erfrischungen präsentierten. Der Kaiser nahm eines der vielgeschliffenen Kristallgläser, gefüllt mit dunklem Bier, und trank. Dann nickte er wieder. „Jawohl! Oberst von Bose, nämlich seit mein hochseliger Herr Großvater, Kaiser Wilhelm der Große, vor einem Menschenalter diesem Europa den Frieden schenkte – – da herrschte zwar Friede, aber es ist eben, wie Jeremias sagte, *doch* kein Friede!" Er streichelte einen der Dackel, der ihm eben auf den Schoß gesprungen war. „Ja, Dacki! . . . Die Welt neidet eben dem Deutschen Reich seine Größe! . . . Aber was stinkst du denn so?" Er schob den Dackel von seinen Knien 'runter und stand auf. Plötzlich fragte er den Major von Friedeburg mit ausgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrer in der Klasse: „Wann wurde der Deutsche Ritterorden gegründet?"

„Euer Majestät!" sprang der Flügeladjutant auf und schlug die Sporen aneinander, „wurde der Deutsche Ritterorden nicht 1525 säkularisiert?"

„Bravo!" drehte sich der Kaiser zu seiner Frau um. „Hast du's gehört? Jawohl! Donnerwetter! . . . Das verlange ich aber auch von meinen Herren, daß sie in der Geschichte Bescheid wissen. Wie sagte doch schon unser Goethe? ‚Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben', haha . . . Nur schade, daß Gordat nicht da ist. Der hätte natürlich ein viel besseres Zitat aus seinem ‚Faust' parat gehabt. Er kennt ihn nämlich auswendig. – Jawohl, hochverehrteste Exzellenz . . .", machte er eine kurze Verbeugung zur Oberhofmeisterin, „denn . . . seit diese verdammten Slawen bei der Völkerwanderung über die Oder bis zur Elbe und Elster vordrangen, da wogt nun dieser greuliche Kampf um unser Deutschtum hin und her. Aber Ihr Kaiser, meine vortrefflichen Exzellenzen, geht seit einiger Zeit mit einer Zeichnung schwanger . . . – Jawohl! In den Nächten, wenn mich die Verantwortung meines schweren kaiserlichen Amtes nicht schlafen läßt, dann sehe ich im Geiste lauter Bilder vor mir. Zum Beispiel sah ich gestern im Traum unsere Borussia neben der Germania in schimmernder Wehr oben auf einem steilen Felsen stehen. Dahinter – die Britannia! Und dahinter – die anderen Weiber: die Frankonia, Italia, Austria . . . und so weiter. Alle in Helm mit Schild und Speer, bereit, den Ansturm der Horden aus dem Osten abzuhalten. ‚Völker Europas!' riefen sie, ‚wahrt eure heiligsten Güter!' Jawohl!" rollte er den Dackeln eine Apfelsine über das spiegelnde Parkett, welche die Hundchen wie nachsausende Pfeile mit ihren spitzen Schnauzen unter gierigem Gebell zu erreichen suchten. „Jawohl, meine Herren Flügeladjutanten, euer Kaiser hat große Bilder im Kopf. Wäre nur der Nicki in Petersburg ein forscherer Mann! . . . Aber – – euer Kaiser ist ja ganz allein."

„Euer Majestät", hauchte die Oberhofmeisterin, „der Starke ist am mächtigsten . . . allein."

„Schiller?!" Der Kaiser starrte vor sich hin. Plötzlich fragte er: „Was häkeln denn da meine Damen? . . . Wie niedlich!" betrachtete er ein paar Pulswärmer. „Sollen die meine Armen in Potsdam zu Weihnachten kriegen?" Mit

einmal drehte er sich um. „Donnerwetter! Friedeburg! Sie sollten mir doch den Bericht des Großen Generalstabs vorlegen, in dem angeregt wird, Königsberg zum Gouvernement zu erheben!"

„Untertänigst, Euer Majestät." Der Major holte aus einer Mappe mehrere Aktenbogen heraus, die er dem Kaiser vorlegte.

„Ihre Majestät kann es bestätigen", blätterte der Kaiser darin herum, „daß ich es immer und immer wieder jedem sage, der es hören will: Durch die Weltgeschichte zieht sich der Kampf des Bösen wider das Gute! Der Kampf der Hölle gegen den Himmel! Der Kampf der Dämonen gegen Gott! . . . und euern Kaiser! – Wahrlich! Und heute? Da wütet dieser Kampf unheimlicher denn je! In zweieinhalb Monaten erleben wir die Jahrhundertwende. Da schreiben wir das Jahr 1900. Was würde wohl Jeremias für Augen machen, wenn er sähe, wie diese Welt trotz seiner Verheißungen – noch immer aussieht! Daß wir Erdenwürmer noch immer keinen Frieden mit unserm Herrgott geschlossen haben! . . . Aber warum soll ich Königsberg zum Gouvernement erheben? Glaubt denn dieser Kommandant etwa, daß er allein die Russenwalze aus dem Osten aufhalten kann? Außerdem: Euer Kaiser will keinen Krieg. Euer Kaiser betet Tag und Nacht, daß er der Menschheit diesen nun bald dreißigjährigen Frieden erhalten kann."

„Majestät!" himmelte ihn die Hofdame von Gerstdorf an, „die Nachwelt wird Sie den ‚Friedenskaiser' nennen!"

„Den Friedenskaiser? nee, Madame – der ‚Arbeiterkaiser!' Das war einmal mein Ehrgeiz. Aber . . . der Alte aus dem Sachsenwalde, der kam mir ja in meinem Idealismus immer in die Quere! Dieser Koloß . . . dieser Bismarck!" Er stierte in das Kaminfeuer. „Ruht er wirklich schon zwei Jahre unter dem Gras? Ja – er hatte eben die neue Zeit nicht verstanden. Seine Reichsgründung, die fiel noch in die Periode des Ackerbaustaats! Schade. Dieser Elbejunker, dieser famose Edelmann, der konnte es eben nicht kapieren, daß seit den 80er Jahren in Deutschland die Industrie ihre Rechte forderte. *Das* war die Tragödie

im Leben dieses gewaltigen Kanzlers. – Nun, ich danke Gott, daß ich mich wenigstens vor seinem Tode noch mit ihm aussöhnen konnte. Die Presse nennt ihn ‚den größten Staatsmann, den Preußen hervorgebracht hat'! Donnerwetter! Dagegen habe ich nischt! Aber die Deutsche Kaiserkrone zu tragen, – mein lieber Bose, – das ist eben 'n bißchen schwieriger . . ." Er zündete sich eine Zigarre an und qualmte. „Der Alte im Sachsenwalde! Ha! – Das klingt fast wie 'ne Oper von Richard Wagner! Man hört den Wintersturm durch die Eichen brausen! Man sieht den ollen Wotan mit dem Knüppel in der Hand, von seinen Doggen gefolgt, durch den Schnee stapfen. Hahaha . . . – Der ‚größte Staatsmann'! Haha . . . Aber, wie gesagt, ich hab' nischt dagegen! Natürlich hatte sein Nachfolger, der Caprivi, nicht sein Format! Auch der Hohenlohe reicht nicht an ihn heran. Aber schließlich, da lebt ja noch . . . euer Kaiser und König! . . . Friedeburg! – oder ist es etwa *meine* Schuld, daß die sozialen Gesetze und meine diesbezüglichen kaiserlichen Erlasse von den Sozialdemokraten mit glattem Hohn beantwortet wurden? Was wollen denn diese Sozis eigentlich? Sie behaupten: Staatssozialismus und Sozialdemokratie hätten nichts miteinander gemein? Und meine kaiserliche Sozialpolitik, mit der ich der ganzen übrigen Welt vorangegangen bin, die schimpfen sie: konservativ! Ja – Donnerwetter! Soll denn alles nur durch blutige Revolutionen vorwärtsgebracht werden? Meine verehrten Sozis! Versetzt euch doch mal in die Lage eures Kaisers: Man hat den besten Willen! Aber – wie sagt doch das Sprichwort: ‚Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht, dem nimmt er die ganze Hand!'" Nach einem Schweigen sagte er: „Als ich mit meiner Frau, der Kaiserin und Königin, vor zwei Jahren nach dem Orient reiste – weißt du's noch, Auguste? – Als meine prächtige Jacht Hohenzollern in Venedig vor Anker ging? Wie uns das Volk da zugejubelt hat? Dann in Messina! Und später in Konstantinopel . . . und in Jerusalem! Ja, das waren wahrlich herrliche Ovationen, die man nicht vergessen kann. Und wie wir dann in Damaskus, die-

ser Perle des Orients, vor dem Höchsten unsere Knie beugten, während ich meinen Tropenhelm abnahm? Donnerwetter! Damals, da habe ich unserem Herrn und Heiland ein Gelübde gemacht. Aber natürlich, diesen Schreiern im Reichstag, denen kann man ja nichts recht machen. Diese Herren Abgeordneten, die horchen doch immer nur nach unten, zum Pöbel! Donnerwetter! . . . Aber wer, außer eurem Kaiser, horcht denn überhaupt noch . . . nach ‚oben'? Wer wird denn noch ‚inspiriert' vom Allmächtigen? So wie einst die Propheten der Juden? Seht euch doch die Throne Europas an! Natürlich, meine Kaiserliche Frau Mutter, Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich, die Tochter der Königin von England, die hat es leicht, ihren Sohn Willi immer zu kritisieren! Sie trägt ja nicht die Allerhöchste Verantwortung über unser mächtiges deutsches Kaiserreich! Sie wird natürlich von der Presse als ‚die große Demokratin! gerühmt . . ." Er verzog sein Gesicht ironisch. „Aber würde ich meine Kolonialpolitik mit so ruchlosen Methoden durchführen, wie das meine englische Großmutter mit ihrem eminenten Juden Disraeli getan hat in Südafrika, und vor allem in Indien! . . . Ja – dann! . . . Aber an euerem ehrlichen Kaiser, da mäkelt die Welt eben immer herum! Man ist nicht ruchlos genug! Exerziere ich meine Husaren, dann heißt es: Er exerziert seine Husaren! – Sage ich: Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser . . ., dann wiehert die Morgenpresse. Helfe ich meinem braven General der Kavallerie, von Zeppelin, und sage: ‚Unsere Zukunft liegt in der Luft', dann hält man mich für verrückt. Würde ich jetzt gar noch Königsberg zum Gouvernement machen, dann tobte die Weltpresse . . . und würde schreien: ‚Der Kaiser will Krieg' . . . Immer wird an mir herumgemäkelt. Die Welt will Frieden. Aber doch glaubt sie einem Menschen erst, wenn er siegreiche Kriege hinter sich hat. So ist die Welt! In Jerusalem damals, da erwarb ich das Dormitio Sanctae Virginis . . . und schenkte es den deutschen Katholiken. Und was ist der Dank? Vom Sultan Abdul Hamid erwarb ich das Recht, unsere Bahn über Bagdad bis an den Persischen

Golf weiterführen zu dürfen. Und was ist der Dank? Es wird immer weiter gemäkelt. Komm her, Dacki!" Er hob den Hund vom Teppich hoch und küßte ihn auf den Kopf. „Du bist bald der einzig Treue!" Mit einmal sagte er kurz: „Meine Damen und Herren – gut' Nacht!" Die Zigarre in einen Aschenbecher werfend, ging er fort. Alle blieben bewegt, aber stumm zurück. Nur Vicki, die Fürstin von Lippe-Bückeburg, eilte ihm nach zur Tür und flüsterte:

„Wie steht es Willi? Du versprachst mir doch, Lippe-Detmold und Lippe-Bückeburg in einem Herzogtum zu vereinen und meinen Mann zum Herzog zu machen?!"

„Das geht nicht so rasch, Schwesterchen! Den Fall hätte man gleich damals erledigen müssen, als der Fürst von Lippe-Detmold, ohne Erben zu hinterlassen, starb! Jetzt, seit sich die Biesterfelder Grafen als Nachfolger im Detmolder Schloß eingenistet haben, da geht das nicht mehr so rasch. Dieser Grafregent hat mir, seinem Kaiser und Herrn, einen Prozeß gemacht, weil ich ihn als deutschen Bundesfürsten nicht anerkennen will mit seiner nicht ebenbürtigen Modeste U. als Ahnfrau. Aber wer weiß, ob das Reichsgericht der Bundesfürsten, das er anzurufen wagte, deinem kaiserlichen Bruder nicht einen Schabernack spielt . . . weil ich Kaiser bin! . . . Aber ich werde nicht nachgeben! Also Geduld, Schwesterchen!" Plötzlich rief er in den Salon zurück: „Friedeburg! Zeigen Sie Ihrer königlichen Hoheit nachher jenes Telegramm, das ich nach Detmold sandte, als der Grafregent bei mir protestierte, weil ich nicht gewillt bin, ihm die Rechte eines deutschen Bundesfürsten auch für die Familie zu gewähren."

Der Flügeladjutant kam mit einem Telegramm angerannt. Während es die Fürstin von Lippe-Bückeburg las, rief der Kaiser zu den anderen: „Morgen geht's nach Kiel zur Flottenparade. Übermorgen bin ich Gast bei Ballin in Hamburg. Von dort fahre ich zur Jagd bei Fürstenbergs. Und so weiter . . . und so weiter." Er küßte seiner Schwester die Hand. Die Kaiserin erhob sich. Das Gefolge gleichfalls. Der Kaiser pfiff seinen Hunden. „Kommt, Dackis!

Es ist gleich Mitternacht! Um 4 Uhr früh muß euer Kaiser aus dem Bett. Also kommt . . . kommt . . .!"

„Mitternacht!? . . ." wiederholte Uhle langsam, „die Mitte der Nacht." Dies war nämlich immer die Stunde, in der sein Schlaf endete. Die Stunde, in der dann die schweren Gedanken kamen. Schon den Kadetten überfielen sie. — — Er sah ihn vor sich im Eisenbett unter dem zerbrochenen Dachfenster. — Noch sechs Stunden hatte U 2 Zeit, ehe die Klingel über ihm wieder losschrillte, wie an jedem Morgen.

Am Ende des Schlafsaals erblickte U 2 mit einmal . . . seinen zweiten Stubenältesten. Schmidt 1 stand im Nachthemd wie ein Geist da und schaute über die Bettreihen zu ihm hin. Hielt er ihn etwa schon wieder . . . für die ‚Königin Luise' im Mausoleum zu Charlottenburg? Daß er so zu ihm hinstierte? Der mondmilde Schein der Schlafsaallampel ließ allerdings sein Kopfkissen und Bettlaken schimmern in der Farbe des Marmors. U 2 regte sich nicht, aus lauter Angst, Schmidt 1 könne zu ihm kommen. Er hielt den Atem an. Und dann wünschte er sich mit einmal, er wäre wirklich so tot wie Marmor. Denn er wußte einfach nicht mehr, wie er am kommenden Tag dem Werben seines älteren Kameraden noch länger ausweichen könne? Doch jetzt hatte der sich wieder hingelegt. U 2 atmete auf. Allmählich schlief auch er, zwar unruhig, wieder ein. Die Furcht vor dem Klingelsignal weckte ihn immer wieder. Mit Herzklopfen lugte er jetzt dort hinaus. Als er 1897 in die Anstalt eingeliefert worden war, wurde das Wecken noch von einem Aufwärter unten im Karreehof getrommelt, und dieser ferne Trommelwirbel holte die Kadetten oben im vierten Stock allmählich, fast sanft, aus dem Schlaf. Sie hatten noch Zeit, sich in das Unvermeidliche des Erwachens zu neuem Dienst zu finden. Jetzt hingegen konnte diese Metallklingel jede Sekunde über ihm losschrillen — oder aber auch erst in einer Stunde — oder in 20 Minuten . . .

In solcher Nervosität lag der Kadett da, immer grübelnd, was er Schmidt 1 als Ausrede sagen könne, wenn der wieder, wie gestern abend, von ihm verlange, daß er auf die Latrine zu ihm komme. Auf einmal entdeckte er den Schlafsaaloffizier schon zwischen den Bettreihen mit langen Schritten auf und ab gehen. Demnach mußte es also bereits kurz vor dem Wecken sein. Da sich die Klingel aber noch immer nicht rührte, dachte der Kadett plötzlich an den roten Fischer. Gestern war dieser ‚Ausreißer' von Gendarmen, gerade als die Kadettenkompanien vor dem Morgengottesdienst wie sonst ihre Freiübungen machten, über die Terrasse vorbeigeführt worden. Zur Zeit befand sich Fischer gegenüber der Schloßkapelle im ersten Stock des Pförtnerhäuschens in der dickvergitterten Arrestzelle. Es schauderte U 2, sich dies vorzustellen. Wie man munkelte, waren Fischer, einem Verbrecher gleich, die Hosenträger, ein Taschenmesser und die Halsbinde abgenommen worden, damit er keinen Selbstmord verüben könne. Der Klöppel an der Klingel rührte sich immer noch nicht, obwohl es nun jeden Moment soweit sein mußte. U 2 hielt sich die Decke über die Ohren, denn dieser jähe, einer Alarmsirene so ähnliche reißerische Klingelton über seinem Bett hatte ihm nun, bereits seit zwei Jahren allmorgendlich angehört, das Nervensystem derart angerissen, daß er, war dann das harte metallene Klingelgehämmer vorbei, noch lange hinterher Zuckungen hatte. Jetzt meinte er, in dem Klöppel ein Vibrieren feststellen zu können. Also wird der Offizier vom Dienst nun jeden Moment über die 170 Betten dahinbrüllen: „Aufstehn!"

Dies bedeutete dann wiederum einen neuen Tag der Qual. Ihn hinzuaddiert zu jenen anderen 3 mal 365 Tagen, die er bereits in dieser Anstalt zugebracht hatte, dies summiert machte . . . 1095 Tage. Davon abzuziehen waren in diesen 3 Jahren 3 mal große Ferien, je 30 Tage, 3 mal Weihnachtsferien 10 Tage, 3 mal Osterferien 8 Tage, 3 mal Pfingstferien 5 Tage – das macht zusammen in drei Jahren: 159 Tage. Er hatte also nunmehr schon 936 solcher Morgen in dieser Angst vorm Wecken zugebracht. . .

Aber immer noch schrillte die Klingel nicht los. Sollte er es wagen, sich noch einmal auszustrecken, ehe die Wirklichkeit des bis in jede Stunde geregelten Tages ihn in ihre unentrinnbare Dienstmühle zwang?

„Merkwürdig", flüsterte er leise vor sich hin, „warum hat mir Magnus gestern eigentlich nicht . . . ‚Gut' Nacht' gesagt?" Magnus war sein älterer Bruder, der auf Stube 40 als Untertertianer in der Kadettensprache bereits zu den „Halbgöttern' gehörte. Die Obertertianer nämlich waren unumstritten die ‚Götter'! Die Sextaner hießen ‚wandelnde Scheißhaufen'. Die Quintaner ‚Scheißhaufen'! Und die Quartaner nannte man mit dem größten Titel der Verachtung einfach: ‚Menschen'. Olschefski und U 2 rechneten als Quartaner ergo zu den . . . ‚Menschen', was Olschefski dadurch zu beweisen schien, daß er bald laut schnarchte, bald andere tierische Töne von sich gab. „Hat mich Magnus etwa mit Schmidt 1 zusammen vor der Latrine stehen sehn, daß er mir im Schlafssal so böse Augen machte?" Eigentlich sprach er mit diesem Bruder nur während der Ferien. In der Anstalt kümmerte sich U 1 überhaupt nicht um ihn. Jedoch gestern abend, da waren seine Blicke beinah drohend. Diese Tatsache, zusammen mit dem Arrest Fischers, machte ihm den nahenden Tag noch grauer als das bleischwere Grau des bedeckten Himmels, das durch die Dachluke zu ihm erbarmungslos hereindöste. Die Fenster klapperten im Wind, der noch immer als kalter Ostwind um die Ecken des alten Schlosses pfiff.

„Rrrrr! Rrrrr!"

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr U 2 von der Strohmatratze hoch. In das das Gehirn anschreiende Geklingel hinein donnerte der Offizier:

„Aufstehn! Na – vorwärts! Aus den Betten 'raus! Donnerhagel! Warum stehn Sie denn nicht auf?" Und nun spritzte er auf diejenigen Kadetten, die sich noch rekelten, aus einer Flasche eiskaltes Wasser.

Nachdem sich die Kadetten hastig eingeseift und über den Waschbecken abgeplätschert hatten, rannte jeder einzeln auf seine Stube hinunter. Dort kämmte und bürstete

er sich die Haare. Putzte sich die Nägel. Aber dann war es auch schon Zeit, in den Eßsaal hinaufgeführt zu werden. Dort gab es Milch, eine Semmel und Pflaumenmus. Uhle erinnerte sich, wie Meier 1, der in seiner Eigenschaft als Stubenältester das Mus zu verteilen hatte, hierbei in der Schüssel – eine tote Maus gefunden hatte. Vergoß man etwas Milch auf das Tischtuch, so blieb ein winziger weißer Fleck in der Mitte von einem tellergroßen Wasserfleck übrig. Nachdem abgefrühstückt war, jagten die Kompanien wieder auf ihre Stuben hinunter. Hier überflog jeder Kadett noch einmal seine Schulaufgaben, ordnete die Schulbücher in einem Riemen, und dann ging es auch schon wieder in geschlossenen Formationen zum Karreehof. Aufgestellt in Sektionen, inspizierte erst der Leutnant vom Dienst, dann der Kompaniechef die in dünner Litewka im Herbststurm frierenden Kadetten. Sie mußten ihre Finger vorzeigen oder die Litewka aufknöpfen, damit der Vorgesetzte nachsehen konnte, ob auch nirgends am Hemd oder an der Hose ein Knopf fehlte. Darauf wurden die vielen Füße in einen rechten Winkel von 90 Grad kommandiert. War dies erreicht, dann exerzierte der Leutnant so lange Freiübungen, bis die vor Kälte steifen Knochen der Kadetten wieder beweglich waren. Auf einmal rief U 2:

„Achtung, der Herr Oberst!"

„Der Herr Oberst", gestikulierte daraufhin Meier 1 zum Leutnant. Der Leutnant meldete dem Kompaniechef:

„Der Herr Oberst!" Da zog Hauptmann von Krohn seinen rechten Handschuh, den er bei der Inspektion ausgezogen hatte, eilig wieder an. Faßte seinen Degen vorschriftsmäßig – und schritt dann sporenklirrend dem die Rampe langsam heraufkommenden Kadettenkommandeur, Graf von Schwerin, entgegen und salutierte mit der Hand an der Mütze:

„1. Kompanie zur Stelle! 20 Kadetten im Lazarett! Kadett Fischer im Arrest!"

„Lassen Sie rrrühren, Herr Hauptmann!" erwiderte der Oberst schmalzig und ging dann, etwas gebückt wie

ein alter Onkel, in den Karreehof hinauf, musterte die beiden Kadettenkompanien und rief: „Guten Morgen, Kadetten!“

„Guten Morgen, Herr Oberst!“ echote ein Schwall junger Stimmen von den gelben Schloßmauern wider. Graf Schwerin, mit dem Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch, trug noch immer jenen Kriegervollbart, den er sich 1871 vor Paris zugelegt hatte. Hie und da nickte er einem Kadetten jovial zu. Mit einmal winkte er sich U 2 aus Reih und Glied heraus.

„Na – Kadettchen? Du hast ja Augen – wie auf der Knopfgabel geputzt!“ Er zwickte ihn in die Backen. „Nun steh mal nicht so stramm, habe Vertrauen zu deinem Herrn Oberst! Dein Herr Hauptmann meldete mir, du wärst der Nebenmann von Kadett Fischer gewesen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Na, nu sei mal nicht so ängstlich! Du weißt doch, ich vertrete Vaaaaterstelle an euch! Nun sag mal: Hat dir denn dieser Fischer von seiner Absicht auszureißen nie etwas mitgeteilt?“ Doch ehe U 2 antworten konnte, kam der Hauptmann an und meldete, es sei Zeit für den Morgengottesdienst. „Na – dann geh nur, Kadettchen! Ich spreche später weiter mit dir.“

Nachdem die beiden Kompanien vom Karreehof über die Rampe in die Schloßkapelle hinuntergeführt waren, nahmen sie in den vielen Betbänken reihenweise Platz. Sogleich ertönte auf der Empore oben die vom Lehrer Ärmel gespielte Orgel. Die Kadetten sangen den Choral laut mit:

„Der dir von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zu gut und noch jetzund getan . . .“

„Sing nicht so laut!“ gab Meier 1 mit seinem Stiefel U 2 einen Tritt gegen das Schienbein.

In den Kadettengesang hinein erschien, hinter einem lila Samtvorhang vorkommend, der Militärpfarrer. Im schwarzen, wehenden Talar, die Bibel an die linke Brust gepreßt, so bewegte er sich würdevoll näher. Stieg dann langsam die Stufen zum Altar hinauf. Verneigte sich vor

dem fast lebensgroßen, aus Holz geschnitzten und lackierten Kruzifixus, in dem Uhle nur schwer das unrasierte Gesicht seines Unbekannten wiedererkannte. Nach einem stillen Gebet drehte sich der Pfarrer zu den Kadetten um. Dies war das Zeichen für alle, sich von den Bänken zu erheben. Auch der Kommandeur und die Anstaltsoffiziere rasselten säbelklirrend hoch vor diesem ‚Himmelsfähnrich', wie der Pastor mit Spitznamen genannt wurde.

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen. – Wir lesen heute Psalm 51, Vers 19: ‚Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstet und zerschlagen Herz wirst du, Gott, nicht verachten."

Die Kadetten setzten sich. Während nun der Pfarrer den Sinn dieser Bibelworte auf seine Art umständlich deutete, starrte U 2 mit großen Augen zu dem Christusgesicht hinauf. Dabei überlegte er angespannt, was Gott wohl damit gemeint haben könne, daß die Opfer, die ‚ihm' gefallen, ein ‚geängsteter Geist' sind. Sein Geist war ja so geängstet. Er grübelte. Konnte aber den Sinn doch nicht verstehn.

Sowie der Pastor die Morgenandacht beendet hatte, erklangen wieder die Orgel und der Schluß des Chorals. Dann erhoben sich alle, um den Segen zu empfangen.

„Der Friede aber, welcher höher ist denn alle Vernunft, sei mit uns allen! Amen!" Nachdem der Pfarrer wieder hinter dem lila Vorhang verschwunden war, drängten und boxten sich die Kadetten zum Ausgang. Von dort gingen sie, Witze machend, lachend oder sich stoßend wie junge Zigenböcke, von den Offizieren mit „Na! Vorwärts!" angetrieben, in ihre Klassenzimmer. Hier sah sich Uhle nun als U 2 in der vierten Reihe der Quarta sitzen. Die Ankunft des Lehrers wurde unter dem Radau vom Klappen der Sitze erwartet. Als erste Stunde hatte die Quarta Religionsunterricht. Jeder Kadett legte daher sein Neues Testament vor sich auf das Pult. Doch nun wurde überlegt, wie man den Pfarrer ‚am sinnreichsten' ärgern könne. Olschefski schlug vor, man solle ihm auf den Sitz seines

Stuhls hinter dem Katheder . . . Nadeln stecken. Ziegler hatte eine Schleuder aus der Tasche geholt und rüstete sich mit in Tinte eingetauchten Löschpapierkugeln zum Bombardement. Pfarrer Lamm trat ein. Die Kadetten schnellten vom Sitz hoch. Der Pfarrer machte ein Zeichen, daß sie sich wieder setzen sollten.

„Wenn ich vorhin sagte", begann er den Unterricht, „‚Der Friede, welcher höher ist als alle Vernunft' . . . was ist damit gemeint?" Da sich kein Finger streckte, runzelte er die Stirn. „Na, ihr müßt euch doch dabei etwas denken? Sie da in der zweiten Reihe! Kadett Karstedt! . . . Gar nichts? Und Sie, Kadett Olschefski!"

„Herr Pfarrer", stand Olschefski grinsend auf, „ich habe mir dabei gedacht, daß der ‚Friede' mit unserer Vernunft eben nicht zu begreifen ist!"

„Ausgezeichnet! Aber . . . vielleicht gibt es doch Menschen, die eine sehr große Vernunft haben. Zum Beispiel: unser Kaiser! Oder der Philosph Kant! Oder unser Dichter Schiller! . . . Konnten die mit ihrer großen Vernunft – den ‚Frieden' etwa auch nicht begreifen? U 2! Was meinen Sie dazu?" Der Kadett schwieg. „Na, stehn Sie doch auf! Ich frage Sie, ob die Vernunft unseres Kaisers . . . den Frieden begreifen kann?"

„Mein Vater sagt immer", begann U 2 stockend, „wer ein gutes Gewissen hat, der kann den Frieden begreifen." Nach einem Gemurmel fragte der Pfarrer:

„Dein Vater ist Kommandant von Königsberg?"

„Zu Befehl."

„Nun lacht mal nicht, Kadetten! *Ich* sage euch: Der Friede ist höher als die Vernunft von jedem Erdenkind. Nein! Wir können ihn nicht begreifen! Und nur, wer an unsern Herrn und Heiland glaubt, der kann ‚ihn' begreifen. – Au!" zuckte er plötzlich zusammen . . . und wischte sich dann von der Stirn wütend Tinte ab. „Wer hat diesen Unfug gemacht?" Alle schwiegen. „Ich frage: wer? Nämlich – ein Kadett, der Ehre im Leib hat, der steht zu solcher Untat! Also: wer hat es getan?" Es blieb mucksmäuschenstill. – – „So nehmt eure Hefte vor! Zur Strafe

schreibt jetzt jeder zehnmal denjenigen Satz auf, den er zum ersten Mal in seinem Leben aus der Bibel gehört hat. – Fangt an!"

Die Kadetten blinzelten sich an. Danach begannen ihre Schreibfedern über das Papier zu kritzeln. Inzwischen versuchte der Pfarrer vor einem Spiegel vergeblich, den Tintenklecks von seiner Stirn wegzukriegen.

„Na", rief er dann ärgerlich, „seid ihr endlich fertig? Olschefski! Kommen Sie ans Katheder vor!" Er riß ihm das Heft aus der Hand, setzte die Brille auf und las: „Und Gott schuf ein Männlein und ein Fräulein!" Nach einem wiehernden Gelächter der Klasse nickte der Pastor. „Das ist aus dem 1. Buch Mose. Wahrlich! So heißt es: ‚Ein Männlein und ein Fräulein!' Aber deswegen braucht ihr doch nicht so zu lachen! Worüber feixen Sie, Karstedt?"

„Über das . . . ‚Fräulein', Herr Pfarrer. Ich überlegte mir gerade, was für einen Hut das ‚Fräulein' aufhatte?!"

„Karstedt!" klopfte da der Pfarrer mit der Bibel auf das Katheder, „Sie befinden sich hier in der Religionsstunde! Verstanden? Sie ‚Männlein' Sie! Werden Sie erst mal – ein Mann! Vielleicht können Sie dann den tiefschürfenden Sinn dieser Bibelstelle verstehn! – U 2!" rief er dann den Kadetten ans Katheder, „was haben *Sie* aufgeschrieben?" Er nahm das Heft und las: „Psalm 23? ‚Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.' – – Sehr gut. Und wo haben Sie diesen Psalm zuerst gehört?"

„In Berlin – als ich in die Vorschule aufgenommen wurde."

„Wann waren Sie denn in Berlin?"

„Als mein Vater Kommandeur des Franz-Regiments war."

„Lacht doch nicht immer!" klopfte der Pfarrer wieder mit der Bibel aufs Katheder. „Aber . . . warum bist du denn so rot geworden? Hat dich der Herr seither auf einer . . . grünen Aue geweidet?" U 2 starrte vor sich hin. „Hast du immer frisches Wasser gehabt?"

„Den ganzen Plöner See!" schrien die andern Kadetten unisono. Und dann ging jedes weitere Wort des Pfarrers im Gelächter unter. Da öffnete sich die Tür. Oberst Schwerin sah herein und rief:

„U 2! Komm mal 'raus! . . . Entschuldigen Sie bitte, Herr Pfarrer!"

Im Korridor draußen, dort wo die ausgestopften Tiere in den Glaskästen waren, standen die Hauptleute beider Kompanien in erregtem Gespräch mit dem Adjutanten des kommandierenden Generals aus Altona, der den Offizier wegen seines Neffen Fischer eigens nach Plön geschickt hatte.

„Nun komm mal her!" legte der Oberst jetzt seinen Arm um U 2's Nacken, „und sei mal nicht so verängstigt. Wir meinen es gut mit dir! . . . wie mit allen Kadetten. Der kommandierende General wünscht zu wissen, warum es dem Kadett Fischer in unserem Plön so schlecht gefallen hat, daß er einfach vom Sonntagsspaziergang aus desertiert ist. Ihr fühlt euch doch wohl hier in der Anstalt? Dein Hauptmann sorgt für euch wie eine Mutter! Was also kann der Grund sein, Kadettchen? Du warst doch sein Nebenmann! Hat er denn wirklich nie darüber mit dir gesprochen? Oder eine Andeutung gemacht? Na – nu rede, Kadettchen! Ist er etwa vom Stubenältesten gepiesackt worden? Sprich doch! . . . Keine Angst. Was du hier aussagst, das erfährt niemand!" Aber U 2 brachte die Lippen nicht auseinander. „Kadettchen! Denn das ist ja barer Unsinn, daß Fischer für die Sozialdemokratie war! Was versteht denn ein Quartaner von der Sozialdemokratie? Deswegen läuft man doch nicht einfach weg! Und noch dazu in des Königs Rock! Weißt du denn gar nicht, *was* die Ursache gewesen sein könnte? Nämlich – Kadett Fischer weigert sich im Arrestlokal, irgendeine Aussage zu machen. Also hilf uns, Kadettchen! Ehe falsche Gerüchte in die Zeitungen kommen! Mein Kadettenkorps Plön war doch immer ein Elitekorps! Lauter frische Jungens! Seit ich die Ehre habe, euer Kommandeur zu sein – da ist doch so etwas noch nie passiert!"

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch da kam der von den Kadetten mit Spitznamen ‚Flaaz' benannte Feldwebel, der Verwalter der 1. Kompanie, völlig verstört angelaufen und meldete:

„Herr Oberst! Kadett Fischer hat sich in seiner Zelle erhängt . . ."

„Erhängt?" prallte der Oberst vor Entsetzen zurück. Dann brummelte er etwas, blickte wie nach Hilfe suchend die beiden Hauptleute an und wiederholte: „Erhängt?" Nach einem fassungslosen Schweigen tappte der Oberst dann wie ein gebrochener Mann, sich mit dem Degen stützend, den Korridor hinunter.

Obwohl die Offiziere U 2 sofort befohlen hatten, nichts verlauten zu lassen, war doch das Gerücht von Fischers Selbstmord bereits in der Pause schon von Mund zu Mund wie ein Lauffeuer verbreitet.

„Schon gehört?" grinste Meier 1, „der lange, rote Fischer . . . ist tot!" Dabei warf er eine halb verschimmelte Semmel in das Loch der sogenannten ‚Preßwurst-Linde'. Dann hielt er sich, da er seine Freude schlecht verbergen konnte, den Mund zu. Denn mit diesem Selbstmord war ja nun auch, wie er meinte, jede Gefahr vorbei, daß ein Verhör mit Fischer Dinge zur Sprache gebracht hätte, die ihn schwer belastet hätten.

„Der lange Fischer hat sich umgebracht!" raunte Kadett Karstedt einer Gruppe von Kadetten zu, die gerade am Reck nacheinander die Riesenwelle versuchten. Einer von ihnen hatte sich eben mit ausgestreckten Armen dergestalt um die Reckstange geschwungen, daß er, als er diese sensationelle Nachricht aufschnappte, mit Handstand in seinem Schwung innehielt, den Kopf zwischen den Armen, den ausgeschwungenen Körper bis in die Fußspitzen nach oben gespannt. Dann sprang er, die Beine und den Oberkörper durch die Arme schnellend, laut lachend mit einem verwegenen Sprung in die braune Lohe unter sich ab. Es war Kadett Ziegler, der nun mit einem Haufen anderer Kadetten zu dem Pförtnerhäuschen hinrannte.

Dort stierten alle zu dem kleinen, vergitterten Fensterchen des Arrestlokals hinauf.

„Also . . . ist er tot!" zwinkerte einer dem andern zu. Immer mehr Kadetten sammelten sich an. Schließlich mußte der Offizier vom Dienst sie mit energischen Befehlen wegjagen.

Der Oberst lehnte, immer vor sich hin murmelnd, neben dem Eingang der Schloßkapelle, dem Pförtnerhäuschen gegenüber, wie gelähmt an der efeubewachsenen Mauer. Mehrere vorübergehende Offiziere sprach er an. Doch sooft er seinem Wort mit einer Geste nachhelfen wollte, fielen ihm die Arme schlaff herunter. Sein Gesicht mit dem borstigen Stoppelbart war käsig.

„Ein Kadett . . .!" Er schüttelte den Kopf – und fügte dann mit seiner immer schmalzig-pathetischen Stimme hinzu: „Ein Quartaner! . . . und Selbstmord! Und noch dazu, Herr Hauptmann von Krohn, von Ihrer sonst tadellosen 1. Kompanie!" Daraufhin blickte ihn der Komapniechef der 2. Kompanie kalt an, weil er sich beleidigt fühlte, daß der Kommandeur des Kadettenkorps diesen bei der 1. Kompanie stattgehabten Selbstmord anscheinend schlimmer empfand, als wenn er in der 2. Kompanie passiert wäre.

Doch hier kam jetzt der Stabsarzt mit seinen Assistenzärzten an. Der hagere Arzt grüßte außer Atem die versammelten Offiziere und bat dann, den Oberst allein sprechen zu dürfen. Beide begaben sich daraufhin zu der Arrestzelle hinauf.

Und nun sah Uhle seine Klasse, von dem Ereignis des Selbstmordes wie auf den Kopf geschlagen, in Erwartung des Mathematiklehrers, vor sich. Olschefski kritzelte lauter Zahlen auf seinen Pultdeckel. Mit einmal versuchte er, in die vom Grauen seltsam gepackte Quarta wieder Mumm hineinzubringen.

„Kinders", fragte er grienend, „was ist Null mal Null?"

„Halt's Maul!" schrie da aus der letzten Reihe der kleine Bülow von Dennewitz, ein Urenkel des aus den Freiheitskriegen berühmten Generals.

„Selbst wenn ich mein Maul halte", feixte Olschefski, „deswegen ergibt nach Adam Riese . . . Null mal Null immer noch *Null!* Und Null, das ist eben . . . das Ende! Also – was habt ihr? Alles hat ein Ende! Nur die Wurscht hat zwei! Oder denkt ihr, der tote Fischer würde jetzt schon in der Hölle geschmort? Na – redet doch was! Oder seid ihr etwa auch schon Nullen? Nämlich: erst wer eine Null ist, der schaltet dann aus in der Gleichung."

„Habt ihr's gesehen?" glubschte Karstedt. „Der Oberst sah aus . . . wie dies Stück Kreide da!" Die andern beobachteten U 2, der über sein Mathematikbuch dahinstarrte, denn als Fischers Nebenmann war er ja der letzte gewesen, der noch mit ihm gesprochen hatte. Er wurde daher von seinen Klassenkameraden fast neugierig angeäugt, so wie einer, der von dem Toten noch irgend etwas weiß, was sie nicht wissen.

Lehrer Ärmel kam herein. Sein Gesicht, das sonst über dem gelbgrauen Vollbart meist fettig grinste, blieb ernst. Er setzte sich schwer ans Katheder. Putzte umständlich seine Brille und blickte dann die Klasse vor sich aus den dunklen Augen streng, fast vorwurfsvoll an. Mit einmal zeigte er mit dem Lineal auf Olschefski.

„Komm an die Tafel!" Olschefski schob sich dickfellig aus der Bank. „Komm an die Tafel! . . . Also – wissen Sie heute nun endlich, wer Pythagoras war?"

„Zu Befehl!"

„Nun – wer?"

„Hat er nicht die Perser in die Flucht geschlagen?"

„Schreiben Sie zwölfmal auf: Ich bin ein Hornochse!"

„Zu Befehl! Zwölfmal: Ich bin ein Hornochse."

„Kadett Karstedt! . . . Wer war Pythagoras?"

„Ein Philosoph!"

„War er nur ein Philosoph? Na? Was haben wir denn hier für eine Stunde?"

„Eine Mathematikstunde, Herr Lehrer."

„Und ihr wollt einmal als Rekrutenoffiziere die Söhne unseres Volkes erziehen? Von Bülow! Zeichnen Sie ein Dreieck an die Tafel! Ja – können Sie denn keinen gra-

den Strich machen? Als der berühmte Epimedes einmal in das Atelier des Bildhauers Phidias kam, sah er an der Wand einen frisch gemalten roten Strich von Phidias. Darauf tauchte Epimedes einen der Pinsel in grüne Farbe und zog den roten Strich mit so sicherer Hand nach, daß Phidias, als er abends nach Hause kam, zu seinen Freundinnen sagte: ‚Epimedes muß hier gewesen sein! Denn nur *er* hat solch einen mathematisch-sicheren Strich.' Aber Ihre Linie, Kadett Bülow, die wackelt, als wären Sie betrunken! Da ist es denn kein Wunder, wenn man keinen Halt mehr hat! Keinen moralischen Halt! Dann wackelt eben jede Linie. Und bis zum Selbstmord hin – da ist's dann nur ein Schritt!" Plötzlich schlug er mit der Faust aufs Katheder. „Ihr solltet mir den Pythagoräischen Lehrsatz am Schnürchen hersagen: ‚Die Summe der Katheten-Quadrate ist gleich dem Hypothenusen-Quadrat!' Nun merkt euch das endlich. Olschefski! Bohren Sie sich gefälligst nicht in der Nase! Ferkel. –" Mit einmal schnellte er seinen Finger in der Richtung auf U 2 vor und fragte ihn die gleiche Aufgabe, die er bereits vor drei Jahren bei der Aufnahmeprüfung vergeblich an ihn gerichtet hatte: „Einmal eins! Tabellen! Monatsnamen!"

Aus seinen Gedanken aufgeschreckt, stotterte U 2 ein paar Monatsnamen. Als er stockte, stand der Lehrer auf, ging zwischen den Kadettenpulten hin und her und höhnte: ‚Ja, meine Herren! Später einmal den feinen Herrn Leutnant zu spielen, das ist nicht so schwer! Aber hier in der Mathematik die Gedanken beisammenzuhalten . . ." Er wollte gerade losfluchen, da wurde U 2 von einem Offizier aus dem Klassenzimmer gerufen.

In einem der parterre gelegenen Rokoko-Säle der ehemaligen Dänenherzöge, der jetzt als Konferenzzimmer für die Offiziere und Lehrer benutzt wurde, standen die beiden Stubenältesten Fischers vor einem breiten Tisch, hinter dem der Oberst mit den beiden Hauptleuten und ihren Kompanieoffizieren wie bei einem Kriegsgericht mit undurchdringlichem Gesichtsausdruck saßen. Jetzt fragte der Kommandeur den Kadetten Meier 1:

„Sie bleiben also bei Ihrer Behauptung, daß Sie den Kadetten Fischer nie gequält haben?!"

„Nein, Herr Oberst. Niemals!" log Meier 1 frech.

„Und Sie – Schmidt 2? Sie können das bestätigen?" Der zweite Stubenälteste schwieg einen Moment lang, dann sagter er unsicher:

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Ihr seid Stubenälteste", fuhr der Oberst im Verhör fort, während ein Kompanieoffizier die Aussagen niederschrieb. „Ihr habt also eine hohe Verantwortung übernommen, als euch euer Hauptmann auf diesen Posten berief. So sagt jetzt die Wahrheit! Wir Offiziere hier waren ja alle auch mal solche Kadetten wie ihr. Ich in Wahlstadt, Hauptmann von Krohn in Oranienstein, Oberleutnant von Benecke in Karlsruhe. Also wir wissen doch . . . es kam leider vor, daß Stubenälteste die jüngere Kadetten manchmal aus purem Spaß gepiesackt haben! . . . Ich frage euch also nochmals: Habt ihr den Kadetten Fischer nie gequält?" Beide Stubenältesten schüttelten den Kopf. „Habt ihr den Fischer auch nicht zum Beispiel einmal . . . Seife essen lassen? Nein? . . . Oder ihn in die Sterne gukken lassen?"

„Meinen Herr Oberst", fragte Meier 1 mit einer Unschuldsmiene, „daß wir Fischer durch das eine Hosenbein einer Kadettenhose haben in den Himmel wie durch ein Fernrohr hinaufsehen lassen?"

„Jaawohl!" beugte sich Oberst Schwerin da über den Tisch und grinste zum ersten Mal wieder, seit ihm die Todesnachricht von Fischer gemeldet war, „*das* meine ich! Statt die Sterne zu sehen, kriegt man dann einen Krug mit Seifenwasser in die Augen 'runtergeschüttet! Jaawohl! Das meine ich! . . . Habt ihr das mit dem Kadetten Fischer gemacht?" wurde er wieder ernst.

„Nein, Herr Oberst!" Die beiden Stubenältesten verzogen keine Miene.

„Na – und du, Kadettchen?" winkte Schwerin nun U 2, dessen Hereinkommen er erst jetzt bemerkte hatte. „Komm mal her! Ich frage dich nun bei deiner Ehre als

königlich-preußisher Kadett und in Gegenwart deiner beiden Stubenältesten: Ist Kadett Fischer auf eurer Stube nie mißhandelt worden? . . . Na – komm doch näher an den Tisch – und mach die Zähne auseinander! Habt ihr Kadett Fischer zum Beispiel nie zum Spaß bei seinen Füßen aus dem Fenster 'rausgehalten?" Er blickte U 2 fest in die Augen. Der Kadett wurde krebsrot. Dann sah er seine beiden Stubenältesten an, nahm die Hände an die Hosennaht und sagte mit leicht zitternder Stimme:

„Nein, Herr Oberst!" Da sah der Kommandeur die drei Kadetten nacheinander achselzuckend an. Dann erhob er seinen Zeigefinger:

„Vor allem eins, mein Kind: sei treu und wahr! Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn! Von alters her im deutschen Volke war der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein!"

Nach einem unverschämten Schweigen der beiden Stubenältesten schluchzte U 2 mit einmal laut auf. Da wechselte der Oberst mit den Offizieren einen Blick und sagte dann verächtlich . . .

„Na, nun geht, Kadetten!" Als die drei aus der Tür waren, erschien der Stabsarzt, Doktor Ferber, und legte einen Zettel vor Graf Schwerin auf die Tischplatte.

„Dies fand mein Assistenzarzt . . . auf der Leiche."

„Auf der Leiche?" rückte der Oberst mit dem Stuhl.

„Ich meine – in Fischers Rocktasche!" Der Oberst setzte seinen Kneifer auf und las:

„Ich halte es nicht mehr aus! Man piesackt mich von früh bis spät. Jeder Hund hat's besser. Lieber tot sein! Mein Buch über die Sozialdemokratie vermache ich allen denkenden Kreaturen, zu denen ich die Kadetten nicht rechne. Vom Knusi bis zum Flaaz! Vom Aufwärter bis zum Oberst! Lauter Scheißer! Und die Parole lautet: Brett vor'n Kopf! Stiefel in die Hand! Mit Gott für König und Vaterland! Hurra! . . . Aber der Herr Pastor soll ja nicht vergessen, dreimal auf meinen Sarg zu spucken, damit ich auch ja in das ‚Himmelreich' komme! Amen!" Oberst von Schwerin ließ den Zettel fallen. Dann wischte

er sich eine Träne aus dem Augenwinkel – und hielt sich dabei die behandschuhte Hand darüber, als geniere er sich vor den ihm unterstellten Offizieren dieses Textes wegen.

„Herr Oberst . . .", unterbrach der Pastor die peinliche Stille, „ich bleibe dabei: einen Selbstmörder kann ich nicht evangelisch beerdigen."

„Nein? Also wohin dann mit ihm?" blickte der Stabsarzt herum und zupfte an seinem dünnen Schnurrbärtchen.

„Wohin?" erwiderte der Seelsorger ruhig, „soll doch sein Onkel, der kommandierende General von Altona, diesen Selbstmörder abholen lassen. Der kann ja über die Leiche verfügen. Mir jedenfalls geht es gegen mein christliches Empfinden . . . für solch einen Spötter eine religiöse Feier zu veranstalten. Auch würde dies nur als böses Beispiel für alle andern Kadetten wirken, falls sich in unserer Anstalt noch mehr befinden sollten, die sich nicht wohl fühlen hier." Graf Schwerin stierte den Pastor an. Da sagte der Seelsorger: „Herr Oberst, ich erinnere Sie alle an jenes berühmt gewordene Schilderhaus in Rouen: Ein Posten und Leibgrenadier Napoleons hatte sich darin umgebracht. Und in diesem gleichen Schilderhaus, da brachten sich dann in der Folge fünf weitere Grenadiere gleichfalls auf Posten um. Daraufhin ließ Kaiser Napoleon dieses Schilderhaus verbrennen, um die bösen Geister, die darin, wie er sagte, hausen, zu bannen!"

„Herr Pfarrer!" bemerkte der Oberst weinerlich, „mir ist nämlich sehr weh zu Mute! Und ich hätte es gern gesehn, wenn der Segen christlichen Erbarmens von Ihnen über dem Sarge ausgesprochen worden wäre. – Meine Herren", stand er dann auf, „ich befehle, daß heut' nachmittag jeglicher Dienst ausfällt. Meine Kadetten sollen spielen. Die Jungens – sind jung! Und Jugend vergißt hoffentlich bald! Jedoch wir, meine Herren, wir Erzieher, Lehrer und Kommandeure – wir, meine Herren . . .", aber er konnte vor Erschütterung nicht weitersprechen. Er nahm seine Mütze vom Tisch und schlürfte dann, den Degen wieder als Stock gebrauchend, langsam aus dem Konferenzzimmer.

Die damals im Verhör ausgesprochene Lüge preßte Uhle so den Atem, daß er keuchte. Und die Worte des Jakobus hallten ihm laut im rechten Ohr: ‚Woher aber kommt Streit und Krieg unter den Völkern? Kommt es nicht daher . . .‘

„Und so weiter . . . und so weiter!“ flüsterte Uhle in diesen Tumult immer neuer Erinnerungsbilder hinein und kam nur mühsam vorwärts, wie einer, der die Zusammenhänge des Unheils sich entwickeln fühlt. Doch da rückten bereits die 1. und 2. Kompanie, laut und lustig singend, vom Karreehof über die Rampe in jene Lindenallee hinein, die steil den Schloßberg hinunter zum Kadettenspielplatz führt. Links glänzte der Plöner See in seiner ganzen weiten Fläche im herbstlichen Sonnenlicht, wie eine Metallplatte. Die ihn umgrenzenden Wälder leuchteten am nahen Ufer farbenbunt, in der Ferne aber wie rostbrauner, zarter Dunst.

Als die Kadetten bei der Kommandeurwohnung vorbeikamen und die beiden Kompanieältesten mit einmal den Oberst auf der Treppe seiner Dienstwohnung stehen sahen, kommandierten sie:

„Die Augen links!“ Und dann marschierten die 300 Kadetten in festem Tritt über das Pflaster mit sohlenknallendem Lärm an Graf Schwerin vorbei. Der Oberst verzog keine Miene. Er sah jede Sektion streng an. Manchmal nickte er mit dem Kopf. Als der letzte Kadett vorbei war, hielt er sich an der Steinkugel des Treppengeländers fest, als fühle er den Boden unter seinen Füßen weichen.

Die beiden Kompanien nahmen auf dem Spielplatz gegenüber Aufstellung. Sie waren etwa 500 Meter auseinander. Ihre beiderseitige Frontlänge betrug nicht ganz 200 Meter. In der Mitte stand ein Kadett mit dem ledernen Fußball. Jetzt pfiff der Offizier vom Dienst. Da warf der Kadett den Ball, so hoch er konnte, in die Luft. Gleich danach rannten die beiden Kompanien los, und nun versuchte jeder in dem Getümmel den Ball zu erhaschen. Der Kompanieälteste der 1. Kompanie, Kadett Ihn, fing ihn auf und trat ihn in weitem Bogen in den Bereich der 2.

Kompanie. Es gab ein Hinundhergerenne um den Ball, wobei manches Schienbein blutig wurde. Es war, als wollten die Kadetten den Selbstmord ihres Kameraden Fischer, so wie diesen Ball, endgültig mit ihren Füßen wegstoßen. Gelächter und Siegesschreie wurden laut. Bald tobte die ganze Jungenschar in der Richtung zur Lindenallee rechts, bald wieder zur Reitbahn am Südende des Sandplatzes, bald nach links zur Turnhalle. Der von den vielen Hundert Kadettenstiefeln aufgewirbelte Staub hüllte die kämpfenden Kompanien ein wie Pulverdampf.

Eben traf der geschleuderte Ball eine vorübergehende Dame derart heftig am Kopf, daß sie taumelte und ihr der Hut wegflog. Es erhob sich ein schadenfrohes Gejohle. U 2 hielt im Laufen inne, denn er erkannte Selma Klose, die ältliche Tochter des Feldwebelleutnants vom Kadettenkorps, bei dem er manchmal sonntag nachmittags zu Schokolade und Kuchen eingeladen gewesen war. Aber die rennenden Kadetten stießen ihn weiter vor in den Kampf. Ohne sich um die Getroffene kümmern zu können, befand er sich bereits wieder mitten im Getümmel und stieß den Ball haushoch in die andere Richtung. Dann rannte er wie ein Wiesel hinterher, fing den Ball wieder auf und schleuderte ihn mit der Fußspitze in solche Höhe, daß er über den Kompanien aussah wie ein kleiner Luftballon. Als wollte er sein aufgescheuchtes Gewissen übertönen, das ihm immer im rechten Ohr klang: „Warum hast du eine Lüge gesagt?" So raste er, einem Besessenen gleich, dem Ball nach, boxte sich dann durch die Kadetten der 2. Kompanie, die ihn am Auffangen hindern wollten, hindurch, um an ihr Tor heranzukommen. Dem Torwächter gab er solchen Stoß, daß er auf den Rücken flog. Ein anderer Kadett, der ihn am Bein festhalten wollte, kugelte sich von seinem Tritt in den Sand weg.

„Mensch!" hetzte ihm Olschefski nach, „du hast wohl den Deuwel im Bauch?" U 2 war schneller als alle. Und jetzt gelang es ihm, den Fußball mit solcher Wucht zu treten, daß er der Flugbahn eines Artilleriegeschosses gleich hoch über die Schnur des Tores weit in das feindliche Lager hinüber flog.

Ein indianergleiches Triumphgeschrei der 1. Kompanie umtoste daraufhin U 2. Vor Verzückung kam Schmidt 1 angehetzt und knutschte den Kadetten ab. Selbst Meier 1 galoppierte an und hieb dann U 2 mit seiner Faust vor Begeisterung auf den Kopf. Sein Bruder U 1 glotzte ihn an, als könne er es nicht begreifen, daß U 2 den Ball tatsächlich zum Siege gebracht hatte. Auch der Offizier vom Dienst wollte gerade dem Kadetten seine Anerkennung aussprechen, doch da erblickte er den Prinzenerzieher, Major von Gordat. Er kam, gefolgt von seinem Rehpinscher Mucki, aus dem Städtchen auf den Spielplatz herauf. Der Leutnant faßte also seinen Säbel dienstlich an, eilte zu dem Stabsoffizier hin, meldete die spielenden Kompanien und wurde danach von Gordat einiger Worte gewürdigt. Gleich darauf schrie der Leutnant über den Platz hin:

„U 2! . . . Der Herr Major will Sie sprechen."

„Mich?" staunte der Kadett, putzte sich rasch den Staub von der Litewka ab und eilte dann zu Gordat hin. Der Prinzenerzieher war inzwischen in den Schatten der Lindenallee hineingegangen. Als der Kadett den Major nun dort allein stehen sah, wollte er schon, wie er dies in Berlin als Kind getan hatte, rufen: „Onkel Gordat!", besann sich aber und stand dann vorschriftsmäßig stramm. Mit schleppendem Degen kam der Major, in seinen grauen Umhang gehüllt, auf ihn zu. Ein Sonnenstrahl stach derart grell durch ein Laubloch auf den schwarzen Lack von Gordats Mützenschild, daß der Kadett, davon geblendet, mit den Augen blinzeln mußte.

„Na, Fritzchen – erkennst du mich nicht?"

„Zu Befehl!"

„Hast rote Backen." Er strich ihm mit seinen schneeweißen, weichen Lederhandschuhen leicht über den vom Spiel zerzausten Scheitel, verzog den Mund zu seinem süßen Lächeln und fragte, während er sich den schwarzen Schnurrbart leckte: „Wie geht es deinen Eltern?"

„Ich habe länger keinen Brief erhalten."

„Bist du nächsten Sonntagnachmittag frei?"

„Zu Befehl."

„Gut! Dann frage deinen Hauptmann, ob du zu mir ins Prinzenhaus kommen kannst. – Fein, nämlich seit ich dich zuletzt sah, da siehst du frischer aus. – Wieviel Pfund wiegst du denn? Bist ja ein strammer, kleiner Soldat geworden. Erinnerst du dich noch, wie ich dich mal in eurer Wohnung in Berlin . . . huckepack getragen habe?"

„Zu Befehl!" Und nun wagte U 2 zu grinsen.

„Na – dann mach nur so weiter! Seine Majestät, der Kaiser, brauecht einmal tüchtige Offiziere! . . . Oder wie der Kaisr im ‚Faust' sagt: ‚Ein solches Heer gilt für die Doppelzahl!' – Also auf Wiedersehen am Sonntag!" Er ging. Drehte sich aber dann noch einmal um und pfiff seinem Rehpinscher . . . „Na – komm doch, Mucki!"

Während der Kadett dem einstigen ‚Onkel Gordat', der jetzt für ihn als Prinzenerzieher einen merkwürdigen Nimbus um sich hatte, so lange nachsah, bis der in einer anderen Lindenallee, die zum Prinzenhaus führte, verschwunden war, erlebte Uhle diesen Augenblick jetzt erst so tragisch, von dem er damals nicht wußte, daß diese flüchtige Begegnung mit dem Prinzengouverneur die folgenschwerste Bedeutung für sein ganzes ferneres Leben haben sollte. – Als er nun U 2 mit aufgerissenen Augen so dastehen sah, konnte er das Schicksal schwer verstehen, das ihn damals nicht schon *das* erkennen ließ, was er heute nun endlich überblickte.

„Unbegreiflich . . . unbegreiflich!" murmelte Uhle vor sich hin, indessen er den Kadetten schon längst wieder mitten im Fußballspiel sah.

In dem Hinundhergerenne kam bald der, bald jener Kadett neugierig an und fragte U 2:

„Was wollte denn dieser piekfeine Prinzenerzieher von dir!" Als der Kadett schwieg, schrie einer:

„Bist wohl schon zu hochnäsig, um uns zu antworten?!"

„Mensch!" hielt ihn nun Olschefski fest, „was war denn los? Dieser Prinzenbonze, der hat ja mächtig lange mit dir gequasselt."

„Was los war?" hielt U 2 den Atem an und erwiderte dann, wie vom allgemeinen Interesse geschmeichelt: „Er hat mich für Sonntagnachmittag ins Prinzenhaus eingeladen."

„Waaas?" verzog Olschefski ungläubig den Mund und wollte gerade noch weiteres von U 2 erfahren, da sah er, wie alle Kadetten mit einmal zur Reitbahn hin Front machten.

Vom Prinzenhaus her kam nämlich der Kronprinz auf einem Rad mit hellgelben Felgen laut pfeifend angesaust. Über der Schulter hielt er lässig ein Florett, an dem die Florettmaske baumelte. In die Kadettenreihen winkte er und rief etwas. Aber wegen seiner näselnden Stimme war es nicht zu verstehen. Mit den Händen an der Hosennaht glotzte U 2 ihm nach. Denn sooft er diese gelben Räder sah, dünkten sie ihm als der Inbegriff alles ‚Märchenhaft-Prinzlichen'. Nachdem der junge Thronfolger dann noch die ganze Länge der Turnhalle entlanggeradelt war, stieg er ab. Er begrüßte dort kurz seine bereits auf ihn wartenden drei Mitschüler. Darauf rief er sich den Kompanieältesten der 1. Kompanie, den Kadetten Ihn, heran. Blickte diesen fast griechisch schönen Jüngling verliebt an und holte aus seiner blauen, seidenglänzenden Jacke Schokolade, die er ihm mit zärtlichem Händedruck schenkte. Doch plötzlich verschwand er mit seinen Mitschülern eilig in der Turnhalle. Er hatte nämlich am anderen Ende des Spielplatzes seinen Militärgouverneur, den General von Deines, erblickt, der auch Gordats Vorgesetzter war. Von Deines führte seine junge Gattin, die schöne Elsa von Falkenhausen, am Arm. Ihre Fotografie hatte U 2 im Salon seiner Mutter oft bewundert. Da war sie in einem langen Spitzenschleier und einem mit Orangenblüten geschmückten Atlaskleid abgebildet, das sie im Weißen Saal des Berliner Schlosses angehabt hatte, als sie dem Kaiserpaar bei der Cour vorgestellt worden war. Jetzt lebte sie mit dem um 35 Jahre älteren General in einer Villa, etwas außerhalb von Plön. Dort war auch U 2 vor einem Jahr einmal von ihr zum Sonntagskaffee eingeladen worden.

Uhle erinnerte sich dessen, als wäre es heute – wie er damals zwischen Rot- und Blaßwerden sein Stück Kuchen in die Tasse getaucht hatte, ohne es zu wagen, diese Schönheit anzusehn. Erst als der junge Kronprinz, von der Hausfrau unerwartet, damals hereinplatzte und sich die ganze Aufmerksamkeit auf diesen goldblonden Kaisersohn konzentrierte, hatte sich der Kadett ‚erdreistet', die schöne Elsa heimlich anzuhimmeln. Ihr Gesicht dünkte ihm so fein wie das jener Marmormadonna in der Seitenkapelle des Freiburger Münsters, vor der er in den Ferien so oft andächtig gekniet hatte. Die schöne Elsa weckte in ihm reine, seltsame Gedanken, die er sonst im Kommißbetrieb der Kadettenanstalt nicht erlebte. Als er einige Wochen später nach dem Besuch in ihrer Villa an Diphtheritis erkrankt war und mit hohem Fieber im Lazarett lag, hatte ihm diese ‚schöne Elsa' einen himmelblauen Vergißmeinnichtstrauß geschickt, den ihm eine Krankenschwester jedesmal, wenn sie seine vom Fieber vereiterten Lippen in einer bohnenförmigen Glasschale gewaschen hatte, ganz nah an sein Bett stellen mußte. Diese himmelblauen Blüten sah er jetzt wieder vor sich, diese unglaublich unschuldigen Blumen, die schon Herr Walther von der Vogelweide besungen hatte: ‚Vergiß mein nicht! Vergiß nicht mein! . . .' Nein, sie hatte ihn nicht vergessen in dieser preußischen Anstalt, in der er sich sonst so vergessen vorkam.

Dankbar dachte Uhle daran, wie er nun U 2 in solcher Erregung sah, als Elsa mit Deines immer näher zur Turnhalle kam. Vor dem Tor trennten sich beide. Der General ging zum Kronprinzen hinein. Seine Frau schlenderte in der Richtung zum alten Schloßpark, in dem das Prinzenhaus stand, allein weiter. Als sie U 2 bemerkte, nickte sie ihm zu. Der Kadett wurde rot wie die Blumen auf ihrem Sonnenschirm. Während das Gejohle der wieder weiterspielenden Kadetten über den Sandplatz dahinlärmte, rührte dieser weiche, blaue Frauenblick den Kadetten so gewaltig auf, daß er seine Lüge von vorhin wie Verbrechen in sich fühlte. Er kam sich mit einmal gemein und

unwürdig vor, so in seinem Gewissen aufgerüttelt, daß er zum See hinunterlaufen wollte, um sich ins Wasser zu stürzen. Aber eine Hand hielt ihn derb fest. U 1 stand hinter ihm.

„Sag mal", fragte der scharf, „ich höre, Gordat hat dich ins Prinzenhaus eingeladen? Ist das wahr? Na, dann bürste dich aber vorher ordentlich ab. Und daß du diesen Zipfel auf dem Wirbel vorher glatt kriegst! Du ähnelst ja mehr einem Wiedehopf! Und erwähne ja nicht den toten Fischer! Übrigens verstehe ich gar nicht, warum Gordat mich nicht auch eingeladen hat!"

Das Kommando des Offiziers: „Alle antreten!" trennte die beiden Brüder. Die Kompanien wurden den Schloßberg hinauf in die Anstalt zurückgeführt. Oben im Karreehof hakte sich Schmidt 1 in U 2 ein und sagte leise:

„Aber, nicht wahr, heut' abend, da kommst du bestimmt auf die Latrine? Ich möchte nicht wieder umsonst dort warten." Diese Worte hatte U 1 im Vorbeigehen aufgeschnappt.

U 2 war ratlos, er empfand zu Schmidt 1 eine Zuneigung. Er war sein Beschützer. Aber was dieser ältere Kamerad von ihm verlangte, dagegen sträubte sich sein ganzes Wesen. Es rührte an den Nerv seines Lebens. Es wollte etwas in ihm beschmutzen, von dem er damals noch nichts wußte. Jetzt war es Uhle klar, es war in dieser Welt sein einziger Besitz, und das sollte es bis zum Tode bleiben: seine Substanz. Mit ihr mußte er umgehen, wie ein Künstler mit seinem Talent. Uhle dachte daran, wie in der Antike die Menschen, wenn sie im Dunkel des Schicksals nicht wußten, wohin, die Orakel befragen konnten! Der Weg nach Delphi stand jedem offen. Aber wo war in unserm Jahrhundert noch ein Orakel? Da gibt es nichts anderes mehr — als das Gewissen. Jedoch unser Ohr ist in all den Schwingungen der Versuchung noch immer nicht so fein gestimmt, daß es diese Licht- und Schallwellen der Stimme des Innern klar zu unterscheiden vermag.

Der Kadett jedenfalls suchte sich in seiner Bedrängnis den Weg zum Orakel auf seine Weise. Da er die Vorgesetzten und den eigenen Vater nicht zu befragen wagte und seine Gebete zu Gott verhallten, machte er sich nun auf den Weg zu einem gütigen, alten Mann, der ihm schon öfters mit seinem Rat beigestanden hatte. Es war der Besitzer und Chefredakteur des ‚Plöner Wochenblattes', Dr. Heinz Meyer. Auf der anderen Seite der Kadettenanstalt, entgegengesetzt dem See, führte ein schmaler Fußweg steil hinunter nach Plön. Auf ihm sah sich Uhle jetzt als kleiner Kadett, eingehüllt in seinen schwarzen Soldatenmantel, hinunterschleichen. Es war früh dunkel geworden. Bei einer Laterne hämmerte gerade ein Aufwärter um einen Schweinekober einen Zaun herum.

„Wer ist da?" rief der Aufwärter. Der Kadett versteckte sich hinter einem Baum. Erst als das Gehämmer wieder anging, bog er das Gestrüpp zur Seite und kletterte weiter zum Städtchen hinunter. Aus der Schattenfinsternis der Bäume kam er dann zögernd bis zu einer kleinen Holzstiege vor, die bis zu dem Hintertürchen des von Glühbirnen grell erhellten Setzersaales der Druckerei des ‚Plöner Wochenblattes' hinaufführte. Da er die Räumlichkeiten kannte, eilte er an den vielen Druckmaschinen und an den ihm lachend nachblickenden Setzern vorbei, direkt bis zum Büro des Chefredakteurs. Klopfte an, und ging hinein.

„Aaah!" schob Dr. Meyer seine Brille hoch, „Sie sind's? Besuchen Sie mich mal wieder, Herr Kadett?" Er kämmte sich die langen, grauen Haare aus der Stirn, legte die Zigarre fort, ebenso den Bleistift, mit dem er in Korrekturfahnen herumgestrichen hatte, und bot U 2 einen alten, mit zerrisenem grünem Leder bedeckten Sessel an. Darauf zog er die elektrische Hängelampe tiefer und beleuchtete U 2. „Nanu? Haben Sie denn heut' Urlaub? . . . Oder waren Sie im Städtchen beim Zahnarzt, daß Sie hier bei mir vorbeikommen? Aber nehmen Sie doch Platz!" Der Kadett setzte sich. Mit einmal brach er in so heftiges Schluchzen aus, daß der Chefredakteur erschrocken auf-

stand und ihn zu beruhigen versuchte. Doch U 2 weinte nur noch mehr. Schließlich schrie es aus ihm heraus:

„Ich habe gelogen! . . . Was soll ich tun?" Und nun erzählte er ihm von dem Verhör über den roten Fischer. Dr. Meyer versuchte, ihn lächelnd zu trösten, indem er dem Kadetten klarmachen wollte, daß solch eine Lüge . . . keine Lüge sei. Er habe seine Kameraden nicht bloßstellen wollen! Dies brauche sein Gewissen nicht zu belasten. — Der Kadett sah ihn erst zweifelnd, dann wie erlöst an.

„Noch was auf der Seele?"

„Herr Chefredakteur", nickte der Kadett, „darf ich Sie jetzt in einer persönlichen Angelegenheit um einen Rat bitten?"

„Oho!" zog der andere die buschigen Brauen hoch. „Hoffentlich hat man es nicht entdeckt, daß Sie mich hier öfters heimlich besuchen! Hm? Sie wissen: ich bin Sozialdemokrat."

„Ich habe den Stubenältesten gefragt, ob ich austreten darf."

„Und statt dessen sind Sie zu mir hier heruntergestiegen? Ja! Um Himmelswillen!" Der Chefredakteur zog rasch einen Vorhang vor das Glasfensterchen, durch das er die Druckerei überblicken konnte. Dann wiederholte er: „Ja — um Himmelswillen!" Er setzte sich wieder, schob all die Korrekturbogen zur Seite und murmelte: „Der Kaiser hat zwar am 14. April 1883 ausdrücklich einen Erlaß gegeben, in dem es hieß: ‚Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten uns, kein in unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter sowie den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern.' . . . Aaaaber: das waren eben doch nur Worte! Lauter Worte! Das individualistische Wirtschaftssystem mit seinem „Laissez faire, laissez aller!' geht eben trotzdem weiter. Man will die Entwicklung des Arbeiterstandes mit Polizei-Maßregeln aufhalten!" Er nahm die Zigarre und qualmte vor sich hin. „Aber was Karl Marx gewollt hat, das läßt sich eben doch nicht mehr aufhalten! *Das* ist die neue *ökonomische* Religion!" Als er nun

aber wieder die abwesenden, rotgeränderten Augen des Kadetten sah, hielt er inne . . . und fragte plötzlich väterlich: „Ja! Also worum handelt es sich?"

„Herr Chefredakteur – bitte raten Sie mir . . ."

„Herrjeh! Man weiß sich ja selbst heutzutage bald keinen Rat bei all diesen Polizeierlassen! Um Himmels willen! Bloß Vorsicht! Denn seit der Kadett Fischer Selbstmord verübt hat, schleicht die Polizei immer um meine Druckerei herum. Mein Rat also ist: gehen Sie rasch wieder in ihre Anstalt 'rauf, ehe man dort oben Ihr Fehlen bemerkt. Sie können ja nächsten Sonntag Urlaub einreichen. Dann kommen Sie zu mir in meine Wohnung. Ich möchte nämlich nicht, daß Sie die nächste Zeit hier in mein Büro kommen. Bitte gehen Sie."

„Aber . . . Herr Chefredakteur!" Und nach diesem Ausruf ging U 2 zu ihm hin und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dr. Meyer verstand es erst nicht recht. Doch dann schüttete er den Kopf, nahm seine Hand und sagte:

„Herr Kadett! . . . Es geht mich natürlich gar nichts an! Außerdem ist ja das Geschlechtsleben eine rein private Sache."

„Privat?" U 2 sah ihn verwundert an, dann wollte er gehn.

„Halt! Kleiner Herr . . .! Aber vielleicht ist Ihnen damit gedient, wenn ich Ihnen sage: Sie haben richtig gehandelt! Zum Beispiel . . . mein Vater, von dem ich diese Druckerei geerbt habe, der pflegte immer zu sagen: ‚Sohn, – widerstehe dem Bösen! Wenn dir das gelingt, dann überwindest du auch . . . das Böse in der Welt!' Natürlich gibt es energielose Menschen, schlaffe Menschen! Entartete Menschen! Aber – wir haben ja immerhin unsere Willensfreiheit! Nicht wahr, kleiner Herr?" U 2 atmete heftig, dann klappte er die Absätze aneinander und sagte:

„Ich danke Ihnen gehorsamst."

„Gehorsamst?" lächelte der Chefredakteur. „Apropos: handelt es sich um jenen großen Schmidt 1, der dieses Ansinnen an Sie gerichtet hat? Denn ich denke, der war sonst immer so besonders nett zu Ihnen?"

„Jawohl. Aber seit ich mich weigerte . . ."

„Moment!" Dr. Meyer machte ihm ein Zeichen . . . „Pssst! Pssst!" Danach versteckte er ihn hinter einem Manuskriptenschrank. „Ich höre Schritte!" Gleich danach ging die Türe auf. Doch es war seine 17jährige Tochter. Als sie den Kadetten bei ihrem Vater hinter dem Schrank entdeckte, lachte sie auf, streckte ihm wie einem guten Bekannten die Hand hin und fragte:

„Nun, Herr Anonymus? Haben Sie uns etwa wieder ein Artikelchen geschrieben? Unsere Leser zerbrechen sich nämlich bereits den Kopf, wer sich wohl hinter Ihrem Pseudonym verbirgt!"

„Stimmt!" grinste der Chefredakteur. — „Aber ich vergaß . . . wir schulden Ihnen noch 3 Mark dafür." Er griff in eine Pappschachtel und zahlte U 2 den Betrag aus.

„Besonders Ihre letzte kleine Geschichte", setzte sich das Mädchen an den Schreibtisch, „war reizend! Wie Sie diesen unheimlich aussehenden Mann auf der letzten Station vor der Einfahrt in den Gotthard-Tunnel plötzlich in den schon im Fahren begriffenen Zug zu der allein in einem Kupee sitzenden Dame 'reinspringen lassen — — man zittert richtig, wie sich die beiden in dem finsteren Tunnel gegenübersitzen . . . Aber als dann gar der Mann plötzlich ein Messer aus der Tasche zieht, die Klinge an der Stiefelsohle wetzt und der Dame immer näher rückt — da habe auch ich Angstzustände gekriegt! Ich hätte genauso aufgeschrien wie die Dame! . . . Himmel, war ich froh, als es heller wurde und die beiden aus dem Tunnel herauskamen . . . und die Dame plötzlich entdeckt, daß sich der Mann in der Dunkelheit nur einen Apfel geschält hatte! . . . Das haben Sie großartig geschildert . . ."

„Doch!" bestätigte der Chefredakteur, „es hat unsern Lesern gefallen. Bringen Sie uns nur öfters so kleine Anekdoten. Zwischen unsern ernsten, politischen Artikeln macht sich das gut. Ja! Nämlich . . . diese Angst und Unsicherheit Ihrer Dame in dem dunklen Waggon — das ist eigentlich typisch für unsere ganze heutige Weltsituation. Das Unglück besteht eben in dieser Angst. Die eigene Exi-

stenz ist überall bedroht. Zwar meinte der weiland Junker Bismarck dadurch abhelfen zu können, daß er die Arbeiter gegen Krankheit oder wirtschaftliche Schäden schützte, indem er ihnen Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherungen zusicherte, – aber . . .", er schlug mit der Hand auf einen Stoß Zeitungen, „das ist noch lange nicht genug! Wir wollen mehr! . . . Pardon –". Er klopfte dem Kadetten auf den Rücken und sagte dann plötzlich leise: „Können Sie uns nicht aus dem intimen Anstaltsleben irgend etwas Interessantes schreiben? Zum Beispiel: etwas über die Beweggründe, die diesen armen Kadetten Fischer zum Selbstmord getrieben haben?" Er hielt inne, denn ein Setzer kam herein. Der Chefredakteur stand, U 2 mit dem Rücken deckend, auf und schob den Setzer vor sich her hinaus. Das Mädchen und U 2 blieben allein.

Während sich die Tochter des Redakteurs ihre dunklen Locken drehte, blickte sie U 2 verschmitzt an. Er wurde sofort puterrot. Dies amüsierte sie. Sich ihren lila Wollmantel aufknöpfelnd sängelte sie los:

„Kadett! Kadett! Kaldaunenschlucker! Trinkt den Kaffee ohne Zucker." Mit einmal fragte sie, ihre Brust hebend: „Ihre Eltern wohnen in Königsberg, wie Vater mir sagte? Ich bin nämlich noch nie aus diesem Nest hier herausgekommen! Ich weiß gar nicht, wie die Welt hinter dem Plöner See eigentlich aussieht! . . . Mit Ihnen würde ich gerne einmal eine kleine Reise machen!" Da der Kadett schwieg, kramte sie in den Papieren auf dem Schreibtisch herum. Auf einmal fragte sie: „Was bedeutet eigentlich an Ihrem Kragen diese gelbe Litze?"

„Das ist eine Gardelitze, gnädiges Fräulein."

„Gnädiges Fräulein? Über Sie, da könnte ich mich manchmal totlachen! . . . Wollen Sie ein Bonbon, ‚gnädiger Herr'?" Sie reichte ihm kichernd eine Tüte hin.

„Danke gehorsamst."

„Bitte gehorsamst!" Beide lutschten die Süßigkeit. Plötzlich flüsterte sie: „Wie oft war der ‚gnädige Herr' schon verliebt?"

„Verliebt?“ stieg dem Kadetten das Blut bis in die Haarwurzeln, „aber, gnädiges Fräulein . . .“

„Nennen Sie mich doch einfach Gretl! Nun – wie oft?“

„Warum wollen Sie das wissen?“

„Es interessiert mich.“ U 2 überlegte. Dann prahlte er, nur um nicht als dumm zu erscheinen:

„Oh! Schon viele Male.“

„Nämlich?“

„In meine Mutter. In meine Schwester. In . . . die Tochter eines Gendarmeriemajors in Hannover. Wir wohnten in derselben Straße. Hedwig hatte lange, goldne Locken . . .“

„Heißt das – – Sie mögen braune Locken nicht?“ Sie strich sich ihre Haare hinter die Ohren zurück. „Sie sind ja ein Don Juan! Na? In wen waren der ‚gnädige Herr‘ sonst noch verliebt?“

„Unzählige!“ Er wurde immer röter.

„Jetzt kommt Nummer 4!“

„Die Tochter des Schuldirektors in Hannover.“

„Wie hieß das Biest?“

„Sie hieß auch Hedwig.“

„Warum waren Sie verliebt in sie?“

„Warum? Sie rief uns immer in der große Pause heimlich in die Wohnung und gab uns Schokolade.“

„Uns? Wieso: uns?“

„Ja, wir liebten sie alle. Einmal gingen *wir* zu ihr, dann die andern!“ Grete Meyer hob den Vorhang am kleinen Fensterchen und äugte in die Druckerei hinein. Dann drehte sie sich um.

„Na? Und Nummer 5? War das nicht die Thyra?“ Der Kadett wurde verlegen. „Sie waren doch in den Pfingstferien ganz verliebt in die Komtesse! Sie ist doch eine Kusine des Königs von Hannover! Hatte sie nicht grüne Augen . . . und aschblondes Haar? Wenn ich mich recht erinnere, hat euch der Diener nachts im Park beim Mondschein über einem Feuer Pfannkuchen gebacken?“

„Ja!„ lachte U 2 jetzt auf, „die Eier hatten wir uns in den riesigen Küchenräumen unten im Schloß selber geholt – aber so, daß die Köche es nicht bemerkten.“

„Habt ihr euch geküßt?"

„Aber gnädiges Fräulein!" Nach einer Pause fügte er hinzu: „Alle Blätter waren wie versilbert . . . vom Mondschein. Und das Feuer roch so gut. Ich habe ihr hinterher noch die Riesenwelle an einem Reck vorgemacht. Jetzt ist sie mit ihrer Mutter auf einer Reise in Rußland."

„Also die Thyra – die lieben Sie! . . . Sonst heißen Hunde Thyra! Na – und . . . Nummer 6?" beugte sie sich zu ihm, so daß ihm der Duft eines Veilchenstraußes über ihrer Brust in die Nase kam. „Und Nummer 6?"

„Sie riechen wunderbar! Veilchen! – Wenn ich Veilchen rieche . . ."

„Was ist dann?" näherte sie ihr Gesicht.

„Nämlich, wenn die Veilchen in den Rheinanlagen so dufteten . . . Mich hat einmal die alte Kaiserin Augusta in ihrer Hofequipage mitgenommen, und die hatte auch solche Veilchen am Kleid! . . ." Mit einmal küßte ihn das Mädchen auf den Mund. Da schrak er so zusammen, daß er bis an die Wand zurückwich. Sie lachte hell auf, wollte ihm nach, doch da kam der Chefredakteur verstört ins Zimmer zurück. . .

„Was?" schimpfte er los, „will man der Presse etwa einen Maulkorb anlegen?" Er blitzte einen Offizier an, der ihm bis zur Tür gefolgt war. „Nein, Herr Oberleutnant, ich kann den Selbstmord Ihres Kadetten Fischer in meiner Zeitung nicht verheimlichen! Selbst wenn mich Ihr Oberst fußfällig darum bäte! Ich kann es nicht. Seit den Siegen des Sozialismus, da heißt es: Finger weg von der Freiheit der Presse! Mir hat Ihr Kadettenkommandeur nichts zu befehlen. Das fehlte noch! Außerdem habe ich schon ein Dutzend Telegramme von unseren Abgeordneten aus Berlin über den „Fall Fischer' bekommen . . ." Mit einmal sah er U 2 hinter seiner Tochter. Da sagte er rasch: „Herr Oberleutnant, ich habe Ihnen weiter keine Antwort zu geben. Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben . . ." Er begleitete den Offizier durch die Druckerei hinaus. Dann kam er eilig zurück, faßte U 2 am Arm und flüsterte: „Rasch – rasch! Nun

aber fort, Herr Kadett!" Als er U 2 so verdattert dastehen sah, strich er ihm mit der Hand über den Scheitel: „Und daß Sie mir um Himmels willen nie solche Dummheit machen . . . wie der Kadett Fischer! ‚Widerstehe dem Bösen!' Außerdem: das Schicksal der Welt wird nicht im Kadettenkorps entschieden, sondern hier!" Er klopfte dem Kadetten auf die Stirn. „Hier drinnen! Nur hier! . . . Herr Kadett: im Geist! Und alle Menschen sollen einmal *frei* werden! Und an den Kulturgütern des Lebens gleichen Anteil haben! Halten Sie nur durch! Unser Reichstag fängt ja gerade erst an, sich auch um die Zustände in den Kadettenkorps zu bekümmern. Also, wie man bei euch in der Anstalt sagt: Kinn an die Binde! Brust 'raus! Und die Ohren steif gehalten!"

„Vater!" hielt das Mädchen den Kadetten zurück, „darf er Sonntag zu meinem Geburtstag kommen?"

„Natürlich! Und dann soll er wieder singen, wenn du Klavier spielst: ‚Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?' und so weiter . . . Haha . . . Aber jetzt müssen Sie fort! Und . . ." raunte er ihm zu, so daß es die Tochter nicht hören konnte, „was ihren Schmidt 1 anbelangt, so wiederhole ich: Principiis obsta! Widerstehe den Anfängen!" Er schüttelte ihm die Hand. „Tapfer bleiben! . . . Wir kennen uns nun schon über ein Jahr. Zählen Sie immer auf mich. Aber jetzt . . . husch-husch! Wieder hinauf, eh man Ihr Fehlen bemerkt! Husch-husch! . . ." Er führte den Kadetten, so daß ihn die Setzer nicht sehen konnten, durch eine andere Türe hinaus.

In der totalen Finsternis des auf dieser Seite unbeleuchteten Schloßberges tastete sich U 2 den Abhang hinauf. Bei jedem Schritt rutschte er in dem vom Regen aufgeweichten Boden aus. Sah er in die Höhe, so hoben sich die Baumstämme schwarz gegen den rötlichen Lichtschimmer über den Häusern von Plön ab. Die erhellten Fensterreihen des Kadettenkorps waren durch viele Baumkronen verdeckt. Der Wind blies kalt. Hie und da plumpsten morsche Äste nieder. Brombeerranken verhakten sich in sei-

nem Mantelstoff. Außer Atem blieb er stehn. Im Schloß oben schlug eine Uhr sechs mal. Es war also noch Zeit für ihn. Daß ein Kadett länger von der Stube fortblieb zum Austreten oder um im Korridor ein Gedicht auswendig zu lernen, dies fiel niemand weiter auf. Auch bemächtigte sich seiner mit einmal eine merkwürdige Gleichgültigkeit selbst Strafen gegenüber. Der Chefredakteur gab ihm einen Rückhalt. Jetzt hörte er Schreie von Nachtvögeln in den Bäumen. Er lauschte. Dann redete er leise zu sich selber . . .

„Dort rechts . . . hinter den Häusern, wohnt Elsa Deines. Dort unten im Plöner Wochenblatt . . . die Gretel." Ihr Kuß hatte ihn völlig verwirrt. „Warum", so sann er, „wird oben im Kadettenkorps ein weibliches Wesen als der Inbegriff des ‚Drecks' angesehen? Warum reden die Kadetten meistens per ‚Sau' von den Frauen? Warum läßt man nur die Mutter, oder allenfalls noch . . . die Schwester gelten? Schmidt 1 hatte ihm neulich erklärt: das Weib sei dem Manne wesensfremd. Warum mußte sich ein Kadett genieren, wenn er irgendwo mit einem Mädchen zusammen in der Straße gesehen worden war?" Er verstand es nicht . . . und kletterte weiter den steilen Hang hinauf. Einer seiner Kommißbotten blieb dabei im Regenmatsch stecken. Er suchte und fand den Stiefel nicht. Das ängstigte ihn, denn so konnte er doch nicht in die Anstalt zurück. „Würde es nie wieder hell! . . ." flüsterte er vor sich hin. Plötzlich meinte er, dicht vor sich jemanden stehen zu sehen. Er duckte sich rasch und dachte: „Vielleicht ist mir Schmidt 1 nachgeschlichen?" Sekundenlang rührte er sich nicht. Als dann aber ein Windstoß die Baumkronen über ihm zur Seite rauschte und er im milchigen Mondlicht sah, daß dort nicht Schmidt 1 stand, sondern eine Gestalt, die jenem ‚Schwarzen Ritter' an der Decke im Eßsaal glich, da erbebte er. Vor der Dunkelheit hatten ihm die Burschen und Dienstmädchen durch ihre Gespenstererscheinungen im Kinderzimmer sonst Angst zu machen versucht, aber hier glaubte er nun wirklich, sogar die schwarze Rüstung des Gespenstes unterscheiden zu

können. Er starrte es an. Dann wollte er fliehen! . . . Doch da hielt ihm das Phantom seine Lanze quer vor die Beine. Aber dann war es keine Lanze, sondern nur ein langer Ast. Und wie er nach ihm griff, da fand er auch seinen verlorenen Stiefel. Hastig zog er ihn wieder an und stieg dann, so rasch er konnte, weiter hinauf. Auf einmal kam es ihm vor, als hätte einer hinter ihm ganz deutlich gerufen: „Folge mir!" Oder war es der Wind?

Ohne von irgend jemand vermißt worden zu sein, gelangte er durch die Kellerräume wieder in das Kadettenkorps zurück. Auch auf der Treppe begegnete er niemandem. Überall in den Stuben herrschte in der Arbeitsstunde befehlsgemäß absolute Stille. Seinen Mantel auf dem Korridor lassend, kam U 2 unbemerkt in die Stube zurück. Nicht einmal sein Stubenältester Meier 1 sah von seinen Büchern auf, so sehr war er mit seinen Schulaufgaben beschäftigt. Auch Schmidt 1, der seinen geöffneten Zirkelkasten vor sich hatte, zeichnete gerade Quadrate und Kreise. Nur Olschefski grinste, als sich U 2 nun so lautlos wie möglich neben ihn an den Tisch setzte.

„Na, Mensch", flüsterte er, „wo warst du denn so lange . . . etwa Dünnpfiff?" Nach diesem Kadettenausdruck für Durchfall griente er wieder. Ohne zu antworten, klappte U 2 ein Buch für den Religionsunterricht am nächsten Tage auf. Doch wie erschrak er, als sein erster Blick in der Apostelgeschichte auf die Worte fiel: ‚Folge mir.' Er bekam so kalte Hände, daß Olschefski fragte: „Was zitterst du denn so?" Dann las er in dem vor U 2 aufgeschlagenem Text *diese Stelle:* „Die Wissenschaft ist der Spiegel des Zeitlichen, aber die Liebe ist das Licht der Welt. – Was? So'n Quatsch! Oder – wenn die Liebe das Licht der Welt wäre, wozu brauchten wir dann noch . . . diese Zimmerbeleuchtung?"

Am andern Tag, während der Geschichtsstunde über die Völkerwanderung, saß U 2 wie unbeteiligt in der Klasse. Er hatte die Nacht kaum geschlafen und sah blaß aus. ‚Folge mir!' Diese Worte hörte er überall. Auch Schmidt 1

hatte sie ihm gestern vor dem Nachtappell zugeflüstert . . . ‚Folge mir!‘ . . . und er war ihm zur Latrine gefolgt. Sein Bruder Magnus hatte es beobachtet. Obwohl sich U 2 keiner Schuld bewußt war, witterte er doch irgendein Unheil. Zudem hatte Meier 1 in der großen Pause die ganze Stube wieder zu sich bestellt, weil man ihm nicht schnell genug eine Nadel mit schwarzem Faden gereicht hatte. Dies bedeutete Prügel mit der Klopfpeitsche.

Das Herz des Kadetten hämmerte so, daß er fürchtete, man könne es hören. Jener Bibeltext, den der Pastor in der Morgenandacht verlesen hatte, wühlte in U 2's Gedanken herum. ‚Ein geängstetes Herz ist Gott ein wohlgefälliges Opfer!‘ . . . Warum muß es geängstet‘ sein? Das verstehe ich nicht!

Die Tür wurde aufgerissen. Der Kompanieälteste, Kadett Ihn, erschien und schrie dem Lehrer zu, der an der Wandtafel gerade das Vordringen der germanischen Völkerstämme nach Westen mit Kreide aufgezeichnet hatte: „Befehl des Herrn Oberst! Die Stunde fällt aus! Alle auf die Stube! Der Kaiser kommt! Auf seiner Fahrt nach Kiel fährt er durch Plön!“

„Der Kaiser! . . . Der Kaiser!“ Nun gab es kein Zuhören mehr. Vom Katheder aus sah Professor Vogel den wegrasenden Kadetten hilflos nach.

Auf ihren Stuben bürsteten sich alle eiligst gegenseitig ab. Auch die Knöpfe wurden geputzt. Haare gekämmt. Stiefel gewichst. Und dann ging es im Laufschritt über den Karreehof, die Rampe und in die Lindenallee hinunter. Bei der Wohnung des Kadettenkommandeurs stand ein Offizier und winkte den laufenden Kompanien mit dem Helm ein Halt zu. Darauf ließen die Kompanieältesten halten. U 2's Sektion war hierbei unterhalb einer an hohem Mast aufgehängten Bogenlampe stehengeblieben, die ein Elektriker gerade aus der Höhe niederkurbelte. Jetzt öffnete der die eine Hälfte der milchigen Glaskugel. Während die ihm zunächst stehenden Kadetten neugierig zusahen, entfernte er die zwei verbrauchten Koh-

lenstifte und setzte zwei neue dergestalt in die Lampe ein, daß sich der eine schwarze, dicke Kohlekolben von oben in ein kleines Loch des unter ihm befindlichen anderen Kohlenstiftes hineinbohrte. Im selben Moment, da der Kontakt erreicht war, knisterte ein grünlichweißes Licht knatternd grell auf. Der Elektriker klappte die Glaskugel wieder zu und kurbelte dann die Lampe langsam bis in die Höhe des Mastes wieder hinauf.

Uhle sah diesen Vorgang wieder vor sich, der einst auf ihn als Kadetten den sinnlichsten Eindruck gemacht hatte. „Na! Weiter, weiter!" brüllten mehrere Offiziere die zur Lampe hochstarrenden Kadetten an. Indessen nun die 1. Kompanie um das Kommandeurhaus herum zum Seeufer hinunterrannte, war U 2 von der weißen Flamme in der Bogenlampe noch so geblendet, daß er in dem dauernden ‚Marsch! Marsch! Na – vorwärts!' des Kompanieältesten wie ein Nachtfalter dahintaumelte.

„Was bleiben Sie denn stehen?" schnauzte sein Hauptmann, als er einen Moment Atem holen wollte." Vorwärts! Vorwärts!" Beide Kompanien mußten sich dann rechts und links vom Bahndamm, zwei Meter oberhalb des Seeufers spalierbildend mit je fünf Schritt Abstand von Kadett zu Kadett, aufstellen. Und hier kam auch schon der Oberst. In Helm, Waffenrock und Handschuhen eilte er zwischen den Schienen, ab und zu über Holzbohlen stolpernd, von den Kompaniechefs und Offizieren gefolgt, aufgeregt nach vorn. Gleich danach dröhnte sein breites Kommando:

„Stillgestanden! Kadetten, unser Alleroberster Kriegsherr wird jede Sekunde in seinem Hofsonderzug hier an uns vorbeifahren. Ihr habt die große Ehre, Seine Majestät, unseren Allergnädigsten Kaiser und König, sehen zu dürfen. Sobald also die kaiserliche Lokomotive euer Spalier erreicht, da drehen sich alle Köpfe zum Hofsonderzug – und dann schreit jeder, so laut er kann: ‚Hurra!' . . ."

„Er kommt, Herr Oberst! . . . Seine Majestät kommt!" fuchtelte Hauptmann von Krohn mit seinem Degen und zeigte damit in die Richtung nach Plön, dessen roter

Kirchturm am Seeufer im Dunst verschwamm. In der Tat sah man nun von weither den kaiserlichen hellgelben Hofzug die vielen Kurven am Seeufer entlang herandampfen, und zwar in solcher Geschwindigkeit, daß, als die ersten Kadetten mit ihrem ‚Hurra'-Schreien begannen, der Zug bereits durch das Spalier hindurchgebraust war. Alle Vorhänge an den Fenstern waren heruntergelassen. Niemand zeigte sich. Noch immer brüllten die Kadetten ‚Hurra'! Jedoch der aus sechs Waggons bestehende kaiserliche Hofzug war längst nicht mehr zu sehn.

„Rührt euch!" brüllte der Oberst mit überschnappender Stimme. Dann stellte er sich mit einem Fuß auf die Schiene, hob den Degen und rief: „Kadetten! Dies war Seine Majestät, unser Alleroberster Kriegsherr! Ich befehle, daß aus diesem festlichen Anlaß jeglicher Dienst heute ausfällt! . . . Meine Herren Offiziere, bitte führen Sie die Kadetten in die Anstalt zurück."

„Verflucht!" zog sich Olschefski grinsend den Waffenrock aus und hängte ihn ins Spind. „Der kaiserlich Zug kam so wacklig die Schienen entlang, daß ich dachte: Wenn er nur nicht entgleist!"

„Wer von euch hat den Kaiser gesehn?" fragte Meier 1 und schleuderte seine Stiefel gegen die Wand. Dann packte er den schmächtigen Meier 2 am Kragen und fragte: „Weshalb war der Zug des Kaisers gelb?"

„Damit man ihn besser sieht!" stotterte Meier 2 unter dem Gelächter der anderen.

„Nein, du Idiot! Schon in China waren die Farben des Kaisers gelb! Und selbstverständlich ist hier nicht vom kaiserlichen Locus die Rede!" Als Olschefski daraufhin loswieherte, gab ihm Meier 1 eine Ohrfeige.

„Die gelbe Farbe", sagte nun Kadett Ziegler, „stammt meines Wissens nicht vom Kaiser von China, sondern von den Fürsten Thurn und Taxis. Die hatten ihre Postkutschen so gelb angemalt."

„Halt's Maul!" hieb ihm Meier 1 mit einem Lineal über die Schulter, „oder hab' ich dich etwa um deine Ansicht

gefragt?" Dann hakte er seine Klopfpeitsche von der Spindtür und befahl: „Die ganze Stube zu mir! Na – los!" Doch als er gerade auf die Gesäße losschlagen wollte, kam der Leutnant herein. Mit merkwürdigem Grinsen sagte er:

„U 2! Sofort zum Herrn Hauptmann! . . . Na – Beine in die Hand! Aber ziehen Sie sich erst die Litewka an! Vorwärts! . . . Vorwärts . . ."

Als der Kadett fortgeeilt war und auch der Leutnant die Stube wieder verlassen hatte, feixte Olschefski:

„Wer weiß, Kinders! Vielleicht ist U 2 vom Kaiser nach Kiel eingeladen worden? Kann man's denn wissen?" Alle lachten.

Als Uhle nun den Kadetten eine Treppe höher hinaufsteigen sah, empfand er die ganze Bangigkeit wieder, die er damals gefühlt. Jetzt klingelte U 2 an einer breiten Glastüre, dem Eingang zur Wohnung des Hauptmanns. Ein Bursche öffnete. Dann führte er den Kadetten in das Empfangszimmer. Decke und Wände waren auch hir noch aus der Zeit der Dänenherzöge mit Rokokoschnörkeln und Sopraporten bedeckt. Die Möbel hingegen bestanden aus dienstlich gelieferten schweren Eichenkommoden, Tischen und Stühlen. Ein großer Öldruck, die Kaiserproklamation in Versailles darstellend, hing über dem Sofa. Doch der Kadett hatte nicht Zeit, sich weiter umzusehen oder darüber nachzugrübeln, weshalb ihn sein Hauptmann zu sich befohlen hatte, denn von Krohn kam herein. Er stellte sich mit dem Rücken zum Fenster vor seinen Schreibtisch und stierte aus seinen verquollenen Augen böse auf den Kadetten. Plötzlich fragte er:

„Haben Sie schon einmal von Ihrem Exzellenz-Vater . . . Prügel bekommen?" Überrascht durch diese seltsame Frage, stammelte U 2 etwas . . . – „Ja oder nein–"

„Ja."

„Wann war das?"

„Als er noch Brigadekommandeur in Hannover war."

„Hat dich dein Exzellenz-Vater . . . öfters geprügelt?"

„Nein, Herr Hauptmann. Nur ein einziges Mal."

„Komm näher. Und nun sage mir, weshalb dich dein Exzellenz-Vater dies eine Mal geprügelt hat? . . . Na — heraus mit der Sprache!"

„Herr Hauptmann", begann U 2 im linken Knie zu zittern, „ich hatte meiner ältesten Schwester aus ihrer Sammlung von ‚Liebig-Fleischextrakt-Bildern' ein paar weggenommen und sie verkauft."

„Was hast du dir gekauft dafür?"

„Ein paar Farben."

„Wußtest du nicht, daß dies Diebstahl war?"

„Nein, Herr Hauptmann. Meine Schwester hatte die Bildchen von der Köchin bekommen."

„Na — nu sei mal still! Oder waren da nicht noch andere Dinge mit im Spiel?"

„Was für andere Dinge, Herr Hauptmann?" Er blickte seinen Kompaniechef mit rotem Gesicht an. „Nein, Herr Hauptmann! Es war nur wegen der Bildchen. Mein Vater kam vom Dienst. Meine Mutter wartete auf mich im Flur an der Haustür. Als ich aus der Schule kam, brachte sie mich in das Arbeitszimmer meines Vaters. Dort lag ein Stock auf dem Stuhl. Ohne ein Wort zu sagen, hat mich mein Vater dann leicht geschlagen. Meine Mutter weinte . . . und versicherte mir hinterher, es hätte meinem Vater weher getan als mir."

„So . . . so? So!" Von Krohn ging um den Kadetten herum. Mit einmal packte er ihn an der Schulter und sagte, vor Wut heiser: „Es ist mir gemeldet worden, du hättest mit Schmidt 1 auf der Latrine . . . Unanständigkeiten getrieben."

„Das ist nicht wahr!" prallte U 2 zurück und flüsterte mit zuckenden Lippen: „Nein, Herr Hauptmann!"

„Es ist mir aber gemeldet worden. Schäme dich! Einer, der des Königs Rock trägt! Ein Skandal! Weißt du nicht, daß so was ein gemeines Verbrechen ist?"

„Es ist nicht wahr, Herr Hauptmann!" stöhnte U 2. „Es ist nicht wahr!" Während er sich noch weiter verteidigen wollte, war der Bursche eingetreten und hatte einen

Stock auf den Schreibtisch gelegt.

„Beuge dich!" befahl jetzt von Krohn dem Kadetten. Dann hieb er ihm zehn wuchtige Schläge auf das Gesäß. Mit zusammengebissenen Zähnen richtete sich U 2 auf. „So! . . ." hob nun der Hauptmann den Zeigefinger, „und jetzt . . . lasse dir dies eine Lehre sein." Dann winkte er dem Burschen: „Schmidt 1 soll kommen!"

Wie ein verprügelter Hund drückte sich der Kadett aus der Hauptmannswohnung in den Kadettenkorridor zurück. Seine Hände waren eiskalt geworden. Er überlegte, ob er nun nicht wie der rote Fischer weglaufen sollte. Doch dann rannte er plötzlich, so schnell er konnte, zu den Kellern hinunter . . . und von dort den steilen Hang des finsteren Schloßberges, mehr schlitternd als laufend, zur Druckerei des ‚Plöner Wochenblatts'. Aber dort erfuhr er, daß der Chefredakteur plötzlich nach Berlin fortgemußt habe. Zu dessen Tochter Grete zu gehen, schämte sich der Kadett. Also . . . wohin? Auf dem Rückweg zur Anstalt riß er sich die Litewka auf, dann das Hemd und ließ den scharfen Ostwind auf die nackte Brust blasen . . . in der Hoffnung, daß er Lungenentzündung bekäme und dann im Lazarett sterben könne.

„Sterben!" schrie er in den Wind. „Ich will sterben!" Doch dann raffte er sich zusammen und trat den für ihn fürchterlichen Gang zurück zu den Kadetten an.

Als die Kompanie zum Abendessen angetreten war, merkte er, wie er von allen gemieden wurde. Mit einmal steckte ihm Kadett Grote ein Zettelchen zu, auf dem stand nur ein einziges Wort:

„Klassenkeile!"

Während U 2 im Eßsaal oben an seinem Brot herumknabberte, stierte er zu dem ‚Schwarzen Ritter' an der Decke hinauf . . .

‚Klassenkeile!' Dies bedeutete für einen Kadetten eine Art Hinrichtung. Es war vorgekommen, daß einer dabei zum Krüppel geschlagen worden war.

Die Klasse stellte sich in der halben Höhe der Lindenallee in einer für die große Pause aus Holz und Wellblech

errichteten Latrine auf und erwartete hier den zur Klassenkeile verurteilten Kadetten, mit Klopfpeitschen, Portepees, Eisendrähten oder Gummikabeln bewaffnet. Erschien er, dann schlugen sie wie von Sinnen auf ihr Opfer ein, bis es blutüberströmt zusammenbrach.

Uhle knirschte mit den Zähnen, denn er fühlte die damalige Entwürdigung wieder in allen Nerven. Wenn Meier 1 die Stube mit seiner Klopfpeitsche bearbeitete, war das eine alte Tradition. Selbst als der Vater und dann der Hauptmann ihn schlugen, nannte man dies ‚Züchtigung'. Aber die ‚Klassenkeile' glich jenem Spalierlaufen, welches *vor* der Abschaffung der Sklaverei . . . Menschen auf Kasernenhöfen durchmachen mußten, die sich der militärischen Disziplin widersetzt hatten. Uhle wurde es heiß vor Scham und Grimm, als er U 2 nun die Lindenallee hinunterwanken sah, seinem Schicksal entgegen. Seit jener ‚Klassenkeile' hatte er manche Erniedrigungen erdulten müssen. Die Seelentortur als Prinzenmitschüler, Ehrengericht in der Kaserne, zweimal Kriegsgericht im ersten Weltkrieg, Ausbürgerung im Dritten Reich, die Qual im Lager, die Flucht . . . bis zu den Schikanen und Freiheitsberaubungen als ‚Enemy alien' — ja bis zu der ‚kalten Schulter', die ihm das ‚Nach-Hitler-Deutschland' bei seiner Rückkehr aus dem Exil zeigte. Doch wie er nun aus der Lindenallee herauf die Schreie des verprügelten Kadetten hörte, da rief er in diese Erinnerungssphäre mit aller Geisteskraft . . . nach seinem Unbekannten! — Aber von ihm, der ihn auf diesen Weg geführt hatte, kam keine Antwort. — Vor den immer klagenderen Schreien flatterten ein paar Krähen aus den Ästen der Linden davon. Uhle schloß die Augen. Da sah er seine Mutter in der Kommandantur von Königsberg.

„Mathilde", rief sein Vater der Generalin zu, „bist du fertig? Es ist gleich sieben Uhr!" Die Mutter des Kadetten stand in ihrem Schlafzimmer vor einem Spiegelschrank und polierte sich die Fingernägel, während ihr das Kinderfräulein im Rücken die Taille des dekolletierten Abendkleides immer fester und fester zuschnürte.

„Ich komme gleich!" beruhigte sie den ungedulgigen General und steckte sich eine künstliche Rose in die Frisur. „Außerdem, ist denn Klara schon fertig? Sie hat Glück gehabt. Hätte der alte Pascha Goltz nicht im letzten Moment abgesagt, wären wir dreizehn Personen am Tisch gewesen. Aber ich wußte es, daß er absagen würde. Das ist seine Rache für den Alarm!"

„Mama", steckte jetzt Tochter Malvine ihren hübschen Kopf in die Tür, „zur Eisbombe gibt es ja eine Equipage aus gesponnenem Zucker, in der lauter Konfekt drin ist!"
„Du sollst nicht in die Küche gehn!"

„Was denn, noch immer nicht fertig?" kam der General federnd wie ein Jüngling aus seinem Ankleidezimmer heraus und sah nach der Uhr. „Unsere Gäste werden gleich erscheinen!" Er stellte sich neben seine Frau vor den Spiegel. Die Epauletten an seinem Interimswaffenrock, die als steife Silberraupen bis über die Schulter reichten, glitzerten und glänzten. Aus dem Kragen baumelte der Rote Alderorden, darunter die Österreichische Eiserne Krone. Auf beiden Seiten der Brust leuchteten Ordenssterne. Er betrachtete wohlgefällig die Generalin und gab ihr schmunzelnd einen Kuß. „Meine Schwarzwälder Tanne! übrigens, vorhin kam ein Brief aus Plön an."

„Von den Kadetten?"

„Denke dir: Magnus schreibt Kadett Fischer hätte sich erhängt."

„Erhängt?" Seine Frau griff sich an die Schläfen – und mußte sich dann auf das Bett setzen. „Erhängt? Das ist ja entsetzlich!"

„Was wird mein guter Freund Bock in Altona dazu sagen? Fischer war doch sein Neffe."

„Entsetzlich! . . .", murmelte die Generalin immer wieder. „Entsetzlich."

„Der arme Bock!" Der General strich sich den Schnurrbart. Dann fragte er: „Hoffentlich ist der Lohndiener schon da? Na! Nun lache wieder, Mathi!" Er hob sie vom Bett hoch. „Magnus schreibt, daß Gordat unseren kleinen Fritz nächsten Sonntag zu sich in das Prinzenhaus eingela-

den hat. Ich hoffe, dein ‚ältester Sohn' erfüllt meinen Wunsch und verdreht dem Kerlchen nicht den Kopf mit der Aussicht auf den ‚Prinzenmitschüler'?"

„Erhängt? . . . Und weiß man den Grund?"

„Mama", klopfte Klara an die Tür, „es fehlt noch eine Tischkarte für mich!" Der General machte auf. Seine älteste Tochter stand vor ihm in einem duftig-rosa Seidenkleid mit Heckenrosen im Haar.

„Wie siehst *du* denn aus? Wisch dir mal gleich das Zeug von der Backe! Das fehlte noch! Zum ersten Mal lasse ich dich an solch kleinem Dinner teilnehmen – und du schminkst dich? Ich erwarte von dir, daß du mir keine Schande machst!"

„Klara", fragte die Mutter, „hast du nachgesehn, ob im Treppenhaus mit Kiefernnadeln geräuchert worden ist?"

„Ja . . . ja! Es riecht wie in deinem Schwarzwald!" Sie tänzelte aus dem Zimmer.

„Ich höre", sagte der General, „unsere drei Jungens sind bei Stolphagel eingeladen? Na – hoffentlich benehmen sie sich! Gottlob ist ja Stolphagel auf einer Übung, denn der ist sehr streng. – Und wo wird Malvinchen essen?"

„Mit Fräulein neben der Küche."

„Und Hilda?"

Die liegt schon im Bett."

„Es klingelt an der Haustür."

„Unsere Gäste! – – Mir ist der Schreck noch in allen Gliedern . . . Erhängt!" Die Generalin faßte sich ans Herz. „Komm! Komm!"

„Ist dir's recht, so gehen wir gleich zu Tisch. Sonst werden die Pastetchen kalt."

Während der General mit seiner Frau nach vorn in die Gesellschaftsräume eilte, rief er dem als Lakai verkleideten Burschen zu:

„Ihre Weste ist ja offen!" Rasch knöpfte der sich darauf die in den Wappenfarben gelb und rot gestreifte Weste zu und richtete sich über dem weißen Hemdbrettchen die Krawatte zurecht. Dann stopfte er seine Manschettenröll-

chen tiefer in die Livreeärmel und öffnete die breitgeschwungene Eingangstür. Aus dem enormen Treppenhaus hörte man die verschiedenen Stimmen der heraufkommenden Gäste.

Als die Geladenen paarweise hintereinander feierlich in den Eßsaal hereinkamen, brannte auf dem mit Damast gedeckten langen Tisch je zwölf Kerzen in zwei Bronzekandelabern. Viel Kristall und wappengeschmücktes Familiensilber funkelte im Lichterglanz. Jedesmal, wenn der Lakai-Bursche in seinen Eskarpins und der dunkelblauen, mit den silbernen Wappenknöpfen geschmückten Livree die Tür für abgegessene oder neue Speisen öffnete, welche Mädchen mit Spitzenschürzen und gesteiften Hauben aus den Küchenräumen hereinbrachten, flackerte die Kerzenflämmchen mit gelbrötlichem Schein über die Gesichter der Tafelrunde.

In der Mitte auf der einen Seite sah Uhle seine Mutter, die Generalin. Rechts von ihr saß Bismarcks Sohn, Graf Wilhelm, der Oberpräsident von Ostpreußen. Links von ihr unterhielt sich ein Neffe des Fürsten Gortschakow, des Verteidigers von Sebastopol, den der Oberpräsident als Gast mitgebracht hatte, mit seiner Tischdame. Der Generalin gegenüber, durch ein Arrangement weißer Chrysanthemen getrennt, erzählte der General gerade seiner Tischdame, einer Gräfin Schlobitten, Witze, denn beide lachten laut auf. Rechts von ihm prostete die alte Exzellenz von Pfuhl, die Mutter des Husarenobersten, der Tochter des Hauses zu. Klaras Seidenkleid knisterte, so lebhaft redete sie auf ihren Tischnachbarn, den Adjutanten der Kommandantur ein. Und obwohl ihr der Vater ab und zu einen ernsten Blick zuwarf, ließ sie sich doch immer wieder den hauchdünnen Glaskelch mit Champagner füllen und stieß dan nach allen Seiten an. Sie trank sogar, was ganz gegen die Regel einer guten Erziehung verstieß, den jungen Leutnants an den Tischenden zu.

General von Uhle, der am Morgen vom Erzbischof von Freiburg ein Schreiben erhalten hatte, das den Glaubensübertritt seiner Tochter mahnend und ausschweifend be-

handelte, prostete jetzt dieser ‚Ketzerin' ostentativ zu und sagte dann lachend über den Tisch zu Graf Bismarck:

„Ich halte es mit dem tapferen Garibaldi, der dem Vatikan zurief: ‚Wir müssen nach Rom gehen und dieses Vipernnest ausheben und den schwarzen Fleck wegbrühen mit siedernder Lauge!"

Es entstand einen Moment lang Stillschweigen am Tisch. Doch dann erhob sich schallendes, beifälliges Gelächter unter den jüngeren Leuten.

„Herr Graf!" forderte nun der General seine Gäste auf, ihre Gläser zu erheben, während er den Sohn des Altreichskanzlers bewundernd anblickte. „Fürst Bismarck! . . ." Alle leerten ihre Gläser und klatschten dann in ihre Hände.

Die katholische Generalin, die den Abscheu ihres Mannes vor dem ‚Pfaffengesindel' kannte, warf dem General beschwörende Blicke zu. Der aber strich sich lachend den Schnurrbart, rückte dann angriffsbereit seinen Halsorden zurecht, nahm ein Stück von der ihm präsentierten Eisbombe und sagte:

„Herr Graf, Ihr durchlauchtigster Herr Vater, der Fürst, rief am 14. Mai 1872 im Deutschen Reichstag an die Adresse des Papstes die stolzen Worte: ‚Dessen seien Sie sicher: nach Canossa gehen wir nicht!"

„Papa!" sprang da Klara begeistert auf, schwebte um den Tisch herum und küßte dem General enhtusiastisch die Hand. Einige an der Tafel klatschten Beifall. Hierdurch ermutigt, drehte sich Klara zu Graf Bismarck hin und fragte ziemlich impertinent: „Allerdings versteht man dann nicht, warum der Papst, wie mir Pfarrer Golz in der Religionsstunde sagte, vor fünfzehn Jahren . . . Bismarck den Christusorden mit Brillanten übersenden ließ?"

Der General warf seiner Tochter einen zornigen Blick zu. Um die entstandene peinliche Situation zu retten, erhob sich die Generalin und gab damit das Zeichen zum Aufstehn. Die Türen wurden geöffnet. Die Gäste begaben sich in die Gesellschaftsräume. Dort wurden ihnen Mokka und Likör präsentiert, während man im großen Saal, gleich

neben dem Salon, Notenständer aufstellte. Bei den am Klavier angezündeten Kerzen las man auf dem Deckel eines Notenheftes ‚Trio von Beethoven'.

„Exzellenz!" ließ sich Graf Bismarck von der Hausfrau eine Zigarre anzünden, „meine Frau bedauert es außerordentlich, nicht hier sein zu können. Aber wegen der Hirsche in Varzin konnte sie nicht fort. Sie ist eine leidenschaftliche Jägerin. Natürlich, wenn sie von mir erfahren wird, daß Ihre ganz charmante Tochter, wie ich höre, evangelisch werden will, dann hätte sie wohl selbst die Jagd im Stich gelassen, um Ihrem Fräulein Tochter die Hand zu schütteln. Ja, mein Vater versuchte wahrhaftig, soweit es überhaupt möglich war, diese ewige Einmischung von Rom in unsere preußischen Verhältnisse auszuschalten – und Ihre schöne Tochter . . ."

„Ich hoffe", trat der General hinzu, „Sie nehmen es diesem Frechdachs nicht übel . . ."

„Aber nein! . . . Warum denn? Auch ist ja der Kulturkampf leider noch lange nicht beendet. Mit dem verruchten Attentat auf meinen Vater in Kissingen, da fing die katholische Gegenwehr an. – Aber reden wir jetzt lieber nicht von der Bismarckschen Kirchenpolitik. Wie ich sehe, trägt ein Diener dort Ihren schwarzen Cellokasten in den Saal. Wollen wir also bei unserem Beethoven für kurz zu vergessen trachten, daß unser Kampf gegen die Ultramontanen bisher leider genausowenig Erfolg hatte wie unser Kampf gegen die Sozialdemokraten!" Er legte die Zigarre fort und hakte sich in den General ein! „Gehen wir lieber zu den Noten!" Daraufhin winkte der General seinem Adjutanten. Während sich nun der Oberpräsident ans Klavier setzte, entnahm der General dem Kasten sein Cello. Ein altes, italienisches Instrument. Er klemmte es zwischen die Knie und wartete, bis sein Adjutant von Krosig die Geige endlich aus dem Futteral heraus hatte. Doch dann schob die Generalin die große Tür zwischen Saal und Salon leise zu. Darauf nahm sie mit Exzellenz Pfuhl und ihrer Schwägerin Marie auf einem üppigen Sofa Platz. Marie war die Frau eines verstorbenen Bruders des Gene-

rals, eine Französin, die der nach dem Einzug in Paris 1871 dort geheiratet hatte.

„Graf Bismarck hat es nämlich lieber, wenn wir nicht zusehen", flüsterte die Generalin. Als jetzt aus dem Saal Musik erklang, stockte die allgemeine Unterhaltung einen Moment. Doch mit einmal hörte man die vom vielen Trinken rauhe Stimme des Neffen Gortschakow, der sich mit einer Gruppe von Gästen heftig stritt:

„Ich behaupte . . . indem Ihr Kaiser Bismarcks russische Freundschaft preisgab, stieß er den Eckstein der ganzen Bismarck-Politik um!"

„Ihr Panslawisten!", rief ein Generalstabsmajor der Kommandantur schneidend dazwischen, „ihr seid ja doch alle deutschfeindlich!"

„Ja!" mischte sich die Generalstochter ein, „jeder, der Dostojewski gelesen hat wie ich, der weiß das. Im ersten oder zweiten Band seiner ‚Dämonen', da sagt er's ja klipp und klar: Die Panslawisten, die wollen das ganze Mittelmeer schlucken! Europa! Afrika! . . . Selbst die Küsten von Kalifornien und Mexiko! . . . Alles soll unter slawische Herrschaft!"

„Aber", ließ ein Rittmeister sein Monokel in die Hand fallen, „das werden wir verhüten! Nee! Die Slawen als die Herren der Welt? Ich gebe Fürst Bismarck recht, daß er das zu stoppen versuchte!"

„Graf Donah", erwiderte ihm der Neffe Gortschakow scharf, „was Sie sagen, ist absolut falsch. Außerdem . . . gerade Ihr Kaiser Wilhelm I., der sah ja im Bunde mit Rußland neben dem politischen noch ein rein persönliches, von den Vätern ererbtes und durch unsere gemeinsame Geschichte geheiligtes Freundschaftsband. Ergo geht die jetzige Politik Wilhelms II. in diesem Punkte den Wünschen und Anschauungen Wilhelms I. schnurstracks entgegen!"

„Klara!" rief die Generalin, „mach bitte die Tür zu!"

„Warum denn? Doch sehr interessant!"

„Übrigens", durchbrach die Stimme Gortschakows die Klänge der Musik, „diese Annäherung an Österreich kann

doch eurem Deutschland nur verderblich werden! . . . Oder habt ihr alle vergessen, was Fürst Schwarzenberg noch 1850 sagte: ‚Il faut avilir la Prusse! Et puis la demolir!' Man muß Preußen erst erniedrigen – dann vernichten!"

In einer Pause der Verblüffung hob die Generalstochter ihre Mokatasse hoch und sang los:

„Ich bin ein Preuße? Kennt ihr meine Farben? . . . Daß für die Freiheit meine Väter starben . . ."

„Klara!" eilte die Generalin zu ihr und hielt ihr den Mund zu, „wenn du dich nicht augenblicklich gesittet benimmst, dann . . ."

„Dann?" Ihre Tochter glitzerte sie mit den vom Champagner glänzenden Augen gefährlich an. Mit einmal lachte sie auf: „Weiß du Mama, was mir Herta Bismarck vorhin in mein Poesiealbum schrieb? . . . ‚Seit Oktober 1890 ist die Frau mit dem Mann gleichberechtigt' . . ."

„Wirst du wohl still sein! . . . Herta Bismarck? . . . Das Gör schwärmt ja auch von den Sozialdemokraten! Jetzt stell' die Tasse weg und setz' dich neben Exzellenz von Pfuhl!"

„Ich? Was soll ich denn . . . in dem Pfuhl? Au! Halt' mich nicht fest, Mama!"

„Bist du beschwipst? Hör' lieber zu, wie wunderbar Papa Cello spielt."

„Papa? Der ist ganz auf meiner Seite. Und wenn die alte Pfuhl denkt, ich würde ihren betagten Husarensohn heiraten, dann sitzt sie umsonst dort auf dem Plüschsofa. – Mama! Ich heirate überhaupt nicht. Also laß mich bitte los! Oder willst du, daß ich mich . . . auch aufhänge? So wie der ‚rote Fischer' in Plön?" Die Generalin ließ die Hand ihrer Tochter entsetzt los und flüsterte:

„Woher weißt du denn das?"

„Die Kadetten haben es doch geschrieben. Jawohl! Aufgehängt hat er sich! Weil er den Kommiß nicht ertrug."

„Fräulein Klara! . . . Fräulein Klara!" kam ein Leutnant von den 1. Grenadieren heran. „Eine Preisfrage gibt's da

drinnen!" Er himmelte die Generalstochter an: „Die Frage lautet: ‚War Bismarck der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts?"

„Der größte Staatsmann?" kicherte Klara . . . und sagte dann hochnäsig-spitz: „Nein, Herr Leutnant – nämlich der katholische Doktrinarismus hat sich, wie ich gestern in der Zeitung las, leider stärker erwiesen, als der bismarck'sche Protestantismus."

„Meine Tochter", entschuldigte sich die Generalin, „hat etwas zu tief ins Glas geguckt."

„Ich?" reckte sich Klara entrüstet. „Nämlich hätten wir wirklich ein protestantisches Kaisertum, dann wäre der Papst nicht so frech!"

„Jetzt höre auf!" versuchte die Generalin ihre Tochter mit sich zu ziehen, aber der Leutnant nahm die Hand des Mädchens und flüsterte:

„Ich bewundere Sie!"

„Hast du das gehört, Mama? Ja – bekanntlich hat euer Bismarck am 4. Juli 1872 die Jesuiten erst aus Deutschland 'rausgeschmissen."

„Rausgeschmissen? – Was du für Ausdrücke hast!"

„Aber heute? Da wimmeln diese Schwarzröcke schon wieder überall herum bei uns!" Sie riß sich aus dem Griff ihrer Mutter los und rannte in das andere Zimmer, wo die Beantwortung der Preisfrage im Durcheinander der Stimmen so laut geworden war, daß man nichts mehr verstand.

Die Generalin hatte sich hilflos über diese ‚moderne Jugend' neben die alte Pfuhl auf das Sofa gesetzt – und schwieg längere Zeit. Verstört und zerstreut hörte sie der Musik zu. Daß ihre Tochter so über den Katholizismus sprach, lastete auf ihrer Seele wie eine Sünde. Leise bewegten sich ihre Lippen im Gebet. Ihre Schwägerin Marie hatte die große Schiebetür zum Saal einen Spalt breit aufgeschoben, um dem Trio besser lauschen zu können.

„Liebste!" legte die Pfuhl ihre zittrige Hand jetzt auf das breite goldne Armband der Generalin, „Ihre Tochter Klara wird jeden Tag hübscher."

„Und frecher!“ lächelte die Mutter, während sie sich eine Träne aus dem Auge wischte. „Ihre Freundinnen haben den schlechtesten Einfluß auf sie. – Mein Gott! Als ich so jung war, da hätte ich es wagen sollen! Dabei bin ich doch eine Süddeutsche und keine Preußin. Jetzt will Klara auf einmal partout eine Malerin werden! Irgendwer hat ihr das in den Kopf gesetzt. Neulich erklärte sie mir, sie wolle so berühmt werden wie die Madame Lebrun.“

„Eine Malerin?“ schüttelte die Pfuhl enttäuscht den Kopf. Dann sagte sie der Generalin ins Ohr: „Ist eigentlich der Brief meines Sohnes . . . schon eingetroffen?“

„Von dem Husarenoberst?“ blickte die Generalin rasch ängstlich herum, dann flüsterte sie: „Ja – gestern morgen! Aber mein Mann hatte zuviel Dienstliches zu erledigen.“

„Was glauben Sie, Liebste! Wird der General seine Zustimmung geben?“

„Ach!“ preßte die Generalin der Pfuhl wie flehend die Hand. „Wir Mütter von heutzutage! Was haben wir noch zu sagen?“

„Liebste – meinen Sie, daß mein Sohn . . . Hoffnung hat?“

„Sie wissen, wie glücklich ich wäre. Nicht wahr, das wissen Sie doch? Aber hat denn Ihr Herr Sohn schon mit meiner Tochter gesprochen?“

„Gesprochen?“ erschrak die Pfuhl, „nein! Das würde er doch nie wagen, ehe Ihr Herr Gemahl . . .“ Doch sie brach ab, denn die Musik im Saal war beendet. Ein Diener half der Tante Marie die Schiebetür nun ganz auseinanderzuschieben, dann klatschte sie laut in die Hände und rief Graf Bismarck „Bravo! Bravo!“ zu.

Der Oberpräsident stand, leicht geschmeichelt, vom Klavier auf und fuhr sich, mit dem Finger den Frackkragen lockernd, einmal rund um den Hals. Dann applaudierte er dem General, der eben sein Cello behutsam auf zwei Stühle gelegt hatte. Sich den Waffenrock oben wieder zuknöpfend, schaute der nun mit seinen klaren, blauen Augen in das Kerzengeflacker.

„Ja, Herr Graf – Sie spielen eben wie ein Gott! Ich hingegen", seufzte er, „bin leider nur ein Dilettant." Doch da protestierte sein Adjutant und kam, noch mit der Geige im Arm, sporenklirrend an.

„Nein, Exzellenz! Sie sind kein Dilettant!"

„Nein?" lachte der General und klopfte ihm auf das Achselstück, „na, Sie jedenfalls geigen wie der Paganini!" Alle drei brachen in Gelächter aus. Graf Bismarck holte sich das Großkreuz des Roten Adlerordens, das ihm beim Spiel zwischen zwei Knöpfte des Frackhemds gerutscht war, wieder hervor . . . und nickte bedeutungsvoll:

„Beethoven! . . . Als ich vor sieben Jahren meinen Vater im Juni auf seiner Reise nach Wien begleiten durfte und sein Nachfolger damals jenen berüchtigten Brief gegen Bismarck erlassen hatte, der dem deutschen Botschafter die Teilnahme an der Hochzeit meines Bruders Herbert verbot, da hörten wir bei der Gräfin Kaunitz gelegentlich einer eigens vom Kaiser Franz Joseph veranstalteten Soiree dieses Beethoven-Trio von prominenten Musikern so meisterhaft gespielt, daß ich mich jetzt eigentlich irgendwo verstecken möchte . . ."

„Ja, meine Herren, unser Beethoven . . .", nickte der General. „Allerdings, meine Söhne, die wollen von mir immer nur Wagner gespielt haben: Das Brautlied aus ‚Lohengrin' oder aus dem ‚Siegfried' . . . Aber Beethoven? Herr Graf – vielleicht muß man eben das Leben schon so weit hinter sich haben . . . wie wir."

„Aber Exzellenz!" hob sein Adjutant, Major von Krosick, den Geigenbogen, „Wagner ist doch ein noch viel größeres Genie!" Und nun begann er das ‚Preislied' aus den ‚Meistersingern'. Da er keine üble Stimme hatte, versamelten sich aus all den Nebenräumen die jungen und älteren Gäste und knallten dann, als der Major das Lied beendet hatte, Salven von Beifall. Da klappte der General das Notenheft zu und schaute schweigend auf den groß gedruckten Namen ‚Beethoven'.

„Max", raunte die Generalin ihrem Lakaiburschen zu, „jetzt reichen Sie den Künstlern mal Erfrischungen. Sie

nötigte den Oberpräsidenten neben sich auf das Sofa. Nachdem sie angestoßen und getrunken hatten, blickte sie ihn begeistert an. „Ach, Herr Graf! Daß ich jetzt hier neben einem Sohn des Fürsten Bismarck sitzen darf! . . . Wenn mir *das* einer, als ich Backfisch war, vorausgesagt hätte . . .! Prost, Herr Graf!" Sie stieß noch einmal mit ihm an. „Ich habe Seine Durchlaucht, Ihren seligen Herrn Vater, leider nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen. Aber seit dem Moment vergötterte ich ihn."

„Sie sind sehr gütig, Exzellenz!" deckte sich Graf Bismarck seine Hand über die Augen — und schwieg längere Zeit. Auf einmal sagte er: „Das Ende des Spiels . . . wurde leider eine Tragödie. Aber wir sind noch zu nah' am Aktschluß. Die Geschichte wird einmal darüber urteilen, ob der ‚neue Kurs' des jetzigen Kaisers besser war! — Oh! . . ." lächelte er dem General dann zu, als ihm der Diener vor dem Eingießen die Etikette der Weinflasche zeigte, „ ‚Steinberger'! Solch eine Flasche schickte der Kaiser durch seinen Flügeladjutanten meinem Vater im September 93 nach Friedrichsruh, als er damals so gefährlich erkrankt war. Das ist ein lieber Gedanke von Ihnen, Exzellenz!" Er erhob sich vom Sofa und stieß mit dem General an.

„Auf den großen Deutschen im Sachsenwalde!" toastete der General. „Herr Oberpräsident, als Ihr Durchlauchtigster Vater vor zwei Jahren starb, glaubte ich, Deutschlands Ende sei gekommen. Nun — das Ende ist zwar noch nicht gekommen — aber trotzdem bleibe ich bei meiner Behauptung!" Und nun sah er den Grafen über das Glas hinweg traurig an: „Die Regierung Wilhelms II. wird einmal das schwärzeste Blatt der deutschen Geschichte genannt werden."

Graf Bismarck, der gerade etwas hatte sagen wollen, hielt erschrocken inne. — Mit einmal zitterte seine Hand, in der er das Glas hielt, so daß ihm die Hausfrau zu Hilfe eilte.

„Ach! Herrje! Teuerster Herr Graf — Sie haben sich ja einen Fleck auf das Frackhemd gemacht!" Sie putzte ihm

mit einer Serviette den Weinfleck unterhalb des Ordens ab. „Herr Graf – solange ich lebe, werde ich den Augenblick nicht vergessen, als ich am 26. Januar 94 mit den Damen des Franz-Regiments im Obergeschoß des Zeughauses stehen durfte und durch die mit Eisblumen verfrorenen Fenster auf die Linden hinuntersah in Erwartung der Ankunft Ihres fürstlichen Herrn Vaters. Mein Fritzchen stand vor mir auf der Fensterbank. Der Kleine machte Augen, als sei er im Märchenland. Unten standen Tausende von Berlinern hinter den spalierbildenden Grenadierregimentern. Aus allen Fenstern wehten Fahnen und Girlanden. Übrigens war es so eiskalt, daß ich ein Heizfläschchen im Muff haben mußte. Der Fürst wurde aus der Richtung vom Brandenburger Tor her erwartet. Die breite Fläche der Linden zwischen Zeughaus und Kommandantur bis zum Schloß hin war so leer, daß man eine Ameise hätte laufen sehen können. Es war solche Spannung in der Luft, wie ich das nie wiedererlebt habe, denn jeder wußte ja in Berlin, daß an diesem Tage vor Kaisers Geburtstag die feierliche Aussöhnung Wilhelms II. mit Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater stattfinden sollte. Auf einmal hörte man, erst fern, dann immer näher, das Hurrarufen der im Schnee wartenden Menschenmassen. Die Regimentskapellen aller Berliner Garderegimenter begannen den Präsentiermarsch zu spielen. ‚Präsentiert das Gewehr!' kommandierten überall unten die Offiziere. Dann hörte man Pferdegetrappel. Und nun erschien neben dem Denkmal Friedrichs des Großen . . . im Trab eine Schwadron der Garde-du-Corps. Beim Anblick dieser vielen Kürasse, Säbel und Helme . . . fror ich vor Aufregung. Gleich dahinter in einer königlichen Staatskarosse saß im offenen Wagen . . . Ihr Herr Vater, der Fürst, in Kürassieruniform. Links neben ihm des Kaisers Bruder, Prinz Heinrich, in Admiralsuniform. Dahinter standen auf einem mit rotem Samt belegten Brett zwei kaiserliche Lakaien in weißen Perücken und Dreispitz – mit verschränkten Armen. Unmittelbar hinter dem Wagen kam wieder in hartem Trab über den Asphalt . . . eine Schwadron

Garde-du-Corps. – Wie das Brausen eines stürmischen Meeres, so klang das Hurrageschrei. Die Kürassiere und die Pferde des Wagens trabten ro rasch vorbei, daß es in dem eisigen Wintertag wie eine Vision aus dem Märchen der ‚Schneekönigin' wirkte. Mein Fritzchen war vor Erregung blaß geworden. Mir rannen Tränen über die Backen. Gelle? Herr Graf! Richtige Tränen. Gelle?"

„Meine Frau", trat der General hinzu, „ist eine Süddeutsche, Herr Graf." Etwas spöttelnd fügte er hinzu: „Gelle?" und küßte der Generalin die Hand. Danach blickten sie beide auf den Teppich, um den Oberpräsidenten in seiner Erinnerung an den Vater nicht zu stören.

„Doch dann", sah jetzt die Generalin fast verlegen auf, „doch dann war eben der Fürst schon längst über die Brükke hinweg und im Kaiserschloß verschwunden. Die Menschenmengen wollten das Spalier durchbrechen. Aber berittene Gendarmen hielten sie mit ihren Pferden auf. – Ja, und dann . . . wehte die gelbe Standarte vor dem grauen Himmel."

„Und dann", der General stellte sein Glas fort, „dann söhnte sich der junge Kaiser mit unserem Wotan . . . aus!" Mit einmal wurde er ernst. „Der junge Kaiser hat eben nicht – wie wir – drei Feldzüge hinter sich! Der junge Kaiser stand nicht – wie wir – in der Spiegelgalerie von Versailles, als der Großherzog von Baden das Hurra auf den ersten Kaiser, Wilhelm I., anstimmte und sich all die siegreichen Fahnen senkten vor ihm. – Herr Graf, leider verschleudern ja Erben manchmal den Schatz ihrer Väter. Doch wir wollen hoffen, Herr Graf, daß unser ‚Alter aus dem Sachsenwalde' durch die Wolken guckt und doch noch etwas Interesse an unseren religiösen und politischen Streitereien auf diesem kleinen Erdball bekundet!" Nach einem Schweigen fragte er plötzlich: „Aber wie ist es, Herr Graf? Noch eine Sonate? Oder wollen Sie lieber erst Ihre Zigarre zu Ende rauchen? Dann wird mich meine Schwägerin Marie begleiten." Er ging, als ob er der Fortsetzung dieses gegen seinen Obersten Kriegsherrn begonnenen Gesprächs ausweichen wollte, in den Saal zurück.

Seine üppige, aber distinguiert aussehende Verwandte setzte sich an das Klavier. Der Adjutant nahm seine Geige an die durch ein Taschentuch sorglich geschützte Uniform und wartete, bis der General sein Cello zwischen den Knien hatte. „Herr Graf!" rief der General, nachdem er den Bogen mit Kolophonium eingestrichen hatte, lachend über den Notenständer in den Salon, „wenn mein alter Kamerad Hindenburg mich jetzt so im Waffenrock mit diesem Cello sähe, dann würde er, die mächtige Welle seines Schnurrbarts streichend, mich zum hundertundeinsten Male hänseln: ‚Mein lieber Uhle, aus Ihnen kann nie ein tüchtiger Soldat werden!' Tja! Vielleicht hat er recht. *Er* ist Experte für die Sümpfe im Osten – und *ich* bin leider kein Experte der Musik." Er wollte noch etwas hinzufügen, jedoch seine Schwägerin hatte bereits mit der Sonate begonnen.

„Nein Exzellenz!" blies nun der Oberpräsident den Tabaksrauch dergestalt in die Luft, daß er die Generalin nicht störte, „ich bin nicht ganz so pessimistisch wie Ihr Herr Gemahl. Ich glaube auch nicht, wie so viele heut', an Krieg! Im Gegenteil. Ich hoffe, der General wird noch recht lange so ausgezeichnete Musik treiben können. Eine wirklich ernste Kriegsgefahr bestand ja eigentlich nur 1875. Da war wirklich Krieg in Sicht. Damals gab es in Berlin tatsächlich eine Kriegspartei, die losschlagen wollte, um Frankreichs Revanchegelüsten zuvorzukommen. Aber Gott sein Dank! Mein Vater hat ja dann im Berliner Kongreß diese Gefahr beseitigt. Allerdings stellte sich dann Fürst Gortschakow . . .", und nun flüsterte er, „dieser alte Rivale meines Vaters, breitspurig in Europa hin und tat so, als hätte *er* den Frieden wiederhergestellt!"

„Also – Sie glauben nicht an Krieg?"

„Nein."

„Ich atme auf, Herr Graf. Nämlich . .. wenn man fünf Söhne hat."

„Selbstverständlich stellt jede Art von kaiserlicher Säbelrasselei immer wieder eine neue Gefahr dar! Aber hö-

ren Sie nur – diese Sonate ist wirklich herrlich! Ich ziehe die Kammermusik jeder Konzertsaalveranstaltung vor. – Herrlich! . . . Herrlich! . . . Wie gespielt wird. Bravo! Ihr Herr Gemahl erzählte mir, Exzellenz, daß sonst *Sie* ihn immer begleiten?"

„Ich?" lachte die Generalin auf, „ja, aber so! . . . mit einem Finger! Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei! . . . Nein, Herr Graf, wenn man soviel Kinder hat, dann ist man abends müde. Neulich bin ich sogar über den Klaviertasten eingenickt!" Sie bot dem Oberpräsidenten aus einem Silberkorb Konfekt an. Dann nahm sie selber eine Praline und sagte: „Es war sehr liebenswürdig von Ihrer Frau, daß sie mich mit den Töchtern nach Varzin eingeladen hat. Ich bewundere die Frau Gräfin. In ihrer Gegenwart komme ich mir immer so unbedeutend vor. Zum Beispiel, wenn sie so nach der Hirschjagd in hohen Stiefeln am Kamin sitzt . . ." Der Oberpräsident lächelte. Dann sah er in den Nebenraum.

„Sind das . . . Ihre Söhne?"

„Ach! Sind die schon wieder zurück? Frau von Stolphagel hatte die Jungens zu einer Tanzgesellschaft der Jugend eingeladen. Ihr Mann ist nämlich auf einer Inspektionsreise seiner Division. – Erich!" rief sie, „kommt mal herein!"

Die drei in Matrosenanzünge gekleideten Buben näherten sich scheu. Die Orden des Oberpräsidenten anstaunend, blieben sie in respektvoller Entfernung stehen und machten dann eine tiefe Verbeugung. Darauf sagte Paul, dessen energische Nase über dünnen Lippen schon jetzt den Typ eines preußischen Generalstäblers verriet, sehr stolz:

„Ich habe den ersten Preis gewonnen!"

„Wofür denn, junger Herr?" fragte der Oberpräsident.

„Er hat alle Hauptflüsse Amerikas hintereinander hersagen können", klopfte ihm Erich väterlich auf den Rükken. Als nun Albrecht, der jüngste von den dreien, auch etwas sagen wollte, stopfte ihm die Mutter Konfekt in den Mund und winkte.

„Na . . . jetzt geht wieder! Sonst stört Ihr unsere Musiker im Saal!“

Nachdem sich die Knaben auf Zehenspitzen entfernt hatten, blickte die Generalin den Oberpräsidenten wie um Hilfe an. Plötzlich faßte sie sich Mut und fragte:

„Herr Graf, würden Sie Ihren Sohn in das Kadettenkorps stecken?“

„Nein, Exzellenz . . .“, hob der Oberpräsident fast wie zur Abwehr die Hand. Dann fragte er: „Ihre Söhne sollen doch wohl nicht alle ins Korps?“

„Mein Mann will es“, nickte die Generalin schwer.

„Nun ja! . . . Aber mein Sohn soll ja einmal nicht Offizier, sondern Diplomat werden.“

„Ich verstehe . . .“ Die Generalin schwieg. Nach einer Pause wiederholte sie: „Ich verstehe.“ Sie blickte in den Saal. Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß ihr Mann ganz in die Musik verloren war, flüsterte sie: „Herr Graf, dürfte ich es wohl wagen, Sie um einen Rat zu bitten?“

„Aber — euer Exzellenz!“ Der Oberpräsident setzte sich zurecht. „Bitte! Bitte! — Ich bitte Sie sogar darum!“

„Vielleicht haben Ihre Töchter Ihnen erzählt, daß meine beiden Ältesten in Plön sind. Magnus soll Ostern nach Lichterfelde kommen. Aber Fritzchen, mit dem sich ja Ihre Tochter Herta in den letzten Sommerferien bei dem Gartenfest hier recht angefreundet hat . . .“ Die Generalin stockte . . .“ Aber bitte, bitte, Herr Graf, verraten Sie mich nicht bei meinem Mann!“ Mit einmal sagte sie: „Haben wir nicht schon einmal über Herrn von Gordat gesprochen?“

„Natürlich! Natürlich! . . . Doch! Und wie der Kaiser ihn liebt! — Doch, doch. Er wird ja in der Hofgesellschaft der ‚Faust-Rezitator‘ genannt. Warum fragen Sie mich, gnädige Frau? Sie wissen doch wohl: wir Bismarcks verkehren nicht bei Hof. Aber Graf Dohna, der, wenn er etwas Wein getrunken hat, die verschiedensten Persönlichkeiten ganz hervorragend imitieren kann, gab uns kürzlich eine Szene zum besten: Gordat im Gespräch mit Seiner Majestät! — Das gab ein Gelächter!“

„Gelle? Er ist ein prachtvoller Gesellschafter. Außerdem . . . wie ein wandelndes Lexikon. Man kann ihn fragen, was man will, er weiß immer Bescheid. Auch die Verwandtschaften aller Fürstenhäuser der Welt untereinander! . . . Alles weiß er! Und das liebt ja der Kaiser. Und die preußische Geschichte, die schnurrt er nur so herunter! . . . Doch, was wollte ich sagen! Er ist nämlich seit Jahren ein guter Freund meines Mannes." Plötzlich fragte sie: „Herr Graf, würden Sie Ihren Sohn einen Mitschüler der Kaisersöhne werden lassen, falls er dazu vorgeschlagen würde?" Der Oberpräsident löschte die Zigarre im Aschbecher und sah die Generalin forschend an. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nein. Ich glaube nicht."

„Sie glauben . . . nicht?" erschrak U 2's Mutter. „Und darf ich fragen . . . weshalb?"

„Ist etwa einer Ihrer Söhne in solch peinliche Situation geraten?"

„Ja. – Gordat hat mein Fritzchen dem Kaiser als Mitschüler für Prinz Oskar vorgeschlagen."

„Nun", steckte sich der Oberpräsident eine neue Zigarre an, „das ist natürlich eine seltene Ehre."

„Aber mein Mann ist durchaus dagegen."

„Wie ich den General kenne, hätte ich das nicht anders erwartet."

„Ich weiß mir nun gar nicht zu helfen! Soll ich meinem Mann zureden, oder nicht? – Gestern sagte er mir: Fritz wird sich hernach womöglich mehr dünken als seine Brüder – so wie der Joseph in der Bibel!" Sie lachte verlegen. „Aber das glaube ich nicht."

„Gnädigste Frau, in einer so heiklen Angelegenheit einen Rat zu geben . . . ist schwer. Andrerseits ist ja die Monarchie . . . unser Glaube! Mein Vater, der Fürst, hätte es sicher nicht abgeschlagen. Vorausgesetzt, daß es der Wunsch seines kaiserlichen Herrn gewesen wäre, denn der jeweilige Träger der Krone ist ja immerhin die sichtbare Verkörperung des monarchischen Gedankens . . ." Doch er brach den Satz ab, denn die Sonate war beendet.

Der General stand auf, summte die letzten Töne vor sich hin und setzte sich wieder.

„Wie wär's, wollen wir die letzte Seite noch einmal spielen? Meine Schwägerin nämlich . . .", er wechselte mit seinem Adjutanten einen Blick, „sie spielt so meisterhaft, daß ich nicht mitgekommen bin." Und nun begannen die drei noch einmal.

„Ja", nickte die Generalin, „Schwägerin Marie hat aber auch in Paris studiert."

„Eine geborene Marquise de la Frémoire, wie ich hörte?"

„Sie lernte diesen ältesten Bruder meines Mannes 1871 in Paris kennen."

„Und ist jetzt Witwe?"

„Als Major im 1. Garderegiment hat er beim Eislaufen dreimal hintereinander Menschen aus der Havel gerettet, die eingebrochen waren. Von dem eiskalten Wasserbad bekam er Lungenentzündung . . . und starb. Sie spielt aber auch wirklich meisterhaft! Ihre Schwester Desirée hat eine prachtvolle Konzertstimme. Sie ist an jenen italienischen Oberst De Angelis verheiratet, von dem Sie vielleicht in der Zeitung gelesen haben. Er gehörte nämlich damals nach dem Ausbruch des Ätna mit seiner ganzen Familie zu den wenigen Überlebenden. Ihre schwarze Hauskatze hatte ihn durch ihr Geschrei mit Frau und Kindern aus der Wohnung auf die Straße gelockt. Kaum waren sie draußen, fiel das Haus zusammen. – Aber . . . was wollte ich sagen?" Sie schaute vor sich hin. „Heute morgen nämlich, da hörte ich plötzlich auch eine Katze furchtbar schreien . . ."

„Aber die Kommandantur steht noch", lächelte der Graf. „In Königsberg ist, soweit ich weiß, noch nie ein Vulkan ausgebrochen."

„Jetzt denken Sie wohl, ich wäre abergläubisch? Aber ich weiß einfach nicht, was wir nun mit dem Kind machen sollen! Kann mein Mann dem Kaiser ‚nein' sagen?" Es entstand eine lange Pause. „Jedenfalls, – wie mein Mann mir sagte, hat Fürst Bismarck von all den Titeln, die

ihm unser Kaiser verlieh, nie Gebrauch gemacht. Selbst auch dann nicht, als ihn Wilhelm II. zum Herzog von Lauenburg ernannte."

Der Oberpräsident hielt sich die Hände über die Augen, wie das seine Gewohnheit war, sobald man von seinem Vater sprach. Mit einmal stand er auf und sagte:

„Gnädigste Frau, der Kaiser . . . ist der Kaiser. Und wenn Seine Majestät den Vorschlag des Majors von Gordat gebilligt hat, dann würde ich es selbst auf die Gefahr . . . der schwarzen Katze hin wagen, Ihren Sohn der gefährlichen Hofluft auszusetzen! . . . Denn wer solche Eltern hat wie er . . ."

„Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen, Herr Graf." Die Generalin erhob sich seltsam schwer. Dann flüsterte sie: „Allerdings meinte mein Mann: als der Abraham seinen Sohn Isaak auf den Opferstein legte, um ihn zu schlachten, da hätte dies kein Kaiser, sondern *Gott* befohlen. Und der Kaiser sei für ihn . . . eben nicht Gott . . ."

„Wer soll denn hier geschlachtet werden?" Als sich beide nach der Stimme umdrehten, stand Klara, ihre langen aschblonden Haare mit einer Schleife zusammenbindend, unverfroren da. Und während sie den Grafen herausfordernd anblickte, streichelte sie ihrer Mutter ‚mütterlich' die Backen und zwitscherte: „Ich weiß ganz genau, was Ihr getuschelt habt! Aber selbst, wenn Ihr auch alle gegen mich seid, deshalb lasse ich mich noch lange nicht . . . ‚schlachten'! Nein, Herr Graf, ich werde doch eine Malerin! Und zwar eine berühmte . . . und zwar . . ." Aber sie stockte, da der General unbemerkt in den Salon gekommen war.

„Verzeihen Sie, Herr Oberpräsident, aber ich fürchte, meine Frau langweilt Sie mit ihren süddeutschen Geschichten?" Er winkte seiner Tochter, sich zu entfernen, worauf Klara, übertrieben gehorsam rückwärts gehend, verschwand. „Ja, vielleicht hat Hindenburg doch recht! Kunst und Soldatentum lassen sich eben nicht vereinen." Nach diesen Worten kam ein gequälter Ausdruck in seinen Blick, der den Zwiespalt seiner Seele verriet. Sich die

vom Wein gerötete Nase reibend seufzte er: „Man kommt sich vor wie jener Frosch, den die zwei Enten auseinanderzerren. – Unser Wilhelm Busch hat das prächtig gezeichnet. – Aber meine Damen und Herren!" rief er dann in die Nebenräume, „Sie wollen doch nicht etwa schon aufbrechen? Mein Major von Krosick möchte Ihnen nämlich noch ein paar seiner Zauberkunststücke vorführen. Er versteht das fast so gut wie der berühmte Bellachini. Wenn man Krosick zuschaut, dann meint man zum Schluß wirklich: Einmal eins ist nicht mehr eins, sondern zwei, oder drei. Und ich hoffe nur", wandte er sich an den Oberpräsidenten, „daß unsere ‚Dreibund-Politik' in der ‚Höheren' Mathematik nicht plötzlich zur ‚Eins' wird?"

„Ich auch", nickte Graf Bismarck, „und unser 80jähriger Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, gibt sich ja redliche Mühe, dieses Friedensbollwerk fest auszubauen." Indessen Krosick seine Vorbereitungen für die Zauberei traf und sich die Gäste um ihn her neugierig sammelten, fragte der General den Oberpräsidenten:

„80 Jahre? Ist das nicht etwas zu alt für einen Kanzler? Glauben Herr Graf, daß Hohenlohe noch die Kraft hat, unsere neue Heeresvorlage im Reichstag durchzubringen?"

„Ich hoffe es."

„Das heißt also: Wir können bald ein 18. preußisches Armeekorps aufstellen? Und ein 19. sächsisches? . . . Und ein 3. bayerisches? Stolphagel meinte sogar: die gesamte Feldartillerei müsse vermehrt werden. Wir brauchen noch 35 fahrende Batterien. Ferner meinte er, wenn das deutsche Heer jetzt nicht einschließlich des Gardekorps auf mindestens 23 Armeekorps gebracht wird, könne er nicht begreifen, wie dieser vom Kaiser immer wieder so laut gepriesene ‚Friede' erhalten bleiben soll."

„Wenn General von Stolphagel das meint", erwiderte Graf Bismarck, „er war ja bis vor kurzem im Großen Generalstab. Allerdings hängt nun alles davon ab, ob das Zentrum mit seinen 101 Sitzen im Reichstag die Bewilligung zur Zustimmung von jenseits der Berge erhält."

„Eine Schande, daß es Deutsche gibt, die ihre Befehle von Rom entgegennehmen!"

„Wir Konservativen, Exzellenz, haben ja leider nur 52 Sitze. Das heißt, vier weniger als die Sozialdemokraten. Und nur vier mehr als die Nationalliberalen. Ich weiß also wirklich nicht, wie wir die Not der Landwirtschaft abschaffen können. Dieses katholische Kabinett Hohenlohe lehnt ja alle durchgreifenden großen Mittel ab, mit denen wir Männer vom Bund der Landwirte helfen wollen. Das Getreidemonopol, zum Beispiel, auch die Verstaatlichung der Getreidezufuhr von Reichs wegen . . . und so weiter! – Alles wird abgelehnt. Immer nur die kleinen Mittel werden bewilligt. Aber damit können wir der Not in Ostelbien nicht länger steuern. Meine Frau schreibt mir gerade gestern aus Varzin, daß wir bei unseren 40 000 Morgen Land . . ." Doch er konnte nicht ausreden, da der Zauberkünstler Krosick nun fertig war.

„Herr von Puttkammer!" rief er einem flirtenden Hauptmann zu, „sagen Sie doch bitte – der schönen Gräfin Finkenstein, sie möge sich endlich auch niedersetzen!" Dann fragte er die Hausfrau: „Kann es losgehn, Euer Exzellenz?" Darauf verbeugte er sich sporenklirrend zum Hausherrn:

„Falls der Herr Oberpräsident nun keinen Schwindler vom Ausmaß des Cagliostro erwartet – so habe ich die Ehre anzufangen!" Er klatschte in die Hände, setzte sich eine aus Zeitungspapier verfertigte spitze Tüte als Zauberhut auf und rief: „Verehrte Exzellenzen! Meine Damen und Herren! Der Herr General hat vorhin meine Fähigkeiten als Zauberer ein bißchen allzu gnädig herausgestrichen! Ich bin nämlich . . . nur ein ganz gewöhnlicher Schwindler!" Nach einem Gelächter bat er jetzt den Neffen des Fürsten Gortschakow, etwas zur Seite zu rücken, damit er die Tochter des Hauses besser sehen könne. „Also, meine werten Anwesenden – ich beginne! . . . Wie Sie alle wissen, vermochte es die berüchtigte Hexe von Endor, falls die Bibel glaubwürdig ist, dem König Saul den Geist Samuels aus den Tiefen der Erde hochzurufen!" Bei dem

jüngeren Auditorium entstand ein Gemurmel, das nach Gespenstergrusel verlangte. „Bitte Ruhe! – Nämlich wenn ich jetzt die acht Flämmchen dieses Gaskronenleuchters ausdrehe und dann nur dieses mit Salz gefärbte, bleiche Spirituslicht auf dem Blechteller bleibt, so bedarf es lediglich des richtigen Zauberworts – und gleich steigen die Geister herauf, die ich rufe. – Sehen Sie! Dort erscheint schon ein alter Mann!" Alle wandten sich erschrocken um. Aber Hauptmann Puttkammer war schon bei dem Major und flüsterte: „Um Gottes willen! Sie werden doch hier hoffentlich nicht den toten Bismarck beschwören? Das würde Ihnen sein Sohn, der Oberpräsident, nämlich nie verzeihn!"

„Schon gut! Schon gut" schob Krosick den Hauptmann ins Dunkel zurück und fuhr dann fort: „Freund Puttkammer bat mich eben, ich möge Ihnen erklären, wieso die Zahl ‚Eins' zustande gekommen ist!"

„Die Zahl Eins?" Es begann ein Gewisper. Plötzlich rief Klara enttäuscht zu Rittmeister Graf Schlobitten hinüber:

„Ich dachte – er würde uns jetzt aus seinem Ärmel . . . ein Kaninchen herauszaubern!"

„Ein Kaninchen?" entrüstete sich der Zauberkünstler. „Nein! . . . Ich würde es doch nicht wagen, vor einer so illustren Gesellschaft solche Jahrmarktstricks zum besten zu geben. Nein . . . Doch nun zurück zu meiner Frage, die ich so beantworte: Die Zahl Eins kam durch Gott, den Allmächtigen zustande! . . . Bitte, meine Herrschaften, lassen Sie mich ausreden! . . . Nämlich, in jener Sphäre jenseits von Mathematik, Musik und Mystik, stellt die Zahl ‚Eins' unbezweifelbar Gott dar. – Darf ich weiterreden? Die Zahl Zwei stellt den Geist dar. Und die Zahl Drei stellt die Macht dar."

„Bravo!" klatschten einige, ironisch lachend. Der General grinste zum Oberpräsidenten.

„Sagt' ich's nicht? Der Dreibund! . . ."

„Wieso", hob Klara den Finger, „stellt die Zahl ‚Eins' . . . Gott dar?"

„Ja! . . . wieso? . . . wieso?“ stimmten ihr die Bismarck-Töchter zu.

„Wieso?“ klemmte Graf Schlobitten sein Monokel ein, „doch ganz einfach: immer was obenan ist, das stellt Gott dar! Zum Beispiel, gnädiges Fräulein, wenn ich allein weit vor der Front von meiner Schwadron zu Pferd sitze, dann bin ich Gott!“ Nach einem Gezische und Gelächter stierte Krosick in den Schein des flackernden Spiritus . . . und flüsterte:

„Jeder, der einmal auf der Kriegsakademie war, der weiß, daß in der Wissenschaft der Zahlen eine Null . . . eine leere Zahl genannt wird.“

„Donnerwetter!“ flüsterte der flachsblonde Schlobitten wütend, „damit meint er mich! . . . weil ich nicht auf der Kriegsakademie war!“ Nach einem Gekicher der Jugend beleuchtete der Zauberer mit seinem brennenden Spiritus der Reihe nach die Gesichter der Gäste und sagte:

„Eine Null beginnt erst dann eine Zahl zu werden, wenn man eine Eins davor setzt. Jeder weiß, daß zum Beispiel in der Logik . . .“

„Logik . . .“, grunzte der Neffe Gortschakow aus einer finsteren Salonecke, „Logik?! Wir wollen Zauberkunststücke sehn!“

„Erst, meine Damen und Herren, müssen wir uns darüber einig werden, daß Null gleich Nichts ist.“

„Nichts?“ schrie Gortschakow.

„So ist es! Denn eine Null ist ein totes Etwas, ohne Lebensprinzip und Macht!“

„Zielt das etwa auf mich, Herr Major?“ kam der junge Russe laut zwischen den Stühlen bis an den Tisch vor, hinter dem Krosick in der gespenstigen Spiritusbeleuchtung phantastisch dastand. „Aber, Herr Major, ich grolle Ihnen nicht. Schon mein Onkel, Fürst Gortschakow, pflegte zu sagen: ‚Rußland schmollt nicht – sondern sammelt sich!‘, und ich habe mich während Ihrer Zahlenmystifikation . . . gesammelt!“

„Der Ärmste!", flüsterte Herta Bismarck herum, „er hat mal wieder zuviel getrunken."

„Nein, Komtesse, ich habe nicht zuviel getrunken. Aber ich behaupte: Über die Null, da weiß nur ein Russe Bescheid. Darin allerdings, Herr Major, gebe ich Ihnen recht: die Null ist ohne Materie! Ist das Nichts Nitschewo! . . . Aber ich mache Sie darauf aufmerksam: es ist sehr gefährlich, selbst bei solch dilettantischer Zauberei, das Nichts zu beschwören. Ein Russe nämlich, der weiß, *wo* der Nihilismus geboren ist! Und meine hochverehrten, einstmaligen Verbündeten . . ."

„Venez! . . . Venez!" wollte der Oberpräsident den jungen Mann aus dem Salon führen, da er merkte, daß Gortschakow von zuviel Alkoholgenuß geschwätzig war. Jedoch der in einen eleganten, lila Frack gekleidete Russe umarmte den Graf und lallte:

„Nämlich, wenn auch alle dummgläubige Welt versichert, die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Zar Alexander II. sei die größte Tat seit dem Evangelium gewesen, weil dadurch am 3. März 1861 über 23 Millionen Muschiks plötzlich frei geworden waren, so behaupte ich: mit dieser Tat, da wurden die Tore der Apokalypse geöffnet! Nicht zu reden von der Tatsache, daß der russische Adel hierdurch auf das Schwerste geschädigt wurde. Auch nicht davon zu reden . . . Überhaupt! Messieurs! Mesdames! . . . Denn wenn einer unter Ihnen auch nur noch das allerkleinste Landgut besitzt, und wären es selbst nur noch 1000 Morgen! . . . Messieurs! Mesdames! Ich warne Euch! Denn ob die Zahl Eins nun Gott darstellt, den Zaren, oder irgendeinen Kaiser! Im selben Augenblick, wo sich die Eins mit einer Null verbindet, mein hochverehrter Zauberkünstler, da ergibt dies nicht 10, — — sondern . . . eine Katastrophe!" Und dies letzte Wort brüllte er plötzlich so drohend laut über alle dahin, daß sich die Generalin erschrocken über's Herz faßte. „Denn!" so schrie er weiter, ohne sich um Graf Bismarcks Bemühungen, ihn aus dem Salon zu schaffen, zu kümmern, „denn . . . was war die Folge, daß sich diese Eins in Rußland mit der

Null verband? Der Zar mit dem Nichts! Mit den Muschiks! . . . Was war die Folge? Der Adel verarmte. Und die Begehrlichkeit ungebildeter Bauern stieg durch diese ‚menschenfreundliche Tat' des Herrschers aller Reußen ins Grenzenlose! Die Empfänglichkeit für sozialistische, kommunistische Bestrebungen dieser befreiten Nullen, mit denen sich die Eins verbündet hatte, ergab den üppigsten Nährboden, auf dem dann dieses Monstrum, dieses apokalyptische Ungetüm, der Nihilismus, sich ausbrütete. – Meine Brüder vom deutschen Adel! Ich, ein Russe, ich warne Euch, so ernst ich kann!" Er glaste der Reihe nach alle an. Plötzlich wankte er aus dem Salon. Der Oberpräsident wollte sich für diesen Auftritt gerade bei der Hausfrau entschuldigen – doch da bemerkte er, daß sie totenblaß geworden war.

„Was ist Ihnen, Exzellenz?"

„Mir schwindelt."

„Sogleich eilten von allen Seiten die Gäste zu ihr. Klara drehte rasch die Gasbeleuchtung wieder an. Der General konnte seine Frau gerade noch auffangen, ehe sie auf den Teppich fiel, und legte sie dann auf das Sofa. Während sich die Damen mit Fächern und Eau de Clogne um die Generalin bemühten, raunte der General dem Oberpräsidenten erklärend zu:

„Herr Graf, es wird gleich wieder gut werden. Meine Frau erholt sich schon . . ." Er verzog seinen Mund und sagte schelmisch stolz: „Meine Frau erwartet nämlich zu Ostern . . . ein Kind."

„Ein Kind? Ihre Exzellenz?" Verblüfft blickte der Oberpräsident den bald 60jährigen General an.

„Und ich hoffe, Herr Graf, es wird keine Null werden, sondern eine Eins! Was soviel heißt wie ein . . . Soldat!"

„Ja, das wollen wir hoffen, mein lieber General. Und zwar ein Soldat gegen das Nichts! . . . Gegen das . . . Nitschewo!"

Uhle hatte diese Erinnerungsbilder an sich vorbeipassieren lassen wie jemand, der im Alter in einer bibeldicken,

verstaubten Familienchronik herumblättert, wo er auf jeder Seite Entdeckungen macht und die Zusammenhänge seines ‚backgrounds' mit seinem Leben immer deutlicher zu erkennen strebt. Jetzt hörte er . . . Geflüster von Kinderstimmen. Gleich danach sah er U 2's drei jüngere Brüder die Tür zum Schlafzimmer ihrer Schwester öffnen. „Seid ihr etwa schon zu Bett?" fragte Paul. Und wie sie nun in ihren langen, bis auf die bloßen Füße herabreichenden Nachthemden dastanden, wunderten sie sich, daß sich weder Klara noch Malvine nach ihnen umdrehten. Beide Mädchen saßen auf einem Bett und gossen ihrem Fräulein, das vor ihnen hockte, Champagner über die glatte graue Frisur. Dabei kicherten sie und umarmten sich gegenseitig. Mit einmal entdeckte Klara die Brüder, von denen der Jüngste sich hinter Erichs Rücken halb versteckte.

„Wollt ihr wohl 'raus!" sprang sie mit einem Satz hoch und richtete sich das aufgeknöpfte Kleid zurecht über der Brust. „Was fällt euch denn ein? Zu Bett! – Wenn euch Papa hier träfe?"

„Sagt mal", trat Paul einen Schritt vor, „was war eigentlich los mit Mama?"

„Was soll losgewesen sein?" hakelte sich Klara den künstlichen Heckenrosenkranz aus dem Haar, warf ihn aufs Bett und blickte ihre Brüder höhnisch an . . . „Dafür seid ihr viel zu jung! . . . Also jetzt marsch! Aus dem Zimmer!"

„Oh! . . . Was sehe ich! Champagner?" Erich nahm dem Fräulein die Sektflasche fort und drohte: „Entweder, ihr habt nun die Gnade, uns zu verraten, was mit Mama los war, oder ich sage Papa, daß euch Spitzchen aus der Küche Champagner gestohlen hat!"

„Seid nicht so unverschämt!" blitzte Klara sie an. „Ihr gehört ins Kadettenkorps. Es wird hohe Zeit, daß man euch Gehorsam beibringt! Raus! . . . Oder *ich* rufe Papa!"

„Ist es wahr?" fragte der Jüngste, „die Köchin erzählte: Mama bekäme ein Kind?"

„Wer hat das gesagt– Die alte Elise? Na – die muß es ja wissen!" Klara wechselte mit dem Fräulein einen Blick.

„Aber vielleicht hat sie, als sie den Braten spickte, durchs Fenster einen Storch fliegen sehen! . . . Wer weiß! Ich jedenfalls kann's euch nicht sagen, ob der Klapperstorch bei Mama war. – Also verschwindet."

„Vielleicht", grinste Paul breit, „war es der Engel der Verkündigung!" Er streckte seine scharf gebogene Nase vor und ließ seine dünnen Lippen höhnisch zucken.

„Jedenfalls", erwiderte Klara, „Pfarrer Golz belehrte mich gestern im Konfirmandenunterricht . . ."

„Aber Klara!" hielt ihr Malvine den Mund zu, „du wirst doch diesen Babys da nichts von der ‚unbefleckten Empfängnis' erzählen?"

„Ich sage lediglich", tätschelte die Älteste ihrem jüngsten Bruder die Backen, „wenn ihr nicht schlafen könnt, ohne erfahren zu haben, was mit Mama los ist, dann geht zu Pfarrer Golz und fragt ihn über das Dogma der ‚unbefleckten Empfängnis' aus." Sie lachte hell auf, ließ sich auf das Bett zurückfallen und lachte dann so laut, daß Erich schnell die Tür zum Gang zumachte. Darauf holte er unter dem Toilettentisch eine dort versteckte, zweite Sektflasche hervor, goß die verschiedenen Gläser, die zum Zähneputzen auf dem Waschtisch standen, ‚gerecht verteilt' voll und dann stießen sie alle . . . auf die ‚unbefleckte Empfängnis' an. Nur ihr Fräulein wollte nicht mittrinken. Sie verließ plötzlich das Zimmer.

„Nanu?" lachte Paul scharf, „hat sie etwa Angst . . . vor dem Papst? Dabei ist Spitzchen doch evangelisch? Malvine!" stieß er dann seine katholische Schwester an, „du mußt wie Klara *auch* evangelisch werden. Das verlange ich von dir! Im Namen von Preußen."

„Prost, alle!" rief Erich. „Also Mama hat einen Besuch vom Klapperstorch bekommen? Na, wieviel werden wir dann eigentlich? Bald eine ganze Kompanie! Hahaha . . . Albrecht!" nahm er dem Jüngsten das Glas fort, „sauf nicht so viel! Sonst verflucht dich der Papst. Seine Heiligkeit hat ja, wie uns Klara berichtete, über alle Errungenschaften des modernen Geistes den Bannfluch ausgesprochen."

„Wieso?“ fragte Paul. „Ist denn Trunkenheit eine Errungenschaft des modernen Geistes?“

„Der junge Gortschakow“, begann Klara, „aber erst gieß mir noch mal voll!“ Sie hielt ihr Glas hin. „Also . . . der junge Gortschakow, der behauptete nämlich vorhin – der hatte die Kühnheit zu behaupten . . .“

„Na was denn? Zum Donnerwetter!“

„Der behauptete: Eins mal Null – das ergäbe . . . den Nihilismus!“

„So'n Quatsch!“ grinste Paul verächtlich. „Warum unterhälst du dich überhaupt mit so'm Russen? Versteh ich nicht! Russen sind doch noch Tiere! . . . Wenigstens sagte das der Lehrer neulich in der Geschichtsstunde.“

„Was weißt du?“ hob Klara den Kopf, „hast du Dostojewski gelesen? Jedenfalls . . . der Gortschakow behauptete: die Bauernbefreiung wäre die Ursache des Nihilismus!“

„Na und?“ fragte Paul. „Was hat denn Papa dazu gesagt?“

„Papa-a-a!“ dehnte Klara das ‚a‘. „Ach Kinders . . .“, stieß ihr der Sekt auf, „wißt ihr was? Die Menschen werden alle alt! Aber wir“, tanzte sie herum, „wir sind eben noch . . . jung! jung! jung! . . . Und dieser tolle Riese, der Bismarck, vor dem sie beim Dinner so in Ehrfurcht vergingen, der war eben ‚unser *Alt*-Reichskanzler‘, unser Eiserner Kanzler; vor dem liegt selbst Mama auf den Knien! Dabei, wenn man näher zusieht, dann waren doch all diese Riesen und Eisernen Kanzler, wie Herta Bismarck immer sagt, nur aus Pappe! Haben doch immer nachgegeben! . . . Aber das eine versichere ich euch: ich gebe nicht nach!“ Sie süffelte ihr Glas leer. Plötzlich schrie sie: „Hier auf den Knien könnte dieser graue Esel von Husarenoberst vor mir liegen und um meine Hand betteln! Nee, Jungens! Stoßen wir doch mal an!“

„Auf was?“ fragte Paul schneidend.

„Auf was? . . . Apropos . . .“, flüsterte Klara, „ich habe nämlich auf Papas Schreibtisch schon den Brief von diesem Husarenoberst liegen sehn. Ich soll nämlich ver-

kuppelt werden mit diesem . . .“ und nun sängelte sie los: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ Dann machte sie ihren eigenen Reim dazu: „Ich lasse mich nicht kneten! Ich will aus dem Haus!“

„Du bist einfach himmlisch!“ staunte Malvine sie an.

„Malvine!“ setzte sich Paul eine Brille auf, „du unterdrückst deine Persönlichkeit. Läßt dich von Klara vollkommen unterbuttern. Dabei bist du nur vier Jahre jünger. Du bedienst sie wie ein Prügeljunge.“

„Was heißt das?“ packte Klara den Bruder an der Kehle. „Was heißt das?“

„Loslassen!“ schlug ihr Paul die Hand weg, „oder spielst du hier etwa die Amazone? Ich jedenfalls würde mich nie dazu hergeben, ein Prügeljunge zu werden!“ Der Sekt hatte seine Backen krebsrot gemacht. „Oder hat euch Mama nicht etwa auch . . . natürlich in ‚tiefster Verschwiegenheit‘ . . . mitgeteilt, daß ihr ‚Fritzchen‘ ein Prügeljunge der ‚kaiserlichen Prinzen‘ werden soll?“ Er grinste.

„Pssst! Pssst! . . . Rasch die Lampe aus!“ flüsterte Erich. „Ich habe im Gang Schritte gehört.“ er lugte vorsichtig aus der Tür. „’s war bloß die Köchin. Sie hat sich müde geschuftet. Jetzt kriecht sie ins Bett! Haha . . . Jedenfalls – wenn *wir* Fritz etwa mit . . . ‚Königliche Hoheit‘ anreden müßten . . . Von *mir* wird er das nicht hören! Wer weiß, vielleicht bekommt er gleich . . . den ‚Schwarzen Adlerorden‘! Aus seiner Kehle kamen Quietschtöne. „Vielleicht bringt er bei den nächsten Ferien gleich seinen Leibjäger mit . . . Haha . . . mit grünem Federbusch!“

„In Papas Arbeitszimmer ist es eben dunkel geworden. Also rasch, ’raus! Und in eure Betten! Daß er euch nicht entdeckt!“

Die drei Brüder huschten davon. Als dann die beiden Töchter allein waren, fragte Malvine, während sie ihrer älteren Schwester beim Auskleiden half:

„Weißt *du* eigentlich . . . wie man Kinder kriegt?“

„Bist du von gestern?“ starrte sie Klara an. „Wir leben doch nicht mehr im Biedermeier!“

„Ach!“ bekam die andere einen schwärmerischen Ausdruck, „ihr seid alle Ketzer. Wie ihr über den Papst redet! Dabei *gibt* es doch den Verkündigungsengel! . . . Jedenfalls: immer, wenn ich in Freiburg vor dem Altar der Madonna gekniet habe . . .“

„Du willst wohl eine Heilige werden?“ zerrte sich Klara ihr Abendkleid über die Hüften und betrachtete sich dann nackt im Spiegel.

„Ja – hast du denn gar keine Angst davor?“

„Wovor?“

„Hast du nicht gestern in der Allee unten nachts die Katzen so gräßlich schreien hören?“

„Ja! –“ strich sich Klara, von ihrer jungen Schönheit selber überrascht, die Hüften entlang. „Und das nennt man dann eben: ‚Die unbefleckte Empfängnis‘!“

Diese Worte blieben in dem von Erinnerungen wie von grauen Stürmen bewegten Raum, durch den sich Uhle immer entschlossener hindurch wagte, groß vor ihm. „Wer?“ so fragte er sich, „hat die Empfängnis der Mütter denn zu einer ‚befleckten‘ erniedrigt? . . . Wer? . . . Wer?“ Und dann dachte er zurück an all jene Stunden seines Lebens, in denen ihm diese Frage erst scheu, leise – dann immer mächtiger auf die Lippen gekommen war, bis er dann endlich in den Katastrophen von zwei Weltkriegen glaubte, die Antwort gefunden zu haben. Eine Antwort, die er sich zwar selber noch immer nicht klar zu formulieren traute, weil sie an den Fundamenten alles Überlieferten rüttelte.

Als Kadett hatte er die Geburt von Geschwistern mehrere Male erlebt. Der Vater rief dann die Kinder jedesmal in das Schlafzimmer der Mutter. Sie lag in ihrem Bett wie eine Kranke, aber mit heiterem Gesicht – und empfing ihre Kleinen, indem sie auf die Bettdecke zeigte, wo bunte Tüten voller Süßigkeiten lagen, mit den Worten: „Dies hat euch der Storch mitgebracht!“ Und dann mußte die

Amme das Schwesterchen oder Brüderchen im Steckkissen hereinbringen. Ein zinnoberrotes, verrunzeltes Köpfchen schrie aus Spitzen und winzige Fäustchen bewegten sich geballt wie drohend. Waren die Kinder dann wieder draußen mit ihren Tüten, so gab ihnen das Fräulein auf ihre neugierigen Fragen immer die gleiche Antwort: „Der Storch hat Mama ins Bein gebissen" – oder „der Storch hat das Brüderchen aus einem großen Sumpf geholt!" . . . Und bei dem Wort ‚Sumpf' mußte Uhle unwillkürlich nicht nur an jene, von seiner Mutter gehaßten Hindenburg-Sümpfe denken, derenthalben Königsberg nicht zum Gouvernement erhoben war, sondern an den Sumpf . . . ‚befleckter Empfängnis'. Dabei wurde ihm jene große Lüge bewußt, die seine Eltern den Kindern gesagt . . . die Lüge vom Storch. Es quälte Uhle noch jetzt die Frage, weshalb seine Eltern gelogen hatten. Wen oder was wollten *sie* nicht verraten? Etwa die ‚befleckte Empfängnis'? U 2 war der technische Vorgang einer Empfängnis einmal in Hannover vor der Turnstunde, ehe der Lehrer kam, zwischen dem Reck und dem Barren von Schülern des Gymnasiums unter tierischem Gestöhne vorgemacht worden. Und dagegen die Vorstellung einer unbefleckten Empfängnis?

„Welch hoher, heiliger Gedanke . . .", so sann Uhle, während er weiterschritt, und dabei kam ihm seine Sendung, die ihn vor den anderen zum Don Quichotte machte, noch viel deutlicher, verpflichtender ins Bewußtsein. Denn dieser hohe, heilige Gedanke einer ‚unbefleckten' Empfängnis, über den er seine Geschwister eben so zynisch hatte lachen hören, der bewegte sich in ihm . . . seit der Schlacht von Verdun, wie die Magnetnadel im Kompaß, zu dem Licht- und Kraftfeld einer neuen Liebe hin, wo dann vielleicht einmal die Menschenmütter erlöst werden von dem Stigma der ‚befleckten' Empfängnis. Dann würde die sachliche Bezeichnung ‚schwanger' auch wieder der Bezeichnung ‚in Hoffnung sein' weichen, jenem ‚in Hoffnung sein' einer Jungfrau, zu der eben der Verkündigungsengel einer in Geist und Blut geeinten Liebe gekom-

men war, jener ‚neuen Liebe', die Uhle 1916 im Niemandsland am Toten Mann zwischen den Stacheldrähten im Blick seines Unbekannten Soldaten erahnt hatte, als er all die Menschen aus der ‚befleckten' Empfängnis so hilflos geschändet tot herumliegen sah. Eine neue Empfängnis sah er voraus, aus der dann nicht mehr lauter Nullen entstehen, wie der Neffe Gortschakow vorhin das Gros der russischen Menschen verächtlich bezeichnete, während er nur den Zaren als die ‚Eins' gelten ließ, . . . oder Nullen, wie jene Kadetten, die dort mit einmal aus den Nebeln wieder auftauchten vor Uhle, jene Nullen, oder zu Nullen gemachten Knaben, die er nun in Schlange vor dem Lazarett stehen sah. Jene Nullen hinter der großen ‚Eins', die der Kaiser und sein Haus darstellten.

Stubenweise angetreten, erkannte Uhle jetzt die 1. Kompanie. Einer ausgebrochenen Mumps-Epidemie wegen hatte der Oberst angeordnet, daß Stabsarzt Ferber jeden einzelnen Kadetten untersuche. Die 2. Kompanie war bereits damit fertig. Lachend rief der eine oder andere den noch wartenden Kameraden zu:

„Unsere Drüsen sind perfekt! Aber von der 2. Kompanie haben sie den Müller wegen geschwollener Drüsen gleich im Lazarett behalten." Jetzt winkte Meier 1 seiner Stube, ihm zu folgen. Darauf rückten die ihm unterstellten Kadetten durch den schmalen Vorgarten bis zur großen Eingangstür des Lazaretts weiter. Auf der Treppe empfing sie der Lazarettgehilfe Degenhardt, der wie ein Klaviertransporteur aussah, und fuchtelte:

„Gefälligst leise!" Da drehte sich Olschefski flüsternd zu U 2 um . . .

„Schon gehört? Der dicke Böhme von Stube 24 liegt oben im Sterben. Er hat ein Geschwür in der Nase." Olschefski wollte noch weitere Auskunft geben, doch da wurde seine Stube schon in den Untersuchungsraum hineingerufen. Als die Kadetten hereinkamen, kleideten sich die mit der Untersuchung fertigen Jungens gerade wieder hastig an. Degenhardt befahl nun Meier 1 und dessen Un-

tergebenen: „Ausziehn!“ Daraufhin mußten sich die Kadetten splitternackt vor den Stabsarzt in das grelle Tageslicht stellen. Doktor Ferber lehnte mit dem Rücken am Fenster. Sein dünnes Bärtchen zupfend, stand der hagere Arzt in Gedanken versunken, teilnahmslos da. Links von ihm saß Dr. Janson, sein Assistenzarzt, an einem Tisch und füllte die Stammrollen aus. Jetzt kam Olschefski an die Reihe. Der Stabsarzt griff ihm zwischen die Beine und ließ ihn dann mehrfach husten. Darauf tastete er die Halsdrüsen ab und nickte dem Assistenzarzt zu, was soviel als ‚gesund‘ bedeutete. Nachdem der Assistenzarzt neben Olschefskis Namen ein Sternchen gemacht hatte, mußte der Kadett zu Degenhardt. Der winkte ihn auf ein Meßholz und schob auf ihn dann einen schweren Klotz an jener Stange herunter, gegen die sich der Kadett lehnen mußte, so daß die genaue Zentimeterzahl seiner Größe abgelesen werden konnte. Auch dieses dem Assistenzarzt zugerufene Maß wurde in die Stammrolle eingetragen.

U 2 kam an die Reihe. Er trat vor den Stabsarzt in das Fensterlicht. Mit einmal schüttelte Dr. Ferber den Kopf. Dann betrachtete er den Kadetten von allen Seiten, winkte seinen Assistenzarzt heran und drehte U 2 immer wieder herum. Plötzlich fragte er:

„Was ist denn mit Ihnen passiert? Ihr Rücken ist ja ganz schwarz und gelb? Woher haben Sie diese Striemen? Degenhardt! Reichen Sie mal den Alkohol her.“ Er betupfte eine noch offene Wunde auf der Hüfte und klebte dann ein Pflaster darüber. Darauf drehte er sich zu Meier 1 um und fragte: „Sind Sie der Stubenälteste! Kommen Sie her! Sehen Sie sich mal den Rücken an! . . . Was habt ihr denn mit dem Kadetten gemacht?“ Er nahm eine Jodflasche und pinselte verschiedene noch offene Striemen mit Jod ein. „Ist ja gräßlich!“ Danach betastete er U 2's Halsdrüsen und fragte leise, während sich die Stubenkameraden heimlich mit Blicken verständigten: „Hat man Sie verprügelt? . . . Es sieht ja aus, als hätten Sie Klassenkeile bekommen!“ U 2 zitterten die Lippen. Aber er schwieg. „Na – nun ziehn Sie sich Ihr Hemd wieder an –

und melden Sie sich morgen früh auf der Revierstube." Als vom Korridor her der Stimmenlärm dort wartender Kadetten allzu laut wurde, rannte der Stabsarzt auf den Korridor und schrie: „Ruhe!" Dann sah er den Lazarettgehilfen erregt an: „Degenhardt, ist ja gräßlich! Dieser Radau im Korridor!" Er drohte einer Gruppe schwatzender Kadetten: „Da oben liegt euer Kamerad Böhme im Sterben. – Ist ja gräßlich!"

Auf der Treppe erschien eine Krankenschwester und winkte ihm. Er eilte die Stufen hinauf, wandte sich noch einmal um und winkte dem Assistenzarzt, die Untersuchung abzubrechen. Daraufhin befahl der dem Kompanieführer, alle Kadetten sofort aus dem Umkreis des Lazaretts wegzuführen.

Die 1. Kompanie war eben wieder oben im Karreehof der Anstalt angelangt, da kam ein Kadett angehetzt und meldete:

„Der Herr Oberst befiehlt alle Kadeten auf die Rampe hinunter!" Nachdem dieser Befehl ausgeführt war, ging Graf Schwerin vor die Front, stichelte seinen Degen im Sand hin und her, dann rief er:

„Ihre Majestät, die Kaiserin, ist vorhin unerwartet zum Besuch ihrer drei ältesten Prinzensöhne im Prinzenhaus unten eingetroffen. Ihre Majestät hat mich Allerhöchst beauftragt, euch mitzuteilen, daß heute nachmittag dienstfrei ist. Die Allerhöchste Landesmutter geruhte, euch Kaffee und Kuchen zu spendieren . . . Na, nun lacht mal nicht so laut! Kadetten! – Nämlich – leider hat sich ein schwerer Schatten über unsere Freude gesenkt. Kadett Böhme kämpft im Lazarett mit dem Tode. Wir werden deshalb von hier sogleich zusammen in die Schloßkapelle gehen und zu Gott, dem Allmächtigen, beten, daß er uns den Kadetten Böhme am Leben erhält. Hinterher, meine lieben Kadetten, habe ich befohlen, daß euch eure Lehrer über das Herzogshaus Holstein-Glücksburg einen Vortrag halten, während ihr euern Kuchen eßt, damit ihr, falls Ihre Majestät geruhen sollte, nachmittags bei euch oben zu erscheinen, genau Bescheid wißt, woher die Allerhöchste

Frau stammt. Meine Herren Offiziere, bitte führen Sie die Kadetten jetzt in die Kapelle!"

Dort stand der Militärpfarrer schon vor dem Altar in sichtlicher Erregung. Er ließ die Kadetten erst gar nicht in den Bänken Platz nehmen, sondern begann sofort mit weinerlicher Stimme:

„Meine geliebten Kadetten! Es hat Gott, dem Herrn, in Seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen, euren Kameraden Kurt Böhme vor einer Viertelstunde zu sich zu rufen. All unsere Gebete in den vergangenen Morgenandachten haben nichts geholfen. Unser Wissen und Wünschen ist eben Stückwerk. Jenes Geschwür, das sich Kadett Böhme unerklärlicherweise in der Nase zugezogen hatte, eiterte ins Gehirn. Tief erschüttert teile ich euch diese mir vor einer Minute aus dem Lazarett überbrachte Nachricht mit . . ." Er hob beide Arme hoch. „Du allein dort oben im Himmel wirst in deiner unbegreiflichen Größe wissen, warum ärztliche Hilfe nichts mehr ausrichten konnte. Ein junges Leben . . . ging dahin! Wir flehen zu dir, du mögest in deiner Gnade die Seele des Kadetten zu dir nehmen. Wir flehen dich an, o Schöpfer aller Dinge, du mögest die hier versammelten Kadetten in ihrem Schmerz trösten . . ." Und nun sprach er laut das ‚Vaterunser'.

Vor Aufregung vergaß Lehrer Ärmel auf der Sängerempore oben, nach dem ‚Amen' . . . die Orgel zu spielen. In dieser hierdurch entstandenen seltsamen Stille hörte man zwischen den alten, feuchten, dicken Steinmauern der Schloßkapelle nun das Säbelklirren und das Getrampel vieler Füße der wieder ins Freie hinausdrängenden und zu ihren Klassenzimmern forteilenden Kadetten noch lauter als sonst.

„Na?!" puffte sich Olschefski bis zu U 2 vor, der schon im Klassenraum an seinem Pult saß. „Wie heißt das Rätsel? Er fragte nun die inzwischen vollzählig versammelte Quarta: „Was hat ein Militärarzt mit der Kartoffel gemeinsam? Das wißt ihr nicht? Ich will's euch sagen: Beide haben ihre Früchte unter der Erde! . . ." Er wartete ein Ge-

lächter. Jedoch seine Kameraden blickten verwirrt vor sich hin. Mit einmal flüsterte Meier 1:

„Erst – der rote Fischer, und jetzt Böhmc . . .“

„Was?“ fauchte Kadett Ziegler ihn aus der letzten Reihe an, „wohl wahnsinnig! Wie kannst du das in einem Atem nennen? Der rote Fischer hat sich aufgehängt! Böhme aber ist gestorben. Das ist ein UnterschieD!“

„*Den* Unterschicd möcht' ich Klavier spielen können!“ grinste Olschefski. „Beide sind mausetot. Wo ist der Unterschied? Hätte man Fischer bcsscr in seiner Zelle bewacht, und hätte der Stabsarzt unserem Böhme statt Jod auf die kleine Zehe zu schmieren, die Nase rechtzeitig ausgeputzt, dann wären weder Fischer noch Böhme so voreilig nach Walhalla abmarschiert.

„Halt die Schnauze!“ zischten mehrere.

„Warum denn?! Nämlich“, und nun breitete Olschefski dic Arme, „wie unser Himmelsfähnrich vorhin so richtig salbaderte: ‚Gott, der Schöpfer aller Dinge, wird ja in seinem unerforschlichen Ratschluß‘. . .“ er imitierte die Stimme des Pfarrers, doch da flogen ihm von allen Seiten Gegcnstände an dcn Kopf. In diescm Augenblick betrat ihr Geschichtsprofessor Janke dic Klasse, setzte sich ans Katheder und wiegte traurig den Kopf . . .

„Unser kleiner Böhme . . . Dabei wußte er immer so gut in der preußischen Geschichte Bescheid! . . . Welch ein Jammer! Aber sein Tod sei euch allen eine Lehre. Man kann nicht reinlich genug sein. Also . . . sobald einer von euch etwas in dcr Nase oder im Hals verspürt, so soll er eben nicht so lange damit warten wie Kadett Böhme, sondern gleich zum Stabsarzt gehn. – Ein Jammer! Aaaber . . .“, schlug er jetzt ein Buch auf, „auf Befehl des Kommandeurs soll ich euch nun aus Anlaß der Anwesenheit der deutschcn Kaiserin in unscrem Plön etwas über die Holsteinische Frage vortragen . . . Olschefski! . . . Passen Sie auch auf! U 2! Sitzen Sie nicht so gekrümmt da! – Also: diese Holsteinische Frage war eben Anno 1863 eine Schicksalsfrage des dcutschen Volkes. König Friedrich VII. von Dänemark erließ bekanntlich am 30. März

1863 eine Verordnung, durch die Schleswig mit Dänemark vereinigt und Holstein – trotz scheinbar selbständiger Verwaltung – zu einer tributpflichtigen Provinz gemacht werden sollte. Dies aber stellte eine schwere Verletzung des Londoner Protokolls vom Jahre 1852 dar, welches den beiden Herzogtümern ausdrücklich ihre staatsrechtliche Sonderstellung innerhalb der dänischen Gesamtmonarchie gewährleistete. Preußen und Österreich als die Unterzeichner dieser Urkunde legten daher sofort Verwahrung ein. Die geplante Vergewaltigung der beiden Herzogtümer war dann die Ursache eines elementaren Ausbruchs des Nationalgefühls. Die Stunde war gekommen, um diese Schmach zu sühnen und die Bruderstämme der Schleswiger und Holsteiner endlich vom Dänenjoch zu befreien. ‚Los von Dänemark!' Dies wurde in den Herzen aller Deutschen das Losungswort." Er nahm die Brille ab, stand auf und sagte feierlich: „Unsere allverehrte Landesmutter, die heute im Prinzenhaus unten so nah bei uns weilt, sie ist ein Symbol dafür, daß man Deutsche unter kein Joch beugen kann. Kaiserin Auguste Viktoria entstammt diesem urdeutschen Herzogshause, welches . . ." Jedoch er konnte den Satz nicht beenden, denn die ganze Klasse war aufgestanden und schmetterte nun wie ein Kriegslied los:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen!
Deutscher Sitte hohe Wacht –
wahre treu, was schwer errungen,
bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt
bleibe treu, mein Vaterland!"

Major von Gordat ging mit Stabsarzt Ferber nervös vor dem Prinzenhause auf und ab. Beide wußten nicht, ob es gut sei, der Kaiserin vom Tod des Kadetten Böhme zu sprechen. Der Prinzenerzieher befürchtete, daß diese Nachricht vielleicht so deprimierend auf Auguste Viktoria wirken könne, daß sie womöglich gleich wieder abreiste. Beide beschlossen daher, vorerst nichts darüber verlauten zu lassen.

Herr Major!" kam ein riesiger Lakai an, der seine scharzen Haare künstlerisch frisiert hatte, „Ihre Majestät lassen bitten!" Daraufhin nahm Gordat seinen Helm ab und eilte mit angefaßtem Degen in das Prinzenhaus und über die mit neuen roten Samtläufern belegte weiße Marmortreppe hinauf bis vor die oberen, für die Kaiserin eingerichteten Räume. Nachdem er leise angeklopft hatte, bellten mehrere Dackel hinter der Tür. Dann öffnete ihm der Kronprinz. Als Gordat eintrat, sah Uhle die beiden anderen Prinzen Adalbert und Eitel Fritz im Tennisanzug, mit Raketts in den Händen, hinter dem mit lila Seide bezogenen Sofa stehen, auf dem die Kaiserin, an einer Handarbeit häkelnd, saß. Gordat verbeugte sich höfisch.

„Eure Majestät hatten die Gnade, mich rufen zu lassen."

„Setzen Sie sich bitte", häkelte die Kaiserin weiter. „Nun, Sie machen ja ein recht enttäuschtes Gesicht? Etwa weil ich ohne Auwi und Oskar gekommen bin?"

„Eure Majestät haben zu befehlen."

„Ich?" lächelte Auguste Viktoria, steckte die langen Nadeln in ein Wollknäuel und machte den drei Prinzen ein Zeichen zu gehen. Als sie dann mit Gordat allein war in dem geräumigen, dreifenstrigen Rokokosalon, den ihre Söhne mit großen Vasen, voll von zitronengelben und schneeweißen Chrysanthemen, geschmückt hatten, versuchte sie mit einmal tief zu atmen, wurde aber durch die enge Schnürtaille ihres weinroten Atlaskleides daran gehindert. Nachdem sie dann lange aus einem der Fenster auf die weiten Wiesen zwischen den Parkbäumen hinausgesehen hatte, wo ihre Söhne jetzt Tennis spielten, sagte sie, erst ernst, dann lächelnd: „Ich habe nämlich mit dem Kaiser gesprochen. Er wollte natürlich, daß ich Auwi und Oskar gleich mitbringe. Doch dann setzte ich es diesmal noch durch, daß man mir die Kinder bis Ostern läßt. Machen sie also kein so böses Gesicht, lieber Herr von Gordat! Eine Mutter hat eben ihre Kinder am liebsten um sich. Außerdem ist ja Ostern nicht mehr so weit."

„Vorher, Euer Majestät, kommt erst noch . . . Weihnacht."

„Gott sei Dank!" blickte sie ihn mit leisem Triumph an, „ja! . . . Erst kommt Weihnacht!" Es entstand eine Pause, in der von draußen das laute ‚Ready' und ‚Play' der Prinzen zu hören war. „Übrigens . . .", häkelte die Kaiserin nun weiter, „ich sagte es vorhin bereits General von Deines, ich finde, dem Eitel Fritz ist Plön bisher gut bekommen. Er ist sogar etws dünner geworden."

„Es wird hier auch tüchtig exerziert, Majestät!"

„Und der Kronprinz meinte vorhin, er fühle sich ‚verdammt wohl' in Plön. Er würde am liebsten noch ein Jahr länger hierbleiben! . . . Aber der Kaiser wünscht, daß er jetzt sein Abitur macht und dann im 1. Garderegiment seinen Dienst antritt. Später soll er nach Bonn und bei den Bonner Preußen studieren." Mit einmal lachte sie. „Seine Großmutter hat nämlich ihren Kampf mit dem Kaiser verloren. Kaiserin Friedrich wollte, daß Willy in Oxford studiert. Aber Sie kennen ja den Kaiser! Von den englischen Erziehungsmethoden will er nichts wissen. Sie sind ihm zu ‚demokratisch'. Das einzige, was Kaiserin Friedrich schließlich durchzusetzen vermochte, war, daß ein englischer Professor aus Oxford nach Plön kommen darf, um meinen Söhnen das Oxford-Englisch zu lehren."

„Ich bin glücklich über den Allerhöchsten Entschluß Seiner Majestät, seine Prinzensöhne lieber in Plön als in England erziehen zu lassen."

„Es ist ja aber auch wirklich so wunderbar schön in meinem Holstein." Die Kaiserin schwieg. „Ja", sah sie Gordat dann an, „und danach soll mein Eitel auch nach Potsdam zur Garde . . . und mein Adalbert zur Marine. Und wenn dann Auwi, Oskar und Joachim auch erst hier in Plön sein werden – ja, dann bin ich eben ganz allein in Potsdam."

„Aber, Majestät!" wurden Gordats dunkle Augen flink, „es bleibt doch noch immer Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessin Tochter!"

„Oh! . . . Ihr Preußen!" Sie sah ihn lauernd an. Dann, als merke sie, daß der Major sie nicht versteht, seufzte sie leicht: „Gönnen Sie doch einer Mutter noch diese paar

Monate! Und jetzt bitte ich Sie um etwas, Herr von Gordat: reden Sie dem Kaiser nicht zu, daß er mir die Kinder doch schon früher wegnimmt! Er denkt nämlich an nichts anderes, als sie so rasch wie möglich zu Soldaten zu machen!" Plötzlich horchte sie auf. Aus der Lindenallee, links unten, ertönte näherkommender Marschgesang. Sie steckte sich einen Finger in ihre schwere Perlenkette am Hals, so als würge sie etwas. Und jetzt erkannte sie das aus vielen Kadettenkehlen frisch gesungene Lied ihrer Heimat: ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen!' – Sie legte ihr Häkelzeug auf ein Tischchen, erhob sich und schritt dann langsam bis an ein offenes Fenster hin. Ihr silberweißes Haar, von Licht durchglänzt, schimmerte um ihren Kopf. Sie atmete heftiger als sonst und rührte sich so lange nicht vom Fenster weg, bis der Kadettengesang weit hinten im Park verklungen war. Darauf wandte sie sich um und betrachtete über dem rosa marmornen Kamin ein altes Ölbil, das einen Onkel aus ihrer herzoglichen Familie darstellte. Im Hintergrund leuchtete das jetzt als Kadettenschule eingerichtete Plöner Schloß, von dem die herzoglichen Fahnen wehten. Sie nahm ihr Lorgnon und sah es sich an. – „Ja, Herr von Gordat", sagte sie leise, „nämlich als ich klein war – aber das wird Sie nicht interessieren." Gordat, der mit der Kaiserin aufgestanden war, versuchte mit Degen und Helm in der Hand, etwas Untertäniges zu murmeln. Sie hörte nicht hin. Nachdem sie längere Zeit geschwiegen hatte, sagte sie: „Mein alter Lehrer meinte immer: Bismarck fürchtete einen Krieg mit Österreich nicht nur nicht, sondern er wünschte ihn vielmehr. Denn Preußen sollte nach seinem Willen die Hegemonie in Deutschland entweder friedlich oder durch Gewalt erringen."

Wieder mühte sich Gordat, wie ein Höfling zu lächeln. Da nickte ihm die Kaiserin gedankenfern zu . . . und ging ins Nebenzimmer hinein.

„Lieber, lieber Gott!" flüsterte U 2 in die mitternächtliche Stille des Schlafsaals vor sich hin, während er, in sei-

nem Bett liegend, die Hände unter der Decke krampfhaft faltete. Und im milchigen Schimmer der Nachtlampe an der Decke – sah sein Gesicht wirklich so bleich wie Marmor aus . . . „Lieber, lieber Gott!", wiederholte er, „hilf mir doch! Hilf mir doch! Fischer ist schon lange begraben. Wir wissen nicht einmal wo! Morgen soll nun Böhme beerdigt werden. Morgen! Er hatte ein Geschwür in der Nase. Und daran – starb er. Ich hatte doch den ganzen Hals hinten voller Geschwüre und Furunkeln. Warum ließt du mich nicht sterben?" Er blickte zu der schwarzen Halsbinde, die neben ihm auf dem Schemel über der Litewka lag. Vor drei Jahren, als er zum Kadetten eingekleidet wurde, hatte sie ihm der Kompaniefeldwebel auf der ‚Kammer' über dem Schlafsaal ausgehändigt. Er hatte gerade vorher mit einem in ein Tintenfaß umgekehrt hineingetauchten Federhalter von den vielen durchgestrichenen Nummern die letzte Nummer 174 ausgestrichen und daneben in das schmutzige Futter der Halsbinde die Zahl 175 hineingeschmiert. Das hieß: 174 Kadetten hatten vor U 2 bereits beim Exerzieren, Sport und Spielen ihren jugendlichen Schweiß in diese Halsbinde vertropft. Voriges Jahr, während der Herbstferien in Freiburg, war dann eines der Furunkel so gefährlich vereitert, daß es der Hausarzt seiner Tanten erst aufschneiden – dann ausbrennen mußte. „Wäre ich doch damals gestorben." Ein Grauen fröstelte ihm über den Leib, als er durch die Dachluke den beginnenden Tag sah. Seit der Klassenkeile wünschte er sich nichts als zu sterben. Er stierte zu der Klingel über seinem Bett hoch, in deren silbernen Halbkugel sich das Frühlicht spiegelte. „Vor zwei Jahren", so sann er, „war meine kleine Schwester Erika in Königsberg gestorben." Uhle erinnerte sich, wie der Kadett durchaus nicht in das Sterbezimmer treten wollte. Schließlich hatte ihn der Vater mit Gewalt hineingeführt. Die andern Geschwister umstanden das kleine Eisenbettchen, auf dem die Schwester, nicht viel größer als eine Puppe, zwischen lauter stark duftenden Frühlingsblumen aufgebahrt lag. Schauder vor der Tatsache ‚Tod' hatte ihn damals so überfallen, daß er,

wie stumm, blöde dastand. Auch sein Vater zeigte keinerlei innere Bewegung im Mienenspiel. Der General hatte die religiösen Leichenzeremonien, wie es im Ehekontrakt festgesetzt war, einem katholischen Geistlichen überlassen, der in so farbigen Meßgewändern zwischen den Kerzen stand, wie U 2 dies sonst nur im Freiburger Münster erlebt hatte. Der herbe Geruch von Hyazinthen, die in zwei Töpfen rechts und links vom blonden Köpfchen seines toten Schwesterleins seltsam weiß und in sich fest geschlossen blühten, kam Uhle plötzlich wieder bitter in die Nase. Böhmes Tod war nun der dritte Todesfall, den U 2 bewußt erlebte. Den toten Fischer hatte er nicht gesehn. Den toten Böhme sollte er nun morgen im Sarge sehen . . „Tod! Tod! Tod!" murmelte der Kadett und konnte den Sinn dieses Wortes doch noch nicht ganz verstehn . . .

Uhle blickte auf U 2 dort unter der elektrischen Signalklingel mitleidlos, fast hart. Er begriff es nicht, daß er sich als Kadett einst wie ein Lamm gefügt hatte. Als nun die Klingel losschrillte und das Wecken im Schlafsaal begann, fragte er sich, wieso es kam, daß ihn dieses jeden Morgen gleichlaute Wecksignal nicht *erweckt* hatte, daß er immer im gleichen Hetztempo aus dem Bett gesprungen, sich gewaschen, angezogen, zur Stube hinunter gerannt und sich wie irgendein Rädchen in einem Uhrwerk hatte abschnurren lassen von Kommandos, die gegen sein Lebensgefühl und gegen die innerste Wahrheit seines Selbst ihn wie einen Hampelmann an der Strippe satanischer Finger bewegt hatten. — Ja, da lag der Kadett vor ihm. Am Nachmittag hatte er oben im Eßsaal von dem ‚von der Kaiserin spendierten Kaffee und Kuchen' nichts genossen, sondern nur stumpf den Oberst beobachtet, der in goldgesticktem Waffenrock in Handschuhen mit Helm und Degen die ganze Zeit über an jener Tür in Bereitschaft gestanden hatte, aus der man Ihre Majestät erwarte. Doch dann war die Landesmutter, wie den Kadetten später mitgeteilt wurde, wegen des Sterbefalls nicht erschienen. Während die anderen Kadetten das ihnen bestimmt trockene, mit Zimt bestreute Stück Kuchen ent-

täuscht hinunterkauten, lastete die Tatsache des toten Böhme wie ein Alb auf U 2. Er konnte nicht schlafen. Neben ihm schnarchte Olschefski unbekümmert. Die Dachfensterluke klapperte über U 2 im Ostwind. Mit dösenden Augen lag er da. Genauso hatte er einmal schlaflos in seinem Bett in der Berliner Wohnung gelegen, in jenem Erkerzimmer, das er mit drei Brüdern teilte und welches durch eine offene Tür mit jenem Raum in Verbindung stand, wo das ‚Fräulein' mit den Schwestern schlief. Durch die Jalousie kam damals der Schein einer Gaslaterne von draußen und warf auf die Tapete neben seinem Kopfkissen seltsam gelbe Lichtgitter. Auf dem Boden mitten im Zimmer war ein kleiner, von vier Pferden gezogener und mit Fässern beladener Wagen, noch vom Spielen her, stehengeblieben. Sein Onkel Anton hatte ihm letzte Weihnacht dies Geschenk geschickt. Deutlich sah es der Kadett wieder vor sich. Selbst die Erregung fühlte er wieder, die ihn damals erfaßte, weil der Kutscher die Pferdchen nicht vorwärts brachte, sondern sie trotz der erhobenen Peitsche so unbeweglich still mitten im Zimmer im Licht der Gaslaterne lange Schatten warfen.

„Warum lebe ich?" stöhnte U 2 mit einmal auf und verkroch sich dann vor dem immer heller werdenden Morgenlicht unter die Decke. Schmidt 1 war vom Hauptmann auf eine Stube des unteren Stockwerks versetzt worden. U 2's Kameraden sprachen deshalb mit dem Kadetten nur das Notwendigste. Noch immer bewegte sich der Klöppel an der Alarmklingel über ihm nicht. In Freiburg, während der letzten Ferien, da dünkte ihm das Leben so wunderbar! Wie oft hatte er sich dort im großelterlichen Hause auf dem Wäscheschrank seines Schlafzimmers das kleine, wächserne Christkind unter dem Glassturz andächtig angesehen. Das Kleidchen war mit Flittergold beklebt und die Locken mit einer Krone aus Goldblech, auf dem bunte Halbedelsteine funkelten. Wie innig hatte er das Jesuskind gefragt: „Zeige mir den Himmel. Wo ist er? Gibt es einen Himmel, so wie der Pastor es predigt? . . . Ja —", ging sein Atem gepreßt, „wenn ich mit den Tanten durch

die mittelalterlichen Straßen von Freiburg wanderte und bald hier, bald dort über das neben dem Trottoir so klar wellende Wasser, das den Rinnstein entlang floß, sprang, oder vor den Läden stehenblieb, in denen die Kuckucksuhren tickten, oder kleine hölzerne Schwarzwaldhäuschen standen mit geschnitzten Kühen davor, oder an den Waldsee spazierengefahren wurde und die beiden Pferde mit ihren hellen Strohhüten, aus denen die Ohren herausragten, so frisch schnaubten! Das war ... wie im Himmel!" Er hielt sich plötzlich die Faust vor den Mund, aber dann murmelte er all die Namen jener Orte, wo er sich ‚wie im Himmel' gefühlt hatte, vor sich hin, wie ein Gebet: „Sternenwald, Ottilienquelle, Güntherstal, Lorettohöhe, Mariendorf ..." Olschefski erwachte davon und flüsterte:

„Was ist denn eigentlich hier los?" Vor Uhles Blick verwehte nun auch dieses Bild rascher als Wolken im Wind. Und neue Bilder kamen an. „Aufbleiben! Aufbleiben!" hörte er jetzt aus anderer Richtung die Brüllstimme von Meier 1 und sah, wie der U 2 mit Fußtritten vorwärts stieß. Die 1. Kompanie wurde vom Karreehof hinunter zur Beerdigung des Kadetten Böhme geführt. Als die Sektionen in der linken Allee am Prinzenhaus vorbeimarschierten, grüßten in Zivilkleidung dastehende Geheimpolizisten, die zum Schutz der Kaiserin hinter einer Schnur standen, die, zwischen zwei Stäbe gespannt, jeden Unbefugten den Eintritt in dem Umkreis des Prinzenhauses verwehrte. Tuschelnd machten sich die Kadetten gegenseitig auf die an einem hohen weißen Fahnenmast flatternde rote Standarte der Kaiserin aufmerksam.

Nach einem Marsch von 20 Minuten gelangten sie dann zwischen Erlengestrüpp und Zwergtannen auf den Kadettenfriedhof, der am Seeufer angelegt war. Dort befand sich schon der Oberst. Er unterhielt sich gerade kopfschüttelnd mit dem Stabsarzt und den hinter ihm im Helm und Dienstanzug versammelten Offizieren, neben denen auch das gesamte Lehrerkorps in schwarzen Gehröcken und Zylindern Aufstellung genommen hatte. Nachdem die beiden Kompanien auf den ihnen vom Adjutan-

ten des Oberst angewiesenen Platz hingeleitet waren, warteten alle. Es bestand ja eine leise Hoffnung, daß die Kaiserin an dieser Trauerfeier teilnehmen würde. Die offene Grube war daher mit Brettern belegt, über die man viele Tannenzweige gestreut hatte, um den Schrecken vor der Grabestiefe den Augen der Landesmutter zu ersparen.

Immer noch wurde gewartet. Lehrer Ärmel, der Gesangslehrer, hatte inzwischen die Kadetten seines Kirchenchors neben der Grube aufgestellt und sang ihnen, mit einer Stimmgabel in der Hand, schnell noch einmal die ersten Töne des Liedes: ‚Wie sie so sanft ruhn' leise vor. In seinem fettigen, von gelbweißem Stichelbart umwachsenen alten Gesicht drückte sich ehrlicher Kummer aus. Hinter seiner Goldbrille wischte er sich dauernd mit einem Finger seiner in schwarzem Glacéhandschuh steckenden Hand die Augenwinkel aus. Doch jetzt kam Bewegung in die Offiziere. Oberst Schwerin eilte durch welkes Gras zwei kaiserlichen Lakaien entgegen, die in silberbetreßten Livreen gravitätisch mit einem im Durchmesser anderthalb Meter großen Kranz aus Herbstblumen und rotem Laub langsam ankamen. Eine weiße, breite Atlasschleife pendelte hin und her. Auf ihr leuchteten die in glänzendem Gold aufgedruckten Initialen der Kaiserin. Der Kadettenkommandeur grüßte die beiden Lakaien so stramm, als wären sie Vorgesetzte. Nachdem dann der eine von den beiden dem Oberst mit herablassender Miene etwas zugemurmelt hatte, salutierte Graf Schwerin wieder. Darauf schaute er diesen hünenhaften kaiserlichen Lakaien interessiert zu, wie sie den Kranz vor dem Grabe niederlegten. Nachdem dies geschehen, stellten sich beide mit gezogenen Zylindern, von denen das Silber der Adlertressen leuchtete, neben den Kompaniechefs auf und ließen ihre Fangschnüre, ohne eine Miene zu verziehen, von den Nächststehenden bestaunen.

„Ihre Majestät", raunte nun der Oberst dem Hauptmann von Krohn traurig zu, „hat eine leichte Erkältung. Die hohe Frau mußte daher ihr Allerhöchstes Erscheinen leider absagen. Wir können also anfangen." Unmittelbar danach begann ein achselzuckendes Gemurmel:

„Die Kaiserin kommt nicht." Erst flüsterten es sich die Offiziere zu, dann das Lehrerkorps und schließlich die Kadetten. Der Oberst gab Lehrer Ärmel ein Zeichen. Darauf begann der Kirchenchor sein Lied . . .

„Wie sie so sanft ruhn – alle die Toten! . . ."

Die Wellen des Plöner Sees begleiteten den Gesang melancholisch. Nachdem die Stimmen verklungen waren und nur noch das Gezischel der Binsen am Uferstrand im Wind zu hören blieb, näherte sich, Schritt für Schritt, der Trauerzug. Von vier Aufwärtern in himmelblauer Sonntagslivree getragen, sah man den Sarg aus Erlengebüschen vorkommen. Hinter ihm schritt der Militärpfarrer im Talar, mit der Bibel in der Hand. In gemessenem Abstand folgte die Mutter des Kadetten, ganz verhüllt in schwarze Kreppschleier. Zwei Töchter stützten sie. Dahinter schritten einige Verwandte. Während der Sarg auf die mit Tannengrün bedeckten Bretter niedergesetzt wurde, erklang noch einmal das Lied klar und rein in der Luft . . .

„Wie sie so sanft ruhn – alle die Seligen! Und nicht mehr jammern, hier – wo die Klage schweigt! Bis sie ein Engel hervorruft – schlummern . . ."

Erst als die Töne ausgeklungen waren, trat der Pfarrer hinter das Kopfende des Sarges, schlug die Bibel auf und sprach dann mit vor Rührung gehemmter Stimme:

„Wir hören die Worte aus dem 39. Psalm: ‚Siehe meine Tage sind eine Hand breit bei dir und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben. Sela! Sie gehen dahin wie ein Schemen' . . ." Doch er konnte nicht weitersprechen, denn das Schluchzen der Mutter wurde so laut, daß der Oberst zu ihr hineilte und ihr anscheinend etwas Tröstendes zuflüsterte. Jedoch sie wurde in seinen Armen ohnmächtig. Man mußte sie vom Sarge forttragen, wobei die beiden kaiserlichen Lakaien, nachdem sie ihre adlerbetreßten Zylinder eilig wieder aufgestülpt hatten, mit zugriffen. Die schwarz verhüllte Frau wurde unter Birken auf eine Bank gesetzt. Doch die Mutter raffte sich jäh wieder auf, stürzte an den Sarg vor und trat, der kaiserlichen Widmungs-

schleife nicht achtend, über den Kranz hinweg und warf sich dann auf den Sarg.

Es entstand solch eine peinliche Erregung, daß sich keiner der Vorgesetzten des toten Kadetten zu helfen wußte. Graf Schwerin rief dem Lehrer verzweifelt leise zu: „Singen! . . . Na, vorwärts! Singen!!" Aber einige Lehrer und besonders der Studienrat bedeuteten dem Pfarrer, er solle doch weiter sprechen. Sichtlich erschrocken blickten sich die Kadetten an. Die beiden kaiserlichen Lakaien waren, ohne besonderen Auftrag dazu, unmittelbar hinter die vor Schmerz wie besinnungslos weinende Mutter getreten, jede Sekunde bereit, irgend etwas zu tun.

„Meine geliebte Trauergemeinde!" fing nun der blaß gewordene Pfarrer wieder an, „im ersten Korinther Brief heißt es im 15. Kapitel bei unserem Apostel Paulus", und jetzt versuchte er mit seiner Stimme das Schluchzen der Mutter zu übertönen: „Ist aber die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden. So sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren."

„Verloren?" schrie da die Mutter auf und rief dann all der sie umstehenden Menschen nicht achtend immer wieder: „Verloren?! Verloren!"

„Nein!" riß da der Pastor seine beiden Arme hoch. „Nein! Du vom Schmerz so tief gebeugte Mutter unseres vielgeliebten, toten Kameraden, Zöglings und Kadetten Böhme! Nein! Dein Sohn ist nicht verloren! Nein! Sonst wären ja auch wir alle die Elendesten unter den Menschen! Nun aber *ist* Christus auferstanden von den Toten!" Nach diesem lapidaren Satz hob sich die Mutter den Schleier aus dem Gesicht, blickte den Pfarrer zitternd an und fragte, so daß nur er es hören konnte:

„Ist Christus — — auferstanden?" Der Pastor wurde von dieser Frage fast umgeworfen. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, schrie er über den Kirchhof:

„Christus ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. Denn gleich wie wir alle sterben, so werden wir in Christo auch alle wieder lebendig gemacht werden!"

Von dem zornigen Ton seiner Stimme erschreckt, war die Mutter verstummt. Doch plötzlich rief sie ihm zu:

„Wenn wir alle in Christo wieder lebendig gemacht werden, warum macht er mein Kind nicht wieder lebendig?! Warum? Warum?" Sie sank in den Kreppschleiern zusammen. Die beiden Lakaien faßten sie unter die Arme, hoben sie auf und führten sie dann von dem Kirchhof hinweg, während einige der Offiziere und Lehrer erregt gestikulierend hinterherliefen. Der Sarg wurde nun, nachdem die Bretter beseitigt waren, an Stricken in die Grube hinuntergelassen. Neben einem ziemlich großen Sandhaufen stand ein Aufwärter und schaufelte eine Schippe voll, die er erst dem Oberst, dann den anderen Vorgesetzten hinhielt. Jeder warf darauf eine Handvoll gelblicher Erde auf den Sarg hinunter. Auch die Kadetten kamen an die Reihe. Als U 2 Sand hinunterwarf, hörte er ihn hart am Sargdeckel aufschlagen. Er stierte in die schwarze Grube. Aber sein Hintermann stieß ihn weiter. Während dann alle zusammen das Lied anstimmten . . .

„Jesus! meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben . . ."

wurde die Trauerfeier beendet. Der Oberst konnte es noch immer nicht verstehen, warum Ihre Majestät nicht erschienen war. U 2 war von dem Eindruck, den die sich an das Grab klammernde Mutter auf ihn gemacht hatte, so verwirrt, daß er wie mechanisch mit den anderen vom Kirchhof fortging. Als die Kadetten aus dem Erlengebüsch auf den Weg kamen, sahen sie noch gerade, wie die verschleierte Mutter ihres beerdigten Kameraden samt ihren Töchtern, von den Lakaien in eine Mietskutsche verpackt, davonfuhr. Beide Lakaien zogen ihre Zylinder.

Als die Kompanien sich auf dem Rückmarsch wieder dem Prinzenhaus näherten, kam ein Offizier gelaufen und schrie:

„Befehl des Herrn Obersten: Sobald ihr am Prinzenhaus vorbeikomt, soll ‚Deutschland! Deutschland über alles!' gesungen werden. Also gefälligst eure Mäuler auf! Und dann: so laut als jeder kann!"

In der Höhe der Kaiserinstandarte angelangt, begann die 1. Sektion, wie befohlen, das Deutschlandlied zu brüllen. Seine patriotischen Töne wurden dann von allen nachfolgenden Kadetten, wie um die Trauerfeier zu vergessen, in die Fenster der Kaiserin hinaufgejauchzt. Und zwar – im festen Tritt mit Augen links!

Wieder oben im Karreehof angelangt, stellte sich der Offizier vom Dienst, Leutnant Fedor Grohe vom Freiburger Infanterieregiment Nr. 113, forsch vor die 1. Kompanie hin, schlug sich die Scheide seines Degens gegen die Beine und sagte in badischem Dialekt:

„Gelle, Kadetten – jetzt habt ihr mal etwas erlebt! Der Tod . . . ist halt . . . der Tod. Aber ihr lebt noch! Gelle? Und ich lebe auch noch! Und die ganze übrige Welt – lebt noch! Deshalb sperrt jetzt mal eure Schnäbel auf und stimmt mit mir ein in den Ruf: ‚Unsere deutsche Kaiserin – Hurra!" Nach einem donnernden ‚Hurra' der Kadetten – schritt er langsam die Front ab, sichtlich darüber geschmeichelt, daß ihm jeder Kadett auf die Brust seines Waffenrocks sah, auf dem der Orden des ‚Zähringer Löwen' und die ‚Rettungsmedaille' am gelben Band im letzten Abendlicht glitzerten. Seine taillenschlanke, jugendliche Gestalt mit der nagelneuen hellblauen Schirmmütze schneidig schief auf dem künstlerisch gewellten, dunklen Haar über seinem energischen Gesicht, das schokoladenbraun verbrannt war, hatte ihm bei den Kadetten den Ehrennamen ‚Theodor Körner' eingebracht. Im Korps galt er als der Inbegriff alles dessen, was ein junger Offizier erreichen kann: nämlich – ein Held! Leutnant Grohe hatte vor einem Jahr beim Hochwasser in Freiburg, als die Brücke über der Dreisam von den reißenden Wasserstrudeln fortgerissen war, nicht nur im letzten Moment, da alles Licht ausgegangen war, geistgegenwärtig mit einer Fackel in der stockfisnteren Nacht die Equipage des Erbgroßherzogs von Baden noch rechtzeitig vor dem Sturz in die Fluten aufgehalten, sondern sogar noch drei Personen aus dem vorbeirasenden Wassergebrause herausgeholt.

Als er nun am linken Flügel der Kompanie angelangt war, ließ er das zweite Glied drei Schritt zurücktreten und ging dann ebenso forsch die Front dieser Kadetten bis zum rechten Flügel hin ab. Dabei klapperte er mit dem Degen, daß die Kadetten vor Lust lachen mußten. Jetzt zog er sich die weißen Handschuhe aus, stemmte seine behaarten Hände in die Hüften, zeigte fletschend sein gesundes Gebiß und rief dann grinsend:

„Gelle? Und jetzt seid euch mal bewußt, daß ihr noch nicht in der finsteren Grube unten – im Sarg liegt! Gelle?" Ein Stimmenhallo erhob sich, in das hinein der Offizier scharf kommandierte: „Wegtreten!"

Als er dann in dem Gedränge der in das Schloß zurückrennenden Kadetten U 2 bemerkte, hielt er ihn mit vorgehaltenem Degen auf. „Na? Fritze! . . . Siehst du mich denn nicht? Komm mal her! Wie geht's deinen Tanten in Freiburg?" U 2's Augen leuchteten auf. Dann erwiderte er mit den Händen an der Hosennaht:

„Gut, Herr Leutnant!"

„Freut mich. Na – nun zieh dir mal des Königs Rock aus. Gelle? Kleide dich in deine Litewka – und komm zu mir. Ich lade dich zum ‚Kaukau' ein!" Er griente. Sein badischer Bursche nämlich nannte den aus dem Kolonialwarengeschäft in Plön unten für den Herrn Leutnant besorgten Kakao immer ‚Kaukau'. Grohe sah dem davonhetzenden U 2 nach. Dann zog er den Degen halb aus der Scheide, stieß ihn wieder hinein, schaute zu all den vielen Schloßfenstern hoch und murmelte: „Ihr Preußen! Gelle?"

„Nimm Platz!" rückte er nun U 2, der eben bei ihm ins Zimmer eingetreten war, einen Stuhl aus dem Weg, damit sich der Kadett in die bequeme Sofaecke setzen konnte. Das dienstlich gelieferte Mobiliar war nämlich zweckmäßig hart. Über dem Sofa hing eine große Fotografie des greisen Großherzogs von Baden. Daneben eine Ansicht des Freiburger Münsters. Auf dem Schreibtisch stand ein als Tintenfaß zu gebrauchendes, fein geschnitztes Schwarzwälder Häuschen. Zwischen zwei Fenstern tickte eine kleine Kuckucksuhr. Der Waffenrock des Leutnants war

über einen Stuhl gehängt. Grohe stand in Hemdärmeln am Tisch. „Mach dir's gemütlich! Gelle?" Dann klatschte er in die Hände: „Heh! Boberl! Wo bleibt der Kaukau!" Darauf kam sein Bursche in Drillichjacke herein, stellte zwei große Tassen, eine Kanne und einen Teller mit Kuchen auf den Tisch. „Da! Boberl!" stopfte Grohe seinem Landsmann eine Cremeschnitte so tief in den Mund, daß der fast daran erstickt wäre, und befahl „Abmarsch!", woraufhin der Bursche verschwand. Nachdem der Leutnant die Tassen gefüllt hatte, setzte er sich auf einen der Stühle breitbeinig wie in einen Sattel hin und begann plötzlich laut zu lachen. „Gelle", häufte er U 2's Teller mit ‚Luccaaugen', deren goldgelbe, klebrige Glasur über die Schlagsahnefüllung tropfte, „deine Tanten sind . . . eben die Tanten! Was wäre Freiburg ohne die Tanten? Wenn man am Bahnhof ankommt und der Gepäckträger einem den Koffer abnimmt, gleich fragt er: ‚Geht's etwa zu den Fräulein Klehe?' Gelle! Jaaa, du kennst nur das Haus in der Werderstraße! Aber *ich!* Ich kannte noch die große Villa auf dem Weinberg! Gelle? Dort, wo jetzt das Theater steht. Ja! Nämlich . . . mein alter Herr, der hat mit deiner Mama und den Tanten dort . . . die ‚Jungfrau von Orleans' gespielt. Ja! Die Klehesche Villa war berühmt. Gelle? Aber trink doch deinen Kaukau aus! . . . und red' was!" Mit einmal boxte er ihn in die Seite. „Na, nun sei mal nicht so preußisch! Du hast doch badisches Blut in dir! Gelle? Süddeutsches Blut! Gelle? . . . Was zitterst du denn? Na – nun wein nur nicht. In der Röhre stehen Klöße. Du siehst sie nur nicht . . ." Er lachte, steckte sich eine Zigarre an und nahm plötzlich U 2's Kopf in beide Hände . . . „Ich weiß alles von dir! Man hat dich geprügelt. Ich habe lange mit dem Hauptmann über dich gesprochen. Er hätte das nicht tun sollen. Wir reden natürlich hier vertraulich. Ich bin ein alter Freund deines großväterlichen Hauses. Himmel noch emol! Was hab ich mit der Fanny und Emma für Späße getrieben, wenn wir im Schlitten ins Höllental 'rauf sind! Gelle? Erst – da wollte ich partout nicht Kadettenerzieher werden. Dressur ist

nicht mein Fach. Nur das Leben erzieht uns. Aber als ich damals diese Arbeiter erst nicht aus dem Hochwasser 'rausangeln konnte und immer wieder von neuem 'rein mußte, bis ich sie dann endlich am Ufer hatte, da hab ich mir was an der Lunge geholt. Pech! . . . Na – trink! Trink! Gelle? – Vertraulich: Ich bleib nur noch einen Monat hier. Dann geht's nach Freiburg zurück! Zum Regiment. Na, Fritze – sag was!" U 2 wischte sich den Mund, sah den Leutnant abwesend an. Mit einmal fragte er:

„Ist es eigentlich wahr, Herr Leutnant, was mir die Tanten erzählten: bei dem Hochwasser damals, da haben die Münsterglocken so unheimlich geläutet . . . und das Brausen der Dreisamwasser hat man bis in das Palais des Erzbischofs hinein gehört?"

„Das ist wahr." Grohe sah vor sich hin und strich sein kleines Bärtchen. „Doch! Es klang wie die Sintflut! Gelle? Anders können die Wasser bei der Sintflut auch nicht gegurgelt haben und hochgestiegen sein."

„Sintflut . . .", wiederholte der Kadett merkwürdig und schlürfte seinen Kakao aus.

„Mein alter Herr war Professor der Geschichte in Heidelberg. Junge!" setzte Grohe sich mit einmal krachend neben den Kadetten auf's Sofa." Deine Frau Großmutter hat noch kürzlich mit mir über dich gesprochen. Sie liebt dich, weil du ihren ‚Pfiffi' so gern hast. Weißt du's noch? . . . Wenn der Kanarienvogel morgens von ihr aus dem Käfig gelassen wird und er dann zuerst auf die Blumen am Fenster flattert und hernach auf die Gardinenstange? Und wie dann alle im Haus zusammenlaufen und ‚Pfiffi! Pfiffi!' rufen, weil das Biest nicht mehr in den Käfig zurück will? – Das letzte Mal mußte sogar ich zu Hilfe kommen! Ein reizendes Tierchen! Wenn man's in der Hand hält – so federleicht! Gelle?" Es entstand ein sonderbares Schweigen. Plötzlich rückte er dem Kadetten nah und fragte ganz leise: „Willst du Kadett bleiben? – Sag einfach: Ja oder nein!"

„Papa will es."

„Ich frage dich, ob *du* es willst? Nämlich, deine verehrte Großmama, sie würde dich sofort aus diesem ollen Kasten hier herausnehmen – wenn du es willst." Er äugte fast widerwillig durch die Fenster auf den gegenüberliegenden Schloßflügel. „Übrigens, auch dein Onkel Anton . . ."

„Auch mein Onkel Anton?" U 2 löffelte an einem Stück Kuchen herum.

„Jener Hirsch! Gelle? Den du ihm gezeichnet hast . . . Gelle? Ja, der Herr Forstrat ist ein warmfühlender Mann. Also wenn du es mir jetzt anvertraust, ob du Kadett bleiben willst oder nicht – dann überlasse das übrige mir! Ich hole dich heraus. Ich war auch nicht Kadett. Nein! . . . Ich habe eine herrliche Jugend gehabt und, um diese Wasserleichen unter der geborstenen Dreisambrücke herausfischen zu können, dazu brauchte ich ja nicht vorher Kadett gewesen zu sein, denn . . .", doch er brach den Satz ab, da U 2, bald krebsrot, bald blaß werdend, mit einmal schluchzend in der Sofaecke zusammenkauerte. Grohe streichelte ihm über den Kopf. Da schaute der Kadett ihn an und flüsterte:

„Mein Vater will es! . . . Mein Vater will es doch . . ."

„Ja, hat denn dein Papa – kein Verständnis für dich? *Mein* Papa, der tat immer alles, was *ich* wollte. Gelle? Sogar wie ich als Student hinter unseren bildschönen Schwarzwälder Mädels her war, da freute er sich. Wir Badenser . . . sind halt keine Preußen. – Fritze! Willst du denn ein Preuße werden? Deine Großmutter Albertina, die verehrt zwar deinen Herrn Vater, den General . . ." Er zwickte ihn in die Backen. „Nein! *Du* schaust nicht so aus . . . wie ein Preuße! Gelle? Es tät mit halt's Herz weh, wenn aus dir so ein verprügelter Preuße würde. Gelle?" Der Kuckuck in der Uhr rief sechsmal. „Was denn? Schon so spät? – Na, Junge! Die Entscheidung ist natürlich bei dir! Gelle? Ich würd' dich halt auch gern aus dem Hochwasser herausfischen! Gelle? Dafür hab ich ja diese Rettungsmedaille gekriegt! Gelle?"

„Darf ich sie sehen, Herr Leutnant?" Grohe holte den Waffenrock vom Stuhl und zeigte dem Kadetten die Orden. Nachdem U 2 das blanke Metall länger angestaunt hatte – stand er plötzlich auf und legte die Hände an die Hosennaht: „Danke gehorsamst!" Da blickte Grohe in die Luft. Mit einmal sagte er:

„Na, nun geh! Es ist Zeit. Und wenn du wieder mal nach Freiburg kommst, dann wollen wir zusammen im Schwarzwald wandern. Gelle? Wo die Märchen zu Hause sind. – Du liebst doch die Märchen! Gelle? Die Tanten sagten mir: die Geschichte von dem ‚Mann mit dem Steinernen Herz', die hättest du immer wieder gelesen. Ja – der Teufel steht halt überall hinter so'ner Schwarzwaldtanne und fragt: ‚Willst du die Ehren dieser Welt? Dann gib mir erst . . . dein Herz!' Junge, wir haben hier als Freunde gesprochen. Davon erfährt selbstverständlich keiner etwas. Versprich mir's!" Er klopfte ihm auf die Schulter. „Fritze! Gib dein Herz nicht her! Laß dir's nicht nehmen! Gelle? Na – nun geh!"

Die ganze Nacht mußte U 2 über die Worte Leutnant Grohes nachdenken. Indem er die Entscheidung, ob er Kadett bleiben wolle oder nicht, ihm selbst überlassen hatte, war der Seelenkonflikt des Kadetten nun kaum mehr für ihn tragbar geworden. Sollte er sich mit seinem eigenen Willen gegen den des Vaters auflehnen? Der General bedeutete damals für den Kadetten so etwas wie ein Fels im stürmischen Meer der Ereignisse. Er hatte die ganze Erfahrung des Lebens. Er hatte, obwohl unnahbar, doch eine Güte, die, wenn er seine Arme auftat, um ein Kind zu umarmen, das Gefühl unbedingter Geborgenheit gab. Ihn traurig zu sehen, war das größte Leid . . . und der Kadett wußte, wenn er dem Wink Grohes oder der Großmutter folgen würde und den Kadettenrock ausziehen, daß dann die Augen seines Vaters unerträglich traurig würden. Gewaltsam stellte er sich vor, wie sein Vater der Härte des Schicksals standgehalten hatte. Erst im Kadettenkorps, später als junger Leutnant, als er in Danzig, um

die Schulden eines Bruders abzuzahlen, über ein Jahr lang nur von trockenem Brot und etwas Käse gelebt hatte. Dann die drei Feldzüge. Der Kadett kam sich mit einmal so läppisch vor. Auch erschien ihm die Gestalt seines Urgroßvaters riesenhaft in diesem Konflikt der Entscheidung. Als vierzehnjähriger Ordonnanzoffizier beim Herzog von Braunschweig hatte er, nachdem er 1806 bei Jena ein vor Napoleon fliehendes Preußenbataillon mit der Fahne in der Hand aus dem allgemeinen Rückzug wieder vorgeführt hatte, den Pour le mérite bekommen. Bei Leipzig war ihm dann später das Bein zerschmettert worden. U 2 dachte an jenen berühmten, in Büchern abgedruckten Brief, den der junge Leutnant während der ohne Chloroform ausgeführten Operation, als man ihm das Bein absägte, an seine Mutter geschrieben hatte, ohne von seinen Qualen auch nur Erwähnung zu tun. Diesen in der Familie als Held verehrten General von Eberhardt sah er vor sich. Ihm nachzueifern, hatte der Kadett seinem Vater in die Hand gelobt. Sollte er jetzt die Uniform ausziehen und irgendwo am Genfer See als ‚Zivilist' erzogen werden? Er mühte sich, die ‚Kaukaustunde' mit Leutnant Grohe zu vergessen.

Uhle, der diese in dem Kadetten widerstreitenden Gedanken jetzt elementar neu erlebte, wußte plötzlich selber nicht mehr, welche Entscheidung dereinst am ‚Jüngsten Tage' die rechte genannt würde. Darf sich einer gegen den Koloß der Tradition erheben? Darf er es, wenn er nicht ganz sicher ist, daß er Besseres weiß als das Althergebrachte? ‚Siehe, mein Leben ist wie nichts . . .', so hieß es wohl vorhin im 39. Psalm. Wie nichts, vor dir, o Gott! Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben . . . „Wie gar nichts?" fragte sich Uhle. „Also wie Nullen? Nitschewo! Wie es der Neffe Gortschakows nannte? – Nein! Das kann nicht wahr sein!" Und nun spürte er wieder die ganze Kraft zu seinem Wege . . . Außerdem – wo leben die Menschen denn . . . so sicher? Werden sie nicht gejagt? Torturiert von der Lebensangst – wohin er blickte? Im Psalm hieß es weiter: ‚Sie gehen dahin wie

Schemen'. Aber warum sind sie Schemen? Gerade dies ist es ja, was sie nicht sein sollen! . . . Gewiß, wie Schemen zogen die Erinnerungen bisher an ihm vorbei — wie nichts . . . Aber was er seit seinem Erlebnis vor Verdun wollte, war ja gerade, aus Schemen . . . Menschen zu machen! Aus Nullen . . . Einser! Diese Notwendigkeit, von seinem Unbekannten Soldaten in ihm geweckt, wurde ihm, je mehr er vorwärtsging, immer gewisser. Und als er jetzt beide Kadettenkompanien unbeweglich wie Zinnsoldaten als Spalier rechts und links von dem breiten Kiesweg aufgestellt sah, der vom Prinzenhaus bis hinunter zu der kleinen Spezialbahnstation führte, die eigens gebaut war, damit hier die Extrazüge halten konnten, wenn Mitglieder fürstlicher Familien Plön besuchen wollten, fühlte er den Anblick solcher Sonderrechte wohl mit als Keimzelle zu seinem späteren Erwachen.

Früher als beabsichtigt verließ die Kaiserin Plön. Der Oberst hatte infolgedessen die Kadetten hierherbefohlen. Wieder im Waffenrock mit breiter Ordensschnalle, die Hosen schraubenzieherhaft und nur von den Sporen am Absatz gehalten, kam er jetzt mit den Kompaniechefs, wie gewöhnlich schmalzig-breitsprechend, an. Er ging zwischen dem Kadettenspalier hinunter und begrüßte unten den Stationsvorsteher, der in nagelneuer roter Mütze vor dem blauen Sonderzug der Kaiserin bereitstand.

U 2 blickte zu den hohen Linden hinauf, aus deren Ästen herbstlich gefärbte Blätter unaufhörlich niederwehten. Eingeknöpft in seinen Kadettenrock, die Mütze mit dem Schutzschild waagerecht über den Augen, die Hände an der Hosennaht, eingereiht in die 300 Kadetten, eingereiht in das gleiche, eherne Schicksal . . . stöhnte er leise:

„Aber mein Herz möchte ich doch nicht verlieren — wie jener Mann — im Märchen . . . Nein! Nein! Nein!" Vom Prinzenhaus her fuhr ein Hofwagen vorbei, der hinter den Lakaien mit dem kaiserlichen Gepäck hoch getürmt war. Lauter blank geriebene, braune Lederkoffer. In einem zweiten Wagen saßen die Kammerfrauen und

Kammerlakaien der Kaiserin. U 2 blickte neugierig, aber gedankenfern zu, wie das Gepäck in den Hofzug verladen wurde. Stramm grüßend trat der Oberst jetzt an einen der Lakaien heran und flüsterte mit ihm. Gleich darauf drehte er sich zu den Kompaniechefs um und winkte, während ihm ein Leutnant ein so großes Bukett roter Rosen überreichte, daß Schwerins Oberkörper für einen Moment dahinter verschwand. Mit einmal begann ein Geflüster bei den Kadetten . . .

„Die Kaiserin! Die Kaiserin!" Doch da erschien erst Gordat oben in der Allee. Er gab dem Oberst mit seinem Helm ein Zeichen. Graf Schwerin zögerte, ob er unten warten solle oder der hohen Frau entgegeneilen. Schließlich entschloß er sich zu letzterem und versuchte nun, so schnell dies ihm bei seinem kurzen Atem möglich war, den langen Kiesweg hinaufkeuchend, noch rechtzeitig oben anzukommen. Dort angelangt, kommandierte er heiser:

„Stillgestanden! Ihre Majestät, unsere Allergnädigste Kaiserin und Könign! Hurra!" Während das Hurra der 300 Kadetten losbrauste, ging der Oberst der Kaiserin entgegen. Mit einer tiefen Verbeugung übergab er ihr das Rosenbukett, das, da es für ihre Hand viel zu schwer war, sofort von dem diensttuenden Kammerherrn abgenommen wurde. Dann war es dem Kommandeur gestattet, die zitronengelb behandschuhten Finger der Landesmutter zu küssen. Auguste Viktoria sah nun mit mütterlichem Lächeln den Kiesweg hinab, wo zu beiden Seiten die Kadetten standen. Hinter ihr der Kronprinz gab ihr einen leichten Schubs. Daraufhin schritt sie los. Ihr hellgraues Seidenkleid schleppte knisternd über den Kies. Auf dem Silberhaar trug sie einen Kapotthut. Ihre lange, dreifache Perlenkette um den Hals schlenkerte bis zur dünnen Taille. Nach rechts und links ihren Kopf immer grüßend verneigend, und hie und da einen Kadetten besonders freundlich, jedoch ohne sich etwas dabei zu denken, an lächelnd, ging sie langsam durch das Spalier zu ihrem Hofzug hinunter. Unmittelbar hinter ihr folgten die drei Prinzensöh-

ne, die sich alle Augenblick gegenseitig vor Vergnügen darüber pufften, daß die Kadetten so stramm dastanden. Hinter ihnen, zwischen der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorf, einer schon älteren Dame, auch in grauem Seidenkleid, und der Hofdame Freifrau von Gerstdorf in dunkelroter Atlasrobe, tänzelte Gordat lustig in seinen Lackschuhen als Vertreter des Generals von Deines, den der Kaiser zu sich nach Kiel bestellt hatte, und erzählte anscheinend Witze, denn die Hofdamen lachten so laut, daß die Kadetten, an denen sie vorüberkamen, unwillkürlich mitlachten. Nachdem dann noch einige Lakaien und Geheimpolizisten vorbeigekommen waren, sah U 2, wie sich die Kaiserin an der Station von ihren Söhnen verabschiedete. Der Oberst, die Offiziere und der Stationsvorsteher, mit ihren Händen an Helm und roter Mütze, standen derweil reglos da, wie Wachsfiguren in einem Panoptikum.

Doch jetzt ging die Kaiserin über einen roten Läufer hinweg, zu ihrem Salonwagen. Die Söhne halfen ihr beim Hinaufsteigen. Sie beugte sich aus dem breiten Fenster etwas heraus. Als dann die Hofdamen, Kammerherrn, Kammerfrauen und Lakaien in den verschiedenen Waggons verschwunden waren, trat der Stationsvorsteher vor und fragte die Kaiserin ‚alleruntertänigst', ob Ihre Majestät zu erlauben geruhe, daß er das Signal zur Abfahrt gebe.

Weich, wie auf Samt, fuhr der Hofzug langsam an. Die Prinzen zogen ihre weißen Mützen. Indessen auf ein fuchtelndes Zeichen des Obersten hin die Kadetten wieder ‚Hurra' zu schreien anfingen, glitt der kaiserliche Sonderzug immer schneller an all den grüßenden und Hurra brüllenden Menschen vorbei und in der Richtung nach Kiel davon.

Wieder in der Anstalt oben, war dann für die Kadetten Postausgabe. U 2 hatte einen kurzen Brief seiner Mutter erhalten, in dem sie ihm schrieb, daß seine älteste Schwester gegen den Willen des Vaters Malerin werden wolle. Er steckte den Brief fort, doch konnte er sich dann eines Gefühls heimlicher Bewunderung nicht erwehren. „Gegen

den Willen des Vaters?" murmelte er immer wieder vor sich hin, während er auf der Rampe unter den Linden zwischen seinen spielenden Kameraden hin und her ging. „Gegen den Willen des Vaters . . ."

„Der Sozialismus, Herr von Pfuhl, ist keineswegs, wie Sie eben sagten, eine ‚verrückte Idee', sondern . . . eine Weltanschauung. Eine Wissenschaft! Ein Glaube!" Die Generalstochter sagte diese Worte, die sie von Herta Bismarck gehört hatte, im Brustton einer Überzeugung. „Aber so etwas, bester Herr von Pfuhl, werden Sie eben nur mit der Kraft des Geistes erkennen können." Sie sah, noch heiß vom Tanzen, den Husarenoberst herausfordernd an, als ihr der nach einem Walzer im Ballsaal des Kasinos der 1. Kürasserie in Königsberg verächtlich über den Sozialismus gesprochen hatte. Pfuhl strich sein ergrautes Bärtchen und bat dann Klara, ob er sich nun mit ihr eine Minute über rein Persönliches unterhalten dürfe. Aber der schneidige Rittmeister, Graf Dohna-Schlobitten, trat jugendkeck zwischen beide und behauptete . . . Fräulein Klara habe ihm den nächsten Tanz versprochen. Ärgerlich blickte der Husarenoberst dem davontanzenden jungen Paare nach. Als es nach einer Runde wieder an ihm vorbeikam, hielt er den Rittmeister auf und führte die Generalstochter fort zum Büfett.

„Gnädiges Fräulein", entschuldigte er sich, „Sie haben mir doch hoffentlich meine Äußerungen über August Bebel vorhin – nicht übelgenommen?"

„Ich?" lachte Klara hell auf, „i wo! Wie käme ich dazu? Oder denken Sie etwa – ich wäre eine ‚Sozialdemokratin'?" Sie nahm das Champagnerglas, das ihr der Husarenoberst gefüllt hatte, und trank ihm zu . . . „Aber man hat eben in der Gesellschaft allerlei Böses über diesen Bebel gehört. Zu Ihrer Beruhigung aber, Herr von Pfuhl, sei Ihnen gesagt: ich war einmal dabei, wie die Gräfin Bismarck in Varzin ihren Töchtern den Wutausbruch des ‚Altreichskanzlers' schilderte, als bei den Wahlen von 1877 Bebel und Liebknecht bei neun Prozent aller abge-

gebenen Stimmen . . . zwölf Sitze für die Sozialdemokratie im Reichstag erkämpft hatten. – Sehen Sie mich bitte nicht so ironisch an! . . . Aber eine Frage!" Sie setzte sich auf ein vergoldetes Stühlchen. „Oder billigen Sie etwa unsere heutige Staats- und Gesellschaftsordnung?"

„Ein alter Kavallerist wie ich, gnädiges Fräulein, ist kein Politiker. Aber natürlich lehne ich eine Partei scharf ab, die den Klassenhaß schürt und den Begriff des ‚Vaterlandes' für eine bloße Phrase erklärt."

„Na! Bravo!" klatschte Klara, verzog ihr Gesicht aber dann sarkastisch. „Der Begriff des Vaterlandes . . . mein Liebster, Sie sollten einmal mit Herta Bismarck über den Sozialismus sprechen. Aber freilich, denn *ohne* Vaterland, da gäbe es womöglich . . . keine ‚Husaren'!" Sie trank hastig. Mit einmal stellte sie das Glas weg und horchte der Musik zu im Nebensaal. „Chopin! . . . Ich liebe Chopin. Diese Polonäse muß ich unbedingt mittanzen. Sehen Sie nur, wie der Kürassier da seine Kesselpauken bearbeitet!" Indem sie nun die Polonäse laut mitsummte, ließ sie sich von einem Leutnant der 1. Grenadiere, Graf Wittgenstein, wieder in den Ballsaal zurückführen. Der Husarenoberst steckte sich eine Zigarette an und wollte gerade den Ball verlassen, als er festgehalten wurde:

„Wohin?" flüsterte die Generalin, „wollen Sie schon fort?"

„Verehrte Exzellenz – meine Mutter erwartet mich!"

„Nun? – Haben Sie mit Klara gesprochen?"

„Die eine Tochter des Herrn Oberpräsidenten scheint gegen mich zu intrigieren."

„Meinen Sie – Herta Bismarck? – Bitte bleiben Sie noch da!" Sie zog den Husarenobersten auf ein dunkelrotes Sofa, vor dem ein paar Kürassierordonnanzen eben ein Tischchen von Gläsern, Aschbechern und schmutzigen Tellern abräumten. – „Herr von Pfuhl – gestern kam ein Brief meines ältesten Sohns Magnus aus Plön. Ich bin ganz außer mir! . . . Denken Sie nur, schon wieder ist dort ein Kadett gestorben." Nach einer Pause fragte sie: „Sie waren doch auch im Kadettenkorps?"

„Ich?" erwiderte der Husar fast entrüstet, „o nein, Exzellenz! Das hätte meine Mutter nie zugegeben. – Oh, pardon . . ." fügte er rasch hinzu, als er merkte, wie die Generalin zusammengezuckt war. „Ich bitte, die Bemerkung gehorsamst zu vergessen. Pardon!" Die Generalin war aufgestanden und verbarg mit ihrem spitzenbezogenen Elfenbeinfächer das Gesicht. Plötzlich nahm sie den Arm des Divisionskommandeurs von Stolphagel, der sie dann, um die Polonäse tanzenden Paare herumführend, am anderen Ende des Kasinos in einer wichtigen Angelegenheit über die Karriere ihres Mannes ganz vertraulich zu sprechen wünschte.

„Handelt es sich etwa um den Pascha?" fragte die Generalin erregt, „etwa wegen des Alarms? Reden Sie! Sie foltern mich, bester Herr von Stolphagel! Oder ist etwa . . . der ‚blaue Brief' in Aussicht?!" Sie starrte dem großgewachsenen Divisionskommandeur in sein verwittertes Gesicht und flüsterte dann, als der seine weißen Schläfen verlegen kratzte: „Um Gottes willen! Nein! Ich kann es nicht glauben! Soll mein Mann etwa – den Abschied bekommen? Also *das* ist die Rache des Paschas?!"

„Der kommandierende General", begann nun Stolphagel, „befahl mich letzten Dienstag zu sich in das Generalkommando." Er stockte: „Aber hier sind zu viel Ohren! Darf ich Sie bitten, gnädigste Exzellenz . . ." Er führte sie in ein einsames Zimmerchen. „Und natürlich: streng vertraulich! – Jedoch Ihr Gatte ist ein so alter, guter Freund von mir! Wir sind ja Kriegskameraden. Und vorher – da waren wir Kadettenkameraden! Aber vielleicht gehen wir besser in das Weiße Zimer! In das sogenannte Kürassierzimmer. Wie ich sehe, können wir dort ungehindert allein sprechen."

„Ich glaube, gnädiges Fräulein", stand der Husarenoberst noch immer am Büfett, als Klara, mit erhitzten Wangen und sich mit der Tanzkarte fächelnd, ankam, „Ihre Frau Mutter ist sehr böse auf mich."

„Mama? Und warum?"

„Ich weiß nicht. Verflucht! . . . Nämlich sonst, wenn ich zu Pferd sitze und meine Husaren hinter mir im Acker sehe, da fühle ich mich so verdammt sicher in dieser Welt. Aber hier . . . auf dem Parkett, da bewegt man sich . . . wie über Glatteis. Es ist mein Pech: Ich gebe im Leben immer falsche Antworten. Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte mich auch ins Kadettenkorps gesteckt."

„Ich weiß nicht, wovon Sie eigentlich reden, mein holder Herr von Pfuhl? Verzeihen Sie – ich wollte Ihnen nämlich nur rasch noch ein Wort über unsere Sozialgesetzgebung sagen – aber mir kommt mit einmal alles so komisch vor. Ich fühle mich so unendlich glücklich. So himmlisch! Ich tanze so gern. Und bei Graf Wittgenstein, da hat man das Gefühl – man fliegt! Wie der einen im Arm hält!"

„Gnädiges Fräulein – Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet?"

„Nein? – Ich dachte – Sie wissen – wie mein Vater darüber denkt."

„Seine Exzellenz würde, soviel ich von ihm verstehen konnte, wohl einverstanden sein, falls Sie sich zu einem ‚ja' entschließen könnten. Ich gebe zu, ich bin nicht mehr der Jüngste! . . . Aber, Gott ist mein Zeuge – gnädiges Fräulein . . . Doch ich fürchte, Sie werden wieder ironisch lachen, wenn ich Ihnen jetzt gestehe, daß Sie in meinem Leben . . ." Er hielt inne, da er das mühsam unterdrückte Lachen der Generalstochter bemerkte . . . „Sie denken wohl: so ein Husarenoberst, der hat mindestens wie der Casanova herumgetollt. Aber um Gottes willen! . . . Weinen Sie etwa?" Er reichte ihr rasch aus seiner Manschette ein Batisttaschentuch . . . „Gerechter Gott! Wie darf ich dies auffassen?"

Die Tochter des Kommandenten, vom Tanz und Sekt verwirrt, schluchzte plötzlich auf – und lehnte ihren Kopf dabei mit der Stirn gegen eine mächtige, grüne Vase, aus der eine Fächerpalme emporwuchs. Schüchtern wie ein kleiner Junge faßte der Husarenoberst nach Klaras Hand, die in einem bis über die Ellenbogen hinaufreichen-

den Glacéhandschuh eingeknöpft war. Plötzlich sah ihn die Generalstochter wie trunken an und lallte . . .

„Ihr Absolutisten! Ob Ihr nun Husaren seid, Kürassiere oder Grenadiere! Schon Euer Friedrich, der war auch so ein Absolutist!"

Von Pfuhl zog seine Hand wieder zurück:

„Man liebt anscheinend . . . Friedrich den Großen nicht?"

„Lieben? Stammt nicht von ihm das Wort: ‚Die Pflicht ist mein höchster Gott?' Aber *was* für eine Pflicht? Das hat er nicht dazu gesagt. Oder meinte er . . . das Vaterland? — Ach! Mein guter, bester Herr von Pfuhl — ich bin keine Frau für Sie . . ." und nun nahm sie den Ton einer altklugen Matrone an, „nein, ich bin Ihrer gar nicht würdig. Zudem reite ich nicht gern! Ich weiß, Sie haben ein herrliches Gut in der Nähe von Eydtkuhnen. Und Ihre verehrte Frau Mutter, die vergöttere ich geradezu! Andererseits aber hat der Staat, wie Herta Bismarck sagt, als sittliche Anstalt die Pflicht, das Leben und Eigentum jedes einzelnen Bürgers zu schützen. Voilá! — Nun, ich habe kein Eigentum, außer ein paar Patengeschenken. Aber — eines habe ich: Mein Leben! Und wer schützt mein Leben?"

„Ich wage nicht zu sagen . . . ich!"

„Ich weiß! Ich weiß!" lächelte sie da wieder voll unbeschreiblicher Ironie, „wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, der spricht zu dem Herrn: ‚Meine Zuversicht und meine Burg!' Nicht wahr? Das singen wir doch jeden Sonntag in der Kirche!"

„Ist es wahr, was mir Ihre Mutter neulich erzählte? Sie lesen mit der jungen Gräfin Bismarck zusammen . . . Carlyles ‚Französische Revolution'?"

„Ein himmlisches Buch. Wir vergöttern die Revolution."

„Sie? Eine Aristokratin?"

„Warum nicht? Die tolle Zarin, Katharina die Große, soll geäußert haben: ‚Ich bin eine Aristokratin, weil ich es von Amts wegen sein muß.' Aber", lachte Klara, „da ich

Gott sei Dank nicht von ‚Amts wegen' Aristokratin sein muß . . ." Der Husarenoberst versuchte zu grienen. Mit einmal staunte er sie an, wie ein Gymnasiast seine Angebete.

„Verflucht! . . . Fräulein Klara, nämlich, wenn Sie die Revolution so vergöttern? . . . Ich meine . . . denn unsere Verlobung – die gäbe doch in ganz Königsberg – eine Revolution!"

„Ich liebe Sie, Herr von Pfuhl! Und wären Sie mein Bruder, so würde ich sagen: wir reißen zusammen aus! Und dann beschützen Sie mein Leben! – Aber . . . was würde Papa dazu sagen? Vielleicht gar nichts? Denn bei ihm zählen ja doch nur die Jungens! Die Töchter zählen nicht."

„Aber . . . aber! Ihr Exzellenz Vater ist doch ein so herrlicher Mann – und so musikliebend!"

„Musikliebend? *Und* Militär-liebend! Eine Frage: Haben Sie eigentlich schon je die Darwinsche Deszendenztheorie studiert?"

„Was war das?" verschluckte sich Pfuhl am Sekt und wiederholte: „Was war das?"

„Mein Gott! Nun sehen Sie doch bloß mal all dies Gewimmel von Uniformen dort an! Und dazu diese Militärmärsche! Das Trommelfell tut mir schon weh!" Mit einmal sah sie ihn komisch an. „Dabei stammen wir doch alle – vom Affen ab! Haha . . ." Sie sprang auf, gab dem Husarenoberst mitten auf seine weiße Stirn einen schmatzenden Kuß und rannte dann in das Karussell eines eben begonnenen Walzers hinein davon.

Von Pfuhl war puterrot geworden. Er faßte sich an jene Stelle, wo ihn die Generalstochter geküßt hatte. Dabei stammelte er unverständliche Worte. Danach stand er sporenklirrend auf, langte nach einer Sektflasche. Doch in diesem Augenblick kam Klaras Mutter in ihrem orangegelben Atlaskleid, in allen Falten knisternd, allein aus dem Kürassierzimmer wieder heraus. Mit bleichem Gesicht fragte sie:

„Haben Sie meine Tochter gesehn? Bitte seien Sie so gut und holen Sie mir Klara. Ich muß sofort mit ihr in die Kommandantur zurück."

Als Uhle nun sah, wie der Husarenoberst U 2's älteste Schwester Klara zwischen den tanzenden Paaren hindurch zum Ausgang des Ballsaales geleitete, mußte er unwillkürlih an eine andere ‚Klara' denken, und zwar an jene schöne Aristokratin aus Assisi, die unmittelbar vor ihrer Hochzeit mit einem reichen italienischen Nobelmann, nachdem sie den heiligen Franz im Dom hatte predigen hören, so von seinem Wort ergriffen war, daß sie alle ihr bevorstehenden Freuden, Schätze, Ehren und Eitelkeiten dieser Welt noch in derselben Nacht verließ und, ihre langen goldenen Haare opfernd, den Schleier nahm, um dann als die ‚heilige Klara' mit ihren Gebeten die Sendung des Franziskus, dieses ersten großen Dichters und Sprachschöpfers Italiens zu begleiten. – Indem Uhle über diese Tatsache einer Hingabe an eine geistige Mission nachdachte, kam es ihm mit einmal wieder zum Bewußtsein, wie dürftig doch die Hingabe seiner selbst und der meisten seiner Zeitgenossen an die menschliche Annäherung zum Frieden untereinander immer noch ist, wie oberflächlich und nicht bis zur Tiefe eines wirklichen kompromißlosen Entschlusses reichend. Wohl flirten Aristokraten mit revolutionären Ideen, Generale mit den Musen, oder sein Vater . . . mit der Musik.

„Aber wo in seiner Zeit", redete er vor sich hin, „ließ einer – oder eine alles hinter sich? Die Ehren, die Macht, den Reichtum, die Freuden und Genüsse dieser dem Krieg dienenden Welt, um sich dann ganz der großen Idee einer Verwirklichung jenes Friedens zu weihen, der in uns selber anfängt . . . und nicht von Präsidenten, Kaisern oder Kirchen befohlen oder gar vorgeheuchelt werden kann?" In solcher Frage schritt er weiter – – jener großen, der letzten Erkenntnis entgegen, die ihm sein Unbekannter – nach wie langem Wege immer – am Ende verheißen hat. Und so ging er noch mutiger, noch zielsicherer weiter

durch diese Schemen, von denen der Psalm spricht . . . Da sah er seinen Vater.

Der General saß mit seiner Frau allein im Eßzimmer der Kommandantur am Frühstückstisch. Sein Bursche hatte gerade den Kaffee hereingebracht und die blankgeputzte, mit zwei Wappen geschmückte silberne Zuckerdose auf den Tisch gestellt.

„Sind die Kinder in der Schule?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Und die Töchter?"

„Fräulein Klara schläft noch, Exzellenz." Der General, der zum Reiten angezogen war, machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopf und schickte den Burschen hinaus. Die Generalin goß ihrem Mann die Tasse voll und reichte ihm aus einem mit sauberer Serviette ausgelegten Brotkorb ein Brötchen. Er nahm es, küßte ihr die Hand, lehnte sich an das Strohgeflecht seines Stuhls zurück – und betrachtete seine Frau. Sie saß ihm in einem graulila, bis zum Hals geschlossenen Wollkleid gegenüber und löffelte in ihrer Tasse herum.

„Wie ein junges Mädchen", schmunzelte ihr Mann. „Aber warum macht meine Schwarzwälderin solch griesgrämiges Gesicht?" Da er zum Frühstück weder Butter noch Ei nahm, begann er seine Semmel zu zerbröckeln und die trockenen Stücke langsam zu kauen, wobei er sich immer wieder den Schnurrbart von der Lippe strich. „Apropos . . . Klara hat sich ja gestern bei den Kürassieren unmöglich aufgeführt! – Übrigens, ich weiß gar nicht, warum alle Leute mir über sie Komplimente machen? Ist sie denn wirklich so hübsch? Jedenfalls . . . meine verehrte Großmutter Eberhardt, die sagte immer: ‚Ein junges Mädchen soll durch Bescheidenheit und Tugend auffallen.' – Wenn ich nur wüßte, wer unserer Klara all diese verrückten Ideen in den Kopf gesetzt hat? Oder meint sie sich interessanter zu machen, indem sie den jungen Leutnants bei der Quadrille unverdautes Zeug über den Sozialismus zum Besten gibt? Ich verehre die Gräfin Mutter in Varzin. Aber wenn ihre Töchter solch einen blödsinnigen

Einfluß auf unsere Kinder ausüben . . . Warum sagst du nichts, Mathi?" Da die Generalin schwieg, sah er nach der Uhr. „Heut' werde ich nicht zu Tisch kommen. Generaloberst von der Goltz besichtigt die Ulanen. Da muß ich dabei sein. — Ist dir etwa nicht wohl? Man sieht nämlich meiner ‚hoffnungsreichen' Gattin gar nichts an? Überhaupt . . . noch so schlank! Und dabei . . . wann glaubst du denn, wird das Ereignis stattfinden? Zu Ostern?"

„Karl!" flossen da der Generalin plötzlich Tränen, „ist es denn wirklich wahr, was mir Stolphagel gesagt hat?"

„Falls er dich bewunderte . . . so ist es wahr!"

„Ach! Unsinn. Aber das ist die Rache von dem Pascha! . . . Karl! Es ist doch nicht wahr, daß du verabschiedet werden sollst?"

„Verabschiedet!" Der General knöpfte sich die roten Aufschläge seines Waffenrocks übereinander und sagte dann mit feinem Lächeln . . . „Weißt du nicht, daß ein General *nie* verabschiedet werden kann?" Er setzte sich komisch in Positur. „Hat die Stolphagel etwa angedeutet, daß der ‚blaue Brief' im Anzug ist?" Er riß seine hellen Augen einen Moment weit auf, krümelte an dem Brötchen herum, trank den Kaffee aus und lachte . . . „Ja — das ist der Lauf der Welt! Übrigens schrieb mir Hindenburg kürzlich aus Magdeburg, er hätte sich schon einen Zylinder gekauft. Haha . . . Kannst du dir sein Gesicht im Zylinder vorstellen? . . . Aber *wo* werde *ich* mir den meinen besorgen?" Er sah wieder nach der Uhr. Dann sagte er: „Bist du nun sehr enttäuscht? Hattest du gehofft, ich würde einmal Feldmarschall werden? Na! — ‚Wisch ab, Luise, wisch ab dein Gesicht! Eine jede Kugel, die trifft ja nicht!' Außerdem: der ‚Blaue Brief' ist ja noch nicht unterschrieben vom Kaiser! Also du kannst hier wohl noch zwei bis drei Jahre lang die Kommandantin von Königsberg sein! . . . Und wie ich dir schon sagte: selbst dann gibt es keinen ‚Abschied'. Wir Generale", er schlug sich in Selbstironie vor die Brust, „wir werden nur ‚Zur Disposition gestellt'. ‚Z.D.' Man muß nur die Visitenkarte ändern." Er umarmte seine Frau lachend, hob sie vom Stuhl

auf und wollte scherzend mit ihr ein paar Schritte tanzen – doch da brach sie in heftiges Schluchzen aus. Der General sah sie merkwürdig an. Dabei zog er sich die Reitstiefel hoch, die er rechts und links an der Reithose festknöpfte und ging dann kopfschüttelnd aus dem Zimmer.

Die Generalin sank in sich zusammen. Minutenlang saß sie schluchzend da. Sonst war nur der Schlag einer Pendeluhr an der Wand zu hören. Auf einmal kam Klara mit offenen Haaren in einer mit Schwanenfedern besetzten rosa Nachtjacke über dem langen Batisthemd in rosa Pantöffelchen herein . . .

„Papa ist ja eben fortgeritten? Ich dachte, er wollte mit mir über den Husarenoberst reden? Mama . . . was hast du denn?" Da sprang die Generalin auf und schrie mit dem Ausdruck einer Furie, während sie die Zuckerdose umwarf und mit einem Löffel nach ihrer Tochter zielte . . .

„Raus! Ich will dich nicht sehn! Keinen will ich sehn! Die ganze Welt besteht nur aus Gemeinheit! Überall nur Schufte!" Sie ergriff das Brotmesser. „Diesen Pascha könnte ich glatt ermorden!"

„Ja, um Gottes willen! Was ist denn passiert?" Klara hatte sich am anderen Tischende erschrocken niedergesetzt . . . „Was ist denn passiert?" Die Generalin stierte sie an. Dann sagte sie:

„Kannst du dir Papa . . . im Zylinder vorstellen?"

„Laß mich nachdenken. Er muß ulkig drin aussehn! Soll das soviel heißen, als . . . wir werden ‚rausgeschmissen' aus der Kommandantur?"

„Rausgeschmissen?" schrie ihre Mutter auf. „Du hast kein Gefühl! Du bist auch nur so ein modernes, herzloses Gör! Wie du gestern den armen Husarenoberst behandelt hast! – Du willst wohl mit deiner Bismarck zusammen . . . Revolution machen?! Hätte dir Tante Marie nur nicht diesen Carlyle geschenkt . . . Schweige!"

„Ich habe ja gar nichts gesagt."

„Sei nicht so frech! Unterstehe dich nicht, mir jetzt etwa wieder über euern geliebten Bebel einen Vortrag zu halten!"

„Mama!“ schnellte da Klara vom Stuhl hoch . . . „Du stammst eben auch noch aus der alten Schule! Du bist im Kloster erzogen worden! ‚Heilige Maria, hilf uns! Heiliger Joseph, hilf uns! Heiliger Andreas, hilf uns!“

„Pfui!“ stöhnte die Generalin – und wiederholte „Pfui!“

„Mamachen – Hand auf's Herz: glaubst du an die ‚unbefleckte Empfängnis‘?“ Sie lachte und zerkrachte dann laut ein Brötchen.

„Krach nicht so!“ hielt sich die Mutter die Ohren zu. Dann starrte sie vor sich hin. – „Aber ich weiß, *wo* diese ganze Intrige begonnen hat! Wahrscheinlich bin ich den Herren im Militärkabinett nicht *preußisch* genug! Nur eine Badenserin! Und nicht vom Uradel! Nur bürgerliche ‚Nobilität‘!“ Sie lachte grimmig. „Weil wir Klehes nicht wie der Urahn deines Vaters das Testament Karls des Großen mit unterschrieben haben – deshalb sägt man deinen Papa ab! So ein einziger Mann! . . . Dabei noch so jung! Und *der* soll den Zylinder kriegen? Dabei ahne ich nicht, wie hoch die Pension sein wird.“ Nach einer Pause sagte sie plötzlich: „Neulich erzählte mir Papa, Königsberg hätte nur dann eine Chance zum Gouvernement erhoben zu werden, wenn es Krieg gäbe und die Russen vormarschierten. – Ach!“ glühten ihre dunklen Augen mit einmal auf, „ich wollte . . .“

„Aber Mama!“ unterbrach sie Klara, „du wirst doch wohl nicht den Krieg wünschen, damit Königsberg . . . ein Gouvernement wird?“ Die Generalin schwieg, ging ans Fenster und öffnete es. Vor der kalten, einströmenden Luft mußte sie husten. Sie schloß es daher rasch wieder. Dann sah sie ihre Tochter an und rief:

„Aber diese gemeine Intrige gegen Papa . . . werde ich aufdecken! Und wenn ich selber bis zur Kaiserin gehen müßte! Nämlich, wenn Fritz erst Prinzenmitschüler geworden ist, dann . . .“

„Mütterchen!“ stürzte Klara zu ihr und küßte sie ab, „ist denn der ‚Blaue Brief‘ schon da, daß du so außer dir bist?“

„Nein. Papa meinte . . . erst in zwei bis drei Jahren!"

„Erst in zwei bis drei Jahren?" umarmte sie Klara, „und da weinst du? Ja – wer weiß denn, ob in zwei bis drei Jahren unsere Welt noch zusammenhält! Zwei bis drei Jahre! Das sind fast tausend Tage! Überleg dir das mal, Mama. – – Nun komm!" Sie umfaßte ihre Mutter. „Du bist ja noch dünner in der Taille als . . . der Graf Dohna-Schlobitten! Und der erwartet nicht einmal . . . ein Baby! . . . Mamachen – ich liebe dich! Wollen wir den alten Goltz ermorden? Ich bin dabei! Die Charlotte Corday hat den Marat *so* erdolcht!" Sie hob ein Messer vom Tisch. „Wir müssen zum Angriff vorgehn! Papa ist viel zu anständig. Wir müssen Wölfe werden!" Mit einmal schüttelten sich beide vor Lachen. Als sie dann in den Korridor hinausgingen, blieb Klara stehn. „Ich sah doch Papa vorhin wegreiten – und jetzt spielt er Cello?"

Indessen Uhle in diesen sonoren Cellotönen wie in Lichtwellen aus anderen Sphären weiterging, sah er plötzlich vor sich den Lehrer Ärmel in der Klasse an der Tafel stehn. Er zeichnete, ohne mit seiner alten Hand zu zittern, erst je fünf lange Kreidestriche mit zwei Zentimeter Zwischenraum untereinander, dann schwang er vor die fünf Linien immer je einen großen Notenschlüssel. Da entsann sich Uhle, daß es in Plön jeden Donnerstag für diejenigen Kadetten, die irgendein Musikinstrument erlernen wollten, nachmittags eine außerordentliche Musikstunde gab. Lehrer Ärmel begann eben, die Noten zwischen die Linien zu malen, während er laut dabei sagte:

„C, d, e, f!" Nun drehte er sich zu den neun Kadetten hinter sich um und fragte: „Von Mannstein! Was ist das hier auf der Tafel!"

„C-dur!" stand der Kadett auf, „C-dur, Herr Lehrer!„

„Singe es!" Während Mannstein die einzelnen Noten zu singen begann, entdeckte Lehrer Ärmel U 2 in der dritten Reihe. Da winkte er ihn zu sich ans Katheder vor. Dort sagte er ihm dann so leise, daß es die andern nicht hören konnten: „Es tut mit leid, lieber Kadett, aber der

Herr Hauptmann hat mir vor der Stunde vorhin einen Brief Ihres Herrn Vaters gezeigt. Seine Exzellenz wünseht nieht, daß Sie an diesen Musikstunden weiter teilnehmen." U 2 wurde wieder rot bis in die Haarwurzeln. Da klopfte ihm der Lehrer tröstend auf die Sehulter. „Welches Instrument wollten Sie denn erlernen?"

„Mein Vater spielt Cello."

„Cello? — Ein sehönes Instrument. Na, nun geh nur! *Mein* Vater gab mir sehon, als ieh erst seehs Jahre alt war, eine Geige und lehrte mieh die Noten. — Na, nun geh nur! . . . Im Kirchenchor darfst du natürlich bleiben. Nächsten Sonntag singen wir die große Liturgie. — Na, nun geh!"

U 2's Kameraden blickten ihm erstaunt nach, als er die Klasse verließ. Wie gebrochen wankte der Kadett den langen Korridor entlang. Am anderen Ende kam ihm der Obertertianer, Kadett Isenburg, von der 2. Kompanie entgegen.

„Nanu? Da bist du ja! — Man sieht dich gar nieht mehr! Dein Bruder sagte mir gestern . . . du hättest neulieh ‚Klassenkeile' bekommen?! Ja, Kindehen, deshalb brauehst du doeh nicht so trübsinnig zu sein! — Klassenkeile, das bedeutet für einen Kadetten das gleiehe wie die Taufe für Matrosen, wenn sie zum ersten Mal den Äquator passieren! Hahaha . . . Kannst du denn deine Arme und Finger schon wieder gebrauchen? Gut! Ieh erwarte dich nämlieh morgen Naehmittag wieder in meiner Malstunde. Du mußt doch das ‚Gemälde' für deine Eltern zu Weihnaeht fertigmalen. — Also um fünf Uhr! Und sei pünktlich." Liebevoll gab er ihm eine ‚Kopfnuß'. Das heißt, er sehlug ihm mit der Faust auf den Hinterkopf. Dann ging er. U 2 sah ihm nach. Mit einmal kam ein Glanz in seine Augen.

„Malen . . .", murmelte er, „ja, malen!"

Isenburg, der wegen seines Maltalents vom Zeiehenlehrer beauftragt war, diejenigen Kadetten in den Anfangsgründen der Malerei zu unterriehten, die Spaß daran hatten, verschwand jetzt weit hinten auf der Treppe. Aus der Klasse, wo die Musikstunde stattfand, hörte U 2 dureh

die geschlossene Tür jetzt die Kadetten im Chorus laut singen.

„D, e, f! . . .“ U 2 horchte. Dann flüsterte er vor sich hin . . .

„Malen! Ja, malen!“

Als er wieder auf seiner Stube anlangte, standen seine Kameraden um die Tische und stießen zwei fußhohe Körbe, in denen der Aufwärter die Nachmittagssemmeln gebracht hatte, immer dergestalt auf den Tisch, als wollten sie Pflastersteine einrammen. Nach jedem Stoß wimmelten Scharen von Wanzen aus den Körben auf die Tischplatte. Dann gab es eine Jagd auf sie. Olschefski hatte die größte Anzahl umgebracht. Sich mit einem Bein auf den Stuhl stellend, triumphierte er:

„Eine Strecke – beinah wie unser Kaiser nach der Hofjagd!“ Es gab ein allgemeines Gelächter. Danach setzten sich die Kadetten, tranken Milch und verzehrten ihre Semmeln.

„Donnerhagel!“ kam Meier 1 zu U 2, „ist denn die Musikstunde schon aus? Ich denke, du willst einmal Kapellmeister werden? So wie der Wiener Strauß! Ich mache mir nichts aus Musik! Mit Noten, da kann man mich jagen. Ein Musiker ist für mich ein Kerl ohne Verstand im Kopf. Denn hätte er Verstand, dann wäre er ja kein Musiker.“ Wieder erhob sich schallendes Gelächter. „Oder war etwa unser ‚Wilhelm der Große‘ . . . ein Musiker?“ Er zeigte auf einen Öldruck an der Wand . . . „oder seine Paladine dort hinter ihm? Der Moltke? Der Bismarck? Der Roon? Schließlich haben wir ja die Franzosen nicht mit Noten besiegt! Übrigens – ich vergaß, dir deinen ‚Freiburger‘ Spitz zurückzugeben.“ Er holte ihn aus seinem Spind. „Da hast du den Köter! Von so einem wie dir will ich keinen Spitz im Nippesfach haben. Du hast doch Schmidt 1 beim Hauptmann verpetzt?“

„Ich? Nein!“ schrie U 2 auf, „das ist nicht wahr!“

„Halt's Maul!“

„Das ist nicht wahr!“

„Maul halten! Hab ich gesagt.“ Und dann knallte ihm Meier 1 eine Ohrfeige hin.

Aus den Polypenarmen des Erinnerns kam Uhle nicht mehr los. Immer fester hielten sie ihn von allen Seiten umschlungen. Jetzt sah er U 2 pünktlich um fünf Uhr oben im Speisesaal, wo die Malstunde stattfand. Dort, wo die 2. Kompanie sonst ihr Essen einnahm, saßen schon mehrere Kadetten mit Reißbrettern und Zeichenblöcken. Auch Staffeleien standen herum. Da Kadett Isenburg noch nicht erschienen war, packte U 2 seine Ölfarben aus, stellte sich vor sein angefangenes Gemälde und begann zu pinseln. Es stellte drei Bauernhäuser dar, unweit von München, im Dachauer Moos. Während er malend durch eines der vielen Fenster hinunter auf die Landschaft hinter den Häusern von Plön schaute, deren abgemähte Felder, kahle Chausseen und viele Seen durch die an der Sonne vom Wind vorbeigetriebenen Wolken wie in fliegendes Licht getaucht waren, wiederholte er sich jene Worte, die Leutnant Grohe ihm gesagt hatte:

„Lasse dir dein Herz nicht nehmen! Willst du Kadett bleiben oder nicht?"

„Nein! . . . ich will nicht!" Aber kaum dachte er diesen Gedanken zu Ende, so erschien ihm auch schon wieder das traurige Auge seines Vaters. Wie etwas ihm noch völlig Unerklärliches schaute es ihn sphinxartig an. Wie ein Orakel, das keine Antwort gibt, dessen Antwort aber im Schweigen und dem traurigen Blick desto unentrinnbarer war. „Klara hat den Mut. Auch Fischer hatte Mut! . . . Aber ich? Ich? . . ."

„Na!" gab der inzwischen eingetroffene Isenburg ihm eine Kopfnuß, „was stehst du denn da – und glotzt? Meinst du etwa, die Heinzelmännchen würden für dich das Bild zu Ende schmieren? Mensch – siehst du denn nicht, daß dies Birkenlaub hier . . . rostbraun sein muß? Nun nimm mal gefälligst nicht so viel Öl. Du verdreckst ja das Ganze. Mensch – die Bäume hinter den Häusern, die kannst du doch nicht braun malen!" Er gab ihm wieder eine Kopfnuß. „Die sind doch in der Perspektive . . . blau, aber nicht braun. – Na! Na! Kleckse doch kein Marineblau dahin! Das soll doch nicht die Ostsee vorstellen,

sondern Bäume! – Wo ist dein Zinkweiß? Misch es mal! Na, endlich! Ja – ich bin nur gespannt, was der Herr Kommandant von Königsberg zu seinem kleenen ‚Michelangelo' sagen wird! Das Moos hast du ja richtig saftig gekriegt! . . . Wenn *da* keine Fliege anbeißt – Mensch . . . aber das Strohdach muß noch mehr ineinander gemalt werden. Komm mal mit!" Er führte ihn vor seine Staffelei. Da stand ein Bild, das eine Jagdtasche darstellte, aus der zwei Fasane heraushingen. „Sieht du . . . wie ich hier bei dem Leder die Farben ineinander vertönt habe? Jawoll! Das nenne ich Malen! Sieht es nicht aus . . . wie echtes Leder– Natürlich später, wenn du mal ein ‚berühmter' Maler geworden bist und die nackten Modelle vor dir hast, Kindchen, so ein Weib – – dann mußt du die Farben selbstredend noch viel feiner ineinandertönen! Denn das stellt dann nicht Leder dar, sondern Weiberhaut!" Er gab ihm zwei Kopfnüsse und schnalzte. „Aber so weit sind wir noch nicht, daß du mit dem Daumen so ein nacktes Frauenfleisch anrühren kannst." Er gab ihm wieder eine Kopfnuß. „Tja! Mein Herr Vater, der will, daß ich Maler werde . . . Ich komme gar nicht erst in die Sekunda nach Lichterfelde, wie ihr andern Scheißer. Ich werde nie die Ehre haben, als Untersekundaner, Obersekundaner, Unterprimaner, Oberprimaner . . . die glitzernden Gardelitzen bei der Parade auf dem Tempelhofer Feld spazierenzuführen. Nee! Ich gehe gleich nach Paris."

„Nach Paris?" glurte U 2 ihn an, als hätte er einen Märchennamen gehört.

‚Jawohl! Ostern, da verlasse ich dieses ‚Erlauchte Kadettenkorps'." Wie nun seine andern Zeichenschüler verblüfft von ihren Reißbrettern aufsahen, ging er zwischen ihnen hindurch, gab jedem eine Kopfnuß und feixte: „Ja! . . . Das ist kein Geheimnis! Jeder kann's wissen! Ich werde Maler in Paris! Oder wofür sonst hätten wir denn Paris erobert? Wenn ihr Scheißkerle es aber nicht weiter bringt mit eurer Schmiererei, dann pinselt künftig lieber Schellenbäume oder preußische Schilderhäuser schwarzweiß an!" Er gab dem letzten in der Reihe noch eine derbe

Kopfnuß, verbeugte sich dann zu allen und sagte: „Scheißkerle!“

„Wenn du ein berühmter Maler bist und die nackten Modelle vor dir hast . . . Und du mit dem Daumen so ein nacktes Frauenfleisch anfassen kannst . . .‘ Diese Worte Isenburgs gingen U 2 immer in der Ohrmuschel um. Wie eine seltsame Neugier erfaßten sie ihn, und dann versuchte er, sich in der Phantasie ein nacktes Modell vorzustellen. Selbst in der nächsten Religionsstunde weilten seine Gedanken noch immer bei Isenburgs Worten. Selbst durch den Pfarrer hindurch, der auf dem Katheder saß mit der aufgeschlagenen Bibel vor sich, sah U 2 ein nacktes Modell. Der Pastor blickte die Kadetten fast gelangwelt durch seine Brille an . . .

„Wir lesen jetzt“, begann er, „aus dem 1. Buch Mose den Anfang des 3. Kapitels: ‚Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde, die Gott, der Herr, gemacht hatte . . . Und sprach zu dem Weibe: Ja! sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten? Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baums mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret's auch nicht an, daß ihr nicht sterbet! Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist‘.“ Er hielt inne, beobachtete seine Quarta. Plötzlich zeigte er mit einem Bleistift auf Olschefski und fragte: „Haben Sie das verstanden?“ Olschefski erhob sich lässig:

„Nein, Herr Pfarrer!“ schüttelte er grienend den Kopf.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht verstehe, warum die Schlange zum Weibe sagte, es würde mit ‚Nichten‘ des Todes sterben!“

„Was ist daran nicht zu verstehn? Kadett!“

„Warum mit Nichten, Herr Pfarrer? Das Weib könnte doch auch mit Neffen des Todes sterben!" Da sprang der Pfarrer auf und schleuderte die Bibel gegen Olschefski:

„Du unverschämter Bursche! Das Buch Mose wurde nicht geschrieben, damit du deine dämlichen Witze daran ausprobierst! Bring die Bibel zurück." Olschefski hob sie auf, putzte sie mit dem Ärmel ab und reichte sie dem Pfarrer. Der schlug die Augen zur Decke, faltete die Hände wie im Gebet, dann stieg er vom Katheder herunter und schritt zwischen den ihr Lachen hinter den Schulheften versteckenden Kadetten hin und her. Mit einmal gab er U 2 einen Klaps auf den Rücken. „Haben *Sie* es verstanden, was die Schlange gemeint hat?"

„Zu Befehl."

„So komm an das Katheder vor und belehre deinen Kameraden Olschefski." U 2 ging daraufhin zwischen den sich Blicke zuwerfenden Kadetten nach vorn. Dort fragte er den Pfarrer:

„Was soll ich sagen?"

„Deine Weisheit!" Die Kadetten quietschten vor Lachen. „Sie haben doch eben behauptet, Ihnen sei der Sinn des Schlangenworts aufgegangen!"

„Zu Befehl."

„Na, los! So erkläre es deinen Kameraden!"

„Herr Pfarrer – ich meine . . . von da an wissen wir nun, was gut und was böse ist!"

„Wieso? . . . Was lachen sie denn, Kadett Mannstein?! Sagen Sie mir lieber, ob Ihr Kamerad U 2 . . . recht hat! Wissen wir nun, was gut ist und was böse?" Mannstein rieb sich seine Hakennase mit dem Zeigefinger:

„Jawohl, Herr Pfarrer! Daß Eva und Adam von dem Appel gefressen haben, das war . . ."

„Kadett Mannstein!" klopfte der Pastor mit der Faust aufs Katheder, „bedienen Sie sich gefälligst anständigerer Ausdrücke! ‚Gefressen!' Unerhört! . . . Aber wenn Sie's so genau wissen, was gut, was böse ist – dann handeln Sie gefälligst danach!" Wieder hörte man in der Klasse die Geräusche eines nur gewaltsam unterdrückten Gekichers.

Der Pfarrer wurde plötzlich an den Backen lilarot. Dann flüsterte er: „Beim Allmächtigen Gott! Da habt Ihr gerade erst auf den Sarg eures toten Kameraden Böhme eine Handvoll Sand in die Grube geworfen . . . Bei Jesus Christus! Und schon wieder ist euer Kopf nur voll Dummheiten und Frechheiten! Ihr scheint von dem ‚Sünden-Appell' bereits schon so viel gefressen zu haben, daß ihr euch wohl, um mit der Schlange zu sprechen, ‚schon vorkommt wie Gott'! Ihr angehenden Herrn Leutnants . . . Aber ein Friedrich Wilhelm I., der pflegte bescheiden zu sagen: ‚Nur ein guter Christ kann auch ein guter Soldat sein!' Ihr gehörtet gezüchtigt, so wie dieser Soldatenkönig seinen Sohn, den späteren Friedrich den Großen, gezüchtigt hat! Ist euch denn gar nichts heilig? Hört gefälligst mit dem Lachen auf!" Da aber seine Worte die Kadetten nur noch mehr zum Gelächter reizten, trat er wie hilflos vor die Tafel und begann mit Kreide untalentiert einen Baum hinzuzeichnen. Drehte sich dann um und fragte: „Was stellt dies dar?" Viele Finger streckten sich. „Nun, Kadett Olschefski?"

„Ein Radieschen, Herr Pfarrer!" Da schmiß der Pfarrer das Kreidestück gegen die Wand, nahm seine Bibel, stampfte bis zur Klassentür und hauchte durch seinen Schnurrbart:

„Nein! Kadett Olschefski, das sollte den Baum der Erkenntnis darstellen! Und ich war der Meinung, Königlich-Preußische Quartaner hätten schon so viel Grips im Kopf, um den tiefschürfenden Sinn dieser gewaltigen Erzählung vom ‚Sündenfall' geistig kapieren zu können! — Beim Himmel! Aber es ist ja gerade so, als hätte euch alle die Schlange am Bändel! Als hörtet ihr nicht mehr auf die Stimme Gottes im Garten! Aber ich werde dem Herrn Oberst darüber Meldung erstatten." Er knallte die Tür hinter sich zu.

Als U 2 dann nachts im Bett nicht einschlafen konnte, überlegte er trotz der Drohung des Pastors:

„Einerseits wollte Gott nicht, daß wir vom Baum der Erkenntnis essen, weil wir dann hernach wissen, was ‚gut', was ‚böse' ist, andererseits aber sollen wir doch wissen, was ‚gut', was ‚böse' ist. Also: warum das Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen?"

„Ja, warum?" so fragte auch Uhle, den ja sein Unbekannter doch ausdrücklich auf diesen Weg zur Erkenntnis hingeleitet hatte, damit er erkenne, was gut, was böse ist. Damit der Mensch einmal sei . . . wie Gott!

„Herr Jesus . . .", faltete U 2 die Hände jetzt unter der Bettdecke, und dann flüsterte er: „Was heißt das: eure Augen werden aufgetan, wenn ihr von dem Baum der Erkenntnis eßt! Sind Isenburg etwa die Augen aufgetan? Oder waren sie dem Fischer aufgetan? Oder hat Klara vom Baum der Erkenntnis gegessen, daß sie dem Willen Papas trotz?" Mit einmal fiel ihm eine merkwürdige Begebenheit ein. Er saß als Nonaner, aus der Schule zurückgekehrt, im Kinderzimmer in Hannover zwischen den anderen Geschwistern und zeichnete dem Vater zum Geburtstag die Germania auf dem Niederwalddenkmal nach einer Fotografie ab. Als er gerade dabei war, die beiden mächtigen Brüste unter dem Panzerhemd sorgfältig nachzurunden, da trat seine Mutter ein. Sie blickte ihm über die Schulter . . . und fragte:

„Was wird denn das?" Da sah er vom Blatt auf und wurde vor Verlegenheit puterrot. Jetzt, hier unter der Dachluke in seinem schmalen Eisenbett, während ein erstes Schneegestöber um die Kadettenanstalt tobte, fiel ihm dies wieder ein. Die Brüste der Mutter, die Brüste der Germania . . . und die Worte Isenburgs. Und der Sündenapfel vom Baum der Erkenntnis. Leise betete er das ‚Vaterunser'.

Am folgenden Sonntag teilte Hauptmann von Krohn, in der Hand ein Paket Briefe haltend, die Post für die Kadetten dergestalt aus, daß er die Briefempfänger namentlich vor die Front rief. Bereits 18 Kadetten standen erwartungsvoll nebeneinander da. Als letzten Namen rief er U 1. Darauf meldete der Kompanieälteste:

„Kadett U 1 befindet sich seit gestern mit einer Kniegelenksentzündung im Lazarett." Da rief der Hauptmann:

„Dann soll U 2 vortreten!" Am rechten Flügel beginnend, händigte der Kompaniechef jedem die für ihn eingetroffene Post aus. Dann schritt er zum rechten Flügel zurück und ließ sich die inzwischen geöffneten Briefe oder Postkarten vorzeigen. Überflog den Inhalt und verlangte den Namen des Absenders. Bei U 2 angekommen, glubschte er zwischen seinen sonntäglich pomadisierten Bartspitzen hindurch warnend den Kadetten an, so als wollte er sagen: ‚Hoffentlich war Ihnen die Züchtigung mit dem Stock eine Lehre!' Dann fragte er: „Von wem?"

„Von meinen Eltern." Nachdem der Hauptmann wieder vor die Mitte der Front zurückgetreten war, befahl er:

„Wegtreten!"

U 2, der die Zeilen des aus Königsberg an seinen Bruder gerichteten Briefes flüchtig bis zu den Worten ‚Deine Dich liebende Mutter' gelesen hatte, entdeckte auf der Rückseite ein paar Sätze des Vaters. Er schrieb:

„Wir freuen uns schon, daß ihr in den Weihnachtsferien kommt. Klara tanzt viel, Malvinchen führt euer Schwesterchen Hilda im Kommandanturpark spazieren und eure Brüder können es nicht erwarten, bis ihr da seid. Bestellt eurem Kompaniechef meine angelegentlichen Grüße. Euer Vater." U 2 beobachtete den Hauptmann. Er stand in einer Fensternische und unterhielt sich mit einem Offizier und dem Feldwebel über Monturangelegenheiten. U 2 wußte nicht, ob er stören dürfe . . . und die Grüße des Vaters ausrichten. Doch dann schien es ihm eine willkommene Gelegenheit. Auch fühlte er darin etwas Außerdienstliches, was das strenge Untergebenenverhältnis für einen Moment lockern würde. Er ging daher hinter dem Hauptmann einher, als der zum Speisesaal hinaufstieg.

„Herr Hauptmann!"

„Was gibt's denn?" drehte sich von Krohn barsch um.

„Ich soll Herrn Hauptmann Grüße von meinem Vater bestellen."

„Danke. Wie geht es denn Seiner Exzellenz?"

„Gut, Herr Hauptmann."

„Bestellen Sie ihm, wenn Sie schreiben, meinen gehorsamsten Dank!" U 2 machte laut kehrt. Doch sein Kompaniechef hielt ihn an der Achselklappe fest. „Haben Sie auch nicht vergessen, daß Sie heut' nachmittag bei Herrn Major von Gordat im Prinzenhaus eingeladen sind? Lassen Sie sich vom Feldwebel eine bessere Hose geben! Und bürsten Sie den Waffenrock ordentlich ab! Herrgott — wie weit soll die Binde aus dem Kragen 'rausragen?"

„Einen Strohhalm breit!"

„Jawohl!" stopfte er ihm die schwarze Halsbinde derb in den Kragen. „Nun merken Sie sich das endlich!"

Uhle, der dies alles wie in einem nicht endenden Traum mit anhörte, ohne eingreifen zu können, sah jetzt an einem Sonntagnachmittag, ehe die Kadetten auf den üblichen Spaziergang ausgeführt wurden, Olschefski, Mannstein und Ziegler bei U 2 stehen, der seine gute Hose anprobierte. Sie hänselten ihn:

„Verflucht! . . . Weißt du denn auch, wie du dich in dem Prinzenhaus unten zu benehmen hast?"

„Ja! . . . Weißt du das?" kam Meier 1 großspurig an und schnauzte: „Zeig mal deine Flossen her! Mach Katzenpfötchen! Na los!" Daraufhin bog U 2 die Finger seiner rechten Hand aneinander. Meier 1 nahm sein sonst zum Zeichnen verwendetes, schwarzes Kantel und hieb ihm damit über die Fingerspitzen bis aus den von früheren Schlägen her vereiterten Nägeln Blut spritzte. „Du Schwein! Kannst du dir denn deine Pfoten nicht besser schruppen? Was soll denn das Prinzenhaus von meiner Stube denken?" Auf einmal aber, wie in einem Schreck, schmiß er das Kantel weg und tätschelte U 2 . . . „Herr Prinzengast!" verbeugte er sich höhnisch vor dem Kadetten, „ich hoffe, du wirst uns im Prinzenhaus den verschiedenen erlauchten Persönlichkeiten empfehlen! Haha . . . Erhalte uns um Gottes willen dein Wohlwollen . . . Und friß nicht zu viel! Daß mir keine Klagen kommen! — Natürlich, wenn du mir aus der prinzlichen Küche eventuell

ein paar Stück Kuchen klauen kannst, dann denke an mich! . . . Noch eins: Sollte dich der Prinzengouverneur nach deinem Stubenältesten ausfragen, dann weißt du hoffentlich, was du zu sagen hast! . . . Ich war doch immer ein guter Stubenältester zu dir! Nicht wahr!" Er tätschelte ihn wieder. „Außerdem könntest du diesem Major von Gordat eventuell sagen, daß ich später gerne zur Gardeartillerie möchte. Dazu braucht man hohe Fürsprecher. Vielleicht könnte dieser Prinzenerzieher einmal ein Wort für mich einlegen! Ich bin doch dein Freund. – Wo hast du denn den Spitz? Hol' ihn. Gib ihn mir wieder . . ." U 2 flitzte zu seinem Spind und brachte den Porzellanspitz. „Nicht wahr", küßte Meier 1 die Nippsache, „die ganze Stube ist mein Zeuge: U 2 und ich, wir waren immer gute Freunde. Seit Schmidt 1 von unserer Stube weg ist, herrscht hier vollkommene Harmonie. Hab ich recht? . . . Sieh da!" trat er nun an U 2's Nippesfach heran, „diese Fotografie kenne ich ja noch gar nicht! Dein Herr Vater? Donnerhagel! Vor lauter Orden sieht man ja kaum mehr die Uniform! Und die Fangschnüre! – Prächtig! Mein Vater war leider nur Major. – Sind diese Fangschnüre aus Gold? Aus purem Gold? Was? Jawohl!" drehte er sich zur Stube um, „ihr Scheißkerle! . . . Seht mal her! Das sind goldene Fangschnüre! Nämlich . . . die Lakaien und Flügeladjutanten, die haben nur silberne Fangschnüre. Na, auf alle Fälle sind es Schnüre, mit denen man fängt! Ist das klar? Und jeder von uns hat die Ehre, vom Allerobersten Kriegsherrn für den Dienst am ‚VVV-a-terland' eingefangen zu werden! Ist das klar? Na – U 2! Wenn ich erst Gardeartillerist bin, und wir treffen uns womöglich mal irgendwo auf dem Feld der Ehre wieder, dann protze ich dir auch was vor! 1. Geschütz: Feuer! Bum! . . . Jawohl! Darauf freu ich mich, wenn ich erst mit richtigen Granaten in den ganzen Scheißdreck 'reinfeuern darf! Wenn ich erst . . ." Doch die Klingel auf dem Korridor unterbrach sein Geprahle.

Die Kadetten wurden nun auf den Karreehof hinunter zum Abmarsch für den Sonntagsspaziergang geführt. Nur

U 2 blieb allein auf der Stube zurück. Nachdem er dann die Knöpfe seines Waffenrocks spiegelblank geputzt hatte, wichste er noch seine Kommißbotten. Darauf hing er sich seinen Toilettespiegel an die Spindtür und bürstete sich die widerspenstigen Haare rechts und links vom Scheitel mit Pomade hart wie ein Brett, schloß das Spind ab, setzte sich die Mütze auf und ging, von niemandem kommandiert, allein über die leeren Korridore die Treppen hinunter, wartete, bis der Karreehof frei war, dann eilte er zu der steilen Lindenallee und von dort hinunter zum Spielplatz. Links von ihm glänzte die weite Fläche des Plöner Sees winterlich durch kahle Äste. Ein Aufwärter kam ihm entgegen.

„Wohin so allein?" U 2 antwortete nicht, sondern lief nun in seltsamer Erwartung zum Prinzenhaus. Indessen ihm der scharfe Ostwind ins Gesicht blies, murmelte er ununterbrochen das Wort:

„Prinzenhaus." Als er am Lazarett vorbeikam, blieb er stehn. „Soll ich Magnus besuchen? Ich wußte ja gar nicht, daß du krank bist!" Doch da schlug rechts die Reitbahnuhr. Er hatte zu einem Besuch bei dem Bruder keine Zeit mehr. Mit immer langsameren Schritten näherte er sich zaghaft dem goldgelben Kiesweg zwischen den Lindenalleen, der zum Prinzenhaus hinführte. Für gewöhnlich, wenn er mit den Kadetten marschierte, hatten sie jetzt links abbiegen müssen, denn da standen zwei schwarzweiße Pfähle rechts und links vom Kiesweg, durch eine Schnur verbunden, die andeutete, daß hier jener Bezirk begann, wo nur die kaiserlichen Prinzen und die zu ihrem Dienst gehörenden Personen Einlaß hatten. Als U 2 nun über die Schnur hinwegsteigen wollte, trat plötzlich ein Geheimpolizist hinter einem Baum vor und fragte:

„Wohin, Herr Kadett?"

„Herr Major von Gordat hat mich eingeladen." Darauf hakte der Geheimpolizist das eine Schnurende ab und ließ U 2 passieren. Das aus rosa Backsteinen erbaute und mit blauen Schiefern gedeckte Rokokoschlößchen war nun so nah, wie er es noch nie gesehen hatte. Die weißgestriche-

nen Fensterrahmen leuchteten. Der Kadett sah rechts in den Küchenräumen Köche, Diener und Küchenpersonal herumhantieren. Er stieg jetzt die kleine Treppe zum Eingang, Stufe für Stufe, behutsam hinauf, immer achtgebend, daß er die Marmortreppe auch ja nicht schmutzig mache. An der Eingangstür klingelte er. Nach einer Weile öffnete ihm ein Lakai. Ohne seine Miene zu verziehen, nahm er dem Kadetten die Mütze ab und sagte:

„Wollen Sie bitte einen Augenblick warten. Ich werde Sie dem Herrn Major melden."

Der Prinzenerzieher saß allein in seinem Zimmer und las im ‚Faust', als der Lakai eintrat und U 2 anmeldete. Gleichzeitig überreichte er Gordat auf einem Silbertablett einen groß versiegelten Brief. Der Major betrachtete das einen doppelgeschwänzten springenden Löwen darstellende Wappen. Als der Lakai draußen war, öffnete der Gouverneur den Umschlag mit einem elfenbeinernen Briefaufschneider, entfaltete den Bogen und las dann, nachdem er seinen Rehpinscher Mucki vom Schoß auf den dicken Teppich niedergesetzt hatte, den mit regelmäßiger, kräftiger Handschrift geschriebenen Inhalt des Schreibens . . .

„Mein lieber Gordat!" hieß es da, „Ihr Brief vom 17. August 1899 wurde mir von meiner Frau just in dem Augenblick überreicht, als ich gerade von einer Festungsübung zurückkam. Ich danke Ihnen für die Freundlichkeiten, die Sie mir darin sagen. Entschuldigen Sie aber bitte, wenn ein alter Soldat wie ich nicht so glatte Worte machen kann wie Sie dies in Ihrem erlesenen Briefstil vermögen. Daß Sie Ihre Zeilen gerade angesichts der Bittschriftenlinde in Potsdam verfaßten, hat mich besonders berührt. Denn wer hätte nicht schon je und je tiefbewegt diesen Fenstern des Stadtschlosses unter den Zweigen der Linde gegenübergestanden, hinter denen der Große Fritz vor über 100 Jahren so glorreich für unser Preußen tätig war. In einem Notizbuch aus dem Jahr 1872, also kurz nach Beendigung des Französischen Feldzuges, finde ich

übrigens einen Passus aus den Schriften des großen Königs, den ich mir damals als Premierleutnant im 3. Garderegiment vermerkt hatte: ‚Meine Hauptbeschäftigung', so heißt es dort, ‚muß darin bestehen, die Unwissenheit zu bekämpfen und die Geister aufzuklären, die Sitten zu mildern und die Menschen, zu deren Beherrschung mich der Zufall der Geburt berief, so glücklich zu machen, wie es die menschliche Natur erlaubt und die Mittel es zulassen, die ich anzuwenden habe' . . . Mein lieber Gordat, ich darf wohl bekennen, daß ich mir diese Worte des großen Friedrich als Leitstern über mein Handeln setzte. Bedenkt man, daß diese edlen Gedanken fast gleichzeitig mit der Französischen Revolution niedergeschrieben wurden, so gibt dies jedermann Gelegenheit, über Monarchie und Republik seine festen Betrachtungen anstellen zu können. Und darin haben Sie wohl recht: In der Erziehung meiner Soldaten sowie der meiner eigenen Kinder, da haben mich diese oben genannten Grundsätze immer geleitet. Aber gerade deswegen muß ich Ihre so schmeichelhaften Sätze über meine Erziehungsmethoden gerechterweise an unseren Fridericus Rex weiterleiten. Ih tues dies um so lieber, da sich ja heute viele Skribenten in den Blättern der Sozialdemokratie darin gefallen, das Andenken und die Person des großen Preußenkönigs bei jeder nur möglichen Gelegenheit mit Schmutz zu bewerfen. Statt ‚die Unwissenheit zu bekämpfen und die Geister aufzuklären', benutzt man gerade die Unwissenheit der Massen, um die Geister zu verdunkeln. Die Sitten werden nicht gemildert, sondern immer mehr verwildert. In dem kleinsten Kreis, in welchen mich nicht ‚der Zufall der Geburt berief', sondern mein eigener Wille, nämlich in meiner Familie, da versuche ich allerdings, dieser modernen Verwilderung der Sitten, soweit ich es vermag, Einhalt zu gebieten. Aber es ist oft leichter, ein Regiment zu exerzieren, als in einem Kind die Begriffe von Recht und Unrecht zu klären. Zum Beispiel führe ich momentan einen Kleinkrieg mit meiner ältesten Tochter. Sie widersetzt sich durchaus jenen strengen Anschauungen der Zucht und Pflicht, die

ein Friedrich Wilhelm I. damals bei seinem Kronprinzensohn mit so eisernem Mut durchzusetzen wagte. Klara will Malerin werden. Nun, das ist leicht gesagt. Wer aber auch nur selber je einen Strich gezeichnet hat, der weiß, daß die Natur zu einem Rembrandt mindestens soviel Genie und Fleiß aufzubringen hatte, wie um eine Gestalt à la Fridericus Rex hervorzubringen. Doch gottlob sind ja Töchter nicht von solch eherner Bedeutung für die Erhaltung unseres Begriffs vom Staat wie die Söhne. Ich sagte ihr deshalb, wenn sie unter den unzähligen Malern und Malerinnen *auch* noch als eine mittelmäßige Pinslerin fungieren wolle, so solle es in des Teufels Namen geschehn! Viel ernster wird natürlich jede Erwägung, sobald es sich um Söhne handelt. Und damit komme ich nun von dem großen Fritz . . . auf den kleinen Fritz! Zunächst, mein guter Gordat, lassen Sie mich herzlich lachen. Was soll der Kadett werden . . . ein Prügeljunge der Kaisersöhne? Verehrter Herr Major! Die Beziehungen zu Personen königlicher Häuser sind sehr delikat. Ich habe es daher auch in meinem Leben, soweit ich konnte, vermieden, in irgendeinen näheren Kontakt mit Personen im Purpur zu geraten. Nicht etwa, weil ich mich für so viel geringer erachte, o nein! Die Geschichte meiner Ahnen beweist das Gegenteil. Aber, so wie sich die Dinge nun einmal in meiner Familie durch fast 1000 Jahre entwickelt haben, bin ich ein schlichter Soldat geworden, der seinen höchsten Ehrgeiz in nichts anderem mehr sieht, als seine Pflicht zu erfüllen. Das Hofparkett hingegen war nie für meine Sohlen geschaffen. Wenn ich in meiner militärischen Karriere trotzdem mit einigen gekrönten Häuptern in dienstliche Verbindung kam, so hat es doch niemals in mir die derzeitigen Ebenen verwischt. Gewiß, mein ehemaliger Divisionskommandeur in Berlin, Seine Königliche Hoheit der Erbgroßherzog von Baden ist, wie er mir öfters schreibt, mein ‚Freund', aber doch natürlich nur in dem gegebenen Rahmen. Denn ich unterzeichne selbstverständlich immer, wie es der Briefstil vorschreibt, als sein ‚alleruntertänigster Diener und Knecht'. Auch der Erbprinz von Meinin-

gen hat mir lange Jahre ‚seine Huld gnädigst' erhalten. Glauben Sie bitte nicht, lieber Gordat, daß ich mich hier mokiere! . . . Nein! Und zum Beispiel, als mich Seine Apostolische Majestät, der Kaiser von Österreich und Ungarn, Anfang der neunziger Jahre in meiner Eigenschaft als Kommandeur seines Berliner Kaiser-Franz-Regiments für vierzehn Tage als seinen Gast in die Wiener Hofburg einlud und ich dort von Lakaien und Kammerherren wie ein Erzherzog behandelt wurde, war dies immerhin damals für den bescheidenen, preußischen Oberst – ein Erlebnis, besonders für einen Offizier, der ja bei Sadowa 1866 für die Eroberung einer Batterie österreichischer Kaiserjäger ausgezeichnet worden war. Auch als ich mit dem Generaladjutanten des österreichischen Kaisers, Seiner Exzellenz, dem Grafen Paar, im Prater spazierenfahren durfte, kam ich mir zwar hochgeehrt, aber auch recht spaßhaft vor. Als mich dann Seine Majestät gar noch für acht Tage nach der Stadt Venedig einlud, und ich dort meinen Augen nicht traute – in all der gläsernen Lagunenschönheit dieser Zauberstadt, da sagte ich mir in der Gondel, die mir das kaiserliche Hofmarschallamt in Wien zur Verfügung gestellt hatte, ‚für diese Sphären bist du nicht geboren!' Und wie ich dann wieder in Berlin vor meinen Grenadieren zu Pferde saß, da fühlte ich, daß die Pflichterfüllung für das Vaterland mehr Freuden gewährt als selbst . . . Venedig! Doch zurück zu unserem ‚Prügelknaben!' Natürlich ehrt mich Ihre Mitteilung, daß der Kommandeur des Kadettenkorps einen meiner Söhne zum Prinzenmitschüler vorgeschlagen hat. Noch mehr, daß Seine Majestät der Kaiser diese Wahl gnädigst zu billigen geruhte. Und doch! Und doch! . . . Aber das ist ein langes Kapitel. Zum Beispiel: Als die verehrte Mutter meiner Frau mich vor zwei Jahren darum bat, ich möge meinen Fritz nicht ins Kadettenkorps stecken, sondern ihr überlassen, damit sie den Jungen in Genf in der freien Schweizer Luft erziehen lassen könne, überlegte ich hin und her, was wohl für meinen Sohn das Beste sei. Er ist ein liebes Kerlchen. Träumerisch. Auch hat er künstleri-

sche Impulse. Aber gerade darum, so mein' ich, ist die eiserne Hand einer strengen, militärischen Erziehung für ihn nötiger als für jeden andern. Er hat zu viel von dem demokratischen Temperament seiner Mutter aus Süddeutschland abgekriegt. Was hätte er denn sonst werden sollen? Etwa ein Künstler? Ich denke, wer nur ein bißchen über das elende Schicksal der meisten Künstler nachgelesen hat, der kann seinem Kind doch solch ein Jammerleben nicht wünschen. Hingegen . . . in den festen Grenzen eines preußischen Offiziers! Dort wird er noch immer genug Raum finden, um neben seiner Pflichterfüllung auch die Musen hie und da zum Tanz zu führen! Aber Scherz beiseite: Sie schreiben mir, die künftigen Prinzenmitschüler würden weiter oben im Kadettenkorps wohnen? Auch ihre Mahlzeiten sollen sie weiter zusammen mit den andern 300 Kadetten einnehmen. Jedoch den Unterricht, Sport und Exerzieren, sollen sie mit den Kaisersöhnen unten im Prinzenhaus haben? – Mein lieber Gordat, ich sehe da manche Schwierigkeiten voraus. Wird ein noch so junger Mensch wie mein Sohn da nicht den Boden verlieren? Von acht Uhr morgens bis ein Uhr mittags ist er der Duzfreund kaiserlicher Prinzen. Wenn sich Ihre Königlichen Hoheiten dann zur Tafel begeben, so muß er in das Kadettenkorps zurück, um dort den ganz gewiß nicht königlichen Mittagstisch eines königlich-preußischen Kadetten zu genießen. Von drei bis sieben Uhr muß er wieder hinunter, um den hohen Knaben als Spielkamerad zu dienen. Von sieben bis acht Uhr sitzt er wieder im Speisesaal der Kadetten. Um neun Uhr muß er, wie mir Ihr zweiter Brief mitteilt, wieder unten im Prinzenhaus zur Stelle sein, um dort, wie Sie schreiben, mit den Kaisersöhnen durch Zeitungen oder Bücher in die aktuelle Politik unserer Reichsregierung sowie des Reichstages eingeführt zu werden. Wenn dann danach die Kammerlakaien die prinzlichen jungen Herrn in ihr Schlafgemach begleiten, so müssen ihre Mitschüler in der Finsternis den weiten Weg in's Kadettenkorps zurück, um dort wieder als preußische Kadetten mit den andern zu Bett zu gehn. –

Ich gestehe: mich würde dies verwirren! Wenn ich mir natürlich auch nicht verhehle, daß, wie Sie s andeuten, eventuell auch manche Vorteile für die spätere Offizierskarriere aus der Tatsache kommen könnte, daß sich zwischen den Mitgliedern des Kaiserhauses und den Mitschülern ein näherer Kontakt ergibt. Zugegeben! Doch ich muß da an ein Märchen erinnern, das uns einmal ein Lehrer erzählte, als ich selber noch Kadett in Wahlstatt war: Der Schah von Persien hatte zwei Söhne. Für jeden der zwei Prinzen erwählte er zwei Sprößlinge seines höheren Adels, und zwar mit der Bestimmung, daß diese, übrigens unter ziemlich ähnlichen Bedingungen wie die von Ihnen geschilderten, zusammen erzogen werden sollen. Daraufhin begaben sich die Väter dieser erwählten Mitschüler zum Schah und sprachen: ‚Großmächtigster Gebieter! Wir sind bereit, unsere Söhne unter zwei Möglichkeiten dir als Mitschüler deiner Kinder zur Verfügung zu stellen! Entweder du läßt deine Prinzensöhne ihres kaiserlichen Ranges entkleiden, so daß sie auf der gleichen Ebene mit ihren Mitschülern erzogen werden und ihr Leben ohne jegliche Prärogative beginnen müssen. Oder aber du erhebst unsere Söhne zum Range der kaiserlichen Prinzen und läßt sie dann mit all jenen Verwöhnungen des Kaiserlichen Hofhalts erziehen, die du deinen Prinzensöhnen gewährst!‘ Der Schah blickte die Vertreter seines Adels zunächst so verblüfft an, als hätten sie den Verstand verloren. Doch dann leuchtete ihm die hohe Weisheit dieses Vorschlages dergestalt ein, daß er die beiden Mitschüler zum Range von kaiserlichen Prinzen erhob. – Nun, bester Gordat, jetzt werden Sie wahrscheinlich denken, ‚der alte General ist verrückt geworden‘. – Nicht ganz – nicht ganz! Auch sind es ja nur Gleichnisse. Jedenfalls: ehe ich meine Einwilligung gebe, da wünsche ich – vielmehr: da verlange ich, daß Sie meinem Jungen von diesem Mitschülerplan nichts sagen. Ich werde zu Weihnacht selber mit ihm darüber sprechen. Will er dann trotzdem den Schritt auf das gefährliche Hofparkett wagen, so ist dies . . . seine Sache. Ich jedenfalls werde alles tun, um ihm die schiefe Situation verständlich zu

machen, in die er sich begibt, wenn er einwilligt, ein Prügeljunge der Kaisersöhne zu werden. – Indem ich Ihnen nochmals aufrichtig für Ihre ehrliche Freundlichkeit danke, daß auch Sie einen Sohn meiner Familie für würdig halten, neben einer ‚königlichen Hoheit' auf der Schulbank zu sitzen, verbleibe ich wie immer Ihr, gez.: v. U."

Der Prinzenerzieher faltete diesen Brief des Generals nachdenklich, dann ironisch lächelnd zusammen, steckte ihn in den Umschlag zurück, leckte sich den kurzgeschnittenen, schwarzen Schnurrbart und schüttelte den Kopf. Dann stand er auf und schritt langsam an den vielen Fotografien vorbei, die ihm Könige und Prinzen dediziert hatten. Mit einem höhnischen Lippenzucken sagte er dabei:

„Der Schah von Persien? Donnerwetter! Was für ein Schaf!" Darauf klingelte er und befahl dem hereinkommenden Lakai: „Der Kadett soll kommen!" Danach ging er in sein Schlafzimmer. Unmittelbar darauf erschien U 2. Die gegen das Treppenhaus dick mit grünem Leder abgepolsterte Tür wurde vom Diener hinter ihm geschlossen. Da stand er nun zwischen Schreibtisch und Sofa auf dem dicken Smyrnateppich. Das Arbeitszimmer seines Vaters kam ihm, verglichen mit diesem von Luxusmöbeln angefüllten Raum, so karg vor wie eine der Stuben oben im Kadettenkorps. Hier hingegen atmete er eine von Parfüms und Blumendüften durchhauchte Luft ein, so wie er dies nur in den Boudoirs der Freundinnen seiner Mutter erlebt hatte.

Uhle sah den ihm noch erinnerlichen mit Bronze beschlagenen Sekretär wieder, der mit Büchern und Druckschriften angehäuft war. Auch die Fotografie des deutschen Kronprinzen in russischer Kosakenuniform stand noch am gleichen Platz neben einer mit gelben Rosen angefüllten Kopenhagener Vase. Ja, so wie jetzt der Kadett staunte, so blickte auch Uhle wieder merkwürdig zu all den vielen Fürstenbildern auf den mit rosa Seide bespannten Wänden. Besonders erregte wieder dieses anderthalb Meter hohe und von einem breiten Eichenrahmen gold-

umglänzte Bild des Kaisers in der Uniform der Gardeducorps sein Interesse. Die Bartspitzen waren genauso hochgewichst wie bei seinem Kompaniechef. Die Kaiseraugen blitzten unter dem Kürassierhelm herausfordernd. Quer über die mit vielen kostbaren Ringen und Armbändern geschmückte Hand, die den preußischen Feldmarschallstab umkrallte, war in der Größe eines Bleistifts dick mit Tinte nichts anderes hingeschrieben als ‚Wilhelm I.R.' – Darunter hatte der kaiserliche Spender in fast wahnwitzigem Schwung einen Schnörkel hingesetzt, der von vielen anderen kleineren Schnörkeln gewissermaßen in seiner Horizontale festgehalten wurde, sonst wäre er wahrscheinlich direkt weiter . . . nach Walhalla hinaufgesaust. Unterhalb dieser vom Selbstbewußtsein strotzenden Schrift stand, hingehauen wie in Keilschrift: ‚Si vis pacem para bellum.' Wenn du den Frieden willst – rüste den Krieg!

„Jawohl", flüsterte Uhle, „und so wurde der Krieg gerüstet!" Er starrte auf dieses Kaiserbild hin. „Aber dann kam nicht der Friede, sondern es kamen zwei Weltkriege!" Diese von Armbändern und Ringen funkelnde Kaiserhand wurde ihm plötzlich zur Hitler-Hand und der preußische Feldmarschallstab . . . zum Marschallstab der Hitler-Generale . . . Freilich, vor einem halben Jahrhundert, da staunte der Kadett diese pompöse Fotografie seines kaiserlichen obersten Kriegsherrn noch andächtig an.

„Na – Fritzchen?" klopfte Gordat, der lautlos über die vielen Teppiche hereingekommen war, dem Kadetten auf die weiße Achselklappe seiner Plöner Uniform, „das ist fein, daß du gekommen bist! Warum erschrickst du? Du mußt nicht erschrecken! Setz dich. – Donnerwetter! Deine Knöpfe, die hast du ja so blank geputzt, daß man keine Spiegel mehr braucht! Aber . . . hast du nicht ein bissel zuviel . . . Pomade im Haar?" Er hielt sich ein mit Parfüm getränktes, seidenes Taschentuch an die Nase. „Aber nun sag etwas! Wie geht es den Eltern? Hast du schon gehört, daß deine älteste Schwester . . . Malerin werden will? Ein schönes Mädchen. – Weißt du noch, wie ihr einmal im Garten meiner Berliner Wohnung Ostereier gesucht habt?

Und hinterher, da gab's Schokolade mit Schlagsahne."

Der Kadett lachte verlegen, denn er war von der ihm so ungewohnten Atmosphäre noch so benommen, daß er nicht zu sprechen wagte. „Gefällt dir der Schrank dort? . . . Weil du ihn so bewunderst? . . . Ein schönes Stück! Ich habe ihn mir in New York für 1000 Dollar erstanden." Er ging zu dem mit Perlmutter, Elfenbein und Ebenholz ausgelegten Möbel hin, öffnete eine der Glastüren, so daß man die in kostbarem Leder gebundenen Bücher sah, und sagte: „Ja, Fritze! Aber für Söhne des preußischen Adels, da kommt Amerika nur dann in Frage, wenn sie was pexiert haben und des Königs Rock nicht mehr tragen dürfen." Er schloß den Schrank wieder zu. Dann streichelte er U 2 die Backen . . . „Donnerwetter! Aber von den Söhnen deines hochverehrten Herrn Vaters wird hoffentlich keiner jemals als ‚verlorener Sohn' weggeschickt werden müssen. Hast du Hunger? Wollen wir gleich Schokolade trinken? Ja – dieses Amerika!" Er ließ sich auf den Diwan nieder. „Ich war zur Hochzeit meines Bruders drüben . . . Dort ist über Nacht alles aus dem Nichts entstanden. Lauter Goldsucher . . . Haha . . . Die höchste Gesellschaft besteht dort nicht, wie bei uns, aus den Stützen des Throns, sondern aus den reichsten Leuten. Dort gilt nur . . . Geld! Money! Money! Pfui Deuvel! . . . Weißt du noch, wie dein Vater euch Kindern in Koblenz verboten hatte, je von irgendwem Geld anzunehmen? Weißt du's noch? Wie er euch einschärfte, daß alles Unglück in dieser Welt mit dem ‚Tanz um das Goldene Kalb' begann! Ich sehe es noch, wie ihr einmal in der Fastnachtszeit bei der Rheinbrücke vor einem Karussel standet und gerne einmal 'rum gefahren wäret! Herr von Holstein vom Augusta-Regiment und ich, wir kamen, mit hohen Silberhüten auf dem Kopf, singend an. „Adam hatte sieben Söhne! Sieben Söhne hatte Adam!" Ihr, mit Fastnachtskücheln in den kleinen Händen, freutet euch über uns. Da sagte der Holstein: „Hier schenke ich jedem von euch zwei Pfennig! Jetzt steigt mal auf die Gäule und galoppiert uns was vor auf dem Karussel!" Da erwiderte dein ältester Bruder

Magnus: „Danke vielmals! Aber Papa hat uns verboten Geld anzunehmen!" Holstein und ich, wir waren einfach baff. Donnerwetter! Selten hat mir etwas so kolossal imponiert. Ja! Das war echtes Preußentum. Nicht mal zwei Pfennig annehmen! Und ihr wärt doch so gern auf dem Karussel einmal 'rumgesaust! Jawohl, Herr Kadett, von da an war mir dein Papa immer das Muster eines Erziehers. Nicht mal zwei Pfennig! Aber in Amerika, da würdest du für verrückt gehalten! Nämlich . . . ganz Amerika ist ein Karussel, das sich nur um den Dollar dreht. Wenn da einer Money ablehnen wollte . . . ja! Das ist eben der immense Unterschied! Hier und am Rhein, da haben wir im Jahr nur einmal Fastnacht. Aber in Amerika, da ist das ganze Jahr Fastnacht. Da regiert ‚Prinz Money' den Karneval! Du wirst es mir nicht glauben, Fritzchen, aber ich war selber dabei, wie ein pfiffiger Reverent am Altar verkündigte, er würde am nächsten Sonntag in Brooklyn seinen neuesten Strohhut vor den Augen der Gemeinde bis auf die letzte Faser auffressen, falls ihm auf der Kanzel nicht der eindeutige Beweis gelänge, daß die Bibel Gottes Wort sei! Haha . . ." Gordat lehnte sich weit in die Kissen zurück und lachte dann aus vollem Halse. Auch U 2 lachte mit. „Sieht man es nicht?" schrie Gordat, „wie dieser Reverent seinen Strohhut auffrißt? Haha . . . Ja, Fritzchen, das ist eben Amerika!" Der Lakai kam herein: „Befehlen, Herr Major, die Schokolade?" Gordat nickte, denn vor Lachen konnte er nicht sprechen:

„Den ganzen Strohhut! Jawoll, Junge! Da hast du Amerika!" Dann zum Lakai: „Nein, nein! Nicht hier! Servieren Sie im Schlafzimmer!" Daraufhin trug der Diener das schwere Silbertablett mit den vielen Silberkannen und Tellern voller Kuchen nebenan in das Schlafzimmer. „Na, komm! Junge. Ich möchte, daß du, während du deine Schokolade trinkst, den schönen Blick über die Parkwiesen hast." Als der kleine Rehpinscher Mucki den Kuchen roch, wurde er lebendig, sprang von dem breiten, mit einer rostroten Samtdecke bedeckten Bett herunter und bellte. Nachdem dann der Lakai in dressierter Schnellig-

keit einen runden Tisch gedeckt hatte, verbeugte er sich und ließ Gordat mit dem Kadetten allein. – „Lang zu!" Gordat legte U 2 eine Kremschnitte auf den Teller. „Iß! Das schmeckt sich besser . . . als ein Strohhut! Haha . . . Und jetzt rede mal was! Sei nicht *zu* wohlerzogen! Ich sagte zwar dem Kaiser erst neulich: ‚Euer Majestät! Wenn mir die Erziehung der Prinzensöhne gelingt, so verdanke ich dies lediglich den Methoden des Generals von Uhle.' Aber natürlich, Herr Kadett, die Wohlerzogenheit darf auch nicht zu weit führen. Also sag' etwas! Oder hast du solchen Respekt vor der heißen Schokolade?" In seiner Aufregung hatte U 2 einen Fleck auf die Spitzendecke gemacht. Jetzt zitterte er. „Was ist denn los? Das Zeug kann man doch waschen!" sagte Gordat erst ärgerlich, dann warf er Mucki ein Zuckerstückchen hin und lächelte . . . „Der Sohn eines Mannes wie dein Vater, der darf nicht so verschreckt sein! Und noch dazu, weil er einen Fleck auf das Tischtuch gemacht hat! Nee, Junge. Da nimm dir ein Beispiel an deinem Papa. Ich war einmal abends mit andern Herren vom Regiment bei ihm zu Gast. Er war erst acht Tage verheiratet. Deine Mama hatte den Tisch mit allerneuestem, damastenem Tischtuch gedeckt. Dein Vater erklärte uns gerade nach der Suppe, wie er die Felddienstübung im Moseltal am kommenden Freitag angelegt habe. Da machte der Bursche beim Eingießen des Rotweins einen Flecken auf das Tischtuch. Deine Mama wurde darüber so aufgeregt, daß dein Papa dem Burschen die Flasche aus der Hand nahm und dann die verschiedenen Angriffswege der Kompanien auf dem Tischtuch . . . mit Rotwein ganz ruhig und sachlich einzeichnete. Damit war deine Mama von ihrem Schreck kuriert. Wir bogen uns alle vor Lachen . . . Ja! Dein Vater. Ich verehre ihn! Als er einmal nach einem Exerzieren der 2. Gardedivision auf dem Tempelhofer Feld neben dem Kaiser zurückgeritten kam, an der Spitze aller Truppen über die Belle-Alliance-Brücke, und ihm der Kaiser erlaubte, sich dort in der Nähe eurer damaligen Wohnung von ihm zu verabschieden, das war ein Bild! Ich vergesse es nicht. Dein Vater bog

darauf in die Gitschiner Straße ab, während der Kaiser mit der Generalität in die Friedrichstraße einlenkte. Wie nun dein Vater auf dem frisch gespritzten Pflaster neben dem Kanal nach Hause ritt, da rutschte sein Gaul plötzlich auf der einen Pferdebahnschiene aus und stürzte. Dein Vater geriet mit dem linken Bein unter das Pferd. Prinz Max von Baden, der von der gleichen Übung mit seinen Kürassieren hinter ihm herkam, sah es, stieg sofort ab, eilte hin, nahm deinen Vater einfach Huckepack! und trug ihn dann ein paar Häuser weiter in eure Wohnung hinauf. Erinnerst du dich noch, wie ich mit deiner Mutter und dir zusammen, eine halbe Stunde später, in das Schlafzimmer deines Vaters kam?! Ich hatte euch vorher, als die Prinzessin von Meiningen am ‚Roland von Berlin' ihren Wagen halten ließ, um mit deiner Mama zu sprechen, die sie dort auf der Straße sah, getroffen. Ich sollte mittags bei euch essen. Ihre Königliche Hoheit war deshalb so gnädig, uns in ihrem Wagen bis in die Gitschiner Straße mitzunehmen. Aber wie perplex waren wir drei, als wir deinen Vater mit aufgeknöpftem Waffenrock im Bett liegen sahen, wo er sich lachend mit Prinz Max über den Kaiser unterhielt. Deine Mutter konnte sich's gar nicht erklären. Doch ehe sie zum Fragen kam, traten schon mehrere Ärzte ins Zimmer. Dein Vater hatte sich den linken Oberschenkel zweimal und das Schienbein gebrochen. Aber er lachte uns an . . . Weißt du's noch? Aber nun trink mal deine Schokolade aus! Und dann erweise dich einmal würdig solch eines Vaters!" U 2 kamen plötzlich Tränen in die Augen. Da stand Gordat abrupt auf und ging in sein Arbeitszimmer.

Mit der Serviette wischte sich U 2 das Gesicht ab. Er schämte sich seiner Erregung. Mit einmal rief Gordat:

„Wenn du mit dem Kuchen fertig bist, dann komm!"

„Zu Befehl!" Der Kadett sprang auf und lief zu ihm. Der Major saß zwischen vielen üppigen Kissen auf dem Sofa und winkte U 2, er solle sich neben ihn setzen.

„Du mußt nicht so verschüchtert sein. ‚Gelle?' Wie deine Tanten in Freiburg jetzt sagen würden. Dein Onkel An-

ton, der Oberforstrat, mit dem ich im Schwarzwald auf Auerhahnjagd war, der meinte, du paßtest nicht in den Kadettenrock. Ist das wahr? Möchtest du lieber in dem verweichlichten Süddeutschland zur Schule gehen? Wo diese Demokraten bei jeder Gelegenheit uns Preußen das Leben sauer machen? Glaube nur ja nicht, daß wir Preußen in der Welt die einzigen sind, die den Soldatengeist pflegen! Zum Beispiel . . . in Amerika, da wird trotz aller Friedensbeteuerungen jeweiliger Präsidenten . . . der Krieg als das moralische Dogma der Jugend gelehrt. Da!" er langte eine Schrift vom Schreibtisch, „zum Beispiel in diesem Infanteriehandbuch, hier findet sich für die studentischen Ausbildungslager zum Soldaten das folgende Rezept: ‚Wir leben in einer Welt, die von göttlichen Gesetzen gelenkt wird, die wir nicht ändern können und denen wir nicht entgehen können. Und in dieser Welt, da ist die Gewalt die höchste Machtinstanz!' . . . Hörst du auch zu? . . . Ich zitiere nämlich aus dem R.O.T.G. Infantery Manual!" Er las weiter: „Die hauptsächlichsten Quellen menschlichen Schaffens sind Selbsterhaltungstrieb und Selbstinteresse, mit einem Wort: Egoismus ist der natürliche Grundtrieb, der alle Menschen zu Verwandten macht. Und in dieser universalen und unveränderlichen menschlichen Eigenschaft finden wir sofort die Ursache aller Kriege. Daher ist Egoismus auch kein krankhaftes Übel, weil er ja sonst gar nicht erst geschaffen worden wäre. Und in der Tat! Wir mögen uns wohl überlegen, ob wir ohne Krieg nicht in einen unerträglichen Zustand der Entwicklungsstockung verfallen würden, wenn Egoismus, Ehrgeiz und Wettkampf aus der Welt entfernt würden!" Gordat warf das Büchlein auf den Schreibtisch zurück. Dann blickte er den Kadetten lange an, leckte sich den Schnurrbart und sagte: „Siehst du! Das ist die geistige Nahrung der amerikanischen Jugend! Du verstehst also, wenn ich sage: wir Preußen können gar nicht genug . . . ‚preußisch' sein! Doch jetzt will ich mit dir über was anderes sprechen. Aber vorher mußt du mir dein Ehrenwort geben, daß das, was ich dir jetzt sage, vorläufig unter uns

bleibt! Also höre: Du gefällst mir und ich möchte gern, daß du deine weitere Ausbildung hier im Prinzenhaus erhälst." Als U 2 die Augen vor Überraschung weit aufriß, fuhr Gordat fort, „du weißt doch, was ein ‚Prinzenmitschüler' ist. Vom Sehen da kennst du ja wohl die Mitschüler des Kronprinzen?"

„Zu Befehl!"

„Auch von Prinz Eitel? Und Adalbert? – Schön. Was ich dir jetzt nämlich eröffnen will, das ist so bedeutungsvoll, daß es dein ganzes zukünftiges Leben in eine andere Bahn lenken kann. Aber weshalb wirst du denn so rot? Komm mal näher!" Er zog ihn sich auf den Schoß. „Mit einem Wort: ich möchte gern, daß ein so frischer, hübscher Junge und Sohn meines hochverehrten Generals als Mitschüler der Prinzen August Wilhelm und Oskar künftig hier unten weiter erzogen wird. Was sagst du dazu? Da bleibt dir der Mund offen? Aber bitte sprich mit niemandem darüber. So, und jetzt nenne mich mal wieder, wie früher in Koblenz, ‚Onkel Gordat'! Na, wagst du es nicht?" Er zupfte ihn am Ohr. Dann strich er ihm über die Schenkel. „Ich will dich demnächst Ihrer Majestät, der Kaiserin vorstellen!" Mit einmal preßte er den Kopf des Kadetten fest an sich. U 2 roch Parfüm . . . und empfand etwas so Merkwürdiges, wie er es fühlte, als ihn Schmidt 1 an sich gepreßt hatte. Er wagte nicht zu atmen, kam sich aber in dieser Umarmung so unmännlich vor, daß er plötzlich mit einem Ruck aufstand. Erst wollte er etwas zur Entschuldigung stammeln, jedoch sein Atem ging ihm zu heftig. Gordat sah ihn seltsam an, mit spitzen Pupillen. Auf einmal fragte er militärisch: „Wann müssen Sie denn wieder im Kadettenkorps zurücksein? Haben Sie einen Urlaubsschein, den ich unterzeichnen muß" U 2 sah in den Augen des Majors plötzlich etwas wie Haß. Fast feindlich sagte Gordat nun kurz: „Also, ich habe Ihr Ehrenwort! Es bleibt alles unter uns! – Na, nun gehen Sie!" Er machte die Tür auf und rief dem Lakaien zu: „Holen Sie dem Kadetten seine Mütze!"

Uhle war von dieser Erinnerung wie zerschlagen und er machte sich klar, zu welcher Marter sich dieser klare Widerstand des Kadetten gegen solch unnatürliches Begehren in seinem Leben ausgewachsen hatte.

„Ich weiß", redete er in die Spukwelt der Vergangenheit hinein, „wer es unternimmt, gegen diese antike Sünde sich zur Wehr zu setzen, der ist verfemt!" Las er es nicht noch kürzlich in der englischen Presse, daß im Foreign Office seit Jahren eine Kette solcher Oscar Wildeschen Männer die Außenpolitik leitet? Und war es in den andern Ländern etwas besser? Entstand nicht aus dieser auch Stefan Georgeschen Weltauffassung schließlich die Hitler-Jugend? Und das ‚Führeridol'? Wurde nicht in den Lagern der Pimpfe dann die Verachtung der Frau, die Verachtung auch jener Hölderlinschen Beziehung zur ‚Diotima' großgezogen? Diese Hydra des antiken Lasters sah er in Ämtern, Schulen, Auswärtigen Stellen, in Armeen, Pressehäusern — —. Doch mit einmal spürte er durch allen Frevel den Blick seiner Irene auf sich gerichtet . . . Da schritt er einfach weiter . . .

Und nun sah er den Kadetten wieder, der inzwischen aus dem Prinzenhaus herausgekommen war. Es herrschte solche Dunkelheit, daß sich U 2 auf dem Kiesweg zwischen den Lindenalleen vortasten mußte. Über ihm glitzerten Sterne. Als er an der Trennungsschnur zwischen der ‚prinzlichen' und der ‚gewöhnlichen' Welt angelangte, stand der Geheimpolizist nicht mehr da. Er stieg daher hinüber. Als er dann auf dem leeren, weiten Spielplatz ankam, schlug die Reitbahnuhr deutlich sechsmal. Aber um neun Uhr brauchte er erst wieder oben in der Anstalt zu sein. Er hatte also noch drei Stunden Zeit. Gegen eine Mauer gelehnt, machte er sich jetzt den Kragen auf. Denn jener Moment, wie ihn der Prinzenerzieher mit einmal so an sich gedrückt hatte, beklemmte ihn im Nachhinein mit Angst. Auch daß ihn Gordat dann fast hinausgeschmissen hatte, machte ihm kalt und heiß.

„Wo soll ich nur hin?" Wie verloren äugte er durch diese sonntägliche Novemberfinsternis des Spätnachmittags

zum Lazarett hin, wo eben ein paar Fenster erleuchtet wurden. Der Pfarrer kam aus dem Gebäude heraus. U 2 wollte erst zu ihm hineilen, blieb dann aber wieder unschlüssig stehen, da er nicht wußte, ob der Pastor ihn begreifen würde. Hinter ihm kam nun der Stabsarzt aus dem Lazarett. Im grauen Mantel ging er mit seiner jungen Frau dicht an dem Kadetten vorbei. U 2 rührte sich nicht. Er schnappte ein paar Brocken ihres Gesprächs auf . . .

„Nee!" sagte der Stabsarzt mit seiner hohen, heiseren Stimme, „das tut Gordat nicht oft, daß er eine Frau mit zum Abendbrot einlädt." Beide lachten. „Das muß einen Grund haben."

„Na, wir werden ja sehen!" hängte sich die schlanke Frau Stabsarzt fester in ihren Mann ein und kicherte, „laß mich nur machen! Außerdem – du kannst ja schließlich nichts dafür, daß Kadett Böhme gestorben ist! Wenn dich also der Oberst deswegen entlassen will, so werde ich versuchen, Gordat dazu zu bestimmen, daß er mir zu Gefallen mit dem Oberst spricht, damit mein lieber Herr Stabsarzt mit dem blonden Bärtche da . . . in Amt und Würden bleibt. Ich weiß nämlich, wie man so eingefleischte Junggesellen zu behandeln hat." Die folgenden Worte konnte der Kadett nicht mehr verstehen, da sie im Wind verwehten. Er blickte den beiden nach und hörte ihre Schritte auf dem Kies bis zum Prinzenhaus. Mit einmal kam ihm zum Bewußtsein, daß er ja ‚Prinzenmitschüler' werden solle! Eine noch nie gefühlte Empfindung durchrieselte ihn. Etwas wie . . . ‚auserwählt' sein! Bisher waren ihm die Kaisersöhne auf ihren Rädern mit den gelben Felgen wir Märchenfiguren erschienen. Und nun sollte er . . . ihr ‚Mitschüler' werden? Wenn er nur mit jemandem darüber sprechen dürfte! Aber Gordat hatte ihm ausdrücklich das Ehrenwort abgenommen, darüber zu schweigen. ‚Prinzenmitschüler!' Es war ihm plötzlich, als träte er hierdurch in ein Verwandtschaftsverhältnis zu der kaiserlichen Familie. Der Kopf glühte ihm so, daß er die Mütze abnahm. Seine Phantasie begann ausschweifend zu werden. Er stellte sich vor, was für ein Gesicht wohl sein Bru-

der Magnus machen würde, oder Hauptmann von Krohn! Oder Meier 1, oder seine Eltern in Königsberg! Mit einmal ging er so verrückt los, als schritte er über lauter bunte Kinderballons. Dabei traten seine Augen vor. Wie er nun so allein unter dem Himmel auf dem von nachtdunklen Alleen eingefaßten weiten Spielplatz stehenblieb, jauchzte er auf einmal los:

„Prinzenmitschüler!", erschrak dann aber gleich vor seiner eigenen Stimme. „Wenn es nur keiner gehört hat! Außerdem war ja ‚Onkel Gordat' zum Schluß so böse. Sicher wird nichts draus!" Als er dann bei dem kleinen weißgetünchten Häuschen mit hohem Schieferdach ankam, in dem der alte Klose wohnte, hielt er an. Denn jener Feldwebelleutnant, der die Feldwebel und Aufwärter des Kadettenkorps unter seinem Kommando hatte, war sein Freund. In den letzten drei Jahren hatte ihn dieser ergraute Invalide öfters sonntags zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Klose war während des Feldzuges gegen Österreich 1866 Feldwebel bei der Kompanie seines Vaters gewesen. Tatsächlich, dort saß er bei einer Lampe in behaglichem Lehnstuhl am Fenster und blies aus seiner langen Pfeife Dampfwolken. U 2 ging zur Haustür. „Soll ich klingeln?" Die Tochter Selma pflegte immer, wenn er kam, aus einer Plöner Konditorei Mohrenköpfe mit Schlagsahne zu besorgen. Wenn er dann den Teller leergegessen hatte, begann der alte Feldwebelleutnant regelmäßig, von den Heldentaten der Preußen bei Sadova zu erzählen:

„Nämlich, das kann ich Ihnen sagen, Herr Kadett, unser 3. Garderegiment, das war immer vorne weg! Ohne unser 3. Garderegiment wären die Österreicher nie besiegt worden. Sehen Sie *soo*", er schwang seine lange Pfeife wie einen Säbel, „stürmte Ihr Papa uns allen voraus gegen die österreichischen Kaiserjäger! Wer das nicht gesehen hat, wie er das erste Geschütz vernagelte, so daß die Österreicher vor Schreck die Waffen wegwarfen und ausrissen! ... Junger Herr, das vergess' ich mein Leben lang nicht. Ja, das waren noch Zeiten! Eine Lust! Wir haben viel zu lange Frieden! – Ich sage: der Frieden, der brütet Sozialde-

mokraten aus! Wir brauchen mal wieder Kanonendonner!“ Diese Worte klangen U 2 im Ohr. Er hatte den Daumen schon an der Klingel. Mit einmal aber ging er wieder die Treppe hinunter und nahm dann den breiten Weg, der schräg hinunter nach Plön führte.

Die Kadettenanstalt oben auf dem Berg war in allen Fenstern hell. Die Häuser hier unten lagen meist dunkel an der Straße. Der Abendwind wehte ihm leise um die Stirn. Mit einmal rief er: „Herrje! Hat Gretel Meier nicht heute Geburtstag?“ In dem Augenblick schlug die Kirchenuhr zweimal. „Erst halb sieben! Ich hätte also noch Zeit!“

Die Privatwohnung des Besitzers des Plöner Wochenblattes lag zehn Minuten entfernt an der Kieler Chaussee. Als sich der Kadett dem kleinen Fachwerkhäuschen näherte, hörte er Gläser klirren und viele Stimmen. Da wollte er umkehren. Doch das Küchenmädchen, das mit einem Eimer in das Gärtchen herausgekommen war, hatte ihn schon gesehn. Sie rief ihn an:

„Herr Kadett! . . . Fräulein Grete hat schon mächtig auf Sie geschimpft! Auch Herr Meier sagte, er fände es unverzeihlich, daß Sie nicht gekommen sind. Aber nun sind Sie ja da! Ich will Sie gleich anmelden.“

„Nein! Nein! Nein! Wieviel Personen sind denn geladen?“

„Kommen Sie! Kommen Sie!“

„Halt . . . Halt! Ich kenne doch diese Personen gar nicht!“

„So kommen Sie durch die Küche herein! Aber da steht alles voll! Lauter leere Schüsseln! Weingläser.“

„Aber sagen Sie es Fräulein Grete so, daß es sonst niemand hört! Sagen Sie, ich wäre in der Küche und wollte ihr zum Geburtstag gratulieren.“ Und nun tappte er hinter dem Küchenmädchen eine kleine Holztreppe hinauf und blieb dann zwischen all den abgegessenen Platten der Geburtstagsgesellschaft stehn, während das Mädchen hineinrannte. Gleich danach kam Herr Meier in einem lila Samtjackett in die Küche.

„Was sind das für Sachen?! Kommen Sie! Kommen Sie!" Er faßte den Kadetten unterm Arm.

„Herr Chefredakteur!" riß sich U 2 aber los, „ich bitte gehorsamst zu entschuldigen . . ."

„Gehorsamst . . . gehorsamst!" lachte Herr Meier und schob ihn vorwärts, „immer rein ins Vergnügen!" Ehe sich's der Kadett versah, befand er sich mitten in der Geburtstagsgesellschaft. Sein Erscheinen in der Kadettenuniform ließ das laute Geschwätz für einen Moment verstummen. Herr Meier stellte U 2 vor, schob ihn dann an ein Klavier und sagte: „Jetzt spielen Sie uns gleich mal was vor!"

„Fräulein Grete!" hielt der Kadett dem Geburtstagskind die Hand hin, „darf ich meine gehorsamsten Glückwünsche zu Ihrem 17. Geburtstage sagen."

„Sie kommen reichlich spät!" unterbrach ihn Grete, „was wollen Sie essen? Alles ist da! Schokoladetorte, Nußtorte, Sandtorte, Himbeertorte." Sie reichte ihm einen Teller mit zwei Stücken Nußtorte. „Essen Sie! Warum kommen Sie eigentlich so spät? Dienstlich verhindert?" Sie lachte los. „Selbst am Sonntag?" Ihre verschiedenen Freundinnen quietschten vor Belustigung.

„Macht mir den jungen Herrn nicht so verlegen!" grinste Herr Meier und steckte sich eine neue Zigarre an. „Ein königlich-preußischer Kadett ist eben solch ein schnatterndes Völkchen wie ihr . . . nicht gewohnt! Sein Herr Vater ist General! Haha." Er schlug dem Kadetten auf den Rücken. „Wollen Sie eine Zigarre?" U 2 wurde knallrot. Nahm sich dann aber aus der ihm hingehaltenen Kiste eine heraus. „Feuer?"

„Danke gehorsamst." Doch schon nach den ersten zwei Zügen mußte er so husten, daß ihm Herr Meier die Zigarre wieder fortnahm.

„Ich bin dafür, meine Herrschaften", klopfte Meier auf den Tisch, „wir singen jetzt alle zusammen ein patriotisches Lied." Während er den Mund unter dem Bart unsäglich ironisch verzog – brummte er mit tiefem Baß: „Deutschland! Deutschland über alles!" Aber seine Tochter hielt ihm den Mund zu:

„Hör doch auf, Vater!" Dann warf sie U 2 einen verächtlichen Blick zu. „Mich stört die Uniform heut' an meinem Geburtstag. Vater, hast du nicht einen Rock für ihn, den er anziehn kann?" Gleich danach hetzten alle Mädchen die Treppe hinauf und trampelten oben so laut herum, daß die Hängelampe in der guten Stube hin und her schaukelte. Mit einem schwarzen Gehrock kamen sie jetzt wieder herunter und, obwohl sich U 2 ‚respektvollst' nach allen Seiten hin zu wehren versuchte, rissen ihm die Mädchenhände den Waffenrock ab und zogen ihm den viel zu großen feierlichen Gehrock des Chefredakteurs an. Dann nahm das Gelächter kein Ende. U 2 wurde vor einen Spiegel gezerrt, und nun mußte er über seinen Anblick selber so lachen, daß sie sich alle mit einmal wie altbekannte Freunde umarmten. Herr Meier hatte sich indessen an das Klavier gesetzt. Plötzlich sang er leise vor sich hin das Beethoven-Lied:

‚Ich liebe dich, so wie du mich!' Dabei blickte er zu einer Fotografie seiner verstorbenen Frau hin, die über dem Sofa hing. Dann sah er seine Tochter an. Alle hörten ihm zu. U 2 ging zu Herrn Meier ans Klavier und starrte auf die Noten, die er nicht verstand, wie auf Zauberzeichen. „Jawohl!" blickte ihn Herr Meier an, „Herr Kadett! Das ist unser Ludwig van Beethoven. Gefällt Ihnen sein Lied nicht besser als der Radetzkymarsch, den Sie uns das letzte Mal vorgesungen haben? Selbst wenn es der Regimentsmarsch Ihres Herrn Vaters war damals, als er Kommandeur der Franzer in Berlin war, so sage ich Ihnen trotzdem: selbst Radetzky, dieser Sieger von Custozza und Novara, der konnte es nicht verhindern, daß schließlich das junge Italien die Fesseln Habsburgischer Tyrannei doch zerriß!"

„Aber Vater!" stampfte seine Tochter ärgerlich auf, „nichts Politisches heut'! Außerdem . . . erzähltest du mir nicht erst neulich, der Theologe Gioberti hätte 1843 das Wort geprägt: Del primato morale e civile degli Italiani! und habe damit, wie du in deinem letzten Leitartikel schreibst, einen ganz falschen Ton in die italienische Revolution von 1848 gebracht!"

„Bravo!“ küßte Herr Meier seine Tochter, „ja, so ist es, meine jungen Damen“, wandte er sich an Gretes Freundinnen, „wir wollen nämlich nichts mehr wissen vom ‚primato morale e civile degli Italiani!‘ oder degli Francesi! oder degli Inglesi! oder degli Germanici! Nein!“ stand er vom Klaviersessel auf, „wir wollen nur noch hören vom ‚Primato morale e civile‘ des Sozialismus! Erschreckt Sie das, Herr Kadett? Nun, so sage ich Ihnen: unser Ludwig van Beethoven, der hätte dazu sein ‚Amen‘ gesagt.“ Er klappte den Klavierdeckel zu und ging in sein Arbeitszimmer.

Bald danach empfahl sich auch die Geburtstagsgesellschaft. Nur U 2 war auf Gretes ausdrücklichen Wunsch noch geblieben. Beide saßen sich jetzt in dem plötzlich so still gewordenen Zimmer schweigend gegenüber. Mit einmal sagte der Kadett:

„Fräulein Grete, ich glaube, Ihr Herr Vater hat mich vorhin falsch verstanden. Der Radetzkymarsch ist gar nicht das Lieblingslied meines Vaters. Ich habe es Ihnen neulich nur deshalb vorgesungen, weil es eine frühe Kindheitserinnerung war. Nämlich, als mein Vater von Koblenz nach Berlin versetzt wurde, hielten wir Kinder uns gerade mit meiner Mutter bei meinem Onkel Arnim auf seinem Gut in Lindheim auf. Frühmorgens um vier Uhr fuhren wir in dem alten Landauer durch die Niddawiesen einen weiten Weg bis zu dem kleinen Bahnhof. Von dort ging's nach Berlin. Als wir dann endlich am Anhalter Bahnhof ankamen, stand da die Regimentskapelle des Franzregiments und empfing meine Mutter mit dem Radetzkymarsch. Es war ein solches Gepauke und Geblase in der großen Bahnhofshalle, daß ich's nicht vergessen kann. Und nur deshalb, Sie verstehn . . . nämlich mein Vater, der liebt gerade . . . nur Beethoven.“ Das Geburtstagskind schwieg. Nach einer längeren Pause sagte sie:

„Wenn Ihr Vater nur Beethoven liebt, warum steckt er Sie dann in solch einen Affenrock?“ Sie betrachtete U 2, der sich seine Uniform wieder angezogen hatte, mißtrauisch. „Vater meint, die Offiziere wollen an den Erzie-

hungskosten sparen. Deshalb stecken sie ihre Söhne ins Kadettenkorps. Mein Liebling, aber merken Sie denn nicht, daß Sie dort in ganz falschen Auffassungen erzogen werden?" U 2 rückte nervös im Sofa hin und her. Dann sagte er ablenkend:

„Gnädiges Fräulein – Ihr Kleid . . . wunderbar!"

„Gefällt es Ihnen?" Sie rückte näher. „Jetzt passen Sie mal auf' ich wollte Ihnen nämlich schon lange etwas gestehn." Sie horchte nach dem Schreibzimmer ihres Vaters. Mit einmal sagte sie leise: „Wissen Sie, daß mir der Kadett Fischer ungeheuer imponiert hat?"

„Imponiert? Weil er ausgekratzt war?"

„Weil er nicht wie ein . . . Herdentier . . ." U 2 stand vor Erregung auf und ging bis zum Fenster. „Verzeihen Sie, Herr Kadett! Aber Sie sind zu zart besaitet. Manchmal denke ich, in Ihnen, da ist eine Mädchenseele . . . Und in mir, da steckt der Mut einer Männerseele!" U 2 zuckte zusammen. Da er aber nicht antwortete, ging sie zu ihm hin . . . und sah ihm in die Augen. Mit einmal faßte sie nach seiner Hand. Aber er entzog sie ihr sofort. Da setzte sie sich in einen Schaukelstuhl und wippte hin und her . . . „Wissen Sie was? Ich würde Sie gerne entführen! Nächsten Donnerstag nämlich fahre ich von Lübeck aus mit einem Dampfer nach Dänemark. Dort lebt eine Schwester meines Vaters. Bei der soll ich den Sozialismus studieren. Sie ist in der Frauenbewegung tätig." Mit ihrem Schaukeln innehaltend, flüsterte sie: „Kommen Sie mit mir!"

„Wohin?" drehte sich U 2, bis ins Mark erschrocken . . . um.

„Nach Dänemark!"

„Auskratzen? – Die Gendarmen würden mich ja doch gleich wieder einfangen, so wie den roten Fischer!"

„Ich verstecke Sie!"

„Und dann? Was dann? Wohin dann?" Er hielt sich die Faust gegen die Zähne, „und wohin dann?"

„Mein Vater würde uns helfen. Das weiß ich! Soll ich ihn fragen?"

„O nein! Nein!“

„Er sagt immer von Ihnen: Sie gehören nicht in das Kadettenkorps. Sie gehören in den Freiheitskampf des Sozialismus!“ U 2 war bis in die Lippen bleich geworden. Plötzlich sagte er:

„Aber jetzt muß ich gehn. Darf ich Ihrem Herrn Vater noch Adieu sagen?“

„Besser nicht. Er schreibt an seinem Leitartikel.“

„Aber diese Blume darf ich mir vielleicht aus der Vase nehmen?“

„Was wollen Sie damit?“

„Ich möchte sie mir pressen, damit ich, wenn Sie in Dänemark sind, ein Andenken habe.“

„Ein Andenken? An mich? Und pressen wollen Sie die arme Blume?“ Sie war aufgestanden. Nun war sie vor ihm. „Pressen Sie doch lieber – – mich an sich!“

„Sie gestatten“, hielt er die Hände zur Abwehr, „aber ich muß unbedingt gehn.“ Da wandte sie sich ab und sagte, spöttisch militärisch:

„Ich gestatte es!“

„Gnädiges Fräulein“, kam ihr U 2 nach. Und dann stotterte er mit bebenden Lippen: „Ich möchte mit Ihnen nach Dänemark! Überhaupt: Ich möchte bis ans Ende der Welt! Daß ich diesen gelben Kasten auf dem Schloßberg da oben nie mehr zu sehen brauche! . . . Ich möchte . . . Aber was würde mein Vater dazu sagen?“

„Was geht Sie denn Ihr Vater an? Es handelt sich um *Ihr* Leben! . . . Wie alt sind Sie?“

„Ich? – Ich bin schon alt.“

„Schon alt?“ lachte sie den vierzehnjährigen Knaben an, „dann aber sofort aus der Uniform 'raus! Aus dieser Zwangsjacke da! – Fritz, komm mit mir!“ duzte sie ihn mit einmal. In diesem Augenblick trat der Chefredakteur ins Zimmer.

„Na, was denn?“ rief er, „sind alle weg? Wollen Sie etwa auch schon aufbrechen, Herr Kadett? Übrigens – hier ist Ihr Poesiealbum zurück, das Sie mir neulich brachten. Ich habe Ihnen, wie Sie es wünschten, etwas hineinge-

schrieben." Er las vor:

„Wetter, Wind und Regen
sind Dir oft entgegen! . . .
Duck Dich! Laß vorüber gahn — —
Wetter will sein' Willen han! . . ."

Er klappte das Büchlein zu, sah beide an und lachte . . . „Wann kommen Sie denn wieder, Herr Kadett? Meine Tochter verreist nämlich. Ich hoffe, wir sehen uns aber noch vorher."

„Wer weiß, Vater?" hob Grete die Schulter, „wer weiß?" Plötzlich packte sie den Kadetten und gab ihm einen schallenden Kuß.

„Na! Na, na!" trennte sie Herr Meier, „mehr Respekt vor einem königlich-preußischen Kadetten! Sonst fürchte ich . . ." Aber ehe er den Satz beenden konnte, war U 2 schon aus dem Zimmer gelaufen.

Erst am Schloßberg, auf dem Wege zurück zur Anstalt, blieb er in der Lindenallee völlig verwirrt stehn. Unten vom Spielplatz her kam windverweht ganz fein der Klang der Reitbahnuhr. Er zählte. Sie schlug achtmal.

„Also habe ich noch eine Stunde Zeit. Jetzt sind sie da oben mit dem Abendessen fertig. Ich könnte also noch einmal zu Meiers zurück." Er kehrte um, ging ein paar Schritte zögernd, stand dann aber wieder still. Mit einmal redete er halblaut vor sich her: „Was hat sie gesagt? In mir wäre eine Mädchenseele?" Das Blut schoß ihm bis in die Ohren. „Hat mich vielleicht deshalb Schmidt 1 — und vorhin auch Onkel Gordat . . ." Es schauderte ihm plötzlich vor sich selber. Zwischen den Stämmen sah er den Plöner See. Laternenlichter und auch Sterne spiegelten sich in ihm. Krähenschwärme flogen krächzend vorbei. Er starrte zu den hell erleuchteten Fenstern der Kadettenanstalt hinauf. Wie ein Vogel, der seinem Käfig entflogen war und jetzt wieder die offene Tür sieht . . . „Ich? Und auf einem Dampfer nach Dänemark?" Er atmete erregt . . . „Grete! Das wäre ja der Himmel, zusammen mit dir . . . in dem enganliegenden, roten Samtkleid!" Wind fröstelte ihm über den Rücken. Auf einmal straffte er sich, hob die

Faust gegen das Plöner Schloß und sagte drohend: „Jedenfalls, prügeln lasse ich mich nicht mehr! Von niemandem mehr!“ Und dann ging er über die holprigen Pflastersteine den Berg fast angriffslustig hinauf. Als er bei den Küchenräumen und Kellern vorbeikam, glättete er sich aber doch die Haare am Scheitel und setzte sich die Uniformmütze wieder vorschriftsmäßig zurecht. Mit einmal marschierte er wie in einem ganz neuen Entschluß, stramm militärisch die Rampe zum Karreehof hinauf. Oben traf er Leutnant Grohe.

„Na, Fritze? Woher kommst *du* denn aus der Dunkelheit?“

„Aus dem Prinzenhaus.“

„Was denn? Warst du im Prinzenhaus? Haha . . . Na, hast du's dir überlegt, was ich den Tanten schreiben soll? Ich bekam gestern einen Brief aus Freiburg. Überlege es dir! Gelle? Ich möchte halt gern, daß du aus dieser Preußenluft 'rauskommst! Aber da klingelt es oben zum Abendappell! Also laufe! . . . Und dann sage mir morgen, wofür du dich entschieden hast.“

Uhle, der dem Kadetten nachsah und ja wußte, wie dessen Entscheidung ausgefallen war, blickte fort, denn es jammerte ihn, dieses verschreckte Opfer wieder zurückrennen zu sehen zu dem ‚Altar‘ jenes anderen Vaterlandes, dessen Hohepriester und Feldmarschälle nicht die Messe des Friedens zelebrieren. Doch kaum hatte er diesen Gedanken gedacht, da erschien aus dem Nebel . . . Pater Theophil. Neben dem erzbischöflichen Palais am Münsterplatz in Freiburg saß er in einem von Büchern angehäuften, gotischen Raum den beiden Tanten ernst und schweigend gegenüber. Die Abendsonne beleuchtete die Münsterarchitektur so rosenrot, daß sie wie aus Korallen aufgebaut schien. Weiße Tauben flatterten vor den Fenstern hin und her. Jetzt setzte der Pater seine Brille auf, reichte dann den beiden älteren Fräuleins, die in eleganten, schwarzen Spitzenkleidern sichtlich erregt vor ihm saßen, mit einem Augenaufschlag einen Brief zurück und seufzte:

„Gelle, Fräulein Klehe, das ist schlimm. Ihre Nichte Klara hätte diesen Brief nicht schreiben sollen. Ich kann mir denken, wie er Ihre verehrte Mutter Albertina gekränkt hat. Schlimm! Sehr schlimm. Gelle!" Die Münsterglocken begannen mit ihrem jahrhundertealten, dunklen Bronzeton zu läuten. Beide Fräulein Klehe bekreuzigten sich. Auch der Pater. Als dann der durchbrochene Münsterturm nach dem Untergang der Sonne allmählich farblos geworden war, zündete der Pater eine Lampe an. „Gelle? Wir verstehen uns. Und ich kann Ihrer verehrten Mutter nur den gleichen Trost spenden, den unser Allerheiligster Papst, Pius IX., am 25. Juni 1872 einer Abordnung des katholischen Lesevereins im Vatikan in bezug auf Bismarck gab: ‚Seien Sie vertrauend und einig! Irgendein Stein wird vom Berge herabfallen und die Ferse des Kolosses zertrümmern.' " Er wischte sich mit einem rotgetupften Taschentuch die Stirn. „Gelle? So ist's halt! Irgendein Stein wird auch auf Ihre Nichte herabfallen. Gelle? Ich lehne es natürlich ab, auf die unreifen Ansichten Ihrer Nichte überhaupt einzugehen. Die ‚unbefleckte Empfängnis' ist ein Dogma, an dem wir nicht zu kritisieren und zu deuteln haben. Oder will Ihre Nicht etwa so ein Freidenker werden, wie zum Beispiel der Jacques Duport?" Er zeigte auf ein Buch. „Hier! In der Französischen Revolution, der da lästerte: ‚Nur Natur und Vernunft sind meine Götter!' " Er lachte ironisch . . . „Nun, meine lieben Fräulein Fanny und Emma, dabei lautete doch selbst das letzte authentische Bekenntnis solch eines Atheisten wie Voltaire: ‚Ich sterbe in Anbetung vor Gott!' Gelle? Das ist eine Confessio! Gelle? Man denke: Voltaire! – Aber was soll nur mit Ihrer Nichte geschehen? Euer Bruder, der Forstrat Anton, hat es ja leider abgelehnt, in dieser traurigen Affäre mit seinem Schwager, dem General, irgendwie in Verbindung zu treten. Das war schlimm. Gelle? Denn wir Katholiken sollten halt weiter mutig jeder Verweltlichung unserer Religion entgegenarbeiten. Selbst wenn so ‚erlauchte Protestanten' wie Klopstock, Herder, Wieland, Lessing, Bach, Goethe und sogar

Beethoven in unserem Volk eine, wie man stolz sagt, ‚neue Sehnsucht' wachgerufen haben!" Er verzog seinen Mund wieder sarkastisch. „Nein, meine werten Fräulein Klehe! Denn nur die Katholische Kirche hat jenen imaginären Punkt außerhalb des irdischen Getriebes aufgefunden, von dem schon Archimedes träumte, und von dem aus er die Welt aus den Angeln heben wollte! Und dieser Punkt . . . ist unser Glaube an Jesum Christum! Und sonst nichts! Gelle?" Die beiden Damen starrten ihn an. „Nämlich nur, indem wir diesen Bismarckischen, nationalen Standpunkt endlich aufgeben, kann dann das große Wunder einer christlichen Verständigung unter uns und den anderen Völkern wahr werden! Gelle? – Schauen Sie nur unser Münster da draußen an! Diese gotische Kunstform ist ein Symbol für das, was ich meine. An diesem herrlichen Bau, da haben viele christliche Geister aus allen Rassen und Völkern mitgewirkt. Da gab es keine nationale Einengung, sondern Geistesfreiheit! Gelle? Und darauf beruft sich doch Ihre Nichte Klara so hochmütig. Aber ich frage Sie, meine Damen: was ist denn diese „Geistesfreiheit' der Freidenker, wenn sie sich von Jesus Christus löst? Was denn? Nur urweltlicher Spuk! Nur Brunst der Natur! Statt bedingungsloser Anbetung, da erwacht plötzlich eine neue Gier! Gelle? Man verlangt Gewissensfreiheit! Man braucht plötzlich zwischen Mensch und Gott . . . keinen Mittler mehr! Aber das ist eben dieses neu empordrängende Heidentum von Marx und Preußen, das unser Vaterland ins Unglück stürzen wird! Denn wo bleibt da noch jenes große Erstaunen vor dem Geheimnis unserer Seele? Jenes tiefe, philosophische ‚Wunder'! Was wir dann eben . . . ‚Religion' nennen. Gelle? Wo bleibt denn bei diesen Freidenkern noch das Schuldgefühl? Die mystische Lebensangst? Nein! Nein! Meine lieben Töchter in Christo! Dieser ewige Kampf zwischen Ruhe und Unruhe, den hat ja unsere Kirche längst beendet. Aber da kommt dann plötzlich wieder in Ihrer Nichte – solch ein Unruhgeist an! Gelle? Und beruft sich in seinem Brief . . . auf seinen Idealismus! Und prätendiert, daß der auch etwas Heiliges

und Sittliches sei. Aber ich frage euch beide: Wie kann ein wirklicher Idealismus für etwas so Unsittliches wie den Sozialismus oder Naturalismus . . . Verehrung aufbringen? Gelle? Oder gibt es etwas Unsittlicheres als diese Lehren . . . von Karl Marx? Oder als dieses ganze National-Bismarckische Preußentum?"

Die Glocken hatten aufgehört zu läuten. Da kniete er mit einmal nieder. Auch beide Tanten.

„Heilige Maria", flüsterte er nun, „hilf uns! Denn der Weg dieser verirrten Tochter unserer Kirche kann nur in den Abgrund führen! Nämlich . . . zwischen Jenseits und Diesseits, da gibt es dieses ‚Etwas' nicht, auf das sich diese unwürdige Tochter in ihrem Briefe beruft. Hilf uns, Heilige Jungfrau! Amen!" Er erhob sich, trat an das Fenster und schaute dann lange zu den jetzt vom Laternenlicht angeleuchteten Pfeilern und Spitzbogen des Münsters hin. Danach wandte er sich zu den Knienden um: „Schreiben Sie Ihrer Nichte, daß, falls sie sich wirklich zu Ostern evangelisch einsegnen läßt", er atmete mehrere Male schwer, „daß sie damit die Aktion unserer Kirche und des Herrn Erzbischofs noch keineswegs beendet haben wird. Also, ich warne Ihre Nichte im Namen des Heiligen Geistes! Der Fluch und die Exkommunikation durch unsere Kirche haben in den Jahrhunderten schon manchen Freidenker zerschmettert. Gelle?" Er lächelte. „Bitte grüßen Sie Ihre Mutter, meine liebe Freundin Albertina. Und vergessen Sie's nicht: ‚Irgendein Stein wird vom Berge herabfallen und die Ferse des Kolosses zertrümmern!'" Er erhob seine Hand und segnete die beiden Damen.

Während auch dieses Bild wieder gespenstisch vorüberwehte, wurde Uhle von der grausigen Erfüllung dieser Prophezeiung des Paters gewürgt. Ja, der Stein war in zwei Weltkriegen herabgefallen auf die Erde! Und die Ferse der Kolosse ist zertrümmert worden. Aber ist jener Koloß — Ehrgeiz, Egoismus und Wettkampf um die Macht — zerschmettert worden, von dem in jenem amerikanischen ‚Infantery-Manual' die Rede war, aus dem Gordat dem

Kadetten vorgelesen hatte? Ist dieser Koloß, ohne den die Welt, wie es in dem Manual hieß, in ‚einen unerträglichen Zustand der Entwicklungsstockung verfallen würde', ist dieser Lügenkoloß schon zerschmettert? Wäre dem so, dann würde auch dieser Weg Uhles unnötig, sinnlos und überflüssig! „Aber dieser Koloß haust ja noch immer in den vier Kammern unseres Herzens", flüsterte Uhle. „Dies zu erkennen, muß ich weitergehn!" Und er ging weiter.

Da sah er, wie U 2 auf seine Stube eilen wollte, daß Schmidt 1 aus einer Fensternische plötzlich vortrat und ihn am Arm zu sich zog. Der Kadett blickte sich erschrokken nach überallhin um und wollte fort. Aber Schmidt 1 flüsterte heiser, ohne ihn auszulassen:

„Du weißt wohl, daß man mich in ein anderes Kadettenkorps ‚strafversetzt' hat? Ich komme also nach den Weihnachtsferien nicht wieder hierher zurück. Ich werde gleich nach Lichterfelde weitergeschickt. Dann bin ich Untersekundaner. Wir sehen uns also . . . nicht wieder. U 2 zitterte. Mit einmal sah ihn sein 2. Stubenältester furchtbar an. „Du! Ich habe nämlich bisher nicht herausbekommen, *wer* mich beim Hauptmann verpetzt hat. Aber von dir möchte ich es jetzt selber bestätigt haben, daß *du* diese bodenlose Gemeinheit nicht begangen hast! Also: bei der Wahrheit, U 2! Du brauchst keine langen Reden halten! Wenn du es nicht getan hast, so sage einfach: nein! Das genügt mir."

„Nein!" erwiderte der Kadett, „nein!" Da legte ihm Schmidt 1 seine Hand zärtlich auf den Kopf und atmete auf.

„Ich danke dir. — Na, und nun wünsche ich dir frohe Weihnacht! Heut' abend wird ja die übliche Feier stattfinden, und dann holt jeder seinen Koffer von der Kammer, packt ihn und dann geht's in die vier Winde davon. Du reist nach Königsberg?"

„Jawohl!"

„Na, mein Guter, vielleicht sehen wir uns im Leben doch noch mal wieder. Aber wie's auch geht, wisse: ich bin dein Freund. Na, dann: Fröhliche Weihnacht!" Er

zwickte ihn ins Ohr und versuchte zu lachen. Doch dann kam ihm eine Träne in den Augenwinkel . . . „Jedenfalls, das eine schwöre ich dir: ein ‚Verbrecher' bin ich nicht, wie der Hauptmann mich nannte. Nein! Da irrt er! – Na, aber vielleicht treffen wir uns noch einmal als schlanke, königlich-preußische Leutnants wieder! Na, *das* Gesicht möcht ich dann sehen, was dieser dämliche Hauptmann dann schneidet! Da werden ihm wohl seine moraltriefenden Bartspitzen etwas wackeln! Du jedenfalls laß dich nie von solchen Spießern kleinkriegen! Außerdem, seit Adam ist schon mancher Erdensohn verprügelt worden! Aber wenn ich je dem Schuft begegne, der mich verpetzt hat!" Er ballte die Faust . . . „Na! – und nun nochmals: fröhliche Weihnacht!„ er ließ U 2 plötzlich stehn und eilte fort. Der Kadett blickte ihm aufgewühlt nach, wollte dann hinter ihm her, um ihm noch irgendein Wort zum Abschied zu sagen, doch da kam der Kompanieoffizier den Korridor entlang. U 2 stand stramm. Dann ging er auf seine Stube. Es war Beschäftigungsstunde. Seine Kameraden arbeiteten fieberhaft an Weihnachtsgeschenken für ihre Angehörigen. Hierbei hielt Olschefski lange Reden. Während er auf ein Tabakskästchen einen Ordensstern in grellen Farben hinpinselte, wetterte er gegen die Ordensjäger:

„Das sage ich euch: Seit es Mode wurde, an jüdische Kaufleute Titel und Orden zu verschachern, geht es mit Preußen rasend bergab. Mein alter Herr sagt immer: Es ist eben ein gewaltiger Unterschied, ob unsereins nach 30 Dienstjahren so'n Piepmatz wie den Roten Adlerorden aus dem Kragen herausgehängt kriegt, oder ob ihn ein Jude Kohn nach irgendeinem Wohltätigkeitsbazar für Geld, das er sich ergaunert hat, plötzlich von ‚Allerhöchster Stelle' über sein dreckiges Frackhemd gehakt kriegt. Das ist ein gewaltiger Unterschied!" Alle grinsten. Meier 1 hatte Zahnweh und beteiligte sich deshalb nicht an dem Gespräch. U 2's Spitz aus Freiburg stand vor ihm. Gelangweilt bastelte er, von Schmerzen geplagt, dem Porzellanhund ein mit roter Seidenschleife geschmücktes Tannen-

zweigchen, wie er den anderen sagte, ‚für meine alte Dame' weihnachtlich um den Hals. Kadett Ziegler rahmte ein Aquarell, das er in den letzten Wochen zustandegebracht hatte und welches den Todesritt der Brigade Bredow 1870 gegen das französische Corps Canrobert darstellte, mit einer Goldleiste ein. Unterhalb der sich im Akker herumwälzenden abgeschossenen Gäule und Kürassiere hatte er mit roter Farbe den Vers eines patriotischen Liedes hingeschnörkelt:

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt!
Wohl wichen sie unseren Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt
Unser zweiter Mann ist geblieben!

Nachdem er die Umrahmung festgenagelt hatte, sah er auf und rief:

„Da ist ja U 2!" An den vier Tischen drehten sich die Köpfe nach dem Kadetten um. Olschefski, der wegen der Leiden seines Stubenältesten gut gelaunt war, winkte U 2.

„Komm doch näher!" Und nun sängelte er. „Freu dich, Fritzchen! Freu dich Fritzchen! Morgen fangen die Ferien an! . . . Was hast du denn?" Schmidt 2 flüsterte:

„Seit er in dem Prinzenhaus unten war, ging eine Veränderung mit ihm vor."

„Ja!" nickte Ziegler, „vorhin am Turnreck, da machte er sogar die große Riesenwelle. Man staunte."

„Jawoll!" hänselte Olschefski, „das macht alles seine Einladung ins Prinzenhaus! . . . Wahrscheinlich wird er den Hohenzollernschen Hausorden verliehen bekommen!"

„Dann erhalte uns dein Wohlwollen", höhnte Ziegler.

„Komm mal her!" rief Meier 1 mit schiefverzogenem Mund zu U 2, während er sich die Backe hielt, „du hast uns noch immer nicht erzählt, was dieser Major von Gordat von dir wollte. Maul auf! Was habt ihr zusammen geredet?"

„Er hat ihm doch sein Ehrenwort geben müssen", grinste Olschefski, „er darf doch nichts sagen."

„Ehrenwort?" pustete Meier 1, „wie kann denn ein

Prinzenerzieher ihm das Ehrenwort abnehmen? Die Ehre eines Majors und die Ehre eines Kadetten, das sind doch zwei grundverschiedene Dinge! U 2's Ehre kann doch keinesfalls so groß sein wie die Ehre eines Majors. Aber, wenn er nicht quatschen will, wir verzichten darauf! Und hätte ich nicht diesen vereiterten Backzahn, du Scheißkerl, dann würde ich dir dein Ehrenwort aus dem Schlund 'rausholen! Verstanden? – Was wickelst du denn da in Papier ein?"

„Ein Weihnachtsgeschenk für meine Mutter."

„Zeig's mal her! Du Prinzenhäusler! Was stellt denn das dar? Sieht ja aus wie ein gelber Uniformknopf."

„Das soll die Sonne sein."

„Die Sonne?" wollte Meier 1 lospusten, aber sein Zahnweh hinderte ihn daran. „Du Scheißkerl! Wenn *das* die Sonne sein soll, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was aus unserer Welt noch werden soll! Warum malst du denn deiner Frau Mutter . . . die Sonne zu Weihnachten? Das begreif' ich nicht. Genauso gut hättest du ihr doch auch . . . den Mond malen können! Man versteht's nicht. Oder wie der Pastor immer so richtig sagt . . . ‚Deine Wege, o Herr, sind uns verborgen!" Mit einmal kommandierte er: „Aufstehn!" Alle Kadetten sprangen auf. Leutnant Grohe war eingetreten:

„Na los! Fertigmachen! In zehn Minuten findet die Weihnachtsfeier statt!"

„Vom Himmel hoch, da komm ich her!" begann Olschefski falsch loszugrölen.

„Halt die Klappe!" hieb ihm Grohe mit seinem Handschuh über den Kopf. „Hat jeder auch seinen Reisezettel? Morgen früh werden die Koffer von der Kammer geholt. Jeder bekommt vom Feldwebel eine gute Montur mit auf die Reise. – Na, Ziegler! Wohin fahren Sie denn?"

„Nach Berlin, Herr Leutnant."

„Und Sie, Schmidt 2?"

„Nach Schwerin."

„Und Sie, Meier 1?"

„Nach Lübeck, Herr Leutnant."

„Na, fährt denn keiner von euch Lumpen . . . nach Süddeutschland?" Er fletschte sein weißes Gebiß. „Und du?" stieß er U 2 in die Rippen.

„Nach Königsberg."

‚Brrrr! . . . da friert einem ja! Gelle? Laß dich nur nicht von den Wölfen auffressen! Von so 'nem riesigen Wolf im Schnee! Ich habe dir das Bildchen über meinem Schreibtisch gezeigt! Mir hat's mal ein Kosakenoffizier verehrt. — Nach Königsberg? Huh! . . . Ich möchte nicht so hoch in den Osten 'rauf. Gelle? Immer in Pelze gewickelt! Der Kosak sagte mir: zwischen Ostpreußen und Russen, da ist kein Unterschied. — Und ich sehe es noch kommen, daß man mein Süddeutschland verpreußen und verrussen wird . . . Da! Ihr Lumpen!" Er zog aus seiner Tasche Schokoladentafeln. Warf sie den Kadetten zu und fletschte wieder die Zähne. „Das ist süddeutsche Schokolade! Gelle? Nu' mal herhören! Ich komme nach Weihnacht nicht wieder." Nach einem allgemeinen „Oh!" der Enttäuschung sagte er: „Ich bin zu meinem lieben Regiment nach Freiburg zurückversetzt worden. Werdet ihr eurem Leutnant Grohe nachtrauern? Na! Jetzt flennt mal nicht. Olschefski, wo haben Sie denn Ihre Tränen hergeklaut? . . . Ja, ihr Lumpen, als *mein* Vater 1870 unter General von Werder mit meinem verehrten Großherzog Friedrich von Baden am 30. September in Straßburg einzog und die Kapitulation der Festung aus den Händen des tapferen Franzosengenerals Uhrich in Empfang nahm, da schrieb mein Vater in sein Tagebuch: ‚Genau vor 189 Jahren hatte General Louvois Straßburg für Frankreich in Besitz genommen.' . . . Aber mein Regiment", schlug sich Grohe auf die Brust, „das war 1870 mit dabei, als wir dann Straßburg den Franzmännern wieder weggenommen haben! Und jetzt liegt's an euch, ihr Lumpen, daß sich in wieder 189 Jahren daran nichts geändert hat! Aber es ist Zeit! Also vorwärts! Unser Himmelsfähnrich wartet schon oben auf die Weihnachtsandacht! also geht! . . . Aber ihr Preußen! Wenn's mal wieder über den Rhein, gen Frankreich trompetet, dann wißt ihr wenigstens, wie so ein badischer Leut-

nant ausgesehn hat! . . . Gelle? – Na, nun lauft, ihr Lumpen!" Er hielt U 2 zurück. „Na? Fritze, was soll ich der Großmama nun sagen?" Der Kadett schwieg. „Nichts? . . . Na! Mit diesem Schweigen, da entscheidest du über dein Schicksal. Weißt du das? – Willst du Kadett bleiben oder nicht?" Da U 2 nichts sagte, stieß Grohe mit dem Säbel auf und ging.

Als die Kadetten der 1. Kompanie die Treppen zum Speisesaal hinaufstürmten, folgte ihnen U 2 fast erleichtert darüber, daß er Leutnant Grohe nicht geantwortet hatte. Schon in der Anrichte, dort wo die „Kloppskallen' heute festlich weiß gekleidet standen, kam aus dem riesigen Eßsaal solch heller Schein, daß sich mancher, davon geblendet, seine Hand über die Augen hielt. Nämlich, links vor der unter einem Spitzbogen endenden Wand zwischen Anrichte und Revierstube, standen zwei Tannenbäume, die in ihrer mächtigen Breite fast bis zu den Fensterreihen reichten und mit dem Silberstern auf den obersten Zweigspitzen die hohe Decke berührten. Hunderte von Wachskerzen brannten auf den Zweigen, zwischen denen Äpfel und Nüsse hingen. Da man die elektrische Saalbeleuchtung ausgeschaltet hatte, war nun dieser große, einst dänische Rittersaal von all dem Kerzengeflakker wie von magischem Glanz warm durchstrahlt.

Vor den Weihnachtsbäumen standen lange Tische. Auf ihnen war für jeden Kadetten ein Teller mit Äpfeln und Pfefferkuchen hingestellt, was einen süß duftenden, weihnachtlichen Hauch verbreitete. Nachdem die Kadetten der beiden Kompanien auf ihren Bänken hintereinander wie in einem Theater Platz genommen hatten, trat Lehrer Ärmel rechts an ein Klavier, während der Pfarrer zwischen den beiden Tannen hinter einem von grünen Zweigen geschmückten Katheder, mit aufgeschlagener Bibel, die Ankunft des Kadettenkommandeurs erwartete. Das Lehrerkollegium saß bereits vollzählig hinter den Kompaniechefs und Kompanieoffizieren. Doch nun kam der Oberst, säbelschleifend, Handschuhe und Mütze schwenkend, eilig herein. Als er sich hingesetzt hatte, begann

Lehrer Ärmel ‚Stille Nacht' zu spielen. Während die Baßstimmen der Vorgesetzten und älteren Kadetten mit den hohen Knabenstimmen der jüngeren Jahrgänge im Chor das alte Weihnachtslied sangen, hörte man zwischendurch das leise Knistern der Kerzen. An die vielen Fenster draußen klirrte noch leiser das kristallene Geräusch von Schneeflocken aus der schwarzen Nacht. Als der letzte Vers verklungen war, hob der Pastor die Arme aus dem Talar:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen! Meine in Christo geliebten Kadetten! Wir lesen heute die Weihnachtsgeschichte, wie sie geschrieben steht im 2. Kapitel des Evangeliums Sankt Lucae: ‚Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde'." Während er weiterlas, schaute U 2 in das dunkle Grün der beiden mächtigen Tannen so verträumt hinein, als befände er sich irgendwo hoch oben in seinem geliebten Schwarzwald. Die Worte des Pfarrers klangen wie aus weiter Ferne . . . ‚Da machte sich auch Joseph aus Galiläa auf, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt David, die da heißt Bethlehem, darum, daß er von dem Hause und Geschlecht Davids war . . .'"

Ein Aufschrei weckte U 2 aus seinen Gedanken. Ein Zweig in der linken Tanne hatte Feuer gefangen. Eine hohe Flamme loderte steil empor. Der Oberst und mit ihm viele Offiziere stürzten hin und erstickten den Brand, während der Pfarrer ruhig weiterlas.

„Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe: des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie und sie fürchteten sich sehr . . ." U 2 hielt sich beide Hände vors Gesicht, denn die Klarheit des Herrn, von der sein Pfarrer gesprochen, sie war ihm eben in der Flamme des brennenden Tannenzweigs so grell in die Augen geblendet, daß ihn die Worte ‚und sie fürchteten sich sehr' . . . mit einer bis dahin noch nie empfundenen, fast metaphysischen Angst erfaßten.

„Und alsobald war da bei dem Engel . . .", so las der Pfarrer weiter, „die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobeten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe! Und Friede auf Erden! Und den Menschen ein Wohlgefallen!" Der Pfarrer klappte die Bibel zu und erhob die Hände zum Segen. Mit geschlossenen Augen hörte ihn U 2 an in einer Empfindung urheiliger Andacht, so wie er sie sonst nur vor der Madonna im Freiburger Münster gefühlt hatte. Wie jetzt gar, von seinen Kameraden gesungen, ganz leise das alte Weihnachtslied ertönte:

„Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart.
Wie es die Alten sungen, von Jesse kam die Art . . ."

da öffnete der Kadett wieder die Augen, in denen sich das Kerzenlicht spiegelte, und blickte zu der Krippe hin, die unter den Tannenzweigen aufgebaut war. Mit einmal durchglühte ihn die Vorfreude auf die Weihnachtsferien, auf das Wiedersehn mit Eltern und Geschwistern mit einem so wonnigen, zarten Gefühl, daß er in diesen holden Klängen des Liedes erzitterte, als hätten ihn wirklich . . . leise Engelsflügel berührt. Er wiederholte sich im Geist die Worte der Bibel „Und Maria legte das Kindlein in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und der Engel sprach zu den Hirten: ‚Siehe! Ich verkündige euch große Freude! Denn euch ist heute der Heiland geboren! welcher ist Christus, der Herr!"

Uhle empfand diese im Herzen gefühlte Nähe des Göttlichen mit einmal wieder so stark in sich wie damals, als er Kadett war und er konnte es nicht begreifen, warum er sich fast durch zwei Menschenalter hindurch von Zweifeln und Versuchungen hatte entfernen lassen von diesem ihm damals geoffenbarten Licht bei der Weihnachtsfeier oben im Eßsaal des Kadettenhauses.

U 2 wußte nicht mehr, ob er noch in der Anstalt war, oder irgendwo in einer himmlischen Sphäre.

„Na, U 2!" schlug ihm Hauptmann von Krohn auf die Schulter, „gehn Sie doch auch zum Tisch und holen Sie sich Ihren Weihnachtsteller!" Er nickte ihm wohlwollend und wie verzeihend zu.

„Jaaa!“ hörte U 2 nun auch die schmalzige Stimme des Obersten hinter sich, der von einem Kadetten zum andern ging, „und ‚Friede auf Erden!‘ . . . Hat das unser Pfarrer nicht schön gesagt? Nun wollen wir nur hoffen, daß die Welt diesen Frieden auch hält! Unser Alleroberster Kriegsherr, der Kaiser und König, ist ja die beste Gewähr für diese Worte, die uns der Herr Pfarrer eben so wunderbar vorgelesen hat. – Na, jetzt geht nur, meine lieben Kadetten! Und fröhliche Weihnacht! . . . Habt ihr auch alle eure Teller geleert? Hat jeder seinen Pfefferkuchen? Na, nun geht nur! Jaaa! . . . und ‚Friede auf Erden!‘ Ach! Da ist ja auch U 2! . . . Ihren Bruder habe ich vorhin schon gebeten, er möge Seiner Exzellenz, ihrem Herrn Vater, meine gehorsamsten Weihnachtsgrüße übermitteln. Jaa, meine lieben Kadetten! . . . Nun mal wieder 'runter auf eure Stuben! Und nochmals: Fröhliche Weihnacht! Jaaa!“ drehte er sich zum Pfarrer um und schüttelte ihm die Hand, „und ‚Friede auf Erden!‘ mein bester Herr Pastor – das haben Sie wirklich wunderbar gesagt! Das Herz wurde mir warm. Und ‚Friede auf Erden!‘ . . . Na, nun geht aber, Kadettchen! Und schlaft noch gut vor der Reise.“

U 2 lag aber schon stundenlang in seinem Bett und konnte vor lauter Ferienstimmung nicht einschlafen. Jetzt schlug die Schloßuhr draußen einmal. Da blickte er zu der Alarmklingel über seinem Kopf hoch und seufzte:

„Noch sechs Stunden . . . bis zum Wecken! . . .“ Er, der sonst vor der immer näherkommenden Sekunde des elektrischen Klingelsignals lange im voraus in allen Nerven zu zucken begann, erflehte jetzt diesen Moment, wenn es endlich Zeit zum Aufstehn sein würde. Er wußte nicht, wie er diese sechs Stunden noch aushalten könnte. Aber es erging nicht nur ihm so. Auch Olschefski neben ihm konnte nicht einschlafen.

„Heh! . . . Pssst! . . . Was machst du denn für Glubschaugen?“ flüsterte er zu U 2 hin. „Guckt bei dir etwa der Engel mit der ‚Menge seiner Himmlischen Heerscharen‘

. . . da oben ins Dachfenster rein? Jaaa!" ahmte er nun die Schmalzstimme des Obersten nach, „ ‚Und Friiiede auf Erden!' Das haben Sie wirklich wunderbar gesagt, Herr Pastor!" Er lachte breit los, ohne sich vor dem diensthabenden Offizier in der Schlafkabine zu fürchten, denn dies war ja die letzte Kommißnacht vor den Ferien. „Mensch! Hör nur, was der Schnee da draußen für'n Krach macht! Na, wenn das so weiter wirbelt, dann werden wir ja morgen, wenn wir glücklich zum Bahnhof 'runter gekommen sind, mit quatschnassen Stiefeln in das Kupee einsteigen müssen. Heh . . . warum redest du nichts? Mensch, wie dumm war doch eigentlich dieser rote Fischer! Jetzt könnte er auch auf Weihnachtsferien fahren! . . . Und statt dessen? Huh! Es fröstelt einem sich vorzustellen, wie er da irgendwo unter dem Schnee in seinem Sarge frieren muß."

U 2 antwortete nicht. Doch als sich Olschefski dann schließlich gähnend zur andern Seite gedreht hatte, richtete er sich ein wenig vom Kopfkissen hoch und starrte auf einen Schlagschatten, den ein Zementpfeiler im Schlafsaal bis zu ihm hin warf. Dabei murmelte er:

„Stehst du da wieder? Du schwarzer Ritter! Nämlich während der Weihnachtsfeier vorhin, da war die Decke im Eßsaal so hell angeglänzt, daß ich dich nicht mehr gesehen hatte. — Was willst du?" Er zog sich plötzlich die Bettdecke über den Kopf. Doch als er selbst dann noch diese dunklen, rätselglühenden Augen durch das geschlossene Visier auf sich gerichtet fühlte, da sagte er: „Geh weg! Ich fürchte mich nicht mehr vor dir!" Und dann lächelte er, als sähe er in das Weihnachtslicht.

Das Kofferpacken am nächsten Morgen ging schnell. Jeder Kadett legte eine Litewka hinein, eine extra Hose, etwas Wäsche, darüber seinen Kammkasten mit den Toilettsachen und zu oberst . . . die Weihnachtsgeschenke. Und jetzt sah Uhle die Kadetten singend in Sektionskolonne durch den tiefen Schnee zum Zug hinuntermarschieren. Eben von Kiel eingetroffen, stand die dampfende Lo-

komotive fauchend auf den Schienen. Nachdem der Bahnhofsbeamte die vielen Fahrkarten abgeknipst hatte, rannten die Kadetten, einer immer den andern überholend, an die verschiedenen Waggons 3. Klasse und kletterten zu den sie erstaunt aber belustigt betrachtenden Passagieren hinauf. Ein Pfiff! Und da rollte der Zug in die Weihnachtsferien.

U 2 knöpfte sich den Mantelkragen auf. Warf dann seine Mütze in das Gepäcknetz und schaute darauf luftgierig, obwohl einige Leute wegen des geöffneten Fensters laut schimpften, in die makellos weißglänzende Schneelandschaft hinaus.

„Mensch!" drängelte sich Olschefski jetzt neben ihn ans Fenster, „dieser plötrige Zug hält ja bei jedem Kleiderschrank!" In der Tat paßte das Tempo des an jeder kleinsten Station bremsenden Lokalzuges nicht zu der vorwärtsdrängenden Ungeduld dieser Ferienkadetten.

„Ein Reh!" schrie U 2 plötzlich auf. „Da . . . ein Reh!" Er zeigte in einen dickverschneiten Winterwald hinein auf Damwild. Ein paar weißgetupfte Hirschkühe zwischen silbernen Buchenstämmen hoben ihre Köpfe mit den langen Ohren und äugten der vorbeifahrenden Eisenbahn nach.

Nachdem der Zug durch die Holsteinische Schweiz hindurch war und auch schon das Städtchen Eutin passiert hatte, sah man bereits in der Ferne des sonnigen Wintertags aus dem Dunst die vielen mittelalterlichen Türme von Lübeck hochragen.

„Mensch!" riß Olschefski seinen Koffer herunter, „wir haben eine halbe Stunde Aufenthalt! Kommst du mit? Ich will für meine alte Dame ein ‚Herzchen' aus Lübecker Marzipan kaufen. Wenn du mitkommst, lade ich dich auch zu einem Gläschen Kognak ein. — Mensch! Mensch! . . . Der Zug hält schon! Komm mit! — Heh, Kerl! . . . Was quetscht sich denn dieser dämlich stinkende Bauer vor uns zur Tür 'raus! Mal gefälligst Platz! Donnerhagel!" Er gab dem holsteinischen Landmann, der mit seinem Korb voll Eier zuerst aus dem Waggon 'raus wollte, solch einen Stoß, daß die Eier auf den Perron klatschten. Dann

schrie der Kadett zu U 2: „Na los! Nur nicht schüchtern! Platz! Platz! . . . Und nun: marsch! marsch!“

Immer nach seiner Uhr sehend, damit sie auch ja den Anschluß für den Schnellzug nach Wittenberge nicht verpaßten, griff Olschefski U 2 beim Arm und rannte mit ihm vom Bahnhof aus direkt durch das alte Holstentor, dadurch berühmt, daß es in den Jahrhunderten fast bis zur Höhe des oberen Bogens in die Erde eingesunken war, und von dort rannten sie weiter vorwärts, hinein in das Gassengewirr dieser alten Hansestadt.

„Mensch!“ blieb er mit einem Ruck vor der Auslage einer Konditorei stehn, „kiek *das* an! Ja, jetzt sollte man Geld haben! Mensch, was gibt es für Herrlichkeiten außerhalb von unserem Affenkasten! – Donnerkiel! Wenn man wie wir so lange diesen Kloppskallenfraß hat 'runterwürgen müssen! Herr und Himmel! Nun sieh dir diese Schokoladentorte an! Mensch! Ich möchte mich glatt totfressen. – Los! Komm rein!“ Beide Kadetten suchten sich nun drinnen die billigsten Marzipanherzen aus. Während sie verpackt wurden, ließ Olschefski, zuerst für sich, dann für U 2 ein Gläschen mit Kognak füllen. „Also!“ stieß er mit ihm an, „auf gute Ferien! – Donnerwetzki! Das Zeug brennt ja wie die Hölle! Prost, Herr Oberst! – Jaaa, und ‚Friede auf Erden! Das haben Sie wunderbar gesagt, Herr Pastor!‘ Hahaha!“ Er sah nach der Uhr. „Um Gottes willen! Nu aber Beine in die Hand!“ Beide eilten, was sie laufen konnten, zum Bahnhof zurück. Olschefski war schon durch die Bahnsperre hindurch. Als aber U 2 gerade sein Billet aus dem Portemonnaie herausholte, hielt ihn jemand am Mantel fest. Er drehte sich um. Da stand Grete Meier vor ihm, schick, in einem resedagrünen Wollmantel, der mit Eichhörnchenpelz garniert war.

„Das ist aber ein Zufall, Herr Kadett! In einer Stunde fahr ich mit dem Dampfer nach Kopenhagen. – Und Sie?“ Aber auf dem Perron ertönte bereits der Pfiff des Stationsvorstehers. Da riß sich U 2 von ihr los. Doch wie er dann durch die Sperre durch war, warf er ihr plötzlich das eben eingekaufte Marzipanherz in weitem Bogen zu. Sie fing

es auf, küßte es und winkte ihm dann mit ihrem kleinen Muff . . . „Fröhliche Weihnacht!" Sie kam noch durch die Sperrre und schrie: „Auf Wiedersehn!! Aber . . . in der Freiheit!" Als U 2 in den schon fahrenden Zug sprang, rief sie noch einmal so laut sie konnte: „Aber – in der Freiheit!"

U 2's Bruder Magnus saß im Nebenkupee mit den ‚Göttern'. Denn um keinen Preis der Welt hätten sich diese Ober- und Untertertianer mit den ‚Scheißkerlen' oder den ‚Menschen', zu welch letzteren Olschefski und U 2 als Quartaner rechneten, in dasselbe Abteil gesetzt.

„Mensch!" schmatzte Olschefski, als er sich den Mantel ausgezogen hatte, und nun das für ‚seine alte Dame' erstandene Marzipanherz auspackte. „Dieser Lübecker Marzipan ist nämlich weltberühmt. Verflucht! Aber da fällt mir gerade ein: meine alte Dame, die verträgt kein Marzipan. Also los! Dann wollen wir es anknabbern! – Kiek mal, wie der Rand ringsum so braun zuckrig gebrannt ist! Und obendrauf lauter kandierte Kirschen! Auch Zitronat!" Er löste ein Blättchen davon ab und aß es. „Ja, Mensch, dieses Lübeck – man staunt. Ja, diese Hansa! Diese Kofmiche! Ich sage dir, die haben ihre Keller voll Gold. Alle Hagel! Das Herz hat einen Geschmack! Da . . . kost mal! Na? Aber nun sage mir mal bloß, wer war denn die Kalle, die dir so zugewinkt hat am Bahnhof?" Er glurte aus dem dahinsausenden Zug. „Nämlich . . . wenn *mir* so ein Weib nur in die Nähe kommt . . . Was? Und eigentlich versteht man diesen roten Fischer erst, wenn man sich von unserem Affenkasten in Plön entfernt. Verflixt und zugenäht! Ergeht dir's auch so? Übrigens, der Kognak war doch I a. Mensch, was ich nicht kapiere, das ist, warum hat sich der rote Fischer wieder fangen lassen! Die Züge fahren doch so rasch. Und die Welt, die ist doch so verdammt groß. – Was meinst du, Mensch? Ich jedenfalls wollte . . . dieser Zug hielt nicht eher an, als bis wir dort sind, wo wir hingehören. – Ja! . . . und Friede auf Erden!'" Er lachte gell los. „Ach, Mensch! Was sind das al-

les für Kaffern! Ich wollte, . . . dies tolle Mädel mit dem Muff, das säße jetzt hier bei uns im Kupee. Mensch! sei froh, daß du die Musikstunde nicht mitmachen darfst. Was geht uns denn eigentlich dieser blödsinnige Notenschlüssel an? Nee!" Er packte U 2 plötzlich, als der Zug bei einem Weichenübergang etwas langsamer fuhr . . . „Wollen wir 'raus? Nämlich — in den Wäldern da, dort findet uns kein Aas! Mein Vetter zum Beispiel, der ist wie der Fischer auch weggerannt . . . und dann einfach über die Alpen gewandert. Und nun weiß kein Aas, wo er ist. — Mensch! Geht dir's auch so? . . . Weißt du: manchmal da glaube ich, aus mir da wird einmal . . . ein ganz großer Mann! Natürlich nicht in dem Affenkasten. Da sind ja nur lauter Kaffern. Geht es dir auch so? Weißt du, so ein richtiger Mann, der den Kloppskallen die Teller an ihren blödsinnigen Schädeln zerdebbert. Mensch, weißt du . . . ich träume immer davon, daß ich einmal, wie der Napoleon, all den Kaffern ihre dämlichen Schädel mit Granaten zerdeppere! Inklusive unserem verehrten Herrn Stubenältesten Meier 1. — Potzdonner! Erst hier in so 'nem Schnellzug, da dämmert's einem, was für ein dämlicher Kaffer man selber ist, daß man sich immer den Hintern mit Klopfpeitschen verhauen läßt. — Mein lieber U 2, ich sage dir: das ganze Plön ist nichts weiter als Scheißdreck! Aber ehe ich mich in der Arrestzelle aufhängen würde, wie der rote Fischer, da wollte ich lieber vorher alle diese Kaffern am Galgen baumeln sehn. — Mensch! Mensch! . . . Ich würde ein ganz toller Napoleon! Mir schwebt was vor, du hast keine Ahnung! — Soll doch Moskau brennen! Man muß ja schließlich auch Feuer haben, an dem man seine erfrorenen Knochen erwärmen kann. — Warum redst du nichts? — Zum Beispiel: Unser Kaiser! Na ja, darüber sind wir uns ja wohl einig! Jedenfalls, das eine ist sicher: wenn *ich* der Kaiser wäre, da dürften die Engländer nicht so frech sein. ‚Jaaa! und Friede auf Erden!' Nee, Herr Oberst! *ich* sage: Und *Krieg* auf Erden! . . . Mensch, nämlich . . . hätten wir Krieg, dann würden wir gleich zu Leutnants avancieren! Zum Beispiel . . . dieser Theodor

Körner, der war doch nur ein paar Jahre älter als wir! Äää! Es ist eben nischt mehr los in der Welt!" Er knöpfte sich den Waffenrock auf, weil ihm heiß geworden war. „Äää! Und nun wird man wieder als ‚Feriengast' ins Elternhaus kommen? Äää! ‚Fröhliche Weihnacht, Kadettchen!' schnattert die Tante, und ‚Fröhliche Weihnacht!' sagt der Briefträger, und ‚Fröhliche Weihnacht!' sagt der Schornsteinfeger. Zum Kotzen! Und dann wird der Tannenbaum mit Flitter geschmückt! Und dann brennen die Lichtlein! Äääää!" Er stand auf und rüttelte U 2. „Oder meinst du, weil das gestern so Usus war, deswegen muß es heute auch so Usus sein? Oder morgen? Nee! Ich behaupte: Wir sind alle Scheißkerle! – Nee, da zieh ich lieber die Notbremse!"

„Um Himmels willen!" hängte sich U 2 an Olschefskis bereits nach dem roten Griff der Notbremse ausgestreckten Arm.

„Loslassen!" und nun riß der mit aller Kraft an der Bremse. U 2 fiel vor Entsetzten auf die Bank zurück und wartete, was nun geschehen würde. Der Zug begann langsamer und langsamer zu fahren. „Kaffern!" brüllte Olschefski, vom Kognak gerötet, aus dem Fenster, „ich will euch Kaffern beweisen, daß dieser Dreckzug *hält*, wenn *ich* es will!"

„Das kostet 100 Mark Strafe, steht dort gedruckt!" sagte U 2.

„Und wenn's 'ne Million Mark Strafe kostet! Sollen sich's die Kaffern doch von den Kofmichen in Lübeck holen! – Heh!" beugte er sich nun weit aus dem Fenster, als der Zug jetzt mitten auf der Strecke, in allen Kolben und Röhren zischend, stehenblieb. „Was ist denn hier los?" er grinste zu all den Gesichtern hin, die sich neugierig an den Fenstern zeigten. „Warum hält man denn hier? Will etwa der Kaiser einsteigen?" Doch der Zugführer, der schon von Kupee zu Kupee herumgefragt hatte, kam nun aufgeregt an, riß die Kupeetür auf und schrie: „Wer hat die Notbremse gezogen?"

„Die Not! . . . Herr Zugführer!" feixte Olschefski.

„Sie Kadett! Ich frage, wer hier die Bremse gezogen hat?" Da drehte sich Olschefski nach U 2 um. Darauf stieg der Zugführer in das Kupee hoch und sagte: „Mal eure Ausweispapiere!" Beide Kadetten zeigten ihre Reisescheine vor, auf denen als Schlußsatz gedruckt stand: „Alle Behörden werden gebeten, dem Kadetten auf der Reise behilflich zu sein.' – Der Zugführer gab beiden die Zettel zurück. Blinzte von einem zum andern. Mit einmal sagte U 2:

„Mein Kamerad wollte mir einen Klimmzug vormachen. Er hatte nicht gesehen, daß es die Notbremse war."

„Nicht gesehen? Aber es steht doch deutlich dort oben! – Wohin fahren Sie denn?"

„Auf Ferien!" riefen beide wie aus einem Mund. Da kaute der Zugführer an seinem Bleistift herum. Richtete die Bremse. Machte sich ein paar Notizen . . . und verließ das Kupee. Nach ein paar Minuten fuhr der Zug wieder weiter.

„Na, siehst du, Mensch!" streckte Olschefski beide Beine weit von sich, „hab ich's dir nicht gesagt? In mir, da steckt ein Napoleon!"

Als dann beide in Wittenberge aussteigen mußten, um in den aus Hamburg erwarteten Berliner D-Zug umzuwechseln, wurde Olschefski vom Zugführer in das Büro des Stationsvorstehers gerufen. U 2 ging in den Wartesaal. Auch sein Bruder Magnus kam mit mehreren ‚Göttern' herein, rieb sich vor einem großen, glühenden Eisenofen die Hände und sah U 2 schief an.

„Na! Ihr seid ja feine Kerle! Zieht einfach die Notbremse! Das wirft ja ein schönes Licht auf den Kadettenrock. Ja, großartig! Bravo! . . . Das war ja eine richtige Heldentat!" Er ging weiter und setzte sich vor dem Büfett zu seinen Kameraden an einen Tisch, die schon große Gläser mit Bier bestellt hatten. Inzwischen kam der Kellner mit der Menükarte zu U 2.

„Wünschen der Herr zu essen?"

„Ja, ist denn noch Zeit?"

„Der D-Zug hat wegen des Schneefalls Verspätung."

„Verspätung? – Ich warte lieber noch." Als der Kellner weg war, studierte der Kadett die Karte. Da stand wieder sein Lieblingsessen vermerkt: Schnitzel à la Holstein: 1,25 Mark. – Eigentlich war das viel zu teuer. Aber da er sich jedesmal, wenn er nach Königsberg fuhr, hier in Wittenberge solch ein Schnitzel ‚geleistet hatte', so rief er dem vorbeigehenden Kellner zu: „Ein Holsteinisches Schnitzel!" Und dann freuten sich alle seine Geschmacksnerven schon im voraus.

„Mensch!" warf Olschefski, durch die Tür kommend, seinen Koffer neben den Kleiderständer, „dieser Stationsvorsteher ist ein Genie! Donnerwetter. Der hat mich nämlich auf den ersten Blick verstanden. In dem muß auch so ein unterdrückter Napoleon schlummern! . . . Mensch, zum Beispiel: wie der seine rote Mütze aufhatte, als er mich ausfragte und mir dann plötzlich zugrinste . . . ‚Herr Kadett! Aus Ihnen wird mal ein tüchtiger Feldherr werden!' Das hättest du hören sollen. – Jawoll! Der witterte nämlich in mir . . . den Napoleon! Der Zugführer, der stand wie'n Schaf dabei. Mensch!! Aber *diese* Lehre habe ich davon: man muß auch die Bremse ziehen können, wenn's drauf ankommt! Napoleon, der hat die Französische Revolution gebremst. Der zog *auch* die Notbremse, als er diese roten Schweine in Paris mit Kartätschen auseinanderjagte! Mensch . . ." setzte er sich nun zu U 2 an den Tisch und ballte die Faust. „Das schwöre ich dir: von mir wird man noch hören! Und wenn ich mal auch den ganzen Reichstag mit Kartätschen auseinanderjagen müßte! Verstanden?"

„Na, Olschefski!" kam jetzt U 1 quer durch den Wartesaal angehinkt, da sein Knie noch immer entzündet war, „Sie haben die Notbremse gezogen? Das war ja eine große Heldentat!"

„Mein Herr!" schnellte da Olschefski mit sturem Blick vom Stuhl hoch, „nämlich, wenn Sie sich Backpfeifen holen wollen, dann stehe ich zur Verfügung! Wir haben Ferien, mein Herr!! Verstanden?" U 1 war baff. Er drehte

sich um und hinkte zu seinem Bier zurück. Gleich darauf brachte der Kellner U 2 das Schnitzel. Ein Spiegelei brutzelte noch auf dem braunpanierten Stück Fleisch und eine Sardelle mit Kapern reizte den Appetit. „Na – Mensch!" verschlang Olschefski mit seinen Blicken das Schnitzel, „nun weiß man wenigstens endlich, *warum* Preußen den Dänen dies Holstein weggenommen hat. Das Schnitzel sieht ja prächtig aus. – Aber was soll *ich* denn fressen?" Er studierte die Speisekarte. „Äh! . . . ich habe keinen Hunger. Kellner!" winkte er, „ein Glas Kognak! Aber groß! Verstanden?" Dann redete er vor sich hin . . . Alles Kaffern! Ich begreife gar nicht, warum alle nur Kaffern sind? Ausgenommen der Stationsvorsteher! Er ist der einzig große Mann, dem ich seit Jahren begegnet bin. Na und? Wozu ward er vom Schicksal auserkoren? Na, gieß doch voll!" schnauzte er den Kellner an. „Ich will einen Cumulus sehen!" Dann trank er. „Wozu ist er auserkoren? Weichen stellen! Züge abfahren lassen! Ja, das ist die Beschäftigung für einen so groooßen Mann. Dafür hat er die rote Mütze auf! Jaaaa!" leerte er das Kognakglas und grimassierte: „Und Friede auf Erden! – Mensch!" Er stand auf, warf ein paar Münzen auf den Teller, „ich möchte alle Züge entgleisen lassen! Inklusive die D-Züge! Kaffern!" Er nahm seinen Koffer und ging auf den Bahnsteig hinaus. Dort erschien ein Bahnwärter mit einer Laterne und rief monoton durch die Winternacht:

„Alle, die nach Berlin weiterfahren wollen: Bahnsteig zwei! Der D-Zug fährt in einer Minute ein."

U 2, der erst das halbe Schnitzel aufgegessen hatte, zahlte schleunigst, ergriff seinen Koffer und eilte aus dem Wartesaal.

Uhle ließ die Erinnerungen an sich vorüberwehen, merkte sich das Gute wie das Böse . . . und ging weiter.

Die Einfahrt in Berlin mit den unzähligen Lichtern bedeutete U 2 jedesmal eine Sensation. Nachdem er am Lehrter Bahnhof ausgestiegen war und sich dann mit seinem Bruder durch das nächtliche Schneegestöber in einer

klapprigen Droschke zweiter Güte nach vielen Hindernissen endlich hindurchgearbeitet hatte, kamen sie eben noch zurecht, um auf dem Schlesischen Bahnhof in den Nacht-D-Zug nach Petersburg einzusteigen, der auf dem deutschen Reichsgebiet in Dirschau, Marienburg, Elbing, Königsberg und Eydtkuhnen anhielt. Alle Abteile der langen D-Zugs-Wagen waren schon mit Reisenden vollgepfropft, die in die Weihnachtsferien fuhren.

U 2 saß nun neben dem an einem Haken baumelnden Pelz einer rechts von ihm ebenfalls eingequetschten, blonden jungen Frau, lockerte sich die Halsbinde und rieb sich immerfort die vom dicken Tabaksqualm rot gebeizten Augen.

„Wie lange gedenken die Herren noch Zeitung zu lesen?" fragte die blonde Dame neben ihm die Mitreisenden mit einmal in gereiztem Ton, als sich der Zug schon seit einer halben Stunde in voller Fahrt durch die Schneelandschaft immer mehr von Berlin entfernte. „Ich möchte nämlich schlafen." Sie stand auf und zog ein halbes Vorhängchen über die an der Decke angebrachte, grell scheinende Lampe. Doch ein dicker Zivilist, der mit seinem Pelz, den er trotz des überheizten Kupees noch nicht ausgezogen hatte, fast zwei Plätze einnahm, äugte über sein „Berliner Tageblatt" hinweg und brummte mit der Zigarre zwischen den Zähnen:

„Liebste, es ist aber erst zehn Uhr! Gehen Sie denn sonst schon um zehn zu Bett?"

„Zu Bett?" fauchte ihn sein blondes Gegenüber an, „mich blendet die Lampe!"

„Blendet Sie die Lampe? Nun . . ." grinste er breit los, „dann sollten Sie ein Gesuch an das Eisenbahnministerium richten."

„Also . . . wie lange wollen Sie denn eigentlich all diesen Blödsinn in Ihrer Zeitung noch lesen?"

„Liebste . . .", ließ er da die Zeitung fallen, „wollen wir dunkel machen? Ich werde nämlich auch geblendet! Und zwar von Ihnen! Aber der Herr Leutnant dort ist sicher ganz meiner Meinung, wenn wir lieber doch noch

nicht dunkel machen. Was, Herr Leutnant?" Er zwinkerte U 2 zu. „Ich hatte nämlich bisher noch gar nicht bemerkt, daß ich das Glück habe, auf dieser Nachtfahrt . . . mit solch einer Schönheit zusammen zu sein!" Er schob die Brille auf die Stirn, stierte sie an und griente . . . „Pardon! Sind Sie eine Operettendiva? Sie sehen nämlich einer Diva frappant ähnlich, die ich vorgestern im Wintergarten auf der Bühne gesehen habe."

„Schaffner!" rief da die junge Frau dem im Gang vorbeigehenden Beamten nach. Da ihr der Schaffner nicht zu Hilfe kam, stieß sie U 2 an . . . „Herr Kadett! Sagen Sie doch bitte diesem Herrn . . . ich wolle schlafen!" U 2 wurde feuerrot und versuchte, sich geniert hinter dem hin und her pendelnden Mantel der Dame zu verstecken.

„Sie will schlafen!" lachte der im Pelz zu den andern Insassen und blickte die junge Frau frech an. „Ein schöner Gedanke . . . mit Ihnen zusammen bis Dirschau — schlafen zu können!"

„Ja, ist denn niemand hier in dem Kupee?" schrie sie auf. „Solch eine Unverschämtheit!"

„Und ich würde es als eine Sünde betrachten", grinste der Dicke von einem zum andern, „jetzt schon finster zu machen! Sie gestatten!" bot er der Dame mit einmal Schokolade an, die sie ihm aber mit einem Schlag aus den Fingern fegte. „Oh! Pardon! Unser kleiner Herr Leutnant dort in der Ecke, der ist sicher ganz meiner Meinung, wenn ich sage: wir wären ja verrückt, jetzt schon dunkel zu machen! Wo solch eine alleinreisende Schönheit in unser Kupee 'reingeschneit ist! Nee, meine Herrschaften! Es wird einem ja tatsächlich zu warm." Er zog sich den Pelz aus. „Oder können *Sie* etwa schon schlafen?" stieß er einen dünnen Herrn neben sich an. „Sie gestattten, Herr Leutnant!" reichte er dann U 2 ein Stück von seiner Schokolade über die Knie der Dame hin.

„Danke gehorsamst!" lehnte der Kadett ab und mühte sich noch mehr, hinter dem Pelz zu verschwinden.

„Meine Herrschaften! Habe ich diese blitzschöne Dame etwa beleidigt? daß Sie mich alle so komisch ansehn?

Mein Name ist . . . Aber Sie könnten ihn doch nicht aussprechen! Ich war in Berlin. Ich liebe diese Reichshauptstadt!" Keiner antwortete ihm. „Jedesmal, wenn ich aus dem Osten an die Spree komme, dann denke ich: Herrschaften! Was ist das für eine Stadt! Und man wird nicht ärmer in ihr!" Er zeigte ein dickes Portefeuille. „Ich sage immer: leben und leben lassen! Euer deutsches Kaiserreich hat viele Vorzüge. Zum Beispiel: als ich gestern bei Kempinsky Austern aß, dachte ich: Es gibt nur *ein* Berlin! Vor allem . . . die schönen Weiber! O Pardon!" Er nahm seinen Fuß vom Schuh seines schönen Gegenüber rasch fort, als es ihn anblitzte. „Oh! Herr Leutnant", beugte er sich da so weit vor, bis er U 2 sehen konnte. „Hab ich recht? Und in den Straßen – die vielen Soldaten! Und der Reichstag! Und die Siegessäule! Und nicht zu vergessen: das Brandenburger Tor! Besonders, wenn es schneit und man so aus dem ‚Adlon' heraustritt und die Quadriga hoch oben im Lichterschein sieht! Und die ‚Linden' 'rauf und 'runter stapft . . . Herrschaften, und was für Geschäfte! Funkelnder Luxus! Und die Weiber! . . . O Pardon!" zog er wieder den Fuß zurück. „Und das prächtige Hohenzollernschloß! – Herrschaften! Es gibt nur *ein* . . . ‚Berlin'! Zum Beispiel: Wien? Ich bin nämlich nicht der Ansicht, daß die Wienerin eleganter gekleidet ist als die Berlinerin. Sehen Sie sich nur diese junge Dame hier an! Dieser Schnitt um Brust und Taille! – Und da soll ich dunkel machen? Schließlich habe ich ja mein Billett genauso bezahlt wie alle andern! Wo steht denn auf diesem Billet, daß ich jetzt schon dunkel machen soll? – Außerdem, Liebste, Sie sehen doch gar nicht so aus, als ob Sie müde wären."

„Wenn Sie weiter so impertinent daherreden, werden Sie sehen . . . was passiert!"

„Oh! – ich sehe immer gern, was passiert!" Nun lachten auch die andern Mitreisenden, sichtlich darüber erfreut, daß die lange Nachtfahrt durch solch einen Kauz etwas kurzweiliger wurde. Selbst U 2 lugte hinter dem Pelz vor und griente. „Pardon!", zündete sich der Dicke,

dadurch ermutigt, umständlich seine Zigarre neu an, deren Rauch die junge Frau sichtlich genierte. „Wissen Sie, Herrschaften, daß im 1. Waggon ein hoher Diplomat sitzen soll, der zum Zaren fährt? – Ich habe nichts dagegen. – Allerdings steht hier in der ‚Nachtausgabe', es stünde ziemlich brenzlig! Nun, ich fahre ungefähr zehn Jahre schon immer zwischen Berlin und dem Osten hin und her. Und jedesmal, wenn ich die Zeitung aufmache, dann steht es ‚brenzlig'! Man sollte nicht mit Feuer spielen. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, Herr Leutnant? Selbstverständlich steht es ‚brenzlig', wenn einem solch ein Stern des weiblichen Geschlechts zwischen lauter Männern in den Nachtzug gestopft wird." Es folgte ein schallendes Gelächter. „Pardon?" fragte er jetzt die Dame, „bis wohin reisen Sie eigentlich?"

„Jedenfalls nicht wie Sie nur bis Dirschau."

„Oh! Kein Mensch zwingt mich, in Dirschau auszusteigen. Ich fahre, wenn sich's lohnt, auch bis nach Petersburg! Gehören Sie etwa zu dem Ballett, von dem hier in der Zeitung die Rede ist? Sollen Sie etwa gar vor dem Zaren aller Reußen die deutsch-russischen Beziehungen verbessern, während Sie mit der Pawlowna zusammen das Tanzbein schwingen? Oh! Pardon! Aber Sie haben zwei Beine, kein Wunder, daß man da immer anstößt. Hab ich recht, Herr Leutnant? Ich küsse mir die Finger, daß ich diesen Nachtzug genommen habe. Erst wollte ich nämlich noch eine Nacht im ‚Adlon' schlafen. Der Portier sagte mir, dieser D-Zug am Vorabend von Weihnacht wäre so vollgepfropft mit Paketen . . . Na, ich küsse mir die Finger! Ah! Jetzt lacht sie endlich! Sehen Sie, meine Herrschaften, sie lacht! Hätte ich nun vorhin dunkel gemacht, dann könnten wir jetzt nicht sehen, daß sie lacht. – Gleicht sie nicht dem Weihnachtsengel . . . auf dieser Reklame da? Na, jetzt nehmen Sie vielleicht doch ein Stück Schokolade! Wie sie lacht! . . . Da draußen: die schwarze Winternacht! Und hier . . . so hell! Ich küsse mir jeden Finger! – Dieser Artikel hier behauptet, der Mensch stammt vom Affen ab. Aber der Bölsche ist ja vollkommen

verrückt. Denn Sie, Liebste, liefern den glatten Gegenbeweis! Gestatten Sie, daß ich Sie ‚public' mache? Man sollte Sie im naturwissenschaftlichen Museum als Gegenbeweis gegen Bölsche gleich beim Eingang auf ein Postament stellen."

„Meine Herren", kicherte die junge Frau los, „was sagt man nun dazu? Er läßt einen einfach nicht schlafen . . ." Sie nahm nun seine Schokolade an und ließ sie sich schmecken.

„Herrschaften!" drückte der fette Reisende jetzt seine Zigarre im Aschenbecher am Fenster, aus, „ich weiß nicht, wie Sie über diese ‚epochemachenden Welträtsel' des Herrn Häckel denken! In meiner Zeitung hier ist darüber ein langer Quatsch. Für mich jedenfalls ist diese blonde Schönheit in unserm Kupee das einzige Welträtsel! Denn man rätselt herum, warum sie eigentlich so schön ist! Etwa bloß, damit man finster machen soll? Was ist Ihre Ansicht, Herr Leutnant?" U 2 stand mit einmal auf und drückte sich vor lauter Verlegenheit in den Gang hinaus. Die Schiebetür wurde gleich hinter ihm zugeschoben. Auch die Vorhänge zugezogen. Und dann hörte er ein immer animierteres Gelächter dahinter. Die heiße, seltsame Atmosphäre, die ihn aus dem Frauenpelz so sinnlich berührt hatte, war ihm plötzlich zu unheimlich geworden.

„Bitte Ihre Fahrkarte!" Der Zugführer mit seiner roten Lacktasche kontrollierte das Billet und gab es dem Kadetten zurück.

„Bitte, wann sind wir in Königsberg?"

„Wenn wir keine Verspätung haben, um acht Uhr früh."

„Werden wir Verspätung haben?"

„Hinter der Weichsel sollen neue, große Schneefälle gewesen sein!" Der Beamte ging durch den hin und her geschleuderten Waggon sich rechts und links anhaltend, weiter. Allmählich verschwanden einige sich noch im Korridor unterhaltende oder rauchende Reisende in ihren verschiedenen Kupees. Das Heulen der Lokomotive schrillte um den dahinsausenden Zug. Mit der Nase an die Fensterscheibe gedrückt, stierte U 2 in die Finsternis hinaus. Ab

und zu tauchten Lichter auf und verschwanden gleich wieder. Mit einmal erschrak er:

„O Gott! Hoffentlich stellt keiner seinen Koffer auf mein ‚Dachauer Moos'!" Er hatte jenes unter Kadett Isenburgs Leitung zu Ende gemalte Bild, in Papier verpackt und verschnürt, oben in das Gepäcknetz verstaut. Er wollte daher die Schiebetür öffnen, aber der lachende Lärm im Kuppe, in dem man jetzt auch Gläser gegeneinanderklirren hörte, hielt ihn davon ab. Der Name ‚Isenburg' weckte dann in ihm wieder Erinnerungen an frühste Kindheit. Die undurchdringliche, pechschwarze Nacht da draußen mit den bald hier, bald dort aufblendenden und wieder verschwindenden Lichtern glich jenen Niddamooren beim Gut seines Onkels in Lindheim, wo er in dem von den Prinzessinnen Isenburg kutschierten Korbwagen die blauen Flämmchen der Irrlichter so geheimnisvoll zickzack hatte hin und her leuchten sehen. ‚Irrlichter!' Er quetschte sein Gesicht noch näher an die Fensterscheibe. ‚Zick zack! . . . Da tanzen sie!' Ein Gruseln überkam ihn, als er jetzt so allein in dem langen, schmalen, leeren Korridor dieses dahinrasenden D-Zuges stand.

Mit einmal wurde die Schiebetür vom sechsten Kupee ruckartig laut zurückgeschoben. Und dann erschienen die beiden Lichterfelder Kadetten mit U 1. Wütend rissen sie darauf die Tür des Nebenkupees auf, in dem das Gelächter und Gläserklingen immer penetranter angeschwollen war.

„Zum Donnerwetter!" schrien die beiden Stolphagels, „wenn hier weiter so'n Radau gemacht wird, rufen wir den Zugführer! Seid wohl verrückt — Ihr seid ja hier nicht allein im Zug! Verdammtes Pack!" Ehe die andern antworten konnten, hatten die Lichterfelder die Schiebetür wieder zugeknallt, blieben dann im Korridor mit aufgeknöpften Waffenröcken stehen und fluchten. „Natürlich! Wer macht diesen Krach da drinnen? Ein fetter Jude!" Der eine Stolphagel wandte sich an U 1: „Haben Sie's gesehn, Magnus? Wie dieser Itzig seine behaarte Affenpran-

ke auf den Knien dieses blonden Weibsbildes hat? Und Sekt saufen die Viecher! Der soll doch, so rasch er nur kann, über die Grenze! Nach Galizien . . . oder wo er herstammt! Diese Pferdehändler, die versauen die Gegend! Zum Donner! Wenn dieser Moses noch weiter so lacht — —" Er wollte die Schiebetür wieder aufmachen, aber der andere Stolphagel hielt ihm den Arm fest.

„Mach keine Sachen! Komm wieder ins Kupee. — Ja!" schlug er dann im Vorbeigehen U 2 auf den Rücken, „wir Germanen! Schön sehn wir aus!" Er spuckte. „So ein fettiger Pferdejude macht selbst die Walküren besoffen. Man höre nur . . . wie das Weib meckert! So eine Ziege! Na, Magnuschen, ich denke, wir gestatten Ihrem Brüderchen, daß er die Nacht in unserm Abteil verbringt. — Hört nur diese Ziege! Dabei ist es schon nach Mitternacht. Und Sekt saufen sie! — Ja, das kommt davon, wenn unsere Regierung mit diesen Sozis paktieren will. Diese Sozis! — Lauter Juden! — Deuvel! — Na, ich schlage vor . . . wir gehn! — Komm mit, Kadettchen!" Sie zogen U 2 vom Fenster weg, zu sich in das Kupee hinein. „So! . . . Und nun wollen *wir* mal *auch* Radau machen und vierstimmig sämtliche Opern grölen, die wir in Berlin im Königlichen Opernhaus gehört haben. Und dann wollen wir mal sehn, ob dieser schmierige Affe da nebenan mit seiner Ziege zusammen nicht zuletzt noch den Gounodschen Walzer aus dem ‚Faust' durch den Korridor hopst!"

„Man sollte dieser Ziege den Hintern versohlen!" trommelte Stolphagel 2 mit beiden Fäusten gegen die Kupeewand. Dazu begann Stolphagel 1 die Venusarie aus dem ‚Tannhäuser', während U 1 mit immer überkippenderer Stimme dazwischen die Ballade aus dem ‚Fliegenden Holländer' losbrüllte. Stolphagel 2 ahmte eine Harfe nach und begleitete diese Katzenmusik mit einem ununterbrochenen baßtiefen „Blum! Blum! Blum!" Weil U 2 nicht gleich mitmachte, stießen sie ihn wieder auf den Gang hinaus.

Der Lärm in den beiden Kupees wurde nun so unerträglich, daß die Reisenden aus den andern Abteilen, aus

dem Schlaf geschreckt, in dem Korridor schimpfend gestikulierten und den herbeieilenden Schaffner bewogen, Ruhe zu stiften. Und dann ratterte der D-Zug weiter über die Schienen nach Osten.

Endlich war die Nacht vergangen. Der 24. Dezember 1899 brach an. Trübe und aus dickverschneiter Landschaft schaute er wie aus Bettlaken dem immer schriller heulenden und pfeifend dahinsausenden D-Zug nach. U 2 war auf dem kleinen, für den Schaffner reservierten Ledersitz am Ende des Korridors fest eingeschlafen. Jetzt trat Stolphagel 1, sich reckend und dehnend, aus dem Kupee und sah nach der Uhr.

„Was denn! Wir sind ja gleich in Königsberg!"

„Na!" erschienen nun auch Stolphagel 2 und U 1, „wenigstens ist der Waggon nun sauber. Diese Galizier! Haha . . . In Dirschau, da ist er mit seiner Ziege vor uns Germanen förmlich geflüchtet. Haha . . . Na, jetzt werd ich mich aber mal rasieren, damit meine alte Dame nicht über meinen Vollbart erschrickt!" Er kratzte sich über ein paar vereinzelte Stoppeln am Kinn und verschwand dann in der Toilette. Stolphagel 1, der mit seinem Wirbel bis an die Decke stieß, bückte sich etwas und versuchte, sich dann in dem engen Gang mit seinen schmächtigen Armen zu kämmen. U 1 gähnte und schielte dabei lachend auf seinen Bruder.

„Der muß nämlich immer eine Extrawurst haben! Da sitzt er allein und denkt wahrscheinlich . . . er ist der Zugführer! Soll ich ihn wecken?"

„Nee! Laß das Kadettchen nur pennen!" Stolphagel 2 legte seinen Arm um U 1's Schulter, „ich muß immer an die Ziege denken! Ja, ich sage immer: warum gibt es nicht nur uns Germanen? Warum solche Itzige? Als der Othello neulich im Schauspielhaus vor Eifersucht losbrüllte ‚Ziegen und Affen!', da applaudierte ich! Wahrhaftig, Magnus, wohin man blickt im Reichsgebiet, nur Ziegen und Affen! Aaaaber", schnallte er sich nun sein Koppel mit dem Seitengewehr um, „das kann auch mal anders kom-

men! Und unser Wagner, der witterte was! Jawohl! Ich sage dir: wer nicht die ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts' von Chamberlain so durchgeackert hat wie ich, der kann es eben nicht begreifen, daß es in unserm 20. Jahrhundert mit dieser Rassenvermanschung hier immer so weitergehn darf. In einer Woche, da beginnt das neue Jahrhundert! Und wir Lichterfelder! Wir müssen dafür sorgen, daß diese Ziegen und Affen unser schönes Vaterland nicht zu einem galizischen Jahrmarkt machen! . . . Sieh nur, Magnus", er deutete in die Landschaft, „wie rein all diese Felder dort unter der Schneedecke glitzern. Jawoll! Das ist unser Ostpreußen! Ja, Magnus, in mir, da steckt noch so ein alter Germane! Und dieser Chamberlain, der wußte das. Wir Germanen haben eine grandiose Mission! Und es handelt sich ja nicht nur um die Slawen im Osten! Nee, lieber Magnus! Diese Affen und Ziegen wimmeln bereits überall 'rum! Man erschrickt ja, wenn man in Berlin von einem Bahnhof zum andern fährt. Das ist ja nicht mehr die Residenz unserer preußischen Könige! Nee! Das ist ein Tummelplatz für Affen und Ziegen geworden! – Na, nu' wollen wir uns aber mal fertig machen. Dahinten seh ich nämlich schon die Türme unseres stolzen Königsberger Schlosses aufragen! . . . Also, Magnuschen", ging er mit U 1 in das Abteil zurück, „und jetzt: Fröhliche Weihnacht!" Er holte seinen Koffer herunter. „Das heißt, für Germanen wie uns, da gibt es natürlich nur das ‚Sonnenwendefest', wenn auch meine alte Dame noch immer diese . . .", er verzog den Mund höhnisch, „Krippe aus Bethlehems Stall' unter den Tannenbaum stellt. Ich scheiß darauf! Was haben wir Germanen eigentlich mit diesem Juden aus Bethlehem zu schaffen? Nee! Dieser Shakespeare hat recht: Ziegen und Affen!" Und während er nun die entsprechenden Othello-Verse deklamierte, wachte U 2 auf.

„Heh! Kadettchen!" kam jetzt Stolphagel 2, frisch rasiert, aus der Toilette. „Wir sind da!"

„Wir sind da?" fuhr der Kadett hoch und wußte erst nicht, wo er sich befand. Doch mit einmal stürzte er zu

seinem Kupee. In ihm waren nur noch drei Personen, die fest schliefen. Auf dem Boden rollte mit den Bewegungen des Zuges eine leere Sektflasche hin und her. Zerknüllte Zeitungspapiere und zerrissene Tüten lagen überall herum. Vorsichtig holte der Kadett erst sein ‚Dachauer Moos', dann den Koffer herunter, zog sich darauf hastig seinen schwarzen Militärmantel an und rief dem vorbeigehenden Schaffner nach: „Ist das schon Königsberg?" Dann öffnete er das Fenster im Gang und lehnte sich, so weit er nur konnte, hinaus. „Tatsächlich!" flüsterte er vor Aufregung, „da ist schon die Brücke! Jetzt kommt die Kurve, der Zug fährt langsamer." Vor der in ihm aufbrechenden Freude fühlte er Stiche im Leib. Qualmend und zischend fuhr jetzt der D-Zug, nachdem er mehrere Gleise und Signalmasten ratternd passiert hatte, immer langsamer im Tempo werdend, in die Bahnhofshalle ein . . . und hielt. Mit weit aufgerissenen Augen suchte U 2 in dem nun am Zug entstandenen Gedränge und Gewimmel der aussteigenden und wartenden Menschen . . . seine Eltern.

„Da sind sie ja! Die Kadetten!" rief die Generalin ihrem Mann zu, der in einem silbergrauen Paletot mit zwei Fingern an der Mütze die strammstehenden Schutzleute und Bahnbeamten grüßte, während er seiner Frau durch das Gedränge folgte. Jetzt schlug die Generalin den Schleier über ihr Pelzhütchen hoch und schrie: „Magnus! Magnus!" Dann umarmte sie ihren aus dem Wagen hinunterkletternden ältesten Sohn und drückte ihn fest an sich. „Aber wo ist denn Fritz?"

„Dort kommt er ja!" drehte sich U 1 um und ging seinem Vater entgegen, vor dem er erst stramm stand und ihn dann militärisch umarmte.

„Da bist du ja!" riß nun die Generalin U 2 an ihre Pelzjacke, „da bist du ja!" Gepäckträger nahmen den Kadetten die Koffer ab. Es war zehn Grad unter Null. Als die Eltern mit ihren Söhnen aus dem Bahnhof in das Gewirr von haltenden Droschken hinaustraten, wischte sich der General unter der Nase ein Eisstückchen aus dem Schnurr-

bart und schlürfte dann vorsichtig, um auf den gefrorenen Pfützen und gelben Seen unter den Pferden nicht auszurutschen, der Generalin und seinen Jungens bis zu einem Wagen voraus. Die Kadetten blieben bei den Pferden stehen und streichelten deren Nüstern, die mit Eisnadeln gespickt waren. Nachdem der Gepäckträger, der dem General auf ostpreußisch noch eine lange Rede über die ‚Bärenkälte' halten wollte, rasch entlohnt war, stiegen sie ein. Und nun holperte der Wagen bergauf, bergab durch die verschneiten Straßen zwischen den mittelalterlichen Häusern, von deren Dachrinnen und Fenstersimsen lange Eiszapfen den matten Sonnenschein des anbrechenden Weihnachtstages widerspiegelten.

„Nun, Kerlchen?" puffte der General mit seinen weißbehandschuhten Fingern die ihm gegenübersitzenden Kadetten und lachte. „Ihr seht ja ganz blau verfroren aus! Eure Brüder zu Hause, die haben rote Backen vom Schlittenfahren! Na, Mathi?" pustete er sich dann in die Hände, „bist du jetzt froh, daß die Kadetten da sind?" Die in ihrem Pelzkragen vermummte Generalin sah ihn strahlend an.

„Papa!" rieb sich U 1 die Ohren, „ich soll dir von Oberst Graf Schwerin gehorsamste Grüße bestellen!"

„Sehr freundlich", nickte der Vater. „Trägt er immer noch 'n Vollbart? Nämlich . . . seit der Einnahme von Paris, da hat er sich nie mehr rasiert! Haha . . . Ein braver Mann. Er erhielt das Eiserne Kreuz bei Sedan." Der General schwieg und blickte, wie in Erinnerungen versunken, aus dem Fenster der Kutsche.

„Papa!" sagte nun U 2 mit blauen Lippen, „Hauptmann von Krohn läßt sich dir gehorsamst empfehlen." Der General schien es überhört zu haben. Da tätschelte die Mutter die Kadetten und flüsterte . . .

„Gestern ist ein großes Weihnachtspaket aus Freiburg angekommen. Außerdem hat Onkel Anton noch 100 Mark geschickt." Um den Vater nicht in seinen Gedanken zu stören, beugten sich beide Kadetten zur Generalin hin und sagten leise:

„Mama . . .", doch da drehte sich der General wieder ihnen zu und fragte U 1:

„Waren diese zwei Lichterfelder Kadetten, die mit dir aus dem Zug stiegen, nicht die Söhne meines Freundes Stolphagel?" Als dies U 1 bejahte, wandte sich der General an seine Frau: „Was das für große, gut aussehende junge Herren geworden sind! Eine Familie von Riesen! – Na, Jungens! Aber nun macht mal die Tür auf!" rief er dann, als der Wagen vor dem Haupteingang der Kommandantur anhielt. Die Posten präsentierten neben dem Schilderhaus. Hierbei wackelten ihre Hände in den dicken Fausthandschuhen über den kalten Gewehrläufen nicht. Der General grüßte. Ging an den einen heran und fragte, während die Kadetten ihrer Mutter aus dem Wagen halfen: „Na, Grenadier? In solchen Handschuhen, da frieren einem nicht die Finger, was?"

„Nein, Euer Exzellenz!" Der Soldat verzog sein verfrorenes Gesicht unter dem Helm zu einem Grinsen. Wie sich dann der General umdrehte, waren die Kadetten mit seiner Frau schon im Treppenhaus. Die Burschen und Mädchen nahmen unter freudiger Begrüßung die Koffer ab. Oben aus der Wohnung erschienen jetzt, auf den obersten Treppenabsatz hinausstürzend, alle Geschwister.

„Die Kadetten! Die Kadetten!" begann ein Jubelgeschrei. Der Vater hielt sich die Ohren zu, schritt dann langsam, Stufe für Stufe, hinterher. In der Halle angelangt, schloß er die Glastür und sagte:

„Na . . . nun erwärmt euch mal erst, Jungens! . . . Und packt die Koffer aus." Dann zu den Geschwistern: „Zerreißt die Kadetten nur nicht!" Schmunzelnd legte er den Arm um seine Frau und flüsterte: „Ihr habt ja sicher viele Geheimnisse miteinander." Er küßte sie, zog sich den Paletot aus, den ihm ein Bursche abnahm, und ging dann in sein Arbeitszimmer.

Kaum hatten die beiden Kadetten die Tür in dem ihnen angewiesenen Zimmer hinter sich zugeklinkt, so wurde sie auch schon wieder aufgerissen. Die drei jüngsten Brüder stürzten herein.

„Können wir euch helfen?“ Und nun gab es ein Gebalge, denn jeder der Kadetten hatte unter der Wäsche im Koffer irgendein Weihnachtsgeschenk, das keiner sehen sollte.

„Wollt ihr sehn, was *ich* den Eltern zu Weihnacht schenke?“ flüsterte der jüngste Bruder, der noch so dünn wie ein Heimchen war, und rannte aus dem Zimmer. Unmittelbar danach stolzierte Klara herein, gefolgt von Malvine.

„Was?“ rief die Älteste, „ihr steht noch immer in Uniform da? Ihr seid doch zu Hause!“

„Habt ihr schon Kaffee getrunken?“ fragte Malvine besorgt. „Mama hat nämlich im Eßzimmer für euch Frühstück vorbereitet . . . Also, wenn ihr fertig seid . . .“

„Kadetten!“ kam jetzt die jüngste, vierjährige Schwester Hilda herein, stellte sich vor den kleinen Eisenofen, warf ihr langes, rotgoldnes Haar über die Schultern und drohte mit dem Finger: „Fräulein läßt euch sagen, keiner darf in den Salon vorgehn!“

„Ja!“ grinste Magnus, „Hilda glaubt nämlich noch an den Weihnachtsmann!“

„Na! . . . Seid ihr fertig?“ trat jetzt die Generalin herein, umarmte die beiden Kadetten nochmals und zeigte dann auf die Betten: „Ich dachte, Fritz, du schläfst hier an der Wand und du, Magnus dort drüben. Was macht ihr denn? Ihr braucht nichts zu verstecken vor mir! Ich sehe nicht hin. – Klara, verzieh den Mund nicht so höhnisch! – Ach, Kinder! Heut' ist ja Heiligabend. Und wenn ihr ganz artig seid, dann verrate ich euch auch ein Geheimnis!“

„Was für ein Geheimnis? . . . Was für ein Geheimnis?“

„Frau von Stolphagel vertraute mir gestern beim Wohltätigkeitsbazar an, sie wisse es aus guter Quelle, Papa bekäme zu Neujahr den Kronenorden I. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern!“

„Aber Mama!“ setzte sich da Klara enttäuscht auf eines der Kadettenbetten. „Ist *das* etwa . . . das große Geheimnis?“

„Geh in dein Zimmer!" befahl ihr die Mutter. „Du mußt dir noch den Hals und die Arme mit Seife abscheuern! Du kannst doch unmöglich so heut' nachmittag zu der Kinderbescherung ins Rote Kreuz gehen!"

„Du tust ja gerade so, als würde ich mich nie waschen!" Klara verließ empört das Zimmer. Malvine eilte ihr wie eine Kammerzofe ebenso empört nach. Die kleine Hilda nahm jetzt aus U 2's Toilettenkasten einen Kamm und begann, sich wie eine winzige Lorelei die Haare durchzukämmen, immer noch darauf wartend, daß aus den beiden Kadettenkoffern irgend etwas für sie herausgezaubert würde. Als sie dann aber schließlich merkte, daß da nur Stiefel, Putzzeug, Uniformhosen, Waffenröcke, Hemden und Halsbinden zum Vorschein kamen, rannte sie plötzlich fort.

„Den Kronenorden 1. Klasse! Und mit Eichenlaub?" zuckte Magnus die Schulter. „Ich dachte, Papa bekäme ihn mit der ‚Krone'! Das Eichenlaub hat er doch längst."

„Ach! Kadetten", strahlte die Mutter, „ich bin so glücklich, daß ihr da seid! Nämlich, erst gestern ist ein D-Zug bei Marienburg im Schnee steckengeblieben. Ich hatte ja solche Angst! Aber nun seid ihr da! Wie lange dürft ihr denn bleiben?"

„Bis nach Neujahr."

„Länger nicht? Aber tut mir einen Gefallen, Kadetten, und ärgert Klara nicht. Sie hatte nämlich vorige Woche zum ersten Mal mit Papa einen richtigen Streit. Ich sage euch! Papa war außer sich. Aber, daß ihr ja nichts davon wißt! Jetzt ist nämlich alles wieder in Ordnung. Diese Herta Bismarck war an allem schuld."

„Die Bismarck! Ziegen und Affen!" zog sich Magnus seine Litewka an. „So? Schwärmt die immer noch für die Sooozis? Ja, wie die Stolphagel-Söhne ganz richtig meinen: wir Germanen müssen endlich erwachen aus unserem Schlaf. – Aber wenn du es willst, Mama, so werden wir Klara in Ruh lassen. – Ihr solltet ihr die ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts' von Chamberlain schenken. Apropos: wie steht's denn mit dem Husarenoberst? Ich dachte, wir

würden in den Weihnachtsferien . . . Klaras Verlobung mit ihm feiern?"

„Pssst! Pssst! Um Gottes willen!" ließ sich die Generalin vor Schreck in einen Sessel nieder, „wenn Papa ahnte, daß ich euch davon etwas gesagt habe! Eure Brüder können es euch bestätigen, es gab fürchterliche Szenen! Und Klara ist so bockig! Zwei Tage hat Papa kein Wort gesprochen. Es war schrecklich. Also seid nachher recht lustig bei Tisch. Übrigens", wandte sie sich zu U 2, „Frau Stechow hat dir zu Weihnachten ein bronzenes Tintenfaß geschenkt. Denke dir nur, ein Tintenfaß!" Alle lachten. „Ich sagte gleich zu den Töchtern und zu Fräulein: Was soll denn Fritz mit dem Tintenfaß anfangen? Und da haben wir beschlossen, es Paul unter den Weihnachtsbaum zu stellen. Der ist ja auch ihr Patenkind."

„Und was bekomme ich?" fragte der Drittälteste, Erich.

„Psssst!" winkte die Mutter ab, „ich kann doch nicht alles verraten! Wenn nur Papa in Weihnachtsstimmung bleibt! Heut' früh beim Aufstehn, da leuchteten seine Augen. Ich bete, daß es so bleibt. Und um Gottes willen, erwähnt ja nicht den Kadetten Fischer! Hört ihr? Ihr könnt euch nämlich gar nicht vorstellen, wie unglücklich Papa war, als er erfuhr, daß der Neffe seines Freundes Bock desertiert war. Er sagte mir immer: ‚Das sind üble Anzeichen. Das wäre zu meinen Zeiten nicht möglich gewesen, daß ein Kadett sich erhängt' . . . Also: ja nichts sagen! Hört ihr? Auch meint Papa, es stünde politisch ganz schlimm. Er sagt immer, die Regierung des Kaisers wäre das schwärzeste Blatt in der deutschen Geschichte. Aber um Gottes willen, daß ihr euch nur ja nichts anmerken laßt! Aber nur ein Beispiel: nach den diesjährigen Herbstmanövern des hiesigen Armeekorps, da mußte Papa mit dem Pascha Goltz, General Stolphagel und allen Offizieren an den Bahnhof, um sich vom Kaiser zu verabschieden . . . Aber mach mal die Tür zu, Erich!" Sie sprach nun ganz leise. „Als dann der Bruder des Altonaer Bock, der kommandierende General des Gardekorps, in den Salonwagen kletterte, hat ihm der Kaiser mit dem Feldmar-

schallstab unter dem Gelächter der Anwesenden wie mit einem Stock hinten drauf auf das dicke Gesäß gehauen, damit er schneller in den Waggon 'raufkäme. Papa war wie vom Donner gerührt! Er sagte mir: ‚Daß der Kaiser es wagt, einem preußischen General mit einem Feldmarschallstab auf den ‚Hintern' zu schlagen . . .' Ja, so sagte Papa! Das sind übelste Anzeichen. Papa wollte am nächsten Tage seinen Abschied einreichen. Nur der alte Stolphagel hat ihn schließlich überreden können, es nicht zu tun. — Aber um Gottes willen . . . ich habe euch nichts gesagt!"

„Ziegen und Affen!" schleuderte Magnus ein Stück Seife an die Wand.

„Immerhin", nahm Paul seine Brille ab und griente mit dünnen Lippen, „nun wissen wir wenigstens, wozu so ein Feldmarschallstab da ist, den ja bekanntlich jeder Soldat in seinem Tornister trägt."

„Pfui!" gebot ihm die Mutter zu schweigen, „es ist mir todernst. Papa sagte, in der ganzen preußischen Geschichte wäre etwas so Unerhörtes noch nicht passiert. Ich konnte ihn tagelang hinterher nicht mehr zum Lachen bringen. Auch sein Cello hat er nicht mehr angerührt. Also bitte, seid nachher bei Tisch recht lustig! . . . Pssst! Ich glaube, er kommt aus seinem Arbeitszimmer. Und sagt ja nicht, daß ich bei euch war." Sie erhob sich schwer, horchte und verließ dann in ihrer Atmosphäre von lauter Heimlichkeiten das Zimmer.

Das Mittagessen hatte begonnen. Während die Mutter Suppe austeilte, hörte sich der General mit gemachter Aufmerksamkeit von seinem jüngsten Töchterchen Hilda eine weitschweifige Geschichte über den ‚Weihnachtsstern' an. Klara und Magnus, die nervös auf ihrem Stuhl hin und herrückten, weil sie vor der Abendbescherung noch viel zu erledigen hatten, wechselten mit der Generalin ungeduldige Blicke. Jedoch Paul, der wußte, daß es dem Vater jedesmal Spaß machte, wenn er möglichst naseweis von seinen Schulerlebnissen schwatzte, begann nun,

nachdem die Suppenteller vom Burschen abserviert waren und sich der General eine Serviette um den Hals gebunden hatte, um einen vor ihn hingestellten mächtigen Kalbsbraten zu tranchieren, lang und breit über die ‚Dummheit des Ptolomäus' zu reden:

„Papa! Wie konnte dieser Ptolomäus nur glauben, daß unsere Erde unbeweglich im Raum sei, wo doch jeder vernünftige Mensch heute weiß, daß wir uns in einer Ellipse um die Sonne bewegen."

„Ja, sieht du", nickte der General, während sich die anderen Kinder gegenseitig anstießen, „wie unser Schiller sagt: ‚Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!'" Dann legte er diesem Vorzugsschüler des Königsberger Gymnasiums ein extra großes Stück Kalbsbraten auf den Teller und fragte: „Aber hoffentlich weißt du auch, wer das Ptolomäische Weltsystem umgestürzt hat?"

„Natürlich, Papa!" streckte Paul sein Kinn vor, „Galilei! Jener Astronom, der solche Angst vor der katholischen Kirche hatte."

Das Fräulein, welches zwischen den beiden jüngsten Kindern am unteren Ende der Tafel saß, wollte, da es die Mutter nicht wagte, Paul einen Verweis erteilen. Aber der General hob den Finger. Und dann herrschte Stille.

„Seht ihr, Kinder!" goß er sich jetzt Wein ein, „die Angst ist eben das Übel. Dieser große Gelehrte wußte ganz genau, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Aber aus purer Angst vor den Foltern dieser schwarzen Pfaffen verleugnete er seine wissenschaftliche Erkenntnis. Und das war sehr übel. Wir Preußen sind in dieser Welt deshalb so vorwärtsgekommen, weil wir nie Angst hatten. Und am allerwenigsten . . . vor dem Vatikan! Deswegen haßt uns ja auch Seine Heiligkeit, der Papst, so grimmig! Denn durch unsere Siege von 1870 haben wir Preußen die Franzosen ja gezwungen, ihre zum Schutz des Papstes in Rom befindlichen Truppen aus Civita Becchia abzuziehn. Nämlich, sonst hätte es ja auch nie ein geeintes Italien geben können!" Zum ersten Mal seit langer Zeit blickte er seine älteste Tochter freundlich über den Tisch hin an.

„Also, Kinder! Zwei Dinge müßt ihr hassen wie die Pest: erstens die Angst und zweitens die Dummheit!" Es entstand eine lange Pause. Niemand traute sich etwas zu äußern. Nur Paul applaudierte plötzlich. Dann sagte er mit einmal, er würde so gerne gelegentlich auf den Vesuv hinauffahren, wo der Sohn seiner Patentante, Stechow, Direktor des Observatoriums sei. Doch der General ließ ihn nicht ausreden, sondern gab das Zeichen zum Aufstehen. Von allen Seiten klang es nun:

„Puis je me lever, cher Papa?" Und dann eilten die Kinder erst zum Vater hin, küßten ihm dankend die Hand, dann zur Mutter, die sie je nach ihrem Temperament gleichgültig oder stürmisch umarmten.

Während dann Magnus zu einer Verabredung mit den Stolphagel-Söhnen, von der die Eltern nichts wußten, in den Herrenklub gegenüber vom Schloßteich fortgeeilt war, halfen Erich und Paul ihrer Schwester Malvine, einen vielsitzigen Schlitten in den Kommandanturpark tragen.

U 2 war in das Kadettenzimmer gegangen. Auf dem Bett sitzend, knöpfte er sich die Litewka auf und stützte den Kopf in die Hände. Seit er in den Sommerferien das letzte Mal hier im Elternhaus gewesen war, hatte er sich in Plön täglich auf dieses Wiedersehen unsagbar gefreut. Jetzt war dieser Moment nun schon ein paar Stunden vorüber. Mit seiner Mutter hatte er noch nicht Gelegenheit gehabt, irgendein Wort allein zu sprechen. Der Vater war wie immer unnahbar. Und der Trubel vor dem bevorstehenden Heiligen Abend beschäftigte seine Geschwister derart, daß er sich plötzlich wieder vollkommen allein vorkam, auch so merkwürdig fremd. Zwar wußte er aus Erfahrung, daß ihm dies jedesmal zuerst so erging. Es dauerte immer ein paar Tage, ehe er sich einlebte. Fühlte er sich dann endlich wieder heimisch, mußte er schon wieder voller Herzklopfen die Tage bis zum Ende des Urlaubs zählen. Ein Geräusch am Fenster ließ ihn aufblicken. Dort pickten zwei Stieglitze und eine Kohlmeise an einer Speckrinde herum, die draußen für hungrige Vögel aufgehängt war. Leise wehte der Schnee an die Fensterscheiben.

„Kann ich herein?" erschien sein jüngster Bruder und hielt ihm ein Zeichenblatt hin. „Da! Dies hab ich für Papa gemacht. Ein Eichelhäher! Kann man's erkennen? Was hast du für die Eltern?"

„Ich?" U 2 bückte sich und kramte dann aus seinem Koffer jenes kleine Bildchen mit der gemalten Sonne heraus, die sein Stubenältester Meier für einen gelben Uniformknopf gehalten hatte.

„Hast *du* das gemacht?"

„Hört mal, Brüder!" fegte Klara in einer Kappe und Jacke aus Fehpelz herein, „Mama läßt euch bestellen, daß ihr ja nicht in ihr Zimmer geht! Auch in die Speisekammer darf niemand! Auch in Fräuleins Zimmer soll keiner rein! Na . . .", knöpfte sie sich ihre Gummischuhe bis zur Wade hoch zu, „daß war ja mal wieder ein ‚interessantes Mittagessen'! Paul verzapft jedesmal soviel Weisheit, daß einem der Appetit vergeht. Er scheint mal Astronom werden zu wollen. — Apropos: Wer von euch hat Lust, mich zur Bescherung beim Roten Kreuz zu begleiten? Allerdings wird es furchtbar langweilig werden. Lauter uralte Gräfinnen und Exzellenzen. — Was ist denn das?" Sie nahm U 2 das Ölbildchen aus der Hand. „Eine runde Sonne? Schwebend über lauter Meereswellen?" Sie sah ihn mißtrauisch an. „Willst du etwa *auch* . . . Maler werden? Nämlich . . . dann mußt du erst mal lernen, was Perspektive ist. Außerdem, die Wellen dürfen doch nicht, wie hier bei dir, über die Horizontlinie hinaus gemalt werden! Bei dir, da wogen sie ja fast bis zur Sonne hoch. Merke dir's, Kadettchen, selbst bei allergrößtem Sturm bleibt die Horizontlinie immer eine gerade Linie. Verstehst du? Man wird ja ordentlich seekrank, wenn man dein Gemälde anschaut. Kriegt das Mama? . . . ganz nett. Ganz nett. Oder ist's für Papa? — Na, es scheint ja von euch keiner große Lust zu haben, mit mir zum Roten Kreuz zu gehn. Also . . . adies! Und ihr wißt, die Bescherung findet pünktlich heut' abend sieben Uhr statt." Mit einmal machte sie rasch die Tür zu, weil man die sporenklingelnden Schritte des Vaters hörte. Gleich dahinter kam ein Geräusch

von schleifenden Zweigen.

„Das ist der Tannenbaum!" flüsterte der Jüngste. „Die Burschen schleppen ihn hinter Papa her in den Saal."

„Ja! Papa und Mama schmücken den Baum nachher!" Klara lachte, „mit Lametta und den üblichen roten Seidenballons!"

„Mama sagte", äugte der Jüngste aus der Tür, „diesmal hätten wir den größten Baum, den wir jemals gehabt haben."

„Na", sängelte Klara ironisch los, während sie sich den Schleier über die Nase zog, „und dann: ‚Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all', zur Krippe!' Ihr Esel in Bethlehems Stall! Hahaha!" Sie ziebte U 2 am Ohr. „Und daß du künftig die Wellen nie über die Horizontlinie malst!" Sie verließ trällernd das Zimmer. Als sie draußen war, tuschelte der Jüngste rasch U 2 ins Ohr:

„Denk dir! Mama sagte, Klara hätte diesmal aus Freiburg gar kein Geschenk erhalten." U 2 sah, ohne zu antworten, vor sich hin. Mit einmal murmelte er:

„Wieder zu Hause!" Und wiederholte dieses Wort dann gedehnt. „Zu-Hau-se!" Ein Dienstmädchen kam herein, schüttete Kohlen in den Ofen und lächelte den Kadetten an.

„Die Uniform steht Ihnen aber gut!"

„Was wissen denn Sie davon?" bedeutete ihr Paul zu verschwinden. Als sie fort war, setzte sich Albrecht neben U 2.

„Hast du's schon gehört? Papa sagte uns, Klara will Malerin werden. Dabei kann sie doch nicht mal einen Spatz richtig abzeichnen."

„Wahrscheinlich", fügte Paul grienend hinzu, „weil sie neulich das Gesicht eines ihrer Kürassieranbeter mit Ölfarben so hingekleckst hatte, daß wir alle dachten, es wäre ein Seehund, da glaubt sie nun, sie könne Wunder was! Aber was hat denn Magnus für die Eltern zu Weihnacht?"

„Keine Ahnung."

„Keine Ahnung? Na, hat er dir's denn nicht gezeigt in Plön?" Nach einem Schweigen fragte Paul plötzlich: „Sag mal, ist es eigentlich wahr? Du sollst Prügeljunge der Prin-

zen werden?"

„Was?" U 2 stand mit einem Ruck auf. Seine Nasenflügel bebten. Dann blickte er den Bruder lauernd an. „Wer hat dir denn nun *das* weisgemacht?" Mit einmal ging er in den Korridor hinaus. Da die Tür zur Küche offen war, trat er ein, gab der alten Elise die Hand und betrachtete sich dann auf dem Küchentisch einen mächtigen Karpfen. Mit offenem Maul und toten Augen lag er zwischen lauter geschnittener Petersilie seltsam da. Seine Schuppen schimmerten im Rücken bräunlichschwarz und zum Bauch hin erst bläulich, dann rosasilbrig.

„Den gibt's heute abend!" grinste die dicke ostpreußische Köchin, „ein Bierkarpfen! Seine Exzellenz war vorhin hier und hat mir persönlich gesagt, wie lange ich den Fisch im Bier kochen muß. Heute ist ja Heiliger Abend. Die Frau Exzellenz ist einfach selig, daß sie ihre Kadettchen heut' wieder bei sich hat!"

„Bierkarpfen?" U 2 stierte auf den toten Fisch. Davon also sollte er am Abend essen. Dabei wurde ihm bei dem bloßen Wort ‚Bier' schon übel. Er konnte den Malzgeruch nicht vertragen. Auch fand er die Form der Bierflasche so widerwärtig. Immer wenn der Bursche vor das Gedeck der Eltern mit einer Weinflasche auch zwei Bierflaschen hinstellte, grauste es ihn. Machte dann die Mutter eine der Bierflaschen auf, so daß es spritzte, mußte er einen Brechreiz unterdrücken. Und jetzt sollte dieser tote Fisch in Bier gekocht werden? Mit einmal fragte er die Köchin: „Wo ist eigentlich der Bursche?"

„Dort Nebenan! Er putzt das Silber."

„Max!" ging U 2 zu ihm hin, „wissen Sie vielleicht, wo ich mir ein Bild einrahmen lassen kann, das ich meinem Vater heut' abend schenken will. Ich muß nämlich unbedingt noch einen Rahmen für das Bild kaufen!"

„Doch, Herr Fritz! Ich wüßte jemand. Aber erst muß ich ihre Exzellenz fragen, ob man mich nicht noch braucht."

Im eisigen Schneesturm versuchte nun U 2, mit dem Grenadier neben sich Schritt zu halten. Dabei erinnerte

sich Uhle, wie er früher in Hannover als elfjähriger Junge auch so neben einem Burschen durch die Straßen zu einem Schneider ging, um sich bei ihm die ersten langen Hosen anmessen zu lassen. Sein Vater wünschte nämlich damals, daß, wenn er mit ihm und dem ältesten Bruder im Kadettenkorps erschiene, sie dann lange Hosen anhätten. Es waren dunkellila Tuchhosen.

„Herr Fritz!" rief der Bursche jetzt dem Kadetten zu, „hier in dieser Gasse, da wohnt der Mann! Vielleicht kann der alte Tischler Ihr Bild rahmen. Ein anderer wird Ihnen nämlich so dicht vor Heilig Abend kaum den Gefallen tun." Und nun trug der Bursche das in Zeitungspapier verschnürte ‚Dachauer Moos' durch das scharfe Schneewehen bis zu einem Fachwerkhäuschen hinüber. Sobald er die geschnitzte Tür aufklinkte, ertönte eine an ihr befestigte Glocke schrill im Laden. Beide stiegen in die Werkstatt eines weißhaarigen Mannes hinunter, der gerade an einem Brett herumhämmerte.

„Herr Funke!" begrüßte ihn der Bursche, „dies ist der Sohn unseres Herrn Kommandanten." Darauf legte der Tischler den Hammer weg, wischte sich die Hand an der Arbeitsschürze ab und fragte:

„Was steht zu Diensten?"

„Hier ist ein Gemälde. Der Herr Kadett hätte so gern, daß Sie es ihm gleich einrahmen."

„Gleich einrahmen?" Der Tischler knotete die Bindfäden auf und wickelte das Bild aus dem Papier. „Hmm! Wer hat denn das gemalt?"

„Ich", nahm U 2 seine Militärmütze ab und zog sich die Handschuhe aus.

„Nach der Natur?" Über diese plötzliche Frage wurde der Kadett rot. Mit einmal sagte er . . .

„Jawohl." Dabei verfärbte er sich noch mehr.

„Hmm . . . hmm." Herr Funke nahm das ‚Dachauer Moos' und probierte ihm mehrere Rahmen an. „Hmm, also nach der Natur. – Hmm!" Er präsentierte das Gemälde jetzt in einem breiten Eichenrahmen. „So recht?" Dann legte er es auf den Werktisch, klopfte Nägelchen ein durch

den Rahmen, bezog auch noch die Rückseite mit Papier und fragte wieder: „So recht? Hmm . . . hmm. – Also der Sohn unseres Kommandanten? Hm . . . hm. – Nämlich meinen Jungen, den hat er hart bestrafen lassen, weil er neulich bei dem Alarm mit einem Bauernmädel in 'ner Scheune angetroffen wurde. Hm . . . hm. – Ein strenger General. – Nun, unser Königsberg ist ja auch eine wichtige Festung. Es heißt ja: Im Ernstfall müßten wir Zivilisten sofort aus der Festung 'raus! So heißt es. Nun, hoffen wir, daß die Russen nie bis nach Königsberg kommen. Wir Funkes nämlich betreiben die Tischlerei schon seit 1701 hier, als der erste Preußenkönig dort oben in der Schloßkirche gekrönt wurde. – Na, hoffen wir, daß es nie zum Kriege kommt! Mein Vater vermachte mir dieses Buch hier . . .“ Er holte einen Band vom Regal über der Drechslerbank, schob zwei Leimtöpfe zur Seite, pustete den Tisch rein und sagte: „Der Ewige Friede! Ja, das hat unser Königsberger Philosoph verfaßt, der große Immanuel Kant! Darin lese ich immer, wenn Feierabend ist. Hm . . . *So* sollte es sein. Wenn die Großen dieser Erde durchaus Krieg wollen, dann sollen sie, wie es unser Immanuel so prachtvoll vorschlägt, im Namen der Vernunft gefälligst nicht Armeen gegeneinander führen, sondern sich gefälligst selber miteinander duellieren und totschießen! – Aber uns andere aus dem Spiel lassen! Ja, das schlägt unser großer Königsberger Philosoph vor! Hm . . . Hoffen wir nur, daß unser Kaiser den ‚Ewigen Frieden‘ schafft! Aber wenn nicht, dann soll er sich gefälligst mit dem Zaren . . .“ doch er brach den Satz ab und blickte U 2 von oben bis unten an.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte der geniert.

„Na, geben Sie mir zwei Mark. – Danke schön. – Also hoffen wir, daß der ‚Friede‘ auf Erden bleibt!“

Als der Kadett nun mit dem Burschen, der das gerahmte Bild trug, durch das Schneegestöber zurückging, ahmte er lachend Olschefski nach:

„Jaaa . . . und ‚Friede auf Erden'! . . . Das haben Sie wunderbar gesagt, Herr Pastor!" – Wieder in der Kommandantur angelangt, packte er dann das Bild unten im Burschenzimmer aus, stellte es auf einen Tisch gegen die Wand und bestaunte es, selber verwundert darüber, daß ‚sein Gemälde' in diesem Rahmen viel bedeutender aussah, so, als hätte es ein wirklicher Maler gemalt. „Was wird Papa sagen?" fragte er sich, als der Bursche durch das Klingelzeichen abgerufen war. Er nagelte dann noch ein kleines Silberschildchen, das er sich in Plön hatte anfertigen lassen, auf den Rahmen. Eingraviert stand dort: ‚Dachauer Moos'. Während er das Bild bis zum Abend hinter einem Schrank versteckte, kam er dann aber nicht darüber hinweg, daß er dem Tischler, als der ihn fragte: ‚Nach der Natur?' . . . ‚Jawohl!' geantwortet hatte. „Dabei habe ich es doch abgemalt. Soll ich zurückgehn und es ihm sagen?" Aber dazu war keine Zeit mehr. Es würgte ihn und er konnte es nicht verstehn, warum er nicht die Wahrheit gesagt! Er schämte sich. „Ja!" wiederholte er dann, „. . . und ‚Friede auf Erden' . . . Das haben Sie wunderbar gesagt, Herr Pastor!" Jedoch, es rumorte in ihm weiter . . . „Warum habe ich dem Tischler diese Unwahrheit gesagt?" Mit einmal holte er das Gemälde hinter dem Schrank vor, riß das Fenster auf und warf es in den Schnee . . . Der Schnee knisterte. Dann stierte er in den dämmrigen Park hinaus. Plötzlich glaubte er die zwei Augen des ‚Schwarzen Ritters' aus dem Plöner Eßsaal zu sehn! . . . Seine Blicke bohrten sich bis in sein Herz. – Erst allmählich erkannte er dann, daß es der Widerschein von zwei eben angesteckten Gaslaternen war.

„Wo steckst du denn?" überraschte ihn die Gouvernante, „die Geschwister sind doch alle schon fertig!" Sie betrachtete sich in dem zerbrochenen Spiegel des Burschen ihre lange, goldene Kette um den Hals. Sie funkelte auf dem kirschroten Seidenkleid. U 2 folgte dem Fräulein.

Vor dem Kinderzimmer blieb er dann stehn, denn die Tür war offen. Seine Schwester Hilda kniete am Fenster

in himmelblauem Seidenkleid vor einer Wiege und betete mit ihrer Puppe:

„Ich bin noch klein,
mein Herz ist rein,
soll niemand drin wohnen
als Gott allein . . ."

„Als Gott allein", wiederholte U 2 leise und erschrak mit einmal bei dieser Vorstellung, daß Gott in seinem Herzen wohnen solle. Er malte sich dieses Bild einen Augenblick aus. Doch dann wurde seine Phantasie so angstvoll erregt davon, daß er froh war, als Hildchen jetzt mit feiner Stimme zu singen anfing, während sie die Wiege schaukelte:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute, neue Mär." Der Kadett trat zu ihr und sang mit . . . „Der guten Mär bring ich so viel, davon ich singen und sagen will!" Weil aber die kleine Schwester plötzlich aufhörte mit dem Gesang und zu ihrer Puppe sprach, wandte sich U 2 wieder zur Tür. Da sah er über dem Bett des Fräuleins immer noch jenes Bild, das er jahrelang, eh' er Kadett war, beim Einschlafen und beim Erwachen betrachtet hatte. Es stellte die Nepomukbrücke in Prag dar. Das Fräulein stammte aus Prag. Oft hatte sie den Kindern schaurige Geschichten vom Golem erzählt und vom Judenviertel. Der Kadett wollte aber jetzt vor dem Heilig Abend nicht daran denken . . . und ging hinaus.

Im Kadettenzimmer stand Magnus in frischem Hemd vor dem Eisenofen, putzte sich die Nägel und sagte ärgerlich zu den bereits fertig adrett angekleideten drei Nichtkadetten-Brüdern:

„Ich hätte auch gern ein Bad genommen! Aber natürlich, wenn Mama das Badezimmer die ganze Zeit in Beschlag genommen hat!"

„Jetzt schruppt sich Malvine gerade mit der Nagelbürste den Hals!" griente Paul. „Sie tut, als wäre sie zum Ball eingeladen!"

„Albrecht!" rief Magnus dem Jüngsten zu, „hol mir doch aus der Küche noch einen Krug mit heißem Wasser! –

Aaaa, da kommt ja auch U 2! Es ist nämlich gleich halb sieben! Wo warst du denn?"

„Ist für mich noch etws heißes Wasser da?" fragte der Kadett, während er anfing sich auszukleiden.

„Ja! Donnerhagel! . . . Wo sind denn meine Manschettenknöpfe?" fluchte Magnus. „Hat eigentlich Papa den Waffenrock an oder den Überrock? . . . Wer singt denn da so . . . wie eine Operettendame? Ist das Klara? Sie will wohl zur Oper? Dabei singt sie ganz falsch. – Ziegen und Affen! Komm, Erich, hilf mir mal bitte, die Knöpfe ins Hemd stecken."

„Hier ist heißes Wasser!" schleppte Albrecht einen bauchigen rosa Krug herein. Nachdem U 1 sich damit bedient hatte, goß sich U 2 den Rest ins Waschbecken, stellte es auf den Boden, um ein Fußbad zu nehmen.

„Au!" zog er aber gleich seine nackten Füße wieder aus dem Wasser zurück.

„Sind das Frostbeulen?" bückte sich Paul interessiert und betrachtete einige vereiterte Zehen seines Bruders, die der aber rasch mit einem Handtuch bedeckte. Nachdem er dann die Strümpfe anhatte, mühte er seine Füße gequält in die harten Stiefel, ging darauf zum Waschtisch, zog das Hemd aus und begann sich abzuseifen.

„Was ist denn das?" hob der Jüngste eine Kerze und beleuchtete den Rücken des Kadetten. „Mama!" hielt er dann die vorbeieilende Mutter im Korridor auf, „sieh dir mal den Rücken des Kadetten an!" Die Generalin kam in einem weiten hell-lila Seidenkleid, frisiert und gepudert, herein. Sie betrachtete die blauen und gelben Striemen, von denen einige noch blutig verschorft waren. Da drehte sich der Kadett rasch mit dem Rücken zur Wand und flehte:

„Bitte, nur nichts Papa sagen!" Darauf tupfte ihn die Mutter mit dem Handtuch vorsichtig ab, zog ihm das Hemd über die Striemen und küßte ihn plötzlich mit Tränen in den Augen ab.

„Mama!" streckte da U 1 der Generalin sein noch geschwollenes Knie hin, „ich hatte Gelenkrheumatismus!

Jetzt ist's schon besser. Aber im Lazarett war's so dick! Ich soll jeden Abend diese grüne Salbe draufschmieren. Helft mir mal bitte den Verband 'rumwickeln!"

„Aber nun eilt euch!" winkte die Mutter noch aus der Tür. Dann ging sie vor zum Salon.

„Bist du etwa geprügelt worden?" starrte der Jüngste, der sich sonst so auf das Kadettenkorps freute, plötzlich U 2 mit entsetztem Blick an. Aber U 1 rief dazwischen:

„Na, Brüder! Nu' wollen wir mal eine Generalprobe abhalten! Du, Paul, singst die 1. Stimme. Ich – Baß! Ihr andern die 3. Stimme." Er knöpfte sich den Waffenrock zu und hob den Finger wie einen Taktstock. „Also los! –" „Sti-i-le Na-chch-t!" Und das letzte ‚t' spuckte er aus. „Aber leiser!" „Sti-i-le Na-chch-t! . . ." und nun spuckten die Brüder auch das ‚t'. Dabei bogen sie sich vor Lachen. „Das ist nämlich genau, wie es uns der Gesangslehrer in Plön einstudiert hat. Ihr müßt tüchtig spucken: ‚Na-chch-t!' das ist die Hauptsache!"

„Was treibt ihr denn da?" sah Klara, aufgeputzt wie eine Dame, in einem grünen, dekolletierten Kleid, herein. Dann stieß sie mit ihren Tanzschuhen die schmutzige Wäsche der Brüder zur Seite und fragte noch mal: „Warum spuckt ihr denn alle?"

„Wir üben das Weihnachtslied ein!"

„Na, bravo!" setzte sie sich, „aber weiß auch jeder von euch hübsch brav . . . die Weihnachtsgeschichte?" Sie ahmte den Pastor nach . . . „Wie es geschrieben steht im 1. Kapitel des Matthäus-Evangeliums im 18. Vers: Die Geburt Christi war aber also getan. Als Maria, seine Mutter, dem Joseph vertrauet war, fand sich's, ehe er sie heimholete, daß sie schwanger war von dem Heiligen Geist!" Nach einem Gelächter nahm Paul die Brille ab und fragte:

„Schwanger? Von dem Heiligen Geist?" Er blickte von einem zum andern . . . „Man staunt!"

„Ja, seht ihr! Und das nennt der Papst ‚Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis'!" Klara wippte ihren Atlasschuh kichernd auf der Zehe. „Und am 8. Dezember 1864 wagte es dann Seine Heiligkeit, durch Enzyklika

und Syllabus über alle Errungenschaften des modernen Geistes . . . den Fluch auszusprechen!"

„Den Fluch?" Magnus bürstete sich die Hose ab und knirschte: „Den Fluch?"

„Also, was sind denn nun die Errungenschaften des modernen Geistes?" fragte Paul mit hochgezogenen Augenbrauen. Er zählte an den Fingern auf: „a) die Sozialdemokratie! und b) . . ." doch Malvine stürzte mit glühenden Backen herein und rief:

„Alle sofort nach vorn kommen! Mama sagt . . . es ist gleich so weit! Rasch, rasch . . . Los, Fritz! Hak dir doch den Kragen zu!"

Wie die Generalskinder in dem dunklen großen Salon herumstanden und durch verschiedene Ritzen in der Saaltüre die Helle des Weihnachtszimmers schimmern sahen, wurden sie alle mit einmal seltsam still. Selbst Paul machte keine Witze mehr. Auch Klara stand an einem der hohen Fenster und schaute wie verträumt auf die gegenüberliegenden, verschneiten Dächer. Die kleine Hilda trippelte in ihren Lackschühchen bald zu einem Bruder, bald zu einer Schwester und flüsterte:

„Freust du dich?" Doch jetzt kam die Mutter leise und geheimnisvoll herein . . .

„Nun, seid ihr alle da?" Vor Aufregung antwortete niemand. Darauf setzte sie sich an das Klavier. Begann nach einigen Akkorden ‚Stille Nacht' zu spielen und flüsterte dabei über die Tasten: „Nun singt aber auch mit!" Klara begann darauf mit Malvine das Weihnachtslied. Auch Hildas Puppenstimme wurde hörbar. Als die drei Schwestern an den Vers kamen ‚Holder Knabe im lockigen Haar', vibrierten Malvines Stimmbänder vor Seligkeit derart, daß die Brüder sich lachend anstießen, aber dann ihrerseits kräftig mitsangen. Die Worte ‚schlaf in himmlischer Ruhuuuh' dehnten sie so, daß es fast wie ein Notsignal in der Nacht klang. Nur die Mutter sang es rätselhaft weich, beinah wie das Ende eines uralten Wiegenliedes. Danach wurde es still. Alle warteten auf das Zeichen. Mit einmal er-

tönte aus dem Saal die bekannte Klingel ganz fein und hell, so wie es immer an jedem Heiligen Abend geschah, ehe der Vater seine Kinder vor den Weihnachtsbaum führte.

„Papa hat geklingelt!" erhob sich die Mutter erregt. Und nun drängten sich die Kinder hinter ihr zu der noch geschlossenen Tür. Nach ein paar Sekunden schob dann der General die große Schiebetür weit auseinander. Von allen Lippen kam ein verzücktes „Ohh!" . . . Der fast fünfeinhalb Meter hohe, bis an die Decke reichende Tannenbaum blendete mit seinen über 100 Kerzen derart, daß sich einige Kinder vor dem Glanz die Hand über die Augen hielten.

„Na, Hilda?" faßte jetzt der Vater die Jüngste an der Hand, nachdem er seine Frau fest umarmt hatte. Und dann gingen sie alle zusammen feierlich langsam, wie zu einem Hochaltar, den langen Weg über das glatte Parkett bis zum Baum vor. Hier blieb der General stehen und versuchte dann, die Generalin und die acht Kinder mit beiden Armen zu umfassen. In seinen glückstrahlenden Augen spiegelte sich der Lichterglanz. Er sprach kein Wort. Blickte nur einmal zu dem Stern aus Goldpapier auf der obersten Tannenspitze hoch, dann sah er seine Frau merkwürdig an. Und so blieben sie alle minutenlang umschlungen, ohne sich zu rühren. Doch jetzt äugten mehrere Kinder unter seinen Armen neugierig zu den an den Wänden des Saals aufgestellten, mit weißen Tischtüchern und Geschenken bedeckten Tischen. Nur Hilda kniete sich plötzlich zu der Krippe nieder und streichelte die Kuh. Da schmunzelte der General. Dann preßte er seine Kinder noch einmal, so fest er konnte, an sich und sagte: „Na! — Nun seht aber mal nach, was euch der Weihnachtsmann geschenkt hat!"

Mit einem Freudenhallo löste sich die Gruppe auf und dann rannten und schlidderten die Kinder nach allen Richtungen auseinander. Die Mutter, eingehängt in den General, folgte ihnen und erklärte, für wen die verschiedenen Geschenktische bestimmt seien. Nachdem dies gesche-

hen, ging sie mit ihrem Mann in die eine Saalecke neben dem Baum, wo ein großer Tisch für die Eltern mit Geschenken gehäuft stand. Jetzt kam auch das Fräulein herein und wurde von den Kindern gleich an ihren Extratisch geschleift.

„Spitzchen!" rief es von überall, „hast du gesehen, was ich bekommen habe?" Und dann wollte sie jeder zuerst an seinen Tisch ziehen.

Der General küßte seiner Frau lange die Hand. Dann betrachtete er sich ein großes Ölbild zwischen den Geschenken, das den Achensee darstellte.

„Weißt du noch, Mathilde, wie wir als Brautpaar dort im Kahn herumgerudert sind? Und in das tiefe, glasklare, grüne Wasser hinuntergesehen haben, in dem sich die Berggipfel im Abendrot spiegelten? — Unser Leben war ebenso unergründlich tief." Er streichelte sie. „Und jetzt spiegelt sich das Abendrot . . ." Er schwieg. Mit einmal fuhr er wie aus Träumen auf . . . „Aber ich bin viel zu viel beschenkt worden! Herrje! — Von wem sind denn diese Bücher? ‚Bismarcks Erinnerungen'."

„Der Oberpräsident hat sie dir geschickt."

„Der Graf? Herrje. — Und *ich* habe ihm nichts geschenkt!" Er nahm einen Band, blätterte darin und las: „Die Menschen sind dumm. Jeder Kopf eines jeden Menschen ist in einem ganz bestimmten Erfahrungs- und Aufnahmekreis. Er begreift was dafür bestimmt ist. Aber schon was darüber hinausgeht, das kann er nicht mehr verstehn. Die großen Führer beuten diese Dummheit oder Trägheit für ihre Zwecke aus. — Bismarck." Der General legte das Buch zwischen die andern Geschenke zurück, strich sich nachdenklich den Schnurrbart und schaute dann merkwürdig in das Gestrahle der Weihnachtskerzen. Dann lächelte er seine Frau an . . . „Na, Mathi? Und diese Noten, das freut mich. Von dir? — Händel, Bach, Beethoven. Auch ein Bändchen über Beethoven?" Er nahm es, schlug eine Seite auf und las: „Es ist der Geist, der edlere und bessere Menschen auf diesem Erdenrund zusammenhält und den keine Zeit zerstören kann." Daneben war ei-

ne Anmerkung des Heruasgebers. Der General las sie: „Wirklich groß sind nur die Menschen, welche, wie Beethoven, ihre Begabung ausnutzen, um die Menschen zu Gott und Seinem Licht hinzuziehen!" Der General legte das Bändchen zurück. Dann ging er zu einem der vier Meter hohen Fenster und sah, während er sich den Roten Adlerorden am Kragen seines Überrocks hin und her schob, in den Sternenhimmel. Dabei atmete er schwer. In seinen Augen aber zeigte sich etwas ... wie Enthusiasmus. Das Schneetreiben hatte aufgehört. Klar leuchtete die Kassiopeia über der dickverschneiten Festung, deren Kommandant er war. Mit einmal drehte er sich um und fragte mit verändertem Gesichtsausdruck: „Aber, Mathi, was hast denn du bekommen?" Er hob aus einem Karton eine vollständige Babygarnitur aus rosa Seide und Wolle hoch. „Von den Tanten aus Freiburg?" Er lachte. „Aber willst du dich nicht setzen?" Er holte ihr einen vergoldeten Stuhl an den Geschenktisch. Dann fragte er weiter: „Das Engelkonzert von Matthias Grünewald? Wer hat mir denn diese Freude gemacht?"

„Deine Schwägerin Marie."

„Marie Arnim?"

„Nein. Die Frau deines verstorbenen Bruders. Die Marquise."

„Viel zu viel. — Herrje!" Er stöberte weiter in den Gaben herum. U 2 war indessen heimlich aus dem Saal geschlichen und hatte sich mit vor Erregung zitternden Händen das für den Vater bestimmte Gemälde wieder aus dem Schnee des Kommandanturparks herausgeholt. Nachdem er es abgetrocknet, trug er es nun, fest entschlossen, die Wahrheit zu sagen, in den Weihnachtssaal hinauf und stellte es, von den andern, die alle mit ihren Geschenken beschäftigt waren, nicht bemerkt, auf den Tisch seiner Eltern. Darauf huschte er an seinen Tisch zurück.

„Papa! Papa!" kam Hilda gelaufen und streckte dem General eine große Puppe hin, „siehst du, jetzt hat sie die Augen auf! Und jetzt . . . macht sie die Augen zu!" Der

Vater strich seiner Jüngsten über die offnen Haare und lachte:

„Ja! Jetzt hat sie die Augen auf! Na, siehst du, so mußt auch du im Leben immer die Augen aufmachen!" Mit einmal entdeckte er das gerahmte Bild. „Nanu? Von wem ist denn dieses Ölbild da?" Er las auf dem Silberschildchen ‚Dachauer Moos'? „Nanu!" Er sah die Generalin fragend an. Da flüsterte sie ihm etwas ins Ohr. „Nein!" rief er da ungläubig, „von Fritz? Und sogar im Rahmen?" Er winkte U 2, der nur darauf gewartet hatte und jetzt quer durch den Saal angelaufen kam. „Ist das wahr? Mama sagt, das stammt von dir?" Der Kadett umarmte ihn. „Das hast du gemalt?"

„Jawohl."

„Nach der Natur?"

„Nein, Papa", wurde der Kadett glutrot. „Ich habe es beim Malunterricht in Plön nach einer Vorlage abgemalt."

„Und ein so schöner, kostbarer Eichenrahmen?" Er streichelte ihm die Backen. „Und sogar Ölfarbe? Herrje! Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte? Aber wo werde ich denn dieses Meisterwerk aufhängen? — Na! Junge, da hast du mir eine Freude gemacht." Er drückte ihn an sich. „Ich danke dir!"

„Euch danke ich! Euch!" küßte der Kadett seine Eltern. Dann zog er den General bis an den Kadettentisch. „Sieh nur, Papa, was *ich* alles bekommen habe! Handschuhe aus Freiburg. Auch Extrastiefel! Und hier: ‚Die Weltgeschichte in Umrissen' von Graf York von Wartenburg."

„Da kannst du stolz sein. Ein gutes Buch. Graf York war Generalstabchef von Feldmarschall Waldersee in Asien. Leider kam er bei einem Brande dort um." Er blätterte und las: „Von den Kulturvölkern der semitischen Völkerfamilie, den Ägyptern, Hebräern, Assyriern und Babyloniern wenden wir unsern Blick nun zu denjenigen der arischen Völkerfamilie. Als ihr Urstammsitz wird jetzt meist die Tiefebene an der unteren Wolga, von einigen allerdings auch Skandinavien angegeben." — „Ja, Junge,

darin studiere nur. Schon 1000 Jahre vor Christus hat Zoroaster die wichtigsten Quellen der Arier zusammengefaßt. – Na und du?" fragte nun der General seinen ältesten Sohn über den Tisch. „Du bist ja ganz vertieft in deiner Lektüre." Magnus sah auf.

„Ich danke euch! Dies Buch hatte ich mir ja *so* gewünscht! ‚Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts' von Chamberlain. – Papa, nämlich lange vor Jesus Christus hatten die Arier bereits den Glauben an das Reich des Lichts, dessen Gott, wie die Keilschrift offenbarte, ‚Ormuzd' hieß. Dieser Gott stand an der Spitze aller guten Geister. Aber der böse Geist ‚Ahriman' wollte die Harmonie der Welt durch Verbrechen und Sünde stören."

„Na, Kadetten! Nun habt ihr ja etwas zu lesen. Was ist denn in dem Kuvert da drinnen?"

„10 Mark von Onkel Anton."

„Fein. – Und Mama hat euch die Teller mit Pfefferkuchen, Konfekt und Marzipan gehäuft. Verderbt euch nur nicht gleich den Magen."

„Sieh mal, Papa!" rief Klara aus der Mitte des Saals und drehte sich in einem neuen, blauseidenen Ballkleid herum.

„Du tanzt ja wie eine Ballerina!" Er ging nun an den Tisch der Töchter. „Ich hoffe, mein Geschenk, dieses Buch über Luther, hat dir auch Freude gemacht?"

„Unbeschreiblich!" Sie eilte an den Tisch und umarmte den General.

„Das ist nämlich das beste Bild von unserem Martin Luther. – Das hat aber auch Lukas Cranach gemalt." Er betrachtete sich auf der ersten Seite die Abbildung. Dann blätterte er ein paar Seiten. „Hier, da hab ich dir etwas angestrichen!" Er las: „Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Und er hat nicht nur der deutschen Sprache, sondern dem deutschen Geist das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt.' Jawohl, dies schreibt ein berühmter Historiker über unsern großen Reformator. In dem Buch studiere nur fleißig, meine Tochter, damit du dann zu

Ostern, wenn du von dem katholischen Glauben zu unserem protestantischen übertrittst, auch Bescheid weißt, was dieser herrliche Luther für unser Volk geleistet hat. – Na, wir werden ein andermal noch darüber sprechen. – Aber wann willst du denn diese langen, weißen Glacéehandschuhe tragen?"

„Auf dem Ball bei den 1. Grenadieren!"

„Na, auch darüber werden wir noch sprechen. – Und du, Malvinchen? Du hast ja eine ganze Ausrüstung in Wolle bekommen, als wärst du ein Eskimo!" Lachend nahm er Strümpfe, Fausthandschuhe und Kappen vom Geschenktisch hoch. „Mir scheint", schmunzelte er zu den andern Kindern, „Malvine will an den Nordpol!"

„Euer Exzellenz", kam jetzt das Fräulein an, „auch ich bin viel zu reich beschenkt worden."

„Wir sind alle viel zu reich beschenkt worden! Aber das wird nicht immer so sein!" Er wurde mit einmal ernst und wollte dann etwas sagen, aber der rasselnde Lärm einer kleinen Eisenbahn, die Paul eben am Parkett auf Schienen losgelassen hatte, überratterte jetzt jedes Gespräch. Der Jüngste kniete und stellte die Weichen, während der Zug dahinsauste.

„Papa!" sprang Paul auf, „hast du schon meine Dampfmaschine gesehn? Ich habe eine Dampfmaschine bekommen!"

„Und ich!" rief Erich, „all diese Zinnsoldaten! Und diesen Koffer! Schon für Ostern, wenn ich ins Kadettenkorps komme!" Mit einmal stürzten sich alle Kinder auf den Vater, umarmten und preßten ihn so, daß er keuchte.

„Na! Nun drückt mich nur nicht tot!" Hierbei sah er zu seiner Frau hin, die mit ihren lebendigen, dunklen Augen von einem zum andern blickte, angespannt horchend, damit ihr auch kein Wort entginge. „Mathi!" sah er nun nach der Uhr, „eigentlich könnten wir die Leute jetzt rufen!" Sofort rannten der kleine Albrecht und Malvine hinaus und kamen dann mit der Köchin, zwei Burschen und den Dienstmädchen zurück. Angesichts des lichterbrennenden Tannenbaums blieben sie einen Moment lang

überwältigt in der Tür des festlichen Weihnachtssaals scheu stehen. Da ging ihnen der General, die Hand ausstreckend, entgegen und führte sie ‚Fröhliche Weihnacht' wünschend, an die für sie bestimmten, vollgehäuften Tische. Da gab es für die alte Elise Wolljacken, Pelzschuhe, für die Mädchen Briefpapier, je eine Federboa, Handschuhe, Seidenröcke, Pfefferkuchen, Schokolade und für die Burschen weiße Ausgehhemden, Ausgehmützen, feine Stiefel und Königsberger Schnaps. Aber sie konnten ihre Gaben nicht lange betrachten, denn die Kinder rissen sie mit Gewalt zu ihren Tischen und zeigten ihnen dort begeistert, was ihnen das Weihnachtskind beschert hatte.

„Mein Gott!" schrie die alte Elise mit einmal, „der Karpfen!" und dann verließ sie zusammen mit dem anderen Dienstpersonal, nochmals sich bedankend, den Saal.

„Der Karpfen?" blinzelte der General zu seiner Frau, „dann wird's wohl Zeit!"

„Ja! Elise sagte mir, das Abendessen sei fertig."

„Nun, Kinder, dann kommt! Aber erst pustet die Lichter aus!" Gleich danach gab es ein Gehopse und Gepuste, bis schließlich nur noch eine einzige Kerze an einem der obersten Tannenzweige unerreichbar brennen blieb. Da trat der Vater, während die Kinder angespannt zusahen, vor, holte tief Atem und pustete das Licht aus. Die Kinder klatschten. Durch die plötzlich entstandene Dunkelheit rief die Mutter:

„Warum dreht denn niemand das Gas an?" Unmittelbar danach flammten an den Wänden und im Kronenleuchter die Gaslichter auf und spiegelten sich in den für die Feiertage sauber gewaschenen Prismengläsern, die in Büscheln als Zierde von den Lampen niederhingen, in allen Regenbogenfarben märchenhaft wider.

U 2 wachte mitten in der Nacht auf. Ein heller Schein blendete ihm ins Gesicht. Er richtete sich verwirrt auf und konnte sich zuerst durchaus nicht erklären, wo er sich befand. Er suchte immer die Alarmklingel über seinem Bett. Doch dann hing dort an der Wand in goldnem Rah-

men das Bild eines Feldmarschalls. Gegenüber entdeckte er nun seinen Bruder Magnus. Er schlief fest. Mit einmal merkte er an seinem eigenen Nachthemd, dessen Kragen und Manschetten mit roten Borten eingefaßt waren und das auf der Brust ein F mit Krone gestickt zeigte, daß er sich nicht in Plön befand.

„Ich bin ja zu Hause", murmelte er da und rieb sich die Augen. Das weiße Licht aus dem Kommandanturpark wanderte im Zimmer. War es der Mond? Oder der Reflex des Schnees? Auf der Tapete bewegten sich die zarten Schatten einiger Zweige von draußen. Und nun fiel ihm plötzlich alles wieder ein: Es war ja Heiliger Abend gewesen. Auch an das Essen danach mußte er denken. Er sah wieder den großen Bierkarpfen. Das schwabblige, rosablaue Stück Fisch mit dem Biergeruch auf seinem Teller hatte er nur mit Mühe hinunterwürgen können. Aber hinterher, die Marzipantorte und die Pfeffernüsse! . . . Jetzt fiel ihm auch ein, daß er einen Zeichenblock und Buntstifte erhalten hatte. Es war also kein Traum. Er befand sich wirklich im Elternhaus. Sein Bruder Magnus, der sonst in Plön zu den Göttern zählte, lag hier nur in Armlänge von ihm entfernt. Auf dem Boden war ein aufgeschlagenes Buch. Im Lichtschein konnte er die Namen ‚Ormuzd' und ‚Ahriman' entziffern. Dabei fiel ihm das Gespräch des Vaters mit Magnus im Weihnachtssaal ein. Wie der Lichtgott gegen den Geist des Bösen ankämpft. „Der Kampf gegen das Böse", flüsterte er die Helle an, die noch immer über Tapete und Möbel dahinwanderte. „Ja, zu lügen ist böse! Aber das Licht muß wie die Klarheit gewesen sein, welche die Hirten auf dem Felde gesehen haben." Mit einmal sagte er sich die Worte des Kadettenkommandeurs ‚Vor allem eins, mein Kind: sei treu und wahr! Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn! Von alters her im deutschen Volke war der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein!' Er sann den Worten nach. Dann freute er sich, daß er noch lebte und diesem deutschen Volke angehören dürfe. Er faltete mit lauter guten Vorsätzen die Hände. Doch gleich fiel ihm ein, was das Fräu-

lein immer sagte: ‚Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert!‘ und Ahriman ist der Geist der Hölle. Aber ich will nicht zur Hölle! Nein! Sein Gesicht strahlte plötzlich. Und dann überkam ihn eine so unfaßlich glückselige Weihnachtsstimmung, daß er leise aus dem Bett stieg und zum Fenster ging. Unten die Schneeflächen glitzerten so, als hätte eine Fee all ihre Diamanten darüber hingestreut. Durch die Äste der Bäume leuchteten Sterne. Der Kadett stieß einen Freudenjuchzer aus. Da drehte sich sein Bruder Magnus auf die andere Seite. Auf einmal öffnete jemand ganz vorsichtig die Tür. Barfuß und in einem langen, rosa Nachthemd stand seine jüngste Schwester Hilda auf der Schwelle. Mit großen Augen starrte sie den Kadetten an und hauchte:

„Hast du den Engel gesehn?“ Ihr Bruder ging ihr vom Fenster aus auf Zehenspitzen entgegen:

„Um Himmels willen!“ flüsterte er, „geh’ gleich zu Bett!“

„Du, das ganze Zimmer war weiß. So weiß! . . .“

„Wenn Fräulein es merkt! Du erkältest dich!“

„Sag mir, warum ist eigentlich bei der Krippe, in der das Christkindchen liegt, eine Kuh?“ Sie streifte sich mit den Fingern durch ihre langen, rotgoldnen Haare. Da der Kadett nichts sagte, sang sie ganz fein: „Stille Nacht! . . . Heilige Nacht . . .“ und ging aus dem Zimmer. U 2 war über diese Erscheinung seiner kleinen Schwester so erschrocken, daß er sich auf sein Bett niedersetzen mußte. Dann horchte er in den Korridor. Aber er hörte nicht, daß die Tür des Schlafzimmers der Schwester geschlossen wurde. „Sie wird sich erkälten! . . . Alle Öfen sind doch jetzt eiskalt!“ Er kroch wieder unter die Decke. Mit einmal kam ihm der Gedanke, daß die kleine Hilda vielleicht wirklich einen Engel gesehen haben könnte. Es schauerte ihn vor lauter weihnachtlichen Rätseln. „Ja, warum steht die Kuh eigentlich neben der Krippe? Und überhaupt . . . lauter Tiere! Auch der Esel! Und die vielen Schafe?“ Wie sehr er auch darüber nachsann, er wußte keine Antwort. Allmählich schlief er wieder ein. Das letzte Geräusch, das

er noch hörte, war, wie einer der Posten unten, vor der Kälte Schutz suchend, in sein Schilderhaus ging und sich da drinnen die Stiefel vom Schnee abtrampelte. Sonst war es in der großen, geräumigen Kommandantur totenstill.

In dieser Lautlosigkeit zergingen die Bilder und gestalteten sich neu wie die Nebel im Park unterm Mondlicht. Uhle schritt sinnend hindurch. Dabei hörte er, bald fern, bald näher, Stimmen, wie man sie aus dem Radio oder den Fernschapparaten vernimmt, die aus einer Nachbarwohnung oder aus einem oberen Stock nur undeutlich zu verstehen sind. Uhle kam sich vor, wie bei einem Psychoanalytiker, der seinem Patienten im hypnotischen Schlaf sein ganzes Leben erzählen läßt, während er mit dem Bleistift die ihm wichtig erscheinenden Erlebnisse notiert und kombiniert, um über den Seelenzustand Klarheit zu erhalten. Einmal nach dem ersten Weltkrieg saß er in ähnlicher Situation bei dem bekannten Professor Jung in Zürich. Doch er hatte kaum zu erzählen begonnen, da konnte er auch schon nicht weiter, denn es würgte ihm die Kehle, sich solchergestalt vor einem Fremden, selbst wenn der Arzt war, seelisch so nackt zu enthüllen. Aber nun hatte er hier auf diesem gespenstischen Wege in die Vergangenheit ähnliche Gefühle. Doch da sein Unbekannter ihm am Ende des Weges das Herrlichste zu sehen und zu erleben versprochen hatte, wehrte er sich nicht mehr. Bald farblos, bald in lebhaften, grellen Farben kamen die Erinnerungsbilder an, hielten . . . und vergingen wieder. Am längsten blieb die kleine Hilda. In ihren Augen spiegelte sich klar der weiße Engel, den sie in der Weihnachtsnacht gesehen hatte. Ja, er wurde Uhle so seltsam deutlich, wie jener andere Engel, den er in Florenz im Kloster San Marco an der Wand einer Mönchszelle, gemalt von Fra Angelico, vor vielen Jahren bestaunt hatte, diesen in silbergrauen Farben al fresco hingehauchten Geist der Ewigkeit, dessen erhobener Finger so in das Überirdische hinaufweisend vielleicht auch jenes, Herrlichste' meint, von dem

ihm sein Unbekannter gesprochen. Jetzt hörte er ihn leise:

„Bleibe gerecht!" sagte er, „und liebe! Liebe! Liebe!" Die Worte verklangen wie himmlische Musik.

Doch dann sah Uhle mit einmal durch das Fenster der Kommandantur auf dem Frühstückstisch eine Mohnstolle liegen. Sie war anderthalb Meter lang und ganz mit Zuckerguß bedeckt. Die Gesichter der Eltern und der Kinder waren so heiter wie ihre Gespräche. Schneeflocken wirbelten in der Morgenluft herum wie kleine Kristallwunder.

„Exzellenz!" hörte er jetzt das Fräulein sagen, während sie sich Zucker in den Kaffee gab und die Silberbüchse weiterreichte. „Hilda hat heut' nacht . . . einen Engel gesehn!"

„Einen Engel?" lachte der General auf, der gerade dabei war, die Mohnstolle anzuschneiden, „na, . . . und wie sah der denn aus?"

„Ganz weiß, Papa. Ganz weiß."

„So? Na, dann nimm mal hier dies Stück schwarzen Mohn auf deinen Teller. Das ergibt dann . . . schwarzweiß! Unsere alten, preußischen Farben! – Ja, Kinderchen! So eine Mohnstolle, die hat nämlich eine alte Tradition. Schon bei eurer Urgroßmutter gab es sie jedesmal zu Weihnachten. Und selber gebacken! Und mein verehrter Großvater, General Eberhardt . . ." Er mußte mit einmal lachen, „ich glaube, ihm war selbst sein Pour le mérite am Weihnachtstag nicht so lieb wie solch ein Stück Mohnstolle!" Er sah die Generalin an. Plötzlich sagte er schalkhaft: „Aber ich verstehe gar nicht, warum feiern wir eigentlich?" Doch da kam es wie ein Schrei aus dem Mund aller Kinder:

„Aber Papa! . . . Es ist doch Weihnacht!"

„Wahrhaftig?" Er lehnte sich zurück und blickte schelmisch von einem Kind zum andern. „Das habt ihr wohl nur geträumt, so wie die kleine Hilda, die einen weißen Engel gesehen hat!"

„Nein, Papa!" rief Malvine, „heut' ist der erste Weihnachtstag!"

„Ist das auch sicher? Nun, so trinkt mal eure Milch aus. Und dann wird es euch Fräulein bestätigen, daß ihr alle . . . geträumt habt." Doch da sprangen die Kinder von ihren Stühlen hoch . . . und dann konnte sich der General kaum all ihrer Umarmungen erwehren. Nur mit Mühe vermochte er, seinen Kaffee auszutrinken. Mit einmal sagte er: „Ja . . . wenn ihr alle solche Träume gehabt habt, dann wollen wir doch mal nachsehn!" Er stand auf und führte seine Frau, von den Kindern und dem Fräulein gefolgt, durch den langen Flur bis vor den Weihnachtssaal, holte einen großen Schlüssel aus der Litewka, steckte ihn ins Schloß und fragte noch einmal: „Habt ihr's auch wirklich nicht nur geträumt?"

„Nein, Papa! Nein! Nein!" lärmten die Kinder hinter ihm. Da schloß er auf, schob die große Tür auseinander, umarmte alle, tätschelte auch noch dem Fräulein über die gelblich trocknen Wangen und lachte:

„Na, dann seht doch nach, ob es nicht nur ein Traum war!" Da stürzten die Kinder an seinen Beinen vorbei, die Mutter fast überrennend, in den Saal hinein. In dem wohlig geheizten, großen Raum war das eiskalte Schneelicht hinter den drei riesigen Fenstern angenehm zu betrachten. Jedes der Kinder untersuchte fieberhaft an seinem Tisch, ob auch alle Geschenke noch da wären. Dann boten sie sich gegenseitig die Teller mit den Süßigkeiten an. Trotz aller Warnungen ihrer Mutter, daß ihnen schlecht werden würde, kosteten sie von allem: von den Freiburger Quittenwürsten, von Schlesischen Leckerli, Badischen Springerle und Königsberger Marzipan. Bis schließlich der Vater ein Machtwort sprach und die Teller wieder auf die Tische zurückgestellt werden mußten. „Mathi! Mathilde!" fragte der General jetzt seine Frau, „wer hat mir denn diese köstliche, mit roten Bommeln geschmückte Flasche Schwarzwälder Kirschwasser geschenkt?"

„Dein Schwager Anton: übrigens mit einem reizenden Brief."

„Wie nett! – Ja, Dein Bruder, der Forstrat, ist ein braver Deutscher. Ich werde es ihm nie vergessen, daß er es

abgelehnt hat, das Spiel der schwarzen Pfaffen mitzumachen. Wenn ihn etwa der Erzbischof von Freiburg daraufhin dem Papst in Rom zur Exkommunikation empfehlen sollte, so schreibe Anton, er solle sich trösten, er würde mich bestimmt auch in der Hölle antreffen. Dort könnten wir uns dann weiter über die Knebelung der Gewissensfreiheit unterhalten. Ein braver Mann! Die einzige Divergenz, die wir haben, ist die Jagd. Er ist ein Jäger. Er schießt Auerhähne, Rehe und Hirsche im Schwarzwald. Ich liebe die Jagd nicht. Aber dafür habe ich ja . . . meine Musik! ‚Gelle', Mathi? Nun, jedem Tierchen sein Pläsierchen!" Er strich seiner Frau übers Haar. Plötzlich sah er nach der Uhr. „Herrje! Schon so spät? Um elf Uhr wünscht General Goltz mich zu sprechen."

„Der Pascha?" Die Generalin verfärbte sich. „Ja, warum denn?"

„Keine Ahnung." Er ging sporenklirrend am Weihnachtsbaum vorbei und sah hier lächelnd auf die kleine Hilda, die, ihren Kopf in die Hände gestützt, selber wie ein kleiner Engel vor der Krippe lag. „Was machst du denn da?"

„Papa – warum ist denn die Kuh dort?"

„Weil sie . . . muuuuh macht! Muuuh!" Lachend ging er in sein Arbeitszimmer. Dort half ihm ein Bursche in den Waffenrock und Mantel. Danach begab er sich in das nur wenige Häuser entfernt liegende Generalkommando.

Der Leibjäger des kommandierenden Generals von der Goltz nahm dem Kommandanten seinen grauen Paletot ab, richtete sich danach das Bandelier mit dem silbernen Hirschfänger über dem grünen Rock, verbeugte sich und führte den General durch das Treppenhaus über türkische Teppiche in die Halle des Generalkommandos hinauf. Während er ihm dort einen Sessel dergestalt hinrückte, daß der General durch einen mit vielen Blattpflanzen geschmückten, glasgedeckten Wintergarten auf die verschneiten Bäume des Gartens hinaussehen konnte, sagte er leise:

„Wollen Exzellenz bitte hier warten. Nämlich, der Herr Oberpräsident ist auch schon gekommen." Der General verzog keine Miene. Nachdem sich der Leibjäger entfernt hatte, sah sich der Kommandant die große Fotografie eines Gemäldes an der Wand an, das von der Goltz als Generalmajor 1870 in jenem kritischen Moment darstellte, wie er, den Fehler des Marschalls Bazaine bemerkend, der statt am 12. erst am 14. August den von Mac-Mahon befohlenen Abmarsch angetreten hatte, mit seiner Avantgarde des 7. Korps bei Colombey-Nouilly die dann für die Deutschen siegreiche Schlacht begann. Der General rechnete sich gerade aus, daß er um zehn Jahre älter war als von der Goltz. Da erschien ein Generalstabsoffizier, Major von Zastrow, und klappte die Hacken zusammen. Der General stand auf, gab dem Major, ‚Fröhliche Weihnacht' wünschend, die Hand, wobei er ein paar bewundernde Worte über dessen Vater, den berühmten General von Zastrow, sagte, der das 7. Korps damals zum Siege geführt hatte. Darauf fragte er leise:

„Was gibt's denn hier? Etwa einen Kriegsrat?" Er lächelte. Doch da erschien der Leibjäger wieder, klapperte mit seinem Bandelier herum und meldete:

„Der kommandierende General läßt Euer Exzellenz in das Kartenzimmer bitten." Vom Generalstabsoffizier gefolgt, ging also der General über immer kostbarere, orientalische Teppiche durch einige pompöse Salons hindurch, bis er schließlich in der Tür des Arbeitsraums vom kommandierenden General des 1. Armeekorps stand. Von der Goltz, der eben dem Oberpräsidenten und dessen Gast, dem jungen Gortschakow, an der Wand auf einer Karte von Ostpreußen einige militärische Positionen erklärte, drehte sich um und sah den Kommandanten von Königsberg dergestalt durch seine goldgefaßte Brille an, daß ihm dabei das linke Augenlid zuckte. Darauf strich er sich mit seinem tabakgebräunten Finger über seinen kurzgeschnittenen, grauen Schnurrbart und streckte dem General die Hand hin. Jetzt kam auch der Generalstabschef, Oberst von Kirchbach, herein und legte verschiedene Akten auf

den drei Meter langen Schreibtisch. Das Schneegestöber draußen tobte so heftig, daß es im Zimmer dunkel wurde und der Leibjäger ein paar Lampen anzünden mußte.

„Meine Herren!" bot nun der kommandierende General Stühle an, „nehmen Sie doch bitte Platz. Seine Exzellenz, der Herr Oberpräsident Graf Bismarck", begann er dann in heiserem Ton, während er sich immerfort die Nase schneuzte, „hat mir gerade einen vertraulichen Bericht dieses jungen Fürsten Gortschakow zur Einsicht gegeben." Auf einen Wink des kommandierenden Generals flüsterte Oberst von Kirchbach dem Gortschakow etwas ins Ohr, worauf dieser sogleich mit Verbeugungen das Kartenzimmer verließ. „Ich denke", fuhr Goltz fort, „die Dinge sind uns allen bekannt. Und wenn ich sage, die Dinge, so meine ich damit die Zustände in Rußland!" Er öffnete eine kleine Golddose, entnahm ihr eine Pille gegen seine Erkältung und schluckte sie mit Wasser herunter. „Meine Herren! Allem voraus möchte ich Ihnen einen Satz unseres großen Feldmarschalls von Moltke ins Gedächtnis zurückrufen, mit dem er einmal Ursprung und Wesen unseres Krieges gegen Österreich 1866 bezeichnet hat. Moltke sagte: ‚Der Krieg von1866 ist nicht der Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, sondern es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materielle Vorteile, sondern für ein ‚ideelles Gut', nämlich für Preußens Machtstellung!' " Goltz räusperte sich, blinzelte dann mit fast zugekniffenen Augen herum . . . und sagte: „Als ich in der Türkei die tapferen türkischen Soldaten nach den Methoden unserer preußischen Armee zu reorganisieren versuchte, hatte ich in vielen Manövern Gelegenheit, die alten Kriegsschauplätze zu besichtigen, auf denen die Russenheere die heldenmütigen Türken geschlagen haben. So war ich auch auf dem Schipkapaß im Balkan, wo die Russen bekanntlich monatelang alle Angriffe Suleiman Paschas abzuschlagen hatten. Ich war auch in Plewna und ich glaube, der 143tägige Kampf der Plewna-Verteidiger

unter Osman Pascha steht unter den vielen sonstigen großen Waffentaten des 19. Jahrhunderts mit an erster Stelle."

General von Uhle ertappte sich mit einmal dabei, daß er an seine Kinder und an den Weihnachtssaal gedacht hatte. Er setzte sich daher aufrecht. Zupfte seinen Schnurrbart und mühte sich, angestrengt dem weiteren Vortrag zu folgen, dessen Sinn er bisher noch nicht begriff.

„Rußland!" wandte sich von der Goltz nun an den Oberpräsidenten, „hat damals mit seiner panslawistischen Bewegung dieses greuliche Massaker der türkischen Armeeen in Gang gebracht. Und ich gestehe, noch heute begreife ich nicht, *warum* Ihr Durchlauchtigster seliger Herr Vater, der damalige Reichskanzler, den Russen 1877 versprochen hatte, ‚neutral' zu bleiben. Erinnere ich mich recht, so meinte der Eiserne Kanzler damals, für Deutschland stehe in dem ganzen Konflikt zwischen Russen und Türken kein vitales Interesse in Frage, welches (wie er sich ausdrückte) die gesunden Knochen auch nur eines einzigen, pommerschen Grenadiers wert wäre!"

„Fürst Bismarck!" entgegnete der Sohn, Graf Wilhelm Bismarck, „hatte ganz bestimmt kein sentimentales Interesse an den pommerschen Knochen!" Der Oberpräsident lächelte und wechselte mit dem Kommandanten einen Blick . . . „Ich glaube vielmehr, mein Vater versuchte, mit der großen Russenmacht, so wie er es dann später mit Österreich tat, in einem guten, nachbarlichen Verhältnis zu bleiben."

„Möglich . . . möglich!" steckte sich Goltz eine türkische Zigarette an, „sehr gut möglich. Aber wie Moltke es so richtig ausdrückte, ‚in der Politik geht es immer – militärisch gesprochen – um die Machtstellung!'" Nach einer Pause blickte er den Oberpräsidenten schräg an. „Nämlich hätte Ihr Vater, Fürst Bismarck, damals die heldenmütigen Türken unterstützt, so wäre es mit dem ‚Bären' im Osten ein für allemal aus gewesen!" Graf Bismarck steckte sich eine Zigarre an und paffte Rauchringe. „Jedenfalls, Herr Oberpräsident!" redete von der Goltz weiter, „wenn

ich unter Zustimmung Seiner Majestät des Kaisers in Kleinasien die Angelegenheit der Bagdadbahn mit Abdul Hamid ins reine brachte, so geschah dies doch auch lediglich, um die deutsche Machtstellung gegen Rußlands Vordrängen zu festigen. Denn glauben Sie doch bitte nicht, daß diese seit Alexander II. so rührige panslawistische Partei eher Ruhe gibt, als bis das Testament Peters des Großen bis auf das i-Tipfelchen erfüllt worden ist. Da helfen alle die Friedenskonferenzen der Großmächte gar nichts, die wir seit 1876 in Europa halten. Selbst jener, von Ihrem Durchlaucht Vater in Berlin geleitete Kongreß, Herr Oberpräsident, er hat ‚die Dinge' nicht geregelt. Und so wie ‚die Dinge' nun heute einmal liegen, bin ich nicht gerade optimistisch . . . Aber was denkt unser Herr Kommandant von Königsberg hierüber?"

„Wie ich darüber denke, dies erlaubte ich mir bereits in mehreren an das Generalkommando zur Weiterleitung an das Militärkabinett geschriebenen Berichten darzulegen!" erwiderte der General. „Wenn Königsberg je einmal dem Ansturm russischer Armeen standhalten soll, um damit Ostpreußen und Deutschland vor dem Einbruch der russischen Walze zu schützen, dann muß die mir unterstellte Festung . . ."

„Zum Gouvernement erhoben werden?" ergänzte Goltz den Satz. „Jawohl, mein Generalstabschef hat Ihre Eingaben bearbeitet und höheren Ortes weitergeleitet. Aber, Exzellenz, die ‚Dinge' liegen eben noch viel verwickelter! Und leider ist unser derzeitiger Herr Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, schon reichlich betagt. Bitte lieber Zastrow!" winkte er dem Major, „geben Sie mir doch den Entwurf des vom Kaiser eben gebilligten neuen Flottengesetzes, das Anfang Januar herauskommen soll. Hier steht nämlich . . .", nahm er das Memorandum in die Hand, „Deutschland muß auch dem seemächtigsten Gegner gegenüber einen Frieden mit Ehren aufrechterhalten können! . . . Nun, meine Herren, damit ist natürlich England und nicht Rußland gemeint!" Alle Herren nickten. „Ich gestehe, ich verstehe nicht viel von Schlachtschiffen, Flot-

tenflagschiffen, Linienschiffen usw. Und wenn neulich ein belgischer Berichterstatter schrieb: ‚Die Deutschen sind nahe daran, England den ersten Platz als Seemacht zu entreißen', so habe ich dies nur mit Achselzucken gelesen, denn, wie Sie dies, Herr Kommandant, sehr richtig beurteilen, die eigentliche Gefahr ist im Osten. Ich behaupte nicht, daß mir die Türken besonders an's Herz gewachsen sind." Er lachte auf. „O nein! Aber der Bericht des jungen Fürsten Gortschakow hat mich eine schlaflose Nacht gekostet. Übrigens sagte mir kürzlich beim Hofball in Berlin auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Graf von Bülow, ‚nicht England, sondern Rußland ist das Sorgenkind!' " Der Oberpräsident wechselte mit General Uhle einen Blick. Danach strich sich der General über die Stirn und sagte zu von der Goltz:

„Ich bin kein Politiker, sondern ein alter Soldat. Aber als nach den verblüffenden Russensiegen über die Türken und dem daraufhin entstandenen Jubel in Petersburg und Moskau trotzdem so kurz hintereinander die vielen Attentate auf hohe russische Persönlichkeiten stattfanden – ich erinnere nur an das Attentat auf Fürst Krapotkin, General Trepow, den die Vera Sassulitsch niederschoß –, da schrieb ich mir damals in mein Tagebuch: ‚Das Ziel eines Feldzuges kann nicht nur die Machtstellung sein! Denn die Macht hatten sich ja damals die Russen auf dem Balkan in blutigen Kämpfen gesichert.'"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Kommandierende verblüfft.

„Was ich damit sagen will, Exzellenz? Ich meine: der gewaltige Sieg über die Türken hatte die Russen an die 200 000 Menschenleben gekostet . . ."

„Na und? Ich verstehe nämlich noch immer nicht, was Sie damit sagen wollen?" Goltz sah achselzuckend zu seinen Generalstabsoffizieren. General Uhle wollte gerade antworten, doch Graf Bismarck kam ihm zuvor:

„Ich verstehe meinen Freund, den General, sehr gut. Nämlich, wenn man diese vertraulichen Mitteilungen des jungen Gortschakow aufmerksam durchgelesen hat . . ."

„Meinen Sie etwa . . . die Frage der ‚Nihilisten', Herr Oberpräsident?"

„Ja!" nickte Graf Wilhelm, „die meine ich. Und die meint wohl auch der Herr Kommandant. Ich stimme ihm daher vollkommen bei, wenn er eben sagte: ‚Die Machtstellung eines Volkes *allein* ist noch keine Gewähr für den Frieden!"

„Was?" lachte da Goltz scharf auf, „ja, meine Herren, mir scheint, diese Internationale Abrüstungskonferenz, zu der der jetzige Zar Nikolaus alle in Petersburg beglaubigten Regierungen vor zwei Jahren einladen ließ, um", und nun betonte er die Worte ironisch, „um den ‚großen Gedanken des Weltfriedens', wie der Zar sagte, ‚über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht triumphieren zu lassen' . . ." Er hielt im Satz inne, sah alle Herren an und fragte leicht höhnisch: „Oder glauben Sie gar, diese Konferenz im Haag, die seit sieben Monaten tagt, die könne so etwas zustandenbringen wie den ‚Ewigen Frieden' unseres Königsberger Philosophen! Nein, meine Herren, das kriegt nur, um mit Moltke zu sprechen, die militärische Machtstellung eines Volkes zuwege. Daher muß sie allein das Ziel all unserer deutschen Anstrengungen bleiben." Es folgte ein langes Schweigen. Man hörte die Schneeflocken leise an die Fensterscheiben klirren . . . „Zum Beispiel: der geniale Zar Alexander II., der dieser Moltkeschen These anscheinend so skeptisch wie Sie, Herr General, gegenüberstand und der nach der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland das Machtsystem im liberalen Sinne ändern wollte, er wurde am 31. März 1881, also vor 19 Jahren, zum Dank dafür, als er von der Michael-Reitbahn nach dem Winterpalais zurückfahren wollte, mit Dynamitbomben buchstäblich zerfetzt! Sein Sohn, Alexander III., griff gottlob dann mit eiserner Hand durch. Er ließ sich von diesen nihilistischen Strömungen überspannter Intellektueller nicht bange machen, und noch weniger von den Marxisten aus dem Westen. Er wurde stockrussisch und machte selbst aus seinem fürchterlichen Deutschenhaß keinen Hehl! Aber, meine Herren,

wo ist einer heute . . . stockdeutsch? Dieser Nihilismus und Marxismus sind doch nur die Maske über dem Panslawismus, und der hat, das können Sie mir glauben, kein anderes Ziel, als das Russentum in ganz Europa und der Welt zu etablieren. Unsere höhere deutsche Kultur soll zerstört werden."

„So ist es!" bestätigte der Kommandant, „vor allem unsere seit Luther errungene Geistesfreiheit!"

„Wir Agrarier", fügte der Oberpräsident hinzu, „besonders in den Ostseeprovinzen, wir spüren dies täglich mehr. Der greise Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, mußte ja schon seine weit ausgedehnten russischen Güter verkaufen." Goltz schüttelte den Kopf. Dann sagte er achselzukkend:

„Der jetzige Zar Nikolaus ist leider ein schwacher Herrscher. Er ist eben das Söhnchen seiner dänischen Mutter. Er schwärmt von Freiheit . . . von seiner eigenen und von der seines Volkes!"

„Und sehen Exzellenz in dieser Tatsache . . . etwas Übles?" fragte plötzlich der Kommandant.

„In der ‚Freiheit'? Mir scheint", lächelte Goltz zu seinen Generalstabsoffizieren, „unser verehrter Herr Kommandant will jetzt hier ‚geistig' alarmieren lassen! Aber . . .", er legte ihm die Hand auf das goldne Achselstück, „diesmal braucht man mich nicht aus dem Bett zu holen! Ich weiß, Ihr voriger Alarm stellte eine Probe für den Ernstfall der Festung dar. Jawohl . . ."

„Aber diesmal, Exzellenz, geht es nicht nur gegen das militärische Rußland."

„Sondern?"

„Sondern . . ." Der Kommandant suchte nach Worten. Mit einmal sagte er fest: „Sondern gegen das höchste Kulturgut überhaupt."

„Nämlich?"

„Gegen unsere, wie ich vorhin bereits sagte, gegen unsere . . . Geistesfreiheit!"

Nach einer Pause, in der sich der General in die Halsbinde griff, als sei sie ihm zu eng geworden, ging von der

Goltz näher zu ihm hin und sagte leise:

„Ich weiß, in ganz Königsberg ist man des Lobes voll über Ihr Cellospiel. Doch! Doch! Auch sollen ja die deutschen Klassiker in Ihrem Bücherschrank, wie mir Oberst von Kirchbach erzählte, *vor* den militärwissenschaftlichen Schriften stehen."

„Erzählte man das? Nun!" erwiderter der General, „jedenfalls ist ja die Geistesfreiheit keine Erfindung unserer deutschen Klassiker."

„Jedenfalls, Herr General!" unterbrach ihn Goltz kurz, „wie ‚die Dinge' nun einmal liegen, ist die Moltkesche Formulierung von der ‚Machtstellung' eventuell sogar auf die Geistesfreiheit anwendbar? Was meinen Sie, Exzellenz?"

„Ich bin durchaus Ihrer Ansicht. Erst wenn die Gewissensfreiheit in den Völkern eine Machtstellung geworden ist, erst dann wird auch im Haag die Friedenskonferenz einen Erfolg verzeichnen können!"

„Bravo!" spuckte Goltz in sein Taschentuch, „nun, dann sind wir uns wohl alle einig. Jedenfalls . . . in der Neujahrsnacht, in der ich wie üblich zum Dinner der kommandierenden Generale ins Berliner Schloß befohlen bin, möchte ich Seiner Majestät hauptsächlich von der Russengefahr sprechen . . . und damit der Kaiser es einsieht, daß nicht England das Übel ist, da wäre es mir lieb, Herr General, Sie könnten mir vorher noch einen genauen Bericht darüber abfassen, wie groß die Zahl der Nihilisten und Marxisten zur Zeit in Ostpreußen ist."

„Exzellenz!" unterbrach ihn da der Oberpräsident, „pardon, aber ich glaube . . . dies gehört in *mein* Ressort!"

„Also gut. Schön . . ." Goltz ging seinem Leibjäger entgegen, der auf einem Tablett mit Champagner gefüllte Kristallkelche hereinbrachte. „So, meine Herren! Ich denke, es ist keine Unklarheit geblieben." Er hob sein Glas. „Und somit trinke ich . . . auf die *Machtstellung* unseres Volkes!" Laut glucksend leerten, außer dem Kommandanten, der Oberpräsident und die anwesenden Offiziere ihre Gläser. „Warum trinken Sie nicht mit, Herr General?"

„O doch!“ fuhr General Uhle wie aus Gedanken hoch und nahm sein Glas. Dann sagte er, während er mit dem Oberpräsidenten anstieß: „Ist es gestattet, so trinke ich auf die Machtstellung der Lutherschen Gewissensfreiheit!“ Da legte Goltz seine Hand auf den Degengriff des Kommandanten und bat:

„Mein lieber General, also ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir bis Freitag früh einen Bericht zukommen lassen könnten, aus dem für Seine Majestät klar ersichtlich ist, wie weit die Agenten des Panslawismus auch in Ihrer Festung gediehen sind! Wie viele geheime Druckereien . . . und so weiter . . . es in Königsberg gibt! Ob Flugschriften verteilt werden, und ob, wie dies Gortschakow behauptet, die panslawistische Bewegung in der Bevölkerung oder bei Beamten und Lehrern, ja womöglich in Offizierskreisen, schon Anhänger gefunden hat. Damit würden Sie mich sehr verpflichten. Übrigens . . .“ zog er den General nun plötzlich mit sich nebenan in den Salon, „was an mir liegt, mein verehrter Herr General, das wird natürlich geschehn, um diese dumme Affäre mit Ihrer Verabschiedung so weit wie möglich noch hinauszuziehen.“ Nachdem sich der General verbindlichst kurz verneigt hatte, fragte Goltz: „Hatten Sie ein schönes Weihnachtsfest mit Ihrer Familie? . . . Apropos, während ich in Berlin bin, hofft meine Frau, einmal Ihre Exzellenz zum Tee hier zu haben. Aber der Herr Oberpräsident winkt Ihnen! — Nun, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie trotz des scheußlichen Wetters gekommen sind. Selbstverständlich bleibt alles, was hier gesprochen wurde, streng vertraulich!“

Die beiden Generale gaben sich die Hand. Darauf verließ Graf Bismarck zusammen mit dem Kommandanten das Generalkommando. Der Schneesturm, gegen den sie dann anzukämpfen hatten, war noch heftiger geworden. Und seinen Wagen hatte der Oberpräsident zurückgeschickt, weil er mit dem General zu Fuß gehen wollte. Aber das Schneetreiben machte dem Grafen die Brille so blind, daß er nichts mehr sah. Der General mußte ihn des-

halb beim Arm nehmen und von der Straße weg in einen Hausflur führen. Hier warteten beide, ob eine Droschke vorbeikäme. Aber weit und breit war nichts außer Schnee zu sehn.

„Ich weiß", putzte sich Graf Bismarck seine Brille, „viele Leute machen meinem Vater den Vorwurf, daß er im Russisch-türkischen Krieg die deutsche Neutralität befürwortet hat. Aber damals waren eben diese Unterströmungen, die dann zu jenen Attentaten führten, von denen Sie, lieber Freund, vorhin sprachen, noch nicht so deutlich erkennbar wie heute."

„Der Kommandierende", erwiderte der General, „ist zwar Ehrendoktor der Berliner Universität, aber trotzdem sieht er meiner Ansicht nach alle ‚Dinge' ", er lächelte, „etwas zu sehr nur vom rein militärischen Gesichtspunkt aus an."

„Dies macht ihn zu einem tüchtigen General. Jedoch ich bin ganz Ihrer Meinung, diese nihilistische oder, wenn Sie wollen, marxistische Unterströmung in den Gemütern der Intellektuellen . . ."

„Der Kommandierende hält diese Bewegung für eine Maske über dem Panslawismus! Und er fragte uns, ‚wo ist einer, der stockdeutsch ist, wie die Panslawisten stockrussisch?' " Er blickte den Oberpräsident kopfschüttelnd an. „Das klang beinah wie ein Vorwurf! Aber dort kommt eine Droschke!" Der General stapfte auf die Straße in den Schnee und hielt sie an. Nachdem er dem Oberpräsidenten hineingeholfen hatte, fragte er: „Also, Herr Graf, bleibt es dabei: nach Neujahr machen wir wieder Musik!"

„Als ‚Stockdeutsche'?" sah der Graf aus dem Wagenfenster.

„Man muß wohl unseren Bach und Beethoven so bezeichnen! Und ich wollte, es würde sich gegen die panslawistische Bewegung solch eine ‚stockdeutsche' Bewegung aufmachen!"

„Sie meinen . . . die deutsche Musik, Herr General?" Doch der Kutscher hatte seinen Gaul angetrieben und so war die Antwort in den Schneewirbeln nicht mehr zu hö-

ren. Der Kommandant blickte dem Wagen nach, dann bahnte er sich durch den hohen Schnee einen Weg zurück zur Kommandantur. Dort angelangt, fragte er den Burschen, wo die Kinder seien. Als ihm der dann mitteilte, daß alle auf dem zugefrorenen Schloßteich zum Schlittschuhlaufen gegangen seien, fragte der General:

„Ja, ist denn dort so gefegt, daß man laufen kann?" Als der Bursche dies bejahte, sagte er: „Bringen Sie mir meine Schlitttschuhe!"

U 2 war allein zurückgeblieben. Er saß jetzt an dem letzten der drei hohen Fenster im Weihnachtssaal. Auf seinen Knien lag eine ihm von seinem Onkel Eduard, dem Bruder des Vaters, geschenkte Bibel, in der er sich, wie die Inschrift lautete, zur Einsegnung nächsten April vorbereiten solle. Der Kadett hatte die Weihnachtsgeschichte noch einmal durchgelesen. Nun schaute er in die fallenden Schneeflocken hinaus. Die Nadeln des Tannenbaums erfüllten den Raum mit wunderbarem Waldgeruch. Mit einmal sprach er vor sich hin:

„Hilda! Du hast gestern Nacht einen weißen Engel gesehn? Komisch! Nämlich hier steht in der Bibel: ‚Siehe! des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie' . . . Dabei war gestern Nacht der Lichtschein, den du für den Engel gehalten hast, doch nur das Mondlicht auf dem Schnee." Ein Schneekristall kam an das Fenster geweht. Blieb dort einen Augenblick liegen und glitzerte wie ein kunstvoll aus Diamanten gearbeitetes Schmuckstück. Dann zerschmolz es. „Woher kam es?" sah er hinauf in den undurchdringlich grauen Winterhimmel, aus dem immer neue, unzählige Flocken niedertanzten. „Woher? Und warum zergeht jede Flocke dann so rasch?" Nach einem bangen Schweigen stellte er sich wieder flüsternd jene immer gleiche Frage, die er schon als fünfjähriger Knabe an das Universum gerichtet hatte. „Woher komme ich? . . . Warum lebe ich? Warum? . . . Warum?"

Uhle, der in das von lauter Fragen zerquälte Gesicht des Kadetten sah, hätte ihm so gern geantwortet. Aber da gab es kein Medium. Das Fragezeichen wurde nur größer.

„Warum wußte der Kleine damals nicht, was ich heute weiß?" Uhle stöhnte . . . „Warum? . . . Warum?"

Der Kadett stand plötzlich auf. Legte die Bibel auf seinen Geschenktisch zurück und nahm sich von seinem Teller ein Stück Pfefferkuchen. Während er es aß, entdeckte er, daß sein älterer Bruder Magnus eine große Marzipankartoffel auf seinem Teller hatte.

„Warum hat man *mir* keine hingelegt? Mama weiß doch, wie gern ich Marzipan habe." Mit einmal nahm er die Marzipankartoffel in die Hand und wollte hineinbeißen. Doch da durchzuckte es ihn . . . ‚Wäre das nicht Diebstahl?' Als er sie gerade wieder zurücklegen wollte, kam die Generalin mit der ältesten Tochter und dem Fräulein herin.

„Nanu?" fragte die Mutter, „naschst du etwa an den andern Tellern?" Sie sah ihn wie ein Inquisitor an.

„Nein, Mama. Ich habe nicht genascht."

„Warum bist du dann so rot geworden?" lachte Klara, die in einem Pelzkostüm, die Hände tief im Muff vergraben, dastand.

„Bleib da!" hielt die Generalin ihre Tochter fest, die fort wollte. „Du weißt, daß es Papa gar nicht recht ist, wenn du mit diesen jungen Dächsen von den 1. Grenadieren die Schlittenpartie mitmachst! . . . Übrigens ist dein ‚geliebter' Graf Finkenstein arm wie eine Kirchenmaus."

„Um so besser!"

„Und was werdet ihr im Schlitten zusammen treiben?"

„Klingelingeling", läutete Klara mit ein paar Silberglöckchen am Tannenbaum. „Klingelingeling! . . . Ja, Mama. Und dann lachen und singen wir! Und sausen dabei durch den Schnee!" Mit einmal fragte sie: „Wer hat mir denn von meinem Teller die Quittenwurst fortgenommen? Gibt es hier etwa Mäuse?" Sie blickte ihren Bruder streng an. „Mir scheint . . . es gibt hier Mäuse!"

„Ich habe dir die Quittenwurst nicht genommen!" rief der Kadett erregt – und wollte aus dem Saal. Aber seine Schwester hielt ihn zurück, nahm ihren Teller und bot ihm von ihren Süßigkeiten an. Er weigerte sich.

„Nimm doch! In Plön, da kannst du dich ja doch nie sattessen!"

„Ihr seht mich alle an", hob U 2 den Arm wie zur Abwehr, „als hätte *ich* von den Tellern geklaut!" Dann sagte er zu Klara mit erhobener Stimme: „Das verbitt ich mir nämlich!"

„Bleib doch da!" rief die Mutter. „Wo willst du denn hin? Etwa zum Schlittschuhlaufen? Mit deinen Frostbeulen kannst du doch nicht Schlittschuh laufen!" Die Generalin setzte sich in einen roten Samtsessel. Dann fragte sie ihre Tochter: „Hast du Papa gesehn? Er läuft übers Eis wie ein Jüngling."

„Ich hätte es nicht für möglich gehalten", staunte das Fräulein, „daß Exzellenz noch solche Bogen laufen kann!"

„Er hat ja auch ganz neue Halifax-Schlittschuhe an!" bemerkte Klara schnippisch. „Da ist's doch kein Kunststück!" Mit einmal sah sie nach der Uhr. „Ich verstehe nicht, warum Graf Finkenstein noch nicht da ist? Sonst ist er doch immer pünktlich. – Ach, liebe Schneekönigin!" seufzte sie zum Fenster, „mach doch, daß die Sonne durchkommt! Man sieht ja sonst gar nicht, daß ich einen neuen Pelz anhabe! Übrigens, Mama, was wollte denn der alte Goltz heut' von Papa? War es was Gutes? Papa war nämlich so lustig."

„Ich weiß gar nichts." Die Generalin wickelte sich fester in ein dickes lila Wollcape ein. „*Was* ich von Papa herauskriegte, wußte ich längst. Immer das alte Lied! Lauter Intrigen. Als Papa 1866 mit gezogenem Degen gegen eine Batterie österreichischer Kaiserjäger vorstürmte und sie unschädlich machte, bekam hinterher sein Hauptmann, der gar nicht dabei war, den Pour le mérite dafür!"

„Exzellenz ist eben viel zu bescheiden!" sagte das Fräulein, die sich ihr zu Weihnacht geschenktes neues Seidenkleid anprobierte.

„Ja! . . . Überhaupt, Papaaa . . .“ Klara knapperte an einer Pfeffernuß. „Er ist eben viel zu zahm! Sonst wäre er heute schon längst Feldmarschall! Du solltest hören, wie die Leutnants über ihn sprechen.“

„Na, wie denn?“ blitzte die Generalin sie an.

„Wie? Na so! Daß er zu zahm ist! Oder wie Fräulein sagt, zu bescheiden!“

„Leutnants! Leutnants!“ Die Generalin blickte unruhig herum. Mit einmal hielt sie sich die Hand über die Augen und stöhnte: „Aber an all diesen Intrigen gegen Papa bin nur ich schuld! Nur ich!“ Sie wischte sich Tränen ab. „Das fing schon in Koblenz an. Einmal, als wir erst ganz kurz verheiratet waren, gab das ‚Rote Kreuz‘ im Kasinogarten einen Wohltätigkeitstee! Ich war jung und lebenslustig. Die Kavallerieleutnants zogen mich sofort an ihren Tisch. Und dann gab es statt Tee . . . Champagner!“

„Champagner? Na, siehst du!“ triumphierte Klara, „na, siehst du! Und was für ein Kleid hattest du denn an?“

„Das schönste! Wie's damals Mode war! Die Herren waren alle verliebt in mich! Ein Kürassierrittmeister stellte sich auf den Stuhl und hielt eine überschwengliche Rede auf meine ‚wunderbare Figur‘!“ Sie lachte.

„Und wo war denn Papa?“ fragte Klara.

„Der war mit dem Augusta-Regiment auf einer Felddienstübung im Siebengebirge.“

„Mamachen!“ umarmte Klara ihre Mutter schwärmerisch, „sag, welche Farbe hatte dein Kleid?“

„Ich glaube, es war grün wie Moselwein.“ Sie lachte wieder. „Aber plötzlich kommt die Frau des Kommandanten von Koblenz wie eine alte Fregatte angesegelt! Diese Mumie, die Schelius! Aufgeplustert stellt sie sich an meinen Tisch und schnauzt mich an: ‚Was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Statt an meinen Tisch zu kommen, trinken Sie hier mit den jungen Dragonern und Kürassieren . . . Sekt?! Das ist unerhört!‘ keifte sie weiter. ‚Ich bin hier die rangälteste Dame von Koblenz! Bemühen Sie sich bitte sofort an meinen Tisch!‘ Ich schnitt hinter ihr her eine lange Nase und blieb natürlich bei den Kavalleristen.

Da drehte sie sich um, nahm ihr Lorgnon, zerschlug es vor Aufregung an der Tischkante, raffte ihre altmodische, schwarze Spitzenrobe und wackelte dann zu ihren Ehrengreisinnen zurück. Ich war empört! Denn schließlich war ja Papa damals der rangälteste Offizier des Augusta-Regiments und der Mann der alten Schelius war doch nur Major! Und sie wagte es, mich so anzuschnauzen! Aber das war alles nur die kalte Wut dieser Preußin, weil ich eine Süddeutsche bin! Weil ich keine geborene Gräfin sowieso war! Weil man in meinem Elternhaus demokratische Zeitungen las! Ja, das war die Rache von dieser vertrockneten Kommißwalküre. – Dabei war ich doch noch so jung! Ach, so jung!"

„Mamachen! War ich damals eigentlich schon geboren?"

„Was?" sah die Generalin ihre Tochter nachrechnend an. Dann sagte sie kurz: „Nein."

„Nein?" quietschte Klara auf. „Ja, wo war ich denn da?"

„Pfui! . . . Sei nicht so unanständig!" Während Klara die Glöckchen am Weihnachtsbaum kichernd wieder in Bewegung setzte, kam U 2 mit seiner Bibel an.

„Mama, kannst du mir erklären, was das heißt? Hier steht nämlich bei Petrus im 3. Kapitel ein Satz, den ich nicht kapiere."

„Was für ein Satz, Junge? Na, lies doch! Du willst wohl einmal Pastor werden?"

„Hier steht", las der Kadett vor: „Es wird aber des Herren Tag kommen wie ein Dieb in der Nacht, an welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor der Hitze schmelzen und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen!"

„Das kann ich dir auch nicht erklären. Nämlich, wenn die Himmel zergehen mit großem Krachen, dann brauchen wir uns alle über nichts mehr Gedanken zu machen. Aber so weit sind wir noch nicht!" Plötzlich rief sie: „Manchmal wollte ich, die ganze Erde würde krachen . . .

und diese unverschämte Schelius endlich verschlingen! Nämlich damit begann die Intrige gegen Papa. – Aber leg doch die Bibel endlich weg. Nimm lieber deine Buntstifte, die dir Tante Stechow geschenkt hat."

„Ich denke, die hat sie Magnus geschenkt? Für mich war doch dieses Tintenfaß hier bestimmt!"

„Jaaa", streichelte die Generalin dem Kadetten über das Haar, „wenn du diese Geschichte mit der alten Schelius aufschreiben könntest, dann hätte das Tintenfaß vielleicht einen Sinn! Nämlich diese Geschichte . . . Pfui, wenn ich bloß wieder dran denke, gleich zittere ich vor Wut! . . . Fräulein, als mein Mann von der Übung zurückkam, habe ich ihm natürlich sofort alles gesagt. Papa war über die Unverfrorenheit der Schelius einfach entrüstet. Er faßte es als eine persönliche Beleidigung auf. Und hätte ich ihn nicht flehentlich beschworen, dann hätte er diesen Major von Schelius gefordert! . . . So begnügte er sich schließlich damit, daß dieser Trottel am nächsten Tag in aller Form mit dem Helm in der Hand ankam und um Entschuldigung bat. Seine Frau, so sagte er, hätte bei dem Wohltätigkeitstee zwei Gläschen Tokayer getrunken, und das vertrüge sie nicht."

„Und damit hat Papa sich zufrieden gegeben?" starrte Klara die Mutter an. „Und damit hat er sich zufrieden gegeben?"

„Ja! Leider. Ich wollte natürlich nicht, daß er den alten Schelius totschießt. Aber ich wollte, daß er eine Beschwerde einreicht. Doch dann kam ihm dieser Schelius so erbärmlich vor, daß er davon Abstand nahm. Ja . . .", ächzte sie, „und *das* war dann der Anfang der ganzen Tragödie! Denken Sie nur, Fräulein, die Tochter dieser impertinenten, wackligen Schelius, die heiratete dann ausgerechnet einen General von Seebock! Und dieser Seebock, der wurde dann ausgerechnet später in Hannover . . . der Vorgesetzte meines Mannes. Und als Divisionskommandeur hatte er die Konduite meines Mannes abzufassen, der ja damals nur Brigadekommandeur war. Und ausgerechnet von diesem Seebock hing es nun ab, ob Papa eine Division

bekommen würde oder nicht. Himmel! . . . Wenn ich noch an dieses entscheidende Diner bei Seebocks in Hannover zurückdenke! Die alte Schelius, schon mit wackelndem Kopf und schneeweißer Frisur, saß aufgetakelt und rachedürstend am Tisch. Mich führte Exzellenz Seebock. Als dann der Sekt eingegossen war, wagte ich es, da ja Papa so etwas nie tun würde, den Seebock einfach direkt zu fragen, ob wir eine Division bekämen! . . . Da warf ihm diese Mumie Schelius einen Blick zu, – den vergesse ich nicht! Jedenfalls . . . jetzt wußte ich alles. Übrigens gab mir Exzellenz Seebock gleich danach auch eine ausweichende Antwort. Und dann hat sich diese widerwärtige Person tatsächlich so viele Jahre noch hinterher für die Affäre in Koblenz damit gerächt, daß ihr Schwiegersohn Seebock . . . Papa zu keiner Division vorschlagen durfte!"

„Exzellenz", versuchte das Fräulein die Generalin, die ja in anderen Umständen war, zu beruhigen. „In Ihrem Zustand schaden solche aufregenden Erinnerungen."

„Was hat der Petrus gesagt?" fragte die Mutter mit einmal den Kadetten. „Die Elemente werden von der Hitze zerschmelzen? Nun, ich merke nichts davon, denn diese alte Schelius, die lebt noch immer und triumphiert! – Ja, sie triumphiert! Papa muß es nun büßen, daß ich damals meinen Mund nicht halten konnte. Nennt man das ‚Gerechtigkeit'?" U 2, der die Geschichte mit steigender Wut angehört hatte, ballte jetzt die Faust und schrie:

„Ja, kann man denn diese Gemeinheit nicht dem Kaiser erzählen?"

„Ach wo!" schüttelte die Mutter den Kopf. „Dem Kaiser, dem Kaiser!"

„Was hast du gegen den Kaiser?" warf Klara ihren Muff wie einen Ball in die Höhe. „Nämlich . . . früher in Berlin, in der Gitschiner Straße, wenn es hieß: ‚Der Kaiser fährt unten vorbei!' bist du doch jedesmal mit uns Kindern und Fräulein auf die Loggia 'rausgerast. Und dann habt ihr mit Leintüchern wie mit langen Fahnen zu ihm runtergewinkt! Und wart einfach selig, wenn der Kaiser seinen Kopf trotz des Kürassierhelms zu unserer Etage hochhob!

Dann jauchztet ihr doch vor Begeisterung: ‚Er hat es gesehn, wie wir ihm zugewinkt haben!‘ Oder bei dem Nachtexerzieren auf dem Tempelhofer Feld! Erinnerst du dich? Wie wir da mit dir zwischen den Pferden und Wagenrädern einer Batterie der Gardeartillerie über einen Chausseegraben hinweggesetzt sind, nur um den Kaiser mit seiner Suite vorbeigaloppieren zu sehn!“

„Ach, Kinder“, umarmte da die Generalin mit einmal ihre Tochter, dann das Fräulein und den Kadetten, „ich bin ja so unglücklich!“ Sie schluchzte laut auf. „Dabei bin ich so glücklich! So glücklich!“

„Na nu?“ war der General eingetreten, „was gibt es denn hier für eine Verschwörung?“ Sein Gesicht war vom Schlittschuhlaufen heiß. Er wischte sich die Stirn ab und wiederholte: „Was ist denn das hier für eine Verschwörung?“ Da stand die Generalin auf und warf sich in seine Arme. „Weißt du, Mathi!“ sagte der General stolz, „Paul kann schon großartig Bogen laufen. Magnus mußte leider wegen seines Knies aufhören.“

„Und du?“ himmelte ihn die Generalin an, „du bist sicher wieder wie ein Gott gelaufen!“

„Na, und du?“ zog der General den Kadetten am Ohr, „warum warst denn *du* nicht unten auf dem Schloßteich beim Eislauf?“

„Er hat doch solche Frostbeulen an den Füßen!“ entschuldigte ihn die Mutter.

„Na, Kerlchen!“ ziepte er ihn am Haar, „die Frostbeulen, die wollen doch auch Schlittschuhlaufen! – Na, und du?“ blickte er jetzt seine Tochter verwundert an. „Im Pelz? Wo willst du denn hin?“

„Sie wartet auf Graf Finkenstein.“

„Zieh dir mal die Pelzjacke aus. Leg den Muff weg. Ich habe mit dir zu sprechen.“ Der General ging nebenan in den Salon. Klara folgte ihm. Nun schob er die Tür zum Weihnachtssaal hinter ihr zu.

„Nimm Platz!“ Der General wies auf einen Stuhl neben dem Sofa. Klara setzte sich. Ihr Vater ging über dem hel-

len Smyrnateppich hin und her, blieb stehn, schaute in das Schneegestöber, klopfte an ein am Fenster angebrachtes Thermometer und beobachtete, wie weit das Quecksilber unter Null gesunken war. Dann setzte er sich auf das Sofa, seiner Tochter gegenüber, und fragte: „Nun? Hast du schon in dem Luther-Buch gelesen?"

„Etwas."

„Soll das eine moderne Frisur sein?" Er betrachtete Klaras Kopf interessiert. „Nun – aber davon versteh' ich nichts." Klara drehte sich so, daß sie sich in einem Spiegel sah. Sie wollte etwas sagen, schwieg dann aber. „Hast du eigentlich unter deinen Freundinnen auch eine ‚Nihilistin'?" Er verzog den Mund zu einem Lachen, da er sich das Wort ‚Nihilismus' praktisch nicht vorstellen konnte.

„Ich?" sah Klara den Vater verblüfft an, „wie meinst du das?"

„Nun ja, ihr ‚modernen' Mädchen habt ja allerlei ‚modernen Unfug' im Kopf."

„Unfug? Papa."

„Ich wollte dir immer schon etwas sagen, und zwar unter vier Augen!" Er sah zur Schiebetür, weil er hinter ihr ein Knacken im Parkett gehört hatte. „Nämlich, Mama", flüsterte er nun, „ist ja noch im katholischen Glauben. Ganz verständlich, bedenkt man, in welchem kirchlichen Milieu sie großgeworden ist. Persönlich habe ich nichts ... gegen diesen Erzbischof von Freiburg. Er mag, wie die Tanten schreiben, ein sehr wertvoller Mann sein. Allerdings, wenn man täglich wie die Tanten zur Frühmesse läuft und sich dieser Inquisition einer Ohrenbeichte so willig überläßt, dann leidet eben die Vernunft. Ich bin deshalb froh, meine Tochter, daß du ohne jede Beeinflussung von meiner Seite deinen Weg aus der Pfaffenwirtschaft heraus gefunden hast. Nämlich . . . die Gewissensfreiheit, liebe Tochter, ist das höchste Gut, das ein Mensch erringen und besitzen kann." Er gab ihr plötzlich über den Tisch hin fest die Hand. Dann stand er wieder auf und ging hin und her. Mit einmal blieb er vor ihr stehen und hob ihr mit einem Finger das Kinn . . . „Also, unser

würdiger Divisionspfarrer Golz wird dich zusammen mit deinem Bruder Fritz dort nebenan im großen Saal zu Ostern einsegnen. Bleibe tapfer bis zu dieser Stunde. Und wisse: Zwischen unserem Herrgott und unserem Gewissen brauchen wir keinen Vermittler. Die Heiligen mögen für viele Menschen zur Vermittlung wichtig sein. Mir aber scheint es wichtiger, daß der Mensch seine Vernunft bewahrt. Du bist noch jung, aber auch unser Martin Luther war jung, als er dem Vatikan den Fehdehandschuh hinwarf. Und merke dir: Besser als sich einen Sündenablaß von Rom zu erkaufen, wenigstens so dünkt es mich, ist es . . . keine Sünde zu tun." Er schwieg.

Uhle sann diesem Wort des Vaters nach und es schien ihm, als habe der damit die Lösung aller Welträtsel gefunden und formuliert. Keine Sünde tun! Dies ist das A und O. Aber wo in der Welt ist ein einziger Mensch, außer Jesus Christus, so dachte er, der in seinem Leben keine Sünde begangen hat? Er blickte forschend in die klaren Augen seines Vaters, der jetzt seiner Ältesten über die aschblonden Haare strich.

„Aber du bist ein Mädchen. Wärst du nämlich ein Junge, so würde ich natürlich mit dir ganz anders sprechen. Immerhin, du bist jetzt, glaub ich, 17 oder 18 Jahre alt. Die Menschen behaupten sogar, du wärst hübsch! Aber diese Reize vergehen bekanntlich." Er ging wieder zum Fenster und klopfte an das Thermometer. Mit einmal fragte er: „Übrigens, Mama sagte mir, du hättest den Brief des Obersten von Pfuhl gelesen? Stimmt das?"

„Ja, Papa."

„Nun? . . . Ich gestehe, sein Brief hat mich bewegt. Er hält um deine Hand an. Du weißt, welchen Respekt ich gerade vor diesem Oberst habe?"

„Ja, Papa."

„Nicht wahr, er ist der Typ eines Mannes, wie ich ihn mir für meine Tochter denke: schweigsam, uranständig. Er hat ein sauberes Leben geführt und ist nun Kommandeur der Braunen Husaren. Ich ahne nicht, *warum* er dich zur Frau will! Aber Kupido verschießt ja bekanntlich sei-

ne Pfeile in purer Willkür. – Doch ehe ich diesem braven Mann nun antworte, möchte ich erst deine Meinung hören, da du ja immerhin in gewisser Weise beteiligt bist." Er blickte Klara zwinkernd, lächelnd an. „Gefällt er dir?"

„Außerordentlich."

„Nicht wahr? Er ist der Typ eines echten Soldaten. Du hast ihn ja mehrfach sein Regiment exerzieren sehn. Du mußt doch zugeben, wenn er auf seiner silberbestickten Schabracke im Sattel sitzt und den Vollblutaraber so zwischen den Schenkeln tänzeln läßt, das ist ein Bild. Seine Husaren vergöttern ihn. – So, na! Das freut mich, daß er dir gefällt. Sein energisches, braun gebranntes Gesicht mit dem kleinen Schnurrbärtchen, die grauen Schläfen unter der Husarenpelzmütze . . . Jawohl! Seine Mutter erzählte mir neulich: Alle heiratsfähigen Mädchen wären in ihn verliebt. – Ja, –" lachte er plötzlich hell auf, „ich hätte es mir nie träumen lassen, daß ich mal *so* vor meiner eigenen Tochter dastehn würde! Also . . . er gefällt dir? Er spielt übrigens auch ganz nett Klavier."

„Ja! . . . ganz nett. Natürlich . . . mit einem Liszt kann man ihn nicht vergleichen."

„Ja, was weißt denn du von Liszt?" Er blickte länger vor sich hin. „Mir hingegen war es vergönnt, als junger Hauptmann im Hause des alten Benningson in Hannover mit Meister Liszt einige Male zusammen musizieren zu dürfen. – Tja, wie Liszt . . . spielt der Husarenoberst freilich nicht. – Aber . . . was meinst du? . . . Ich halte ihn nämlich für einen vollendeten Edelmann!"

„Ohne Zweifel."

„Du bist ja so mokant! Als *ich* mich mit deiner Mutter verlobte, da war ich 17 Jahre älter als sie. Ich halte nämlich nichts davon, wenn Backfische . . . junge Dächse heiraten. Der Mann muß reif sein . . . und erfahren –"

„Papa, wie alt ist eigentlich Herr von Pfuhl?"

„Keine Ahnung. Aber als Oberst, da muß er ja immerhin an die 50 sein. Nun, das ist das beste Mannesalter!"

„Papa, warst du fünfzig, wie du dich verlobtest? Du warst doch in der Mitte der Dreißiger?" Der General

schwieg. Mit einmal nahm er sich einen Stuhl und setzte sich dicht vor Klara hin.

„Also, wie ist's? Meinst du, du kannst ihm eine treue Gemahlin werden?" Klara platzte laut heraus. Da murmelte der General: „Ich fürchte, wir verstehen uns nicht."

„Oh! Sehr gut, Papa."

„Gott sei Dank . . . ist er evangelisch! Wir brauchen hier in den Ostseeprovinzen nämlich Bollwerke gegen das Vordringen der Slawen und der Nihilisten aus dem Osten. Jede evangelische Ehe, besonders auf den Gütern, stellt solch ein Bollwerk dar. Ich merke, was in dir vorgeht, meine Tochter. Du denkst natürlich, dieser Husarenoberst ist viel zu alt für dich!"

„Ja, Papa."

„Nun, dagegen habe ich kein Argument. Aber . . . ist er dir sympathisch?"

„Warum nicht?"

„Könntest du ihn . . . lieben?"

„Liiieben?" schnellte Klara vom Stuhl hoch. „Nein, Papa!"

„Nein? Ein anderer? Etwa der junge Schlobitten?"

„Nein."

„Übrigens . . . glaube ja nicht, daß ich dich überreden will. Es ist *dein* Leben! Mir gefällt er. Aber über Geschmäcker läßt sich nicht streiten. Mama wird dir erzählt haben, daß wir, um dich auszuführen, schon viel Geld aufgewandt haben. Drei Bälle, mehrere Diners, im Sommer . . . Gartenfeste, wie das so üblich ist. Trotzdem . . . in puncto ‚Liebe', da sollst du die gleiche Gewissensfreiheit haben, wie in puncto ‚Religion'. Also . . . Schwamm drüber! . . . Der Brief wird nicht leicht werden, den ich diesem vortrefflichen Oberst nun schreiben muß." Der General lehnte sich zurück. Man hörte mehrere Uhren schlagen. Dann, nach einer Pause, die Klara wie eine Ewigkeit dünkte, lenkte er mit einmal auf ein anderes Thema über: „Was nun aber die Malerei anbelangt, liebes Kind, da traue ich mir mitzureden. Ich höre, du kommst von deiner fixen Idee nicht los . . . Malerin werden zu wollen."

„Papa!“ schaute ihn die Tochter da glühend an, „ja, ich will Malerin werden.“ Der Vater lächelte. Mit einmal verließ er den Salon und ging in sein Arbeitszimmer. Klara wußte nicht, ob diese Unterredung nun beendet sei oder nicht. Erregt und wie gebannt blieb sie sitzen. Leise öffnete sich die Schiebetür vom Saal einen Spalt breit. Die Mutter äugte herein und flüsterte:

„Nun?“ Doch da die sporenklirrenden Schritte des Vaters wieder zu hören waren, schob sie die Tür rasch wieder zu.

„Hier!“ kam der General zurück und legte vor seine Tochter eine Art Tagebuch auf den Tisch. „Dies sind meine Notizen aus dem sogenannten ‚polnischen Feldzug‘. Lauter Aufzeichnungen über Erlebnisse in verlausten Quartieren . . . und so weiter . . . Und hier ein paar Skizzen, die dein Vater damals, als er so jung war wie du, als Leutnant im 3. Garderegiment verbrochen hat! Erinnerungen von Tag zu Tag.“

„Von dir?“ staunte Klara und beugte sich über die Zeichnungen. „Diese Mohnblüte . . . hast *du* gezeichnet? Aber Papa! Die sieht ja aus, als hätte sie Dürer gemacht!“

„Dürer?“ der General klappte das Buch rasch zu. „Meine Tochter, du weißt wohl nicht, *wer* ‚Dürer‘ ist? Aber damit komme ich zu dem, was ich dir schon lange sagen wollte. Gewiß, wenn du oder deine Geschwister mir zum Geburtstag oder zu Weihnacht etwas gezeichnet oder gemalt habt, so war das immer eine Freude für mich. Ich habe euch sogar dazu ermutigt, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, wieviel Spaß es macht, wenn man . . . eine Mohnblüte oder einen Baum oder einen Schmetterling abzeichnen kann. Es schärft sich der Blick für das unbegreifliche Wunder der Linien und der Farben in der Natur. Aber dies alles hat doch mit einer Kunst, wie sie uns ein Dürer geschenkt hat, auch nicht das Geringste zu tun . . . Du machst ein enttäuschtes Gesicht? Nein, nein! Liebe Tochter, um eine wirkliche Malerin zu werden, dazu gehört doch etwas mehr als das, was ihr Kinder mir bisher neben den Teller gelegt habt. Oder meinst du wirklich,

deine Begabung reiche aus, um dich auf diese gefährliche Plattform wahrer Kunst wagen zu dürfen? Außerdem: Wer sollte dir denn deinen Traum, ‚auf der Akademie in Amsterdam studieren zu können', bezahlen? Nämlich, wenn jedes meiner acht Kinder solche kostspieligen Träume hat . . ." Er schmunzelte.

„Aber die Tanten wollen mir doch das Studium bezahlen!"

„Dir? . . . einer . . . ‚Ketzerin'?"

„Doch, Papa, sie haben es versprochen."

„Nun, dann sind sie vielleicht reif, selbst Heilige der katholischen Kirche zu werden!" Mit einmal fügte er in verändertem Ton hinzu: „Nee! Kind, schlag dir das mal aus dem Kopf! Schwamm drüber!" Er küßte sie auf die Stirn, ging dann plötzlich zur Schiebetür, öffnete sie und lachte . . . „Na, Mathi? Nun brauche ich dir ja nichts mehr von dem Gespräch zu erzählen."

Während Uhle auch diesem rasch wieder zerwehenden Bilde nachsah, kam es ihm zum Bewußtsein, daß, als der General die Worte sprach: „Besser als sich einen Sündenablaß von Rom zu erkaufen, ist es, keine Sünde zu tun" . . . daß da des Vaters Augen merkwürdig im Ausdruck dem Blick seines Unbekannten glichen. Und das Problem dessen, was dieser meinte, wurde ihm dadurch nur noch deutlicher: ‚Keine Sünde tun!' — Sündigen und sich hernach die Sünde vergeben lassen, dies war seit fast 2000 Jahren die ethische Richtlinie. Aber zu dem ‚keine Sünde tun!', da gehört eben die Kraft des Widerstandes. Dazu müssen heroische Menschen erzogen werden. — Es klang dieser Satz mit einmal wie ein Leitmotiv ganz neu durch all seine Gedanken, und bedachte Uhle, welch weiten Weg er noch durch dieses Reich der Vergangenheit zu wandeln hatte, in dem das Sündigen ‚durch den Glauben' an die Gnade der Vergebung gewissermaßen als unvermeidlich angesehen wurde und die Forderung ‚keine Sünde zu tun' praktisch kaum mehr bestand, so ermaß er jetzt diese an jeden einzelnen Menschen neu gestellte For-

derung: ‚keine Sünde tun!' in ihrer ganzen, zwar furchtbaren, aber auch erlösenden Tragweite. Nämlich, ein Mensch zu werden, der die Sklavenherrschaft seiner Sinne abschaffte und seiner Gedanken und Kräfter eigener Herr geworden ist im Licht einer neuen Freiheit und ‚Unabhängigkeitserklärung' von der Macht der Sünde und des Bösen. Allerdings, von solcher Herrlichkeit, dies fühlte er weh, war er selber noch weit, weit entfernt.

U 2, dem die Ferientage mit Besuchen, Einladungen oder Spaziergängen in so raschem Tempo vergingen, strich sich die ihm noch verbleibenden Tage fast wie ein zu Tode Verurteilter vor dem Termin der Hinrichtung in seinem Kalenderchen rot an, als könne er sie dadurch bannen und festhalten. Voller Schrecken hatte er eben entdeckt: bis zum zweiten Neujahrstage, an dem er abreisen mußte, waren es nur noch fünf Tage. Dann hieß es: ‚Wieder zurück nach Plön!' Und zwar sollte er, wie seine Mutter ihm gestern mitgeteilt hatte, diesmal die weite Reise allein antreten, da sein älterer Bruder Magnus wegen des Gelenkrheumatismus im Knie auf Rat des Hausarztes noch zwei Wochen länger im Elternhaus zurückblieben müsse.

Heute morgen, als der Bursche dem General beim Frühstück die Post überbrachte, gab es für die Kinder einen Haufen von Neujahrskarten. Besonders die Kadetten hatten von ihren Kameraden aus den verschiedensten Städten Deutschlands kurze Grüße erhalten. Aber *eine* Karte, die der Vater mit hochgezogenen Augenbrauen eben U 2 über den Tisch hin reichte, wurde der Anlaß zu allgemeiner Heiterkeit und Neckerei. Auf ihr sah man ein rotflammendes Herz, das von einem goldbedruckten ‚Prosit Neujahr' umstrahlt war. Darunter stand in steiler lila Schrift: „Deine Tyra." Der Kadett wollte die Karte sofort in seiner Litewka verstecken. Aber die Mutter verlangte sie zu sehen. Außer Klara, die verweint und teilnahmslos an ihrem Stück Mohnstolle krümelte, lachten alle Geschwister und die Eltern über diese ‚Liebe' des Kadetten.

„Ist das die Tochter der Gräfin Grote?" fragte der Vater mit verkniffenem Lächeln beiläufig und freute sich dann, wie sein Junge immer röter wurde.

„Wie alt ist denn ‚deine Tyra'?" reichte ihm die Mutter die Karte zurück.

„Siebzehn Jahre", stotterte U 2.

„Und du, mein Sohn?" grinste der General.

„Vierzehn Jahre, Papa." Nach einem neuerlichen Ausbruch allgemeinen Gelächters trocknete sich der Vater den Kaffee vom Schnurrbart ab, rollte dann seine Serviette in einen silbernen, wappengeschmückten Ring und griente:

„Ja, hast du denn schon bei der Frau Gräfin um die Hand ihrer Komtesse Tochter angehalten?" Da prustete Paul los, nahm dem Kadetten die Karte fort, machte die Lippen dünn und rief:

„Wahrhaftig! Ein flammendes Herz!" Bruder Magnus zog mit einem Finger sein rechtes Auge länglich, um dies Herz besser sehen zu können und äußerte dann, als U 2 die Karte wieder an sich riß, verächtlich:

„Übrigens, Tyras Bruder ist ein Bettnässer!" Nach neuerlicher Heiterkeit stand U 2 mit einem Ruck auf und sagte mit zuckenden Mundwinkeln:

„Graf Grote ist mein Freund!"

„Bravo!" nickte der General, „das gefällt mir, daß du deinen Freund verteidigst!"

„Außerdem", fügte der Kadett hinzu, „ist Grote ein Vetter des Königs von Hannover."

„Was denn?" schnitt der General einen der vielen an ihn gerichteten Briefe mit dem Messer auf, „des Königs von Hannover? Ich denke, den haben wir Preußen 1864 abgesetzt? . . . Oder irre ich mich? Vielleicht irre ich mich!" Paul lachte gell auf. „Sag mal", fragte der General lustig, „stehst du eigentlich mit der jungen Gräfin in ‚intimer Korrespondenz'?" U 2 schwieg und war nun so krebsrot, daß er sich die Karte verlegen vors Gesicht hielt. „Na, Kerlchen!" und jetzt blickte der Vater seine älteste Tochter mit einmal von der Seite seltsam an, „ich hoffe

nämlich, ‚deine Tyra', die gibt dir keinen Korb!" Er lachte.

„Ihre Mutter", bemerkte Magnus ironisch, „soll ja ein riesenhaftes Gut in Mecklenburg haben!"

„Warum willst du denn fort?" rief der Vater U 2 zu, der zur Türe ging.

„Er ist doch ‚Prinzenmitschüler', Papa!" juchzte der jüngste Bruder vom andern Tischende, wo ihm das Fräulein gerade auf die Finger geklapst hatte, weil er sich den Mund mit der Hand abwischte.

„Prinzenmitschüler?" Des Vaters Ausdruck wurde plötzlich streng. Dann sah er die Generalin an, stand auf und rückte den Stuhl ärgerlich . . . „Was sind das für Dummheiten!" Als er dann aus dem Eißzimmer gegangen war, schrie die Mutter mit den Geschwistern zusammen den Jüngsten an:

„Aber Albrecht! . . . Ich hab dir doch gesagt, daß Papa nicht wissen darf, daß ihr es wißt!"

„Prinzenmitschüler?" flüsterten die Kinder, während sie mit eigenartigen Blicken auf den Kadetten schauten. Es trat ein peinliches Schweigen ein. U 2 drückte sich verlegen hinaus.

Nun saß er allein im Kadettenzimmer auf seinem Bett mit der Neujahrskarte in der Hand. „Tatsächlich!" murmelte er, „da steht es: ‚Deine Tyra!' Und darüber ein knallrot gefärbtes Herz." Die goldne Flammenschrift schien eine magische Wirkung auf ihn zu haben. Indessen er dann diesen Namen ‚Tyra' immer wieder vor sich hin flüsterte, erinnerte sich Uhle jener kurzen Pfingstferien vor über 50 Jahren, als ihn sein Freund Ernst August auf das Schloß seiner Mutter nach Varchentin in Mecklenburg eingeladen hatte. Und mit einmal sah er es wieder vor sich, dieses von drei gotischen Türmen überragte weiße, langgestreckte Schloß auf dem sanften Wiesenhügel. Durch die hohen Fenster der unteren Gesellschaftsräume . . . meinte er wieder Rehe zu sehn, die abends, wenn es neblig wurde, auf die weite, freie Wiese, langsam äsend,

aus den Bäumen vorkamen, die sie als ein unabsehbar großer Park einrahmten. Über einem mannshohen und vier Meter breiten Marmorkamin war das Wappen der Cumberlands. Die hohen Wände, mit altem, grünem Damast bespannt, verbreiteten, in vielen Spiegeln reflektiert, einen grünen grottenhaften Schimmer. – Mit einmal mußte er lachen im Erinnern daran, daß er eines Morgens beim Frühstück die alte Gräfin auf die ‚zerrisenen' Bezüge der Sessel aufmerksam gemacht hatte . . . und dann beschämt wurde durch die ihm unerwartete Erklärung der Schloßbesitzerin, daß dies *gotischer* Samt sei . . . aus dem 14. Jahrhundert. Auch jenen Moment erlebte er wieder, als er auf einem Spielplatz hinter dem Schloß der jungen Tyra am Reck eine Riesenwelle vorgeschwungen hatte . . . und sie vor Angst und Staunen ihn beim Absprung mit den Armen auffing. Ebenso sah er es wieder vor sich, wie sie einmal abends nach dem Diner zusammen heimlich in die weitläufigen Küchenräume hinuntergestiegen waren, wo dann zwischen vielen blinkenden Kupferkesseln und anderem ebenso blitzblank gescheuerten Küchengerät ein paar Köche mit hohen weißen Mützen der jungen Gräfin halfen, ein kleines Picknick für eine Partie in den Wald einzupacken. Tyra trug den Korb selber, aus dem eine Pfanne mit geschälten Kartoffeln heraussah, auch Wurst und Kuchen. Darauf warteten sie, bis der Nebel kam . . . Dann schlichen sie sich vorsichtig mit Ernst August und einem Diener aus dem Küchenausgang, damit die alte Gräfing ja nicht merke, daß sie sich aus dem Schloß entfernten. Nach einer Stunde Wegs durch den gepflegten Park gelangten sie schließlich in ein Dickicht wildverwachsenes Wäldchen. Der Mond stand klar am Himmel. Zwischen bemoosten Felsblöcken machten sie halt, schickten den Diener zurück und zündeten darauf aus trockenem Reisig ein Feuer an. Tyra schnitt die Kartoffeln in die Pfanne, und dann freuten sie sich bei dem Gebrutzel, als wären sie allein auf der Welt. Nachdem sie gegessen hatten, saßen sie eng aneinandergedrängt und träumten in die verglimmenden Reisigfunken. Aus der Asche weissagte Tyra mit

Gesten wie eine Priesterin. Aber sie wollte es U 2 unter keinen Umständen sagen, welches Schicksal sie für ihn aus der Asche herausgelesen hatte. Trotz seiner inständigen Bitten schwieg sie. Doch dann begann sie mit einmal, Lieder zu singen. Der Mond glänzte über ihr helles Lockenhaar, daß es zwischen den Zweigen leuchtete wie vergoldetes Silber. Ihre Augen waren dabei so dunkel, wie die Dunkelheit selber unter den Ästen. Nur ab und zu, wenn sie sich aufrichtete nach einem Gesang, schimmerte ihr Gesicht hell, so eigenartig hell im stillen Mondglanz. Zum ersten Mal hatte Uhle in der Nähe dieses Mädchens als Kadett eine Atmosphäre anderer Weiblichkeit gespürt als jene, die im Kadettenkorps so verlacht wurde. Etwas Unerklärliches! Eine geheimnisvolle Magie, die er sich erst heute nach einem langen Leben ganz deuten konnte.

Der kleine Kadett preßte Tyras Karte noch immer fest an sein Gesicht. Mit einmal riß seine Schwester Malvine die Tür auf, steckte ihr von langem braunem Haar umlocktes Gesicht herein und rief:

„Hier bist du? Alle suchen dich! Papa will mit dir sprechen!"

Doch als der Kadett dann an das Arbeitszimmer seines Vaters kam, war dieser nicht mehr da. Er erfuhr, daß der General in die Schloßkirche gegangen sei zu einer Probe des Niederländischen Dankgebets, das dort am Neujahrsmorgen nach dem Festgottesdienst der Jahrhundertwende gespielt werden sollte.

„Komm!" zog Malvine jetzt den Kadetten aus dem dunklen Korridor in die Helle des Salons hinein, „außer Magnus sind alle Brüder mit. Was nun? Wollen wir Schlittschuhlaufen?" Mit einmal entdeckte sie auf dem linken Ärmel seiner Litewka eine weiß-schwarze Litze. „Was bedeutet denn das?"

„Ein Voltigier-Abzeichen für gutes Turnen."

„Turnst du denn so gut? Dann fang mich mal!" Sie rannte plötzlich aus dem Salon in den Weihnachtssaal und versteckte sich dort hinter einem großen, mit rotem Plüsch bezogenen und von Rosenholz eingefaßten Sofa.

Der Kadett ging ihr nach, suchte sie erst beim Tannenbaum. Als er sie dann aber nirgends fand, wollte er wieder fort. Doch ein Quietschen hinter dem Sofa verriet sie. Er bückte sich . . . und da sah er die Schwester in dem Versteck dergestalt hinter das niedrige Sofa gequetscht, daß ihr die Röcke bis zum Magen hochgerutscht waren. Das Blut schoß U 2 in die Backen, wie er plötzlich die sonst durch weiße Spitzenröcke und Hosen verdeckten Mädchenschenkel so nackt und nah vor sich sah . . . „Komm doch her!" flüsterte sie, „oder liebst du nur ‚deine Tyra'?" Er rutschte näher. Mit einmal küßten sie sich. Doch dann kroch er verwirrt hinterm Sofa vor, nahm ein Stück Pfefferkuchen von seinem Teller und ging erst langsam, dann immer schneller, wie vor etwas Unheimlichem fliehend, in das Kadettenzimmer und schloß sich ein.

Seltsam dunkel erregt warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen. Noch nie waren ihm die Sinne so heiß geworden. Einmal, in der Berliner Wohnung, wo er bei offener Tür neben den Schwestern schlief, hatten sie sich gegenseitig vor dem Aufstehn in ihren Betten besucht und aus ihren roten Plumeaus phantastische Burgen geformt, in die hinein sie aus kleinen Holzschächtelchen Zinnsoldaten aufstellten. Schließlich gab es Kämpfe, die in einer wilden Rauferei endeten, wobei die Kopfkissen und Plumeaus durch das Zimmer flogen. Aber obwohl doch die Schwestern damals nur im Nachthemd waren, wurde es ihm erst jetzt im Blut bewußt, daß es zwei Geschlechter gibt.

„Keine Sünde tun", murmelte er vor sich hin. „Nein, keine Sünde tun." Und dann dachte er an seinen Hauptmann von Krohn. Er sah ihn plötzlich vor sich mit dem steil aufgezwirbelten Kaiserbart und dem Prügelstock in der Hand . . . und fühlte dumpf die ganze Macht der Sünde, gegen die anzukämpfen er entschlossen war. „Ergo", so überlegte er, „ist vielleicht in dem andern Geschlecht . . . die Sünde?" Doch dann kam ihm wieder das so selt-

sam mondumglänzte Gesicht der Tyra Grote vor den Blick. Auch konnte er nicht begreifen, warum er gleich immer rot wurde, wenn man nur das Wort ‚Mädchen' oder ‚Frau' vor ihm aussprach. Es war, als ob hier eine andere, eine ihm noch mysteriöse Welt der Kadettenwelt gegenüber lebte! Die Frau, jawohl: die Frau, vor der ihn sein zweiter Stubenältester Schmidt 1 gewarnt hatte! Die Frau, die in Plön als ‚Klobskalle' verachtet wurde! Die Frau, die er in Elsa Deines angebetet hatte! Die Frau, über die er in der Gestalt seiner Mutter nicht nachzudenken wagte! Die Frau, vor der er als Madonna in einer grellbunt mit Goldflitter bedeckten Tonfigur im Freiburger Münster gekniet hatte . . . Und jetzt eben? Dort hinter dem Sofa im Weihnachtssaal? Die Frau . . . in der Schwester? Er wühlte die Stirn in sein Kopfkissen. – ‚Keine Sünde tun.' – Dann sah er mit einmal fast kalt auf und flüsterte vor sich hin: „Wär ich doch wie der rote Fischer . . . tot! Oder wie der Kadett Böhme am Plöner Seeufer begraben."

Uhle, der jetzt diesen Seelenkampf des Kadetten, ohne eingreifen zu können, noch einmal nach so vielen Jahrzehnten mit durchleben mußte, hätte ihm den Weg zur Erkenntnis abkürzen können. Doch dies war nun zu spät.

„Ein großer Irrtum!", so redete Uhle zu sich, „den ich erst vor Verdun durchschaute, trieb und treibt Mann und Frau weiter . . . in ihr Verhängnis hinein! Wenn nicht eine neue Liebe Mann und Frau vereint, die sie aus der sexuelltierischen Ebene und der Strindbergischen Feindschaft der Geschlechter hinausführt und hinein in die Harmonie und in jenen Frieden, der dann wirklich ‚höher ist als alle Vernunft'."

Am Nachmittag waren alle Geschwister, außer Klara, im Eßzimmer um den langen, abgedeckten Tisch versammelt. Paul wollte seine ihm zu Weihnacht geschenkte kleine Dampfmaschine ausprobieren. Der Bursche brachte eben einen Krug mit heißem Wasser herein, das Paul in den Zylinder der Maschine füllte. Darauf schraubte er ihn oben sorgsam mit einem Deckel zu.

„Ruf doch Klara!" befahl Magnus seinem drittältesten Bruder.

„Die liegt auf ihrem Bett und heult!" sagte Erich. „Selbst ein Opernbillet für den ‚Fliegenden Holländer' heut' nachmittag, das ihr Frau von Stolphagel geschenkt hat, konnte sie nicht bewegen, aufzustehen."

„Warum denn nicht?" fragte Magnus.

„Psssst!" flüsterten die Brüder. „Dort kommt Papa den Korridor entlang."

„Ach wo! Habt ihr denn keine Ohren?" horchte Magnus. „Das ist doch ‚euer Spitzchen'!" Gleich darauf kam das Fräulein herein. Sie hatte die neuen, ihr von den Eltern geschenkten Pelzschuhe an. Als sie die Flamme unter der Maschine züngeln sah, schüttelte sie ängstlich ihren kleinen Kopf mit der gelbgrauen Haarfrisur und drohte:

„Macht um Gottes willen kein Feuer hier! Das Wasser surrt ja schon im Kessel! Er wird explodieren! Paul! Nimm augenblicklich das Spiritusflämmchen unter dem Kessel fort!"

„Aber Spitzchen!" lachte Paul, „wie soll denn dann die Maschine in Gang kommen? Sieh doch!" erklärte er, „erst muß das Wasser verdampfen. Der Dampf geht dann durch die Röhre hier. Siehst du? Und dann stößt er diesen Kolben vorwärts! Und *der* setzt darauf dieses Rädchen in Bewegung. Also laß ja das Spiritusflämmchen stehn."

„Es surrt! Es surrt!" schrien plötzlich alle. Dann rissen sie die Tür auf und brüllten in den Korridor: „Mama! Papa! Die Dampfmaschine ist in Gang! Es surrt! Es surrt!" Der General kam herein. Beugte sich über die Maschine und staunte:

„Tatsächlich! . . . Na, Jungens, da seht ihr, was der Dampf alles kann. Aber warum habt ihr kein Tablett unter die Maschine gestellt? Es spritzt ja überall kochendes Wasser auf die Tischplatte."

„Sooo!" nahm das Fräulein daraufhin das Spiritusflämmchen unter der Maschine fort, „jetzt ist's genug!" Während die Kinder nun die noch immer nachsurrenden kleinen Räder interessiert betrachteten, fragte der Gene-

ral mit einmal:

„Wer war der Erfinder der Dampfmaschine?"

„War es nicht James Watt?" rief der achtjährige Paul wie aus der Pistole heraus.

„Nicht anfassen! Ihr verbrennt euch die Finger! Es dampft doch noch überall!" Das Fräulein riß die Jungens zurück.

„Ja. – Dampf!" schaute auch der Vater in die aus dem winzigen Kessel noch immer aufsteigenden Dämpfe. „Na, Malvine! Du hast ja Backen, so glühend, als wärst du selber . . . ein geheizter Kessel. Nun erkläre mal deinen Geschwistern, wie solcher Dampf entsteht."

„Solch Dampf?" sie strich sich die dunkelbraunen Haare aus der Stirn. „Solch Dampf entsteht . . . wenn es überkocht!"

„Ist das deine Erklärung?" unterbrach der General Pauls schallendes Gelächter. „‚Wenn es überkocht?' Ja, meine Tochter, wenn es überkocht, dann entstehen allerdings Dämpfe . . . Wolken . . . und wer weiß, was noch. – Ja, der Dampf. Na, – sehr ihr, Kinderchen! Eure kleine Dampfmaschine ist sehr lehrreich. Denn wer weiß? Vielleicht entsteht auch die Machtstellung eines Staates . . . ähnlich wie der Dampf! Nämlich, wenn es überkocht!" Er lächelte Malvine zu. „Ja, Dampf ist eine Kraft! Eine Macht! Und unser ehrwürdiger Feldmarschall Moltke, der meinte ja sogar, ‚die Machtstellung eines Volkes sei ein *‚ideales'* Gut!' . . . Allerdings hier, da treibt der Dampf ganz real dieses kleine Räderwerk an. So wie zum Beispiel bei einem Dampfboot. Nebenbei: wer hat denn das erste Dampfboot erfunden?"

„War es nicht Fulton, Papa?" rief Paul.

„Na, du scheinst ja ein großer Gelehrter zu sein."

„Und die erste Dampflokomotive in Deutschland", reckte sich Paul stolz, „die fuhr von Nürnberg nach Fürth!"

„Und wer baute die erste Eisenbahn von Potsdam nach Magdeburg?" fragte der General. „Bäääh! – Na, ich will's euch verraten: Euer Urgroßonkel Viktor! – Tja, Kinder,

die Hauptsache ist eben, daß man den Dampf nie verdampfen läßt, sondern daß man mit ihm immer irgendetwas in Bewegung setzt. Natürlich fragt es sich, ob man mit dieser Kraft nur Maschinen in Bewegung setzen soll. Nämlich zum Beispiel, als unser Martin Luther ‚überkochte', um bei Malvines Ausdruck zu bleiben, da setzte sein Dampf die Reformation in Bewegung. – Na?" stieß er den jüngsten Sohn an, „und als Wilhelm Tell ‚überkochte', was setzte da dieser brave Mann in Bewegung?"

„Den Apfel! Papa." Nach einem tosenden Gelächter der anderen nickte der General dem Jüngsten zu:

„Richtig, Kerlchen. Das tat er. Aber als er mit dem Pfeil den Apfel vom Kopf seines Sohnes wegschoß, da setzte er doch noch etwas mehr in Bewegung als nur den Apfel! Was war das?" Und sogleich sangen alle Geschwister kreischend los:

„Hurra! Hurra! Die Schweiz ist frei!" Da stand der General auf, streichelte über einige Köpfe dahin und hob den Finger:

„Jawohl! Da war dann die Schweiz frei! – Also, Kinder, wenn ihr je einmal überkocht, dann hoffe ich, daß euer Dampf, so wie der bei Wilhelm Tell, auch solch ein ‚ideales Gut' wie die Freiheit in Bewegung setzt!" Er ging sporenklingelnd hinaus, während alle das ‚Hurra! Hurra! Die Schweiz ist frei' so laut hinter ihm herbrüllten, daß sich Malvine die Ohren zuhielt und das Fräulein immer wieder zürnte:

„Macht nicht solchen Lärm! Ihr seid doch keine Indianer!"

„Aber Spitzchen!" umarmte Paul das Fräulein, „was verstehst denn du vom Dampf? Wenn *du* überkochst, dann teilst du Ohrfeigen aus. Ist das etwa, wie Papa es eben meinte, ein ‚ideales Gut'?"

„Sei nicht so frech!"

„Frech?" kam da Magnus hinkend um den Tisch und stellte sich dem Fräulein gegenüber in Positur. „Gehen Sie doch lieber zu Hilda und belehren Sie das Gör! . . . Aber nicht uns! Verstanden? Nämlich vorhin, als ich in das

Kinderzimmer kam, erklärte sie ihrer Puppe lang und breit etwas über einen Engel, den sie in der Weihnachtsnacht gesehen haben will! Sagen Sie ihr lieber, daß es keine Engel gibt, als uns hier Mores zu lehren! Wir können nämlich hier singen, solange wir Lust haben! Verstanden? Außerdem, der älteste Stolphagel-Sohn hat mich aufgeklärt . . . Und wißt ihr auch, was die Welt mir ist? Ja, Fräulein Albertine Schlötke, Sie sind jetzt zwar seit 1892 bei uns, aber deswegen haben Sie doch von Tuten und Blasen noch lange keine Ahnung!" Empört verließ das Fräulein das Zimmer.

„Aber Spitzchen! Spitzchen!" lief ihr Malvine nach.

„Die Welt, meine Brüder!" streckte Magnus seinen rechten Arm hoch, „die Welt ist, nach Friedrich Nietzsche, ein Ungeheuer von Kraft! Wollt ihr einen Namen für diese Welt? Paul, willst du eine Lösung für alle Rätsel? Und du!" puffte er U 2 und den Jüngsten, „ich sage euch: ‚Die Welt ist', laut Nietzsche, ‚der Wille zur Macht! Und nichts außerdem! Aber was weiß denn Papa davon! Erich, oder glaubst du etwa, unser Preußen wäre anders zustandegekommen? Nee. Und die Stolphagel-Söhne, die spielen nicht mit Dampfmaschinen während der Ferien! Neee! Das garantiere ich euch! In denen kocht es auch über! Und ihr werdet sehen, was *die* noch in Bewegung setzen. – Na! Ich freue mich, daß ich endlich aus Plön weg und zu ihnen nach Lichterfelde komme." Seine Brüder sahen ihm nach, als er die Tür hinter sich zuknallte.

„Wenn es überkocht . . .", wiederholte U 2 diese Worte immer wieder. „Wenn es überkocht . . ."

„Na und?" kicherte Paul, „was dann? . . . Wenn es bei dir überkocht?"

„Ja", fragten die Nichtkadetten U 2, „was wirst *du* dann in Bewegung setzen?"

„Ich?" stand der Kadett auf, „na, vielleicht . . . irgendwas."

„Irgendwas?" rief ihm Paul nach.

„Ja", drehte sich U 2 in der Tür zu ihm um, „irgendwas! Darauf könnt ihr euch verlassen."

Am Freitag vor Neujahr war U 2 gerade damit beschäftigt, auf dem Kalender den Donnerstag auszustreichen und die verbleibenden drei Ferientage dick rot anzumalen, als die Mutter ihn rief und sagte:

„Du darfst mit deinen drei Brüdern Papa zur Generalprobe des Niederländischen Dankgebets in die Schloßkirche begleiten. Magnus muß wegen seines Knies zu Hause bleiben."

Als dann der Kadett mit seinen Brüdern schweigend neben dem Vater durch die Straßen zur Kirche hinaufging, rechnete er sich aus:

„Also noch dreimal 24 Stunden Ferien. Das sind noch 72 Stunden. Das sind noch 4320 Minuten. Das sind noch 259 200 Sekunden."

„Was murmelst du denn?" flüsterte der General, als er mit seinen Jungens über eine steinerne Wendeltreppe jetzt zur Orgel hochstieg. „Ihr müßt euch nun ganz still verhalten. Apropos!" Er blieb stehn, „Paul, wer wurde denn hier in dieser Schloßkirche unserer altpreußischen Krönungsstadt Königsberg 1701 gekrönt?"

„Friedrich I.", sagte U 2 rasch, da Paul überlegte. „Der erste preußische König!"

„Bravo!" klopfte ihm der Vater mit einem Handschuh auf die Wangen. „Na, so weißt du auch vielleicht, wer am 18. Oktober 1861 hier gekrönt worden ist?"

„Jawohl, Papa. König Wilhelm I. Ich habe das Gemälde von Menzel in der Nationalgalerie gesehn!"

„Pssst! Nicht so laut, mein Junge! Die Orgel hat begonnen. Jawohl", flüsterte er dann, „unser ehrwürdiger König wollte damals die Krone vom Altar nehmen! ‚Vom Tisch des Herrn', wie er sich ausdrückte. Und das tat er hier. Ja, er krönte sich selber. Und dann setzte er seiner Gemahlin Augusta die Krone auf. Trotz all der sozialdemokratischen Nörgler hatte er den Mut, einer Abordnung des Landtags damals zu sagen: ‚Eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an heiliger Stätte in der Schloßkirche vor aller Welt bekundet, daß ich sie in Demut nur aus *Seinen* Händen empfangen habe.' "

Langsam stieg der General die Treppe weiter hinauf. Oben auf der Empore angekommen, empfing ihn der Generalmusikdirektor aller in Königsberg stationierten Militärkapellen. Die Musikkorps der Kürassiere, der Ulanen und Husaren standen links von der Orgel. Rechts waren die Musikkapellen der Dragoner und 1. Grenadiere aufgestellt. Vor der Orgel hatte der Kirchenchor Aufstellung genommen. Der General grüßte. Dann trat er an die Brüstung und blickte in die leere gotische Kirche hinunter, so, als sähe er im Geist dort neben dem Altar den Thron seines vor 12 Jahren verstorbenen Königs, und vor ‚dem Tisch des Herrn' . . . Wilhelm I., die preußische Königskrone auf dem ergrauten Scheitel, das Zepter in der linken Hand und in der rechten das im Kerzenlicht blinkende Schwert. Das Gesicht der Majestät, der Hermelin und Purpur waren hell beglänzt von einem Sonnenstrahl, der schräg durch die Kirchenfenster fiel. Sein Sohn, der spätere Kaiser Friedrich, kniend vor ihm, und gegenüber der greise Feldmarschall Wrangel mit der königlichen Standarte. Alle Prinzen des königlichen Hauses, auch die von Edelsteinen leuchtenden Prinzessinnen, den Hochadel und die vieltausendköpfige Menschenmenge, die damals diese Schloßkirche füllte, alles dies schien der General zu sehn. – Doch nun drehte er sich zu den vor ihren Notenständern wartenden Militärmusikern um. Mit einem Zeichen seines Fingers winkte er dem Organisten aufzuhören. Dann stieg er auf das Dirigentenpodium hinauf und sagte: „Bitte! Hört mal her! Die vorige Probe war zwar gut, aber doch noch nicht so, wie ich mir euer Spiel und euren Gesang am Neujahrsmorgen der Jahrhundertwende denke! Nämlich, wenn ihr an diesem hochfeierlichen Tage das ‚Niederländische Dankgebet' spielen und singen werdet, so müßt ihr euch bewußt sein, daß dieses herrliche Lied aus Anlaß einer gewaltigen, geschichtlichen Tat verfaßt worden ist. Die Niederlande hatten mit dem katholischen König Philipp von Spanien einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Man wollte diesem tapferen Volk, das sich den Boden seiner Existenz jahrhundertelang in

wahrlich unschilderbar harten, trotzigen Mühen den Sturmfluten des Meeres abgerungen und durch Dämme gesichert hatte . . . Na, was gibt es denn?" fragte er den Kapellmeister der 1. Grenadiere, der ihm eine Meldung zuflüsterte. „Wer will zuhören? Ihre Exzellenz Frau von der Goltz?" Und nun murmelte er: „Bestellen Sie Ihrer Exzellenz, obwohl die Kirche für jedes Publikum heute geschlossen sei, möge sie, wenn es ihr Freude macht, unten Platz nehmen." Dann wandte er sich wieder an die Musiker: „Aber es glückte diesem Philipp von Spanien nicht! Und jedem von euch ist wohl vom Theater her durch Goethes Drama ‚Egmont' und vor allem durch Beethovens Ouvertüre bekannt, was diese tapferen Niederländer unter Philipps Tyrannei auszuhalten hatten. Jedoch die Hauptfigur dieses gigantischen Heldenkampfes kam sowohl bei Goethe wie in Schillers Meisterwerk, dem ‚Abfall der Niederlande' zu kurz. Ich meine: die Gestalt Wilhelms von Oranien. 200 Jahre vor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und 200 Jahre vor der Verkündigung der Menschenrechte in Paris, hatte nämlich dieser Wilhelm von Oranien schon am 29. Januar 1579 den Niederländern in der Union von Utrecht die freieste Verfassung der Welt geschenkt. Er verdammte darin den Terror der Albas und konstituierte in Sachen des Glaubens: ‚die Freiheit des Gewissens und des Urteils als das unveräußerliche Recht des Menschen! . . .' Ich wiederhole: als das unveräußerliche Recht! Und für dieses Recht kämpfte nun Wilhelm von Oranien vom Jahre 1568 an ununterbrochen für die Freiheit! Keine Niederlagen entmutigten ihn. Mit einer Willensstärke ohnegleichen hielt er diesem Recht auf die Freiheit des Gewissens und des Urteils die Treue! Wenn wir also jetzt den ersten Vers spielen und singen werden: ‚Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten! Und flehen, mögst stehen uns fernerhin bei!' . . . so bitte ich jeden von Ihnen, es doch einmal ganz nachzuempfinden, *was* die Niederländer damals fühlten, als sie dieses Gebet zu Gott dem Gerechten in ihrem Verzweiflungskampf gegen die Tyrannei aus ihrem innersten Her-

zen heraus sangen! . . . So! . . . Nun wollen wir den ersten Vers beginnen! Und zwar, wenn ich bitten darf, so leise, wie es nur eine Seele singen kann, wenn sie sich vor ihren Hergott begibt. Mit Absicht sage ich nicht: ‚sphärenhaft' oder gar: ‚ihr sollt singen wie die Engel!' Nein! Sondern wie Menschen, die sich, zunächst erst fast scheu, aufgemacht haben in ihrem Entschluß, sich dieses Recht auf die Freiheit des Gewissens und des Urteils zu erkämpfen. – Bitte fangen wir an!" Der General hob den Finger. „Wenn möglich . . . noch leiser!" Er klopfte ab. „Bitte versuchen Sie doch einmal, sich ganz in die Seele eines Volkes zu versetzen, das die ungeheure Anstrengung des Freiheitskampfes noch vor sich hat! Das aber für diesen blutigen Kampf den Beistand Gottes erfleht . . . Also bitte noch einmal!"

Indessen nun der aus Frauen und Männern zusammengesetzte Königsberger Kirchenchor Stimmen ertönen ließ, so inbrünstig und zart wie Äolsharfen, stieß Paul U 2 an. Aber der Kadett saß in seinen Mantel gewickelt mit großen Augen da. Und während er lauschte, liefen ihm noch nie gefühlte Schauer seliger Ahnungen über den Rücken.

„So!" hob der General wieder den Finger. „Den zweiten Vers werden jetzt die hier anwesenden Musikkapellen etwas lauter begleiten. Die Gewißheit des Sieges! Die Gewißheit der Freiheit ist nun schon in jeder Brust! Aber noch ist sie nicht erkämpft! Noch ist also die volle Kraft des Jubels nicht in den Stimmen. – Wenn ich bitten darf, wollen nun die Geigen, Cellos, Flöten und so weiter mit einsetzen!"

Der zweite Vers stieg auf und hallte von überallher unter den Spitzbogen im Echo wider.

„Sehr gut!" nahm der General dem Musikdirektor den Taktstock aus der Hand . . . und sagte: „Der dritte Vers bedeutet nun: ‚Sieg!' Ich werde daher erst jetzt die Fanfaren und Posaunen einsetzen lassen. – Sie, meine Damen und Herren, bitte ich jetzt, das Jauchzen über die errungene Freiheit aus sich heraus zu singen! Also bitte!" Gleich danach erklang das Niederländische Dankgebet durch die

leere Kirche, gesungen, als hörte man wirklich die Stimmen eines von den Ketten befreiten Volkes. „Ausgezeichnet! Und nun werden, wie bei der letzten Probe, zwischen euren gesungenen Worten ‚Herr – mach – uns – frei!' wieder alle Kesselpauken und Trommeln einen dumpfen Wirbel geben. Und dieser Trommelwirbel, meine Freunde, er gilt nicht nur dem ermordeten Egmont und dem Grafen Horn! Er gilt auch all den in diesem Freiheitskampf gegen eine Pfaffenherrschaft so grauenhaft verstümmelten Frauen, Kindern und Männern, die von Albas Kugeln und Spießen auf Philipps Befehl ermordet worden sind! Er gilt vornehmlich aber unserem großen deutschen Wilhelmus von Nassau, den diese elenden Häscher Philipps dann schließlich in zwei Mordattentaten in Delft zur Strecke gebracht haben. Er gilt aber auch allen, die je und je in der Vergangenheit für diese Freiheit kämpften, oder die in Zukunft ihr Leben wagen an diesen Kampf! Und wenn wir nach den Trommel- und Paukenwirbeln dann zusammen singen . . . nein, was sage ich: schreien werden: ‚Herr, mach uns frei!', dann soll dies unser Wort *frei* aus dieser Schloßkirche hinaus in die Welt klingen als unser flehentlicher immerwährender Schrei zu Gott! . . ." Mit einmal hielt er inne. „Entschuldigen Sie, meine Damen und Herren!" Er wischte sich die Stirn ab. Dann sagte er: „Ja! Nämlich, auch wir Deutsche, wir wollen frei bleiben! Frei von Zersetzern und Nörglern! Frei von all denen, die uns dieses höchste Gut wieder rauben wollen, das Wilhelm von Oranien nicht nur für die Niederlande, sondern für jedes die Knechtschaft hassende Volk erkämpft hat. – Verzeihen Sie mir!" Er versuchte zu lächeln. „Na, Herr Musikdirektor, hier ist Ihr Taktstock. So, nun lassen Sie bitte das Finale mit den Trommelwirbeln proben!" Der uniformierte Kapellmeister bestieg das Podium. Der Taktstock in der Hand zitterte ihm. Leise fragte er: „Soll die Orgel gleich mitspielen?"

„Natürlich. Die Orgel begleitet schon den ganzen dritten Vers." Der Kapellmeister klopfte ans Pult. Die Bläser setzten die Posaunen an. Und jetzt kam es aus dem ver-

einten Chor der Sänger und Musiker so elementar heraus . . . dieses ‚Herr, mach uns frei!', als schrie es die Stimme der ganzen Menschheit durch den Raum hinauf zu Gott. Der General gab dem Kapellmeister die Hand, winkte seinen vier Söhnen und ging dann, allen Musikern und Sängern zunickend, zur Treppe. Ein Unteroffizier öffnete ihm eine Seitentür.

Als nun der General mit seinen Jungens zur Kommandantur zurückging, fragte er mit einmal den Kadetten:

„Na? Von welchem Terror soll denn Gott dich freimachen, daß du vorhin bei der Orgel dieses ‚Herr, mach uns frei!' so luat mitgeschrien hast?" U 2 wurde wieder knallrot . . . und schwieg.

Uhle aber, der wußte, was in dem Kadetten unbewußt vorging, denn nach dem Erleben von zwei Weltkriegen, von Lager, Flucht und Exil war es ihm klar, daß es fürder für ihn keine andere Freiheit mehr gab, als die . . . von der Sünde!

„Ist heut' nicht Silvester?" fragte der General, während er in größter Belustigung mit komisch auseinandergehaltenen Händen Wollfäden hielt, die seine ihm gegenübersitzende Frau auf einen Knäuel wickelte.

„Natürlich! Heut' ist Silvester."

„Und wo sind die Kinder?"

„Die Kinder?" Die Generalin blickte sich mit geheimnistuerischen Augen in ihrem kleinen Boudoir neben dem Arbeitszimmer ihres Mannes um . . . und flüsterte: „Psssst . . . die bereiten im Saal die übliche Silvesteraufführung für heute abend vor."

„Ja, wie rasch ist die Weihnachtswoche verflogen!"

„Fräulein sagte mir vorhin, unser Fritz hört seinen Geschwistern die Rollen ab."

„Was wird denn gespielt?"

„Haben sie dir nicht beim Mittagessen ihren Theaterzettel auf den Teller gelegt?"

„Doch. Aber ich lasse mich überraschen . . . Also schon wieder . . . Silvester! Ja, Mathi, so ziehen die Jahre dahin."

„Laß sie doch ziehen, Geliebter. Aber warum so melan-

cholisch? Die Söhne erzählten mir ja ganz begeistert, wie du gestern in der Schloßkapelle selber den Kapellmeister gespielt hast. Das muß ja wirklich herrlich gewesen sein!"

„Hat es den Jungens Spaß gemacht?"

„Und wie! Erich verriet mir sogar, daß du allen Musikanten eine große Rede gehalten hast."

„Eine ‚große' Rede, sagte das Erich? Haha . . . Und was hat denn der Kadett dir darüber berichtet?"

„Fritz? Na, du kennst ihn doch. Den ganzen Vormittag hat er heut' im Kadettenzimmer am Fenster gehockt . . . und mit niemandem gesprochen."

„Eine ‚große' Rede? . . . Nein! Haha . . ." Der General war mit dem Wollabwickeln fertig, knöpfte sich den Litewkakragen auf, fuhr dann mit beiden Händen an den breiten, roten Streifen seiner Hose entlang und lachte: „O nein! Ich bin kein Demosthenes! Und vor solch einer Gestalt wie dem Oranier, da fühlt man sich vollends so klein wie ein Zwerg."

„Wer? Du? – Nein! Du bist ein Riese! Außerdem, dein ‚geliebter' Oranier, der soll ja nie ein Wort geredet haben." Sie begann nun zu häkeln. „Dein ‚Schweiger'."

„Schweiger? Ja, so heißt er in der Geschichte, weil er einmal im richtigen Augenblick zu schweigen verstand! Damals, als ihm der König von Frankreich auf der Jagd in den Wäldern von Fontainebleau das ganze perfide Programm Philipps von Spanien über die beabsichtigte Ausrottung des Protestantismus anvertraut hatte, in der Meinung, der Oranier sei von der katholischen Partei. Allerdings! Da schwieg er höchst weise und erfuhr auf solche Art die Mordpläne dieses Tyrannen . . . Der Schweiger! Aber dann, dann hat er eben gehandelt!" Der General streckte die Beine von sich, daß sich die Sporen in den Teppich bohrten.

„Du machst Löcher in meinen Perserteppich! Übrigens, warum hat mir eigentlich die Frau von dem Pascha . . . eine Azalee geschickt?"

„Was denn, stammt dieses blühende Bäumchen von ihrer Exzellenz Goltz?"

„Liebster", fixierte ihn plötzlich seine Frau, „nun sage mir bitte ehrlich: bedeutet dies Geschenk . . . etwas Schlechtes?"

„Etwas Schlechtes? Sei nicht immer so mißtrauisch!"

„Sicher soll die Azalee ein Bonbon darstellen dafür, daß sie dir das hellblaue Band zum Kronenorden wieder mal nicht zu Neujahr verleihen!" Ohne darauf zu antworten, war der General aufgestanden und ging sichtlich bewegt auf und ab. Mit einmal blieb er mitten im Zimmer stehn und sagte:

„Es ist doch mehr als erstaunlich."

„Was denn?"

„Nämlich, wenn man bedenkt, dieses Holland! Dieses kleine Dreieck da oben an der Nordsee! Dieses Mündungsgebiet von Rhein, Schelde und Maas, es war doch einmal kaum bewohnbar, so sumpfig! Sogar teilweise unter der Meereshöhe gelegen und von dem Schlamm der schwellenden Flüsse vollkommen bedeckt! — Weiß Gott, höchst erstaunlich. Aber was hat dies den Niederländern auch für Schweiß gekostet, um diesen Sand- und Schlammboden endlich urbar zu machen. Wahrhaftig! Eine erstaunliche Leistung. Aber noch viel erstaunlicher ist's mir, daß ihnen dann die Vorsehung im kritischsten Augenblick ihrer Geschichte solch einen Deutschen wie den Wilhelmus von Nassau gesandt hat!" Er blickte aus dem Fenster in den verschneiten Park. Mit einmal ging er zu seiner Frau, hielt sie mit der Hand im Häkeln auf und sagte: „Also morgen beginnt nun . . . das 20. Jahrhundert! Wer wird unserem Volk solch einen Mann wie den Oranier schenken?" Nach einer Pause sprach er schwer weiter: „Der alte Bismarck . . . ist tot. Der ehrwürdige greise Heldenkaiser . . . ist tot. Auch Kaiser Friedrich, der Sieger von Königgrätz . . . ist tot. Auch Feldmarschall Moltke ist tot. Auch General Roon . . . ist tot." Es entstand ein langes Schweigen. Mit einmal kam der Jüngste herein. Prallte aber vor dem Vater zurück und wollte gleich wieder fort. Doch die Mutter rief:

„Bleib doch da! Albrecht, was wolltest du denn?"

„Papa", kam daraufhin das schmächtige Bürschlein mit einem Buch näher, „hier in dem Vogelalbum, das mir die Tanten geschenkt haben, da steht: ‚Der Adler ist der König der Vögel!' . . . warum?"

„Warum, Kerlchen? Na, sieh dir doch mal da draußen auf dem Zweig . . . den Spatz an!"

„Den Spatz? Aber Papa, das ist ja eine Kohlmeise!"

„Wahrhaftig? Ist es nicht vielleicht . . . ein Rotkehlchen?"

„Ein Rotkehlchen?" äugte der Knabe durch die von Eisblumen bedeckte Fensterscheibe. „Aber Papa, Rotkehlchen überwintern doch nicht hier oben in Ostpreußen!"

„Nein? Na . . . also warum meinst du wohl, haben wir auf unseren Helmen . . . einen Adler? Hättest du lieber . . . einen Spatz auf dem Helm? Auf dem Gardehelm? Bedenke mal, Kerlchen. So ein Adler, der wiegt manchmal an die 300 Pfund. Aber so 'n Spatz . . . na, siehst du Kerlchen!" Er piekte ihn mit dem Finger in die Backe. „So! Na, nun geh mal wieder! Halt! Heute abend kannst du mir ja dann verraten, du großer Vogelkenner, wo zum Beispiel . . . die Schwalben überwintern!"

„Die Schwalben? Einige glauben . . ." Doch der General schob ihn aus dem Zimmer. Dann strich er sich schmunzelnd den Bart.

„So . . . so! Also die Rotkehlchen überwintern nicht hier oben in Ostpreußen! Na ja, Mathi, kann man's ihnen eigentlich verargen? Wäre ich eine Schwalbe, ich wüßte, wohin ich jetzt flöge!"

„Wohin denn?"

„Weißt du noch, Mathilde, wie wir mal im Dezember an der Riviera waren? Da blühten die Mimosen und die Schwalben zwitscherten durch Margeritenfelder."

„Nimmst du mich mit, wenn du dahin fliegst?"

„In den Süden?" Er küßte sie auf den Kopf. „Dich laß' ich nicht hier oben in Schnee und Eis. Wir fliegen zusammen ans blaue Mittelmeer!"

„Und wo bleiben . . . die Kinder?"

„Die Kinder? Ach so. Na, nun will ich mal sehen, was

unsere kleine Theatertruppe treibt."

„Um Gottes willen!" hielt ihn die Generalin am Ärmel zurück. „Wir sollen doch überrascht werden! Ich weiß nur", zwinkerte sie, „daß Fritzchen Kulissen gemalt hat. Der Bursche hat nämlich Draht besorgen müssen. Und mir haben sie meine Stehlampe aus dem Zimmer geholt. Fräulein näht an der Nähmaschine lauter Kostüme. Und die kleine Hilda weint, weil sie sich ihre Rolle nicht merken kann."

„Na, und Magnus? Kann der denn mit seinem kranken Knie mitmachen?"

„Der Arzt hat ihm eine gräßliche, grüne Salbe draufgeschmiert, sie stinkt fürchterlich."

„So? Kann sich Hildchen ihre Rolle nicht merken?"

„Weißt du, seit sie den Engel gesehen haben will, ist sie ganz konfus. Manchmal denke ich . . . wer weiß, vielleicht hat sie wirklich . . . einen Engel gesehn! Vielleicht ist ihr in der Weihnachtsnacht ihr verstorbenes Zwillingsschwesterchen, die kleine Erika, erschienen. Hälst du so was für möglich?"

„Ich halte alles für möglich", lächelte der General, „und so gut dem Egmont plötzlich sein Klärchen erscheinen konnte . . ."

„Ach! Du Liebster, weißt du noch – wir waren kaum ein halbes Jahr verheiratet – wie du mir da in Koblen zum ersten Mal den ‚Egmont' vorgelesen hast?" Sie lachte laut auf. „In der linken Hand hieltst du deine Petroleumlampe und in der rechten . . . das Buch! Wenn Herzog Alba sprach, bist du in die Zimmerecke beim Schreibtisch gegangen und verstelltest die Stimme zu einem fürchterlichen Baß. Und wenn du den Egmont sprachst, dann hast du dich in die andere Ecke neben das Cello gestellt und dann mit so wunderbarer Stimme . . . Ach, Karl! Wohin sind diese Zeiten! War es nicht himmlisch?"

„Und den Geist im Hamlet, den habe ich dir so gruslig vorgemimt, daß du dich die nächsten Nächte vor Gespenstern gefürchtet hast!" Beide lachten und umarmten sich.

„Ja . . .", streichelte ihm die Generalin über sein noch

volles Haar. „Und jetzt . . . haben wir acht Kinder. Unser kleiner Georg . . . ist schon lange tot. Und die reizende Erika liegt hier in Königsberg begraben." Es wurde still zwischen beiden. Doch dann nahm der General seiner Frau die Handarbeit fort, hielt sie hoch und fragte:

„Na, Frau Exzellenz? Und für wen häkelst du denn dieses Babyjäckchen hier?" Er strich ihr zart über die Schultern. „Erstaunlich. Man sieht dir absolut nichts an. Du möchtest natürlich . . . es soll ein Junge werden?"

„Und du willst natürlich . . . es soll ein Mädchen werden? Das du dann recht verzärteln kannst. Liebster", sie nahm ihm die Häkelarbeit fort, „wenn alles gut geht, dann haben wir neun. In diesem Leben wird es wohl mein letztes Kind sein!" Sie starrte in die Luft. Plötzlich lachte sie: „Weißt du, was Fräulein immer sagt? Fräulein sagt: ‚Exzellenz kriegen ein Kind, und in der nächsten Stunde stehen Sie schon wieder vom Bett auf und gehen mit Seiner Exzellnz spazieren!"

„Ja, pimperlich bist du nicht." Er ging zur Tür. „So, also Fritz hört die Rollen ab? – Na, und hat sich Klara endlich wieder bekobert?"

„Ach, weißt du, die jungen Mädchen von heute! Es tut mir um den Husarenoberst doch recht leid. Aber natürlich . . . mit solch einem Vater wie du, da werden die Kinder eben wählerisch. So einen wie dich, den gibt es ja nur einmal in einem Jahrhundert!" Der General hielt ihr rasch den Mund zu. Dann fragte er mit einmal:

„Hast du eigentlich dem Kadetten über Gordats Brief an mich etwas gesagt? . . . Oder wie kam der kleine Albrecht neulich darauf, Fritz plötzlich ‚Prinzenmitschüler' zu nennen? Hm? Das sollte doch ein Geheimnis bleiben, hm? Nämlich *ich* habe nicht mit ihm darüber gesprochen. Mit niemandem! Also woher wußte Albrecht dieses Geheimnis?"

„Aber Mann! . . . Du bist schrecklich!" Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Plötzlich fragte sie: „Steht die außenpolitische Situation wirklich so schlimm, wie mir Frau von Stolphagel vorgestern erzählte?"

„Seit wann unterhaltet ihr Exzellenzen euch denn bei Schlagsahne und Kuchen . . . über die außenpolitische Situation?"

„Die Stolphagel meinte, der alte Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, würde abgesägt und der Kaiser wolle den Bülow zum Reichskanzler machen! Ist das wahr?"

„Und wenn's selbst wahr wär', interessiert dich das so?"

„Ich hörte, dieser Pascha, der wäre seit gestern in Berlin, zum Diner der kommandierenden Generale beim Kaiser befohlen." Mit einmal schlug sie sich vor die Stirn . . . „Aaaa! Jetzt erst verstehe ich! Die alte Goltz ist Strohwitwe. Und die Azalee ist ein Wink! Sie will eingeladen werden! Aha! Ich verstehe. – Übrigens, Graf Bismarck hat uns für den zweiten Neujahrstag zum Diner eingeladen."

„Der Oberpräsident! Wie nett."

„Hoffentlich bist du jetzt nicht böse, aber zu der Theateraufführung heut' abend, da habe ich die Söhne Stolphagel, die Töchter Bismarck und sämtliche Damen und Herren von deinem Stab aufgefordert."

„Was denn! Etwa als Publikum?" runzelte der General die Stirn. „Das ist mir gar nicht recht! Dann meinen ja unsere Kinder . . . Wunder was für große Künstler sie sind!"

„Aber die Gäste gehen ja schon um zehn wieder fort. Um zehn, da sind wir wieder ganz entre nous! . . . Mein Gott!" erschrak sie plötzlich, „es ist ja gleich fünf! Und um halb acht Uhr beginnt die ‚Vorstellung'!" Sie eilte zur Tür und rief: „Fräulein! Fräulein!" Dann schritt sie, trotz ihres Zustandes, leicht wie ein Mädchen in den Korridor und verschwand. Der General blickte ihr wohlgefällig nach. Es klopfte. Der Bursche kam herein.

„Exzellenz, der Generalstabsoffizier, Major von Busche, ist mit einer Mappe da."

„Wo?" und dann ging er ihm rasch entgegen. „Was gibt's?"

„Ein Geheimzirkular, Exzellenz! Seine Majestät, der Kaiser, hat an alle Generale und Truppenkommandeure aus Anlaß der Jahrhundertwende ein Rundschreiben erlassen."

„Ja, mein lieber Herr Major", nahm ihm der General die Mappe ab, „als Luther im November 1517 seine 93 Thesen in Wittenberg an die Kirchtüre anschlug und Rom damit den Kampf ansagte, ahnte dieser Mönch vermutlich doch nicht ganz, *was* er damit weltgeschichtlich in Bewegung setzen würde . . . gegen diese amoralische Kirchen- und Weltpolitik! Wie sie ein Machiavelli den Mächtigen dieser Erde empfahl. Zwar ist Exzellenz von der Goltz der Meinung, daß, seit es ‚Macht' gibt, in den Kommandotürmen der Welt immer ‚amoralisch' gehandelt wurde."

„Ich weiß, Exzellenz, General von der Goltz ist ein großer Bewunderer des Machiavelli. Er verteidigt diesen Italiener bei jeder Gelegenheit. Neulich sagte er mir im Dragonerkasino: ‚Gewiß ist und bleibt die Macht an und für sich immer böse! Aber was heißt ‚böse'? Und was heißt ‚gut'? Ich wagte natürlich nicht, dem kommandierenden General zu widersprechen."

„Warum wagten Sie das nicht, lieber Herr Major? Und warum ist das natürlich, daß Sie es nicht wagten?"

„Warum, Exzellenz? Weil ich mir selber darüber noch nicht ganz klar bin. Manchmal denke ich, vielleicht ist die Macht eben ein streng gehütetes Geheimnis nur der Mächtigen." Er versuchte zu lachen.

„Sehen Sie, lieber Busche, dies scheint mir ein großer Irrtum. Jedenfalls: unser Luther, der hatte den Mut, der zu seiner Zeit mächtigsten Macht, der katholischen Kirche, entgegenzutreten! Ich hab natürlich keine Ahnung, was der Kaiser seinen Generalen in diesem Zirkularschreiben mitzuteilen hat. Aber, lieber Herr Major, das eine weiß ich: der 15. April 1521 sollte für jeden deutschen Menschen ein dauerndes Memento sein zum Mut seiner Überzeugung! Als Luther auf jenem Reichstag in Worms unerschrocken vor Kaiser und Papst hintrat und sein ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders!' in die ganze Welt hinausrief, da hat er für uns alle ein Beispiel des Mutes gegeben. Oder glauben Sie vielleicht, die Niederländer dort oben am Nordmeer, die hätten ihre Selbständigkeit und Freiheit je ohne diesen protestantischen Mut erkämpfen

können? Mein lieber Herr Major, wenn wir morgen früh in der alten Schloßkirche dieser Krönungsstadt alle zusammen das ‚Niederländische Dankgebet' singen werden, dann wollen wir uns über die Tatsache klar sein, daß selbst eine so eminente geschichtliche Figur wie Wilhelm von Oranien ohne unseren Luther überhaupt nicht denkbar gewesen wäre. Und ich kann nur hoffen, daß in diesem kaiserlichen Zirkularschreiben von jenem Luther-Mut, von jenem Geist unseres Wilhelmus von Nassau ein Hauch enthalten ist! Wir sind umgeben von lauter Feinden. Unsere Freiheit ist inner- und außerhalb des Landes überall bedroht . . . Aber verzeihen Sie, ich halte schon wieder eine Rede! Und Sie haben es gewiß eilig. Außerdem . . . wir sehen uns ja wohl, wie mir meine Frau sagte, bei der Theateraufführung wieder, die meine", er lächelte, „weltberühmten ‚Künstlerkinder' nachher zu Silvester in Szene setzen!" Er lachte. „Ich will Sie daher nicht länger aufhalten!" Die Hacken zusammenschlagend, empfahl sich der Major. Der General ging mit dem Geheimzirkular in sein Arbeitszimmer.

„Psst! Psst!" rief U 2 leise den Burschen aus dem Korridor an die Saaltüre heran und fragte: „Bitte, ist die Schiebetür zum Salon auch fest zugeschlossen?"

„Jawohl, Herr Fritz!" grinste der schon in seiner Wappenlivree steckende Bursche, während er sich die langen Strümpfe unter den schwarzseidenen Escarpins straff zog.

„Also merken Sie es sich: sobald die Eltern und alle Gäste im Salon Platz genommen haben, sagen Sie es mir. Darauf klingle ich und erst dann schieben Sie die Schiebetür auseinander. Aber jetzt weg! Weg! Weg! Es kommen neue Gäste!" U 2 drängte ihn aus dem Saal und huschte dann hinter einem chinesischen Wandschirm vorbei auf die kleine Bühne. „Nun? Seid ihr alle fertig?" fragte er seine Geschwister, die sich im Schutz des hinter der Schiebetür angebrachten, noch geschlossenen Theatervorhangs teils die Rollen abhörten oder vom Fräulein ihre Kostüme anziehen oder stecken ließen.

„Sag mal", hielt Magnus jetzt den Kadetten fest, der wie verwandelt mit glühendem Gesicht das ganze Plön vergessen zu haben schien und eben noch rasch eine Kulisse fertig pinselte, die ein chinesisches Thronzimmer darstellen sollte, „wer hat dich eigentlich hier zum ‚Regisseur' ernannt, daß du dich so mausig machst? Dabei hast du doch noch nicht mal, wie ich, den großen Schauspieler Matkowski als Mohr von Venedig im Othello die Treppe runterkugeln sehn! Der älteste Stolphagel-Sohn meinte nämlich heut nachmittag, ich würde mich definitiv lächerlich machen, wenn ich hier in diesem orientalischen Fetzen als Freier der Prinzessin Turandot auftrete."

„Halt mich nicht fest!"

„Überhaupt, Stolphagel meinte, weshalb wir nicht etwas Deutsches spielen?"

„Ist Schillers ‚Turandot' etwa nicht deutsch?" riß sich U 2 aus dem Griff seines Bruders.

„He, he!" streckte Erich, als Chinesenprinz verkleidet, seinen Kopf neben der Stehlampe vor, „wo ist denn das Klavier?"

„Hinter dem Wandschirm!"

„Nämlich . . . das kann ich dir sagen", packte Erich U 2 am Rock, „ich spiele nachher doch eine Ouvertüre. Irene Bismarck soll hören, wie ich Klavierspielen kann!"

„Pssst! pssst!" erschien jetzt Klara als Prinzessin Turandot, in bunte dünnste Seidenschleier gehüllt, auf der Bühne und strich sich vor einem Spiegel die Augenbrauen mit Kohle noch schwärzer, „die Gäste haben doch schon Platz genommen!"

„Um Himmels willen! Was machen wir nur?" kam Malvine im opalisierenden Gewand einer chinesischen Hofdame an, „Hilda kann den Prolog noch immer nicht! . . . Fräulein hört ihn ihr die ganze Zeit ab. Aber Hilda heult vor Verzweiflung!"

„Ja, warum soll sie denn einen Prolog aufsagen?" Magnus klebte sich einen Schnurrbart fest. „Ist das etwa Fritzens gloriose Idee? Hast etwa du gar den Prolog verfaßt?" Er schnitt U 2 eine Grimasse. „Überhaupt . . . ‚Tu-

randot'! Das große mächtige Volk der Germanen! Warum hast du nichts aus der ‚Edda' genommen oder aus den ‚Nibelungen'? . . . Hör mir gefälligst zu!" Er riß U 2 bei der Schulter zu sich herum, als der gerade Klaras Backen mit roter Farbe noch röter malen wollte. „Du tust ja gerade so, als wäre das weibliche Geschlecht der Hauptzweck dieser ganzen Veranstaltung!"

„Klara spielt doch die Hauptrolle!" erwiderte U 2.

„Und *ich* soll um sie freien? Ich, der ‚Sexus Masculinus', wie Stolphagel immer sagt, wenn er vom Manne spricht."

„Du Sexus Masculinus!" fauchte ihn Malvine an, „stör uns nicht! Jeden Augenblick geht der Vorhand hoch! Papa hat schon seinen Fotografenapparat im Salon bereitgestellt, um uns alle nach der Vorstellung im Kostüm zu knipsen! Also knöpf dir deinen grünen Kaftan zu und setz dich hinter die Kulisse! Du weißt, der Arzt will nicht, daß du so viel 'rumstehst mit deinem verschmierten Knie!"

„Ja, Donnerwetter!" zog U 1 sein rechtes Auge länglich, „hier scheint ja das weibliche Geschlecht zu kommandieren! Wenn ich überhaupt mitmache, so nur deshalb, damit die Stolphagel-Söhne sehen, was ich hier für eine jämmerliche Rolle spielen muß!" Er hinkte hinter die Kulisse.

„Natürlich!" lachte Klara wütend, „Magnus, der möchte am liebsten jetzt den Wotan singen! Irgendwas von Wagner! Ph! Und das in unserer Ära des Sozialismus!" Sie puderte sich Stirn und Arme, nahm dann ihre Rolle und stellte sich wie eine Primadonna auf den für sie aus alten Kisten zusammengehämmerten und mit einem Teppich bedeckten ‚Thron'. Dann rief sie zu U 2: „Hör mal, Kadettchen, ist das etwa die ganze Beleuchtung für mich? Hier sollte doch noch eine Lampe stehn!"

„Ja, aber der Bursche meinte, das wäre zu feuergefährlich wegen all der Papierkulissen!"

„Zu feuergefährlich? . . . Seid ihr aber ängstlich! – Na, wollt ihr etwa, wenn ich nachher die Worte sage: ‚Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!' die bengalischen

Zündhölzer auch nicht abbrennen?"

„Doch! Verlaß dich drauf! Die werden abgebrannt! Der Bursche hat ja extra hinter den Thron einen Eimer mit Wasser hingestellt!"

„Malvinchen!" setzte sich Klara jetzt auf den Thron, „seh' ich nicht himmlisch aus?"

„Ja! Einfach himmlisch!" Die Schwester küßte Klara auf ihr in chinesischem Stil zurückgekämmtes Haar und richtete dann den mit kleinen aufgeklebten roten Drachen am Hinterkopf befestigten Gazeschleier in wirksame Falten.

„Sind alle da! Sind alle da . . . die Zuschauer!" flitzte der Jüngste an, der als Mohrenknabe verkleidet war und sein schwarzangemaltes Gesicht überall, wo nur ein Spiegel hing, zähnefletschend betrachtete.

„Fritz!" quetschte sich das Fräulein hastig zwischen den Kulissen auf die Bühne, „du mußt den Prolog sprechen. Hilda bleibt immer im zweiten Vers stecken!"

„Fräulein lügt!" kam Hilda in ihrem Phantasiekostüm wie eine kleine Ballerina auf Zehenspitzen angetrippelt und wiederholte: „Fräulein lügt!" Doch mit einmal setzte sie sich auf die Stufen des Throns, schlug die Hände zusammen und prustete los. Denn jetzt betrat Paul die Bühne. Er hatte sich aus einem Pelz der Mutter ein Kostüm zurechtgemacht, daß er aussah wie ein Bär. Unter der Nase bis über den Mund herab hingen ihm dicke Haare. Auf dem Kopf steckte ihm eine lange, vergoldete Zuckertüte.

„Nihil scire felicissima vita!" deklamierte er. „Nichts zu wissen ist das glücklichste Leben! Wie unser Turnlehrer immer sagt, und ich weiß gar nichts! Ich habe bis jetzt noch keinen Schimmer von meiner Rolle." Er hielt sich den Magen vor Lachen. U 2 probierte indessen den Vorhang aus. Zog ihn auseinander und wieder zusammen. Dann sah er nach der Uhr.

„Achtung! Gleich klingle ich! Und dann schiebt der Bursche die Saaltür auf! Also Achtung!"

„Ihr könnt euch alle auf den Kopf stellen", flüsterte Erich hinter der Kulisse, während er auf dem Klavier zu

phantasieren begann, „ich singe diese Operettenmelodie vom Chinamann aus dem Wintergarten in Berlin doch!"

„Du bist wahnsinnig!" zischte ihn U 2 an. „Das gehört doch nicht zur ‚Turandot'!"

„Aber ich habe es Irene Bismarck gestern versprochen!" Und nun sang er los . . . „Mandarinen werden Würdenträger auch genannt!"

„Hör auf!" flehte der Kadett, „ich klingle jetzt! Ruhe!, damit Hilda ihren Prolog aufsagen kann!"

„Fräulein! Fräulein!" gestikulierte Klara, „mir ist eben die Sicherheitsnadel über der Brust aufgesprungen! Schnell, schnell. Ich kann doch nicht nackt vor den Stolphagel-Söhnen dastehen."

„Wenn's jetzt nicht endlich losgeht", stellte sich Hilda in Positur, „dann weiß ich nicht mehr, wie der Prolog anfängt!"

„Sei doch still!" riß sie Malvine vor, „Fritz wird dir soufflieren! Und steh nicht so affektiert da!"

„Ja!" wütete Magnus, „affektiert wie ein Affe! ‚Ziegen und Affen'!"

„Ich klingle!" U 2 nahm den Griff der Vorhangsehnur in die Hände. „Halt! Die Lampe rechts blakt ja! Fräulein, drehen Sie doch den Docht tiefer! Ist jeder an seinem Platz?"

„Wie er sich mausig macht!" zog Magnus sein Auge wieder länglich.

„Und daß mir ja keiner hier an diesen Draht rührt!" flüsterte U 2. „Sonst fällt nämlich die Kulisse hinter dem Thron um! Also jetzt klingle ich! Achtung! . . . Eins! Zwei!"

Die Glocke ertönte. Der Bursche schob die Tür mit lautem Rasseln auseinander.

„Soo!" machte U 2 der kleinen Hilda ein Zeichen, „jetzt los! Vor den Vorhang! . . . Ich souffliere dir!"

Sobald sie nun vor dem Vorhang erschien, wurde sie mit Applaus empfangen. Und jetzt hörte man ihre feine Stimme:

„Silvesterstunde ist heut Nacht,
da sei dem lieben Elternpaar
zur Freude dankbar dargebracht
ein Schaustück noch im alten Jahr!"

„Bravo! Bravo!" klangen die Baßstimmen der Stolphagel-Söhne und das Knallen ihrer Hände. Nach einem „Pssst!" des Generals deklamierte Hilda weiter:

„Ihr seht Prinzessin Turandot,
umworben von den Freiern viel,
mit ihrem hochmütigen Spott
durchwandern dieses kurze Spiel!"

„Na! weiter!„ und soufflierte dann: „Wir hoffen, daß es uns gelingt ?"

„Wir hoffen, daß es uns gelingt . . ." Hilda stotterte. . . „Na! weiter!" soufflierte U 2. „Mit falschen Bärten . . ."

„Mit falschen Bärten und Kostüm . . ."

„Sie kann nicht weiter!" sah das Fräulein den Kadetten entsetzt an. Da soufflierte er lauter . . .

„Daß Schillers Wort zu Herzen dringt,
des Namen ich vor euch hier rühm!"

„Bravo!" applaudierten die Stolphagel-Söhne nun dem Souffleur so dröhnend, daß Hilda mit erschreckten Augen hinter den Vorhang flüchtete und sich dann in den Armen des Fräulein weinend versteckte.

„Pfui!" zischten die Geschwister von allen Seiten, „Pfui!" Aber U 2 zog den Vorhang auseinander. Nach einem allgemeinen „Aaaah!" aus dem verdunkelten Salon begann das Spiel. U 2 soufflierte aus der Kulisse. Die Schillerschen Verse, von den verschiedenen Kindern verschieden deklamiert, wurden anhaltend applaudiert.

„Magnus!" winkte U 2 seinem Bruder, „gleich kommt dein Stichwort! Steh auf!"

„Sachte! Sachte" erhob sich U 1 mit einem zornigen Blick und setzte sich den aus einem Kapotthut der Generalin mit Seidenbändern zu einem Turban zurechtgemach-

ten Kopfputz auf. Dann hinkte er zur Bühne. Mit Herzklopfen verfolgte U 2 den Gang der Handlung. Jetzt kam Klara an die Hauptstelle ihrer Rolle. Er drehte also rechts zwei Lampen heller und machte sich bereit, um die bengalischen Zündhölzer abzubrennen. Mit einmal ertönte Erichs Stimme am Klavier:

„Mandarinen werden Würdenträger weit und breit genannt! Es gibt Mandarinen auch im weiten deutschen Land!"

„Hör auf!" stürzte U 2 empört zu ihm hin, aber der Bruder sang weiter . . .

„Wenn der Schutzmann führt den Arrestant zur Wache hin, dann sagt er ihm, die Türe öffnend, ‚Na, gehen Se MAN-DA-RIN!'"

Die Stolphagel-Söhne brüllten den Refrain mit.

„Vorhang zu!" flüsterte Klara außer sich. „Ist ja unglaublich!"

„Nein! Sprich du!" fuchtelte U 2 mit dem Arm. „Du sprich weiter!" Und nun verschaffte sich Klara mit ihrer Stimme durch das Gelächter des Publikums Gehör. Es wurde wieder still. Sie nahm ihren Schleier vom Gesicht und deklamierte dann mit großer Geste zu einem Freier:

„Sich her! und bleibe deiner Sinne Meister!"

U 2 zündete rasch das Feuerwerk an. Eine grell leuchtende Fontäne aus silbernen Sternchen sprühte um Klaras Gesicht, sie blendend weiß erhellend, über Thron und Kulisse. Plötzlich gellte aus dem Salon ein Schrei:

„Feuer!" Und nun sah man Klaras Kopf in einer einzigen lodernden Stichflamme. Der General und seine Gäste rannten auf die Bühne. Es entstand ein vor Angst entsetztes Stimmengewirr. Generalstabsmajor von Busche hatte die Geistesgegenwart, über Klara einen Teppich zu werfen. Und so wurde die Flamme erstickt. Viele Hände trugen die vor Schreck marmorblaß gewordene ‚Prinzessin Turandot' in den Salon. Sie wurde auf ein Sofa gelegt und dann mit Eau de Cologne wieder zu sich gebracht.

U 2 stand zitternd am Vorhang.

„Ist was passisert?" fragte er bebend. Aber Paul rief:

„Gar nichts! Nur ein paar Haare hatten Feuer gefangen! Sonst nichts!"

„Laßt mich weiter spielen!" stand Klara plötzlich auf und schritt dann wie in Trance auf ihren Thron zurück. Aber kaum hatte sie ein paar Verse deklamiert, so brach das Publikum, wie befreit vom jähen Druck des Schreckens, mit einmal in nicht endendes Beifallklatschen aus. Darauf kamen sie alle bis an die Bühne vor und applaudierten jedem einzelnen Darsteller.

„Wo ist denn Fritz?" rief die Mutter, „wo ist der denn?"

„Er ist in das Kadettenzimmer gerannt!" sagte Magnus. „Dort sitzt er neben dem Waschtisch und stiert vor sich hin."

„Aber Junge!" kam die Generalin zu ihm hinein und preßte ihn an sich, „komm doch in den Saal!"

„Ich bin schuld, Mama. Ich bin schuld!"

„I was! Es war die Schuld des Burschen! Nur der Bursche ist schuld! Die Kulisse war ja viel zu nah hinter Klara! Also komm! Außerdem, es ist ja alles gut abgelaufen. Papa ist einfach strahlend über die Aufführung. Komm! Alle unsere Gäste sind in Begeisterung! Komm . . . Aber kämm dich erst und dann komm."

Indessen Uhle diese ankommenden und wieder verwehenden Bilder seiner Kindheit nacherleben mußte, wurde es ihm in der Brust immer beklommener. Denn einerseits erschien es ihm belanglos, was er sah, sogar kindisch, wie einem verstaubten und vergilbten Familienalbum entnommen, andererseits aber spürte er in mancher Geste, in machem Wort, in mancher Wendung der Gespräche doch schon Keime einer künftigen Katastrophe. Aber gerade deshalb lastete die Gegenwart, aus der ihn sein Unbekannter entführt hatte, wie bleierne Sorge auf ihm, jetzt, wo sein Land schon wieder das ‚altböse' Spiel jener Kasten begann, das in zwei Weltkriegen am Roulett Fortunas mit dem völligen Bankrott geendet war.

Dieselben Namen, die so viel Unheil gebracht hatten, erschienen wieder am Tisch der Regierung, die sich ‚feier-

lich' vor der Welt verbürgt hatte, daß Militarismus und Nazismus für immer in Deutschland vorbei seien. Mit dieser neuen, großen Lüge sah Uhle wieder finstre Gewitter heraufziehn. Aber wer wollte das hören? Wer? Hatte nicht Wilhelm II. um die Jahrhundertwende dem deutschen Volk als ‚Monarch von Gottes Gnaden' und Führer des ‚großen germanischen Volks' . . . auch falsch verkündet: ‚Ich führe euch neuen, herrlichen Zeiten entgegen!'? Wohin hatte er geführt?

. . . Etwa zu dem ‚Herrlichsten'? Zum Licht . . . zum Frieden? Er rang die Hände wie in einem inbrünstigen Gebet um den Segen des Schöpfers. Doch statt der segnenden Hand sah er wieder . . . U 2.

Der Kadett war nicht, wie die Mutter es gewünscht hatte, zu den anderen in den Salon gegangen, sondern er saß allein auf seinem Bett mit zugekniffenen Augen. Denn noch immer war er geblendet und erschreckt von der plötzlichen Flamme, die um die Haare seiner als Turandot verkleideten Schwester emporgezüngelt hatte. Dieses Feuer erschien ihm so ganz wie jene weiße Helle, die er bei der Weihnachtsfeier in Plön an einem der Äste des Tannenbaums hatte aufleuchten sehen, die auch gleich erstickt worden war. Und dann fielen ihm die Sätze des Pastors ein, der von den ‚Hirten auf dem Felde' sprach und von den ‚Engeln, die in furchtbarer Klarheit vom Himmel niederkamen' . . . Und da mußte er plötzlich an das Aufzischen, Prasseln und Geknister jener grellweißen Flamme denken, die jedesmal entstand, wenn der Mechaniker unten am Spielplatz des Kadettenhauses in der Bogenlampe die beiden erneuerten Kohlenstifte aneinanderbrachte. Er fühlte einen geheimen Zusammenhang in diesem Geschehen. Aber noch wußte er nicht, welchen. Er rieb sich daher beunruhigt die Augen und wollte aufstehen, um zu den Gästen in die Gesellschaftsräume zu gehen, doch da fiel sein Blick mit einmal auf den Kalender über dem Bett. Dort stand: 31. Dezember 1899. – Er wiederholte dieses Datum stöhnend.

„Also nur noch zwei Tage zu Hause. Am 2. Januar, abends neun Uhr, muß ich wieder zurück nach Plön." Er langte sich den Koffer unterm Bett vor, klappte ihn auf, stierte hinein, trat ihn mit dem Absatz wieder zu . . . und dann vergrub er mit einmal seinen Kopf in den Bettdecken und schrie: „Herr! Mach mich frei!" Da berührte ihn jemand an der Schulter. Er richtete sich verstört auf und sah dem Burschen in sein gutmütiges Gesicht. Besorgt fragte der ihn:

„Fehlt Ihnen etwas, Herr Fritz?"

„Nein! Nein! Was soll mir denn fehlen?" Plötzlich krallte er sich in die Livree des Burschen und flüsterte: „Max, es war ja nur meine Schuld! Diese verdammten Wunderstreichhölzer! Hätte ich die bloß nicht angebrannt!"

„Aber, es ist doch gar nichts geschehn!" Er richtete den Kadeten auf. „Ihr Fräulein Schwester lacht schon wieder drüben im Salon . . . und tanzt mit den Söhnen von Exzellenz Stolphagel!"

„Max! Hat Papa Sie geschimpft?"

„Exzellenz? Nein. Exzellenz hat mich nicht geschimpft."

„Warum . . . kamen Sie zu mir? Sollen Sie mich holen?"

„Aber nein. Seine Exzellenz will, daß ich unten den Platz vor der Veranda vom Schnee freischaufle."

„Was? In diesen feinen Lackschuhen mit den Silberschnallen? Und in diesen seidenen Kniehosen? Ja, warum denn?"

„Morgen früh, am 1. Neujahrstag, kommt doch die Musikkapelle der 1. Grenadiere, um Exzellenz ein Ständchen zu bringen. Und da soll ich den Schnee wegschippen."

„Ich helfe Ihnen."

„Aber nein! Nein!" wehrte ihm der Bursche. Doch U 2 faßte ihn am Arm, und so gingen beide den Korridor entlang, stiegen eine Treppe tiefer und standen dann, nachdem sie einige Zimmer durchschritten hatten, in der eisigen Nacht in meterhohem Schnee. Eine Gaslaterne auf der Parkmauer, die den Garten von den Stallgebäuden

trennte, warf schwarzen Schlagschatten. Das Reitpferd des Generals, der alte Cromwell, schlug mit seinem Huf immerfort gegen die Holzwand seiner Box.

„Max! Vielleicht wittert Papas Gaul . . . das neue Jahrhundert?" Beide lachten. Eine andere Laterne warf einen matten, gelblichen Schein über die weiten Wiesen hinter der Allee, deren winterkahle Bäume über die Schneeflächen lange Schatten zeichneten. „Also fangen wir an!" nahm U 2 eine große Schaufel.

„Sie machen sich aber die Füße ganz naß, Herr Fritz!"

„Sie ja auch, Max!" Da spuckte sich der Bursche in die Hände und nun flogen die dicken Schneeklumpen herum. Der Kadett schwitzte bald so, daß ihn die Frostbeulen in seinen Stiefeln erst süß kitzelten, dann wie mit Messerspitzen stachen. „Max", fragte er den Burschen jetzt, der bereits eine große Fläche vor der Eisenveranda vom Schnee gesäubert hatte, „kommt eigentlich morgen mit der Musikkapelle auch der große Bernhardiner mit, der immer auf einem Wägelchen die blaue Pauke zieht?"

„Natürlich, Herr Fritz! Das ist doch ein, wie es heißt, Privilegium des 1. Grenadierregiments, daß der Bernhardiner die Pauke zieht!" Beide schippten weiter. Mit einmal erschien unten auf der Veranda U 1.

„He! He!" rief er seinen Bruder an, „was geht denn hier vor?" Dann winkte er dem Burschen. „He! Bursche! Exzellenz fragt, wo Sie das schwarze Tuch hingelegt haben? Er will alle Gäste fotografieren . . . und findet das Tuch nicht!" Der Bursche stellte die Schippe fort, trampelte den Schnee von den Lackhalbschuhen ab und eilte in die Kommandantur. „Na, und du?" fragte Magnus U 2. „Papa beißt schon ungeduldig an seinem Schnurrbart herum, weil du nicht da bist. Also, nun komm gefälligst gleich 'rauf. – Übrigens, die Stolphagel-Söhne haben sich über deine Feuerkokelei halbtot gelacht. – Na los! Sonst kommst du zu spät! Die Bismarcks sind im Aufbruch. Jeder will dir ‚gratulieren'! Haha . . ." Er zog sein Auge länglich. „Also vorwärts! Brrr . . . Das ist ja saukalt hier! – Na, vorwärts . . . Die alte Stolphagel meinte, du wür-

dest sicher mal Intendant des Königlichen Schauspielhauses in Berlin! . . . Hahaha . . .' U 2 schippte weiter. „Übriges, Papa hatte vorhin mit Stolphagel 1 eine dolle Debatte über die ‚Macht'! . . . Papa meinte", lachte U 1 ironisch, „es gäbe nur eine ‚Pflichtethik'. Stolphagel 1 aber bestritt dies, zwar ‚ganz gehorsamst', aber mächtig energisch. Er sagte zu Papa: ‚Nein, Exzellenz! Es gibt nur eine Machtethik!' Ich sage dir . . . Donnerwetter! Wie *der* Papa geantwortet hat! Einfach großartig. Jawoll, Kadettchen, wir Deutsche sind nämlich, seit Papa Leutnant war, eine Weltmacht geworden! Oder wie Stolphagel 1 sagte: ‚Das Motto im neuen Jahrhundert heißt laut Bismarck ‚Mit Blut und Eisen'! . . . Aber nun hör doch endlich mit der dämlichen Schipperei hier auf! Du scheinst ja eine förmliche Lust am Schneeschaufeln zu haben! . . . Herr Intendant, spiel doch lieber weiter Theater!"

U 2 stellte die Schippe mit einmal fort, blickte den Bruder, der im Laternenlicht frierend dastand, an und sagte mit erhobener Hand:

„Merke dir, Magnus, der Mensch ist nur da . . . ganz Mensch, wo er spielt!"

„Donnerhagel! Wo hat du dir denn *diese* Weisheit geklaut?"

„Wo? In dem Schiller-Band, den mir die Tanten geschenkt haben."

„Schiller! Schiller!" rieb sich Magnus die Hände. „Überhaupt . . . diese Poeten! Stolphagel 2 sagte gerade vorhin zu Klara, die ihm einen Vortrag über den Sozialismus halten wollte: ‚Gnädiges Fräulein! Unser Nietzsche weiß für Germanen wie uns ein besseres Rezept! Wir Deutsche, so schrieb er, wir wollen nicht länger Wanderer zwischen zwei Welten sein, keine Schlemihls!"

„Sagte das . . . Stolphagel 2?"

„Das sagte er. Du bist nämlich auch so ein Schlemihl-Typ! Aber jetzt komm endlich!"

„Hat sich Klara von ihrem Schreck also wieder erholt?"

„Erholt? Es geht ihr glänzend! Haha . . . Sie gehört ja auch, wie Stolphagel 2 sagte, zu der Spezies der „Free

Thinker! Und gar jetzt, wo ihr das Feuer um die Haare gelodert hat, da glänzen ihre Augen, als fühle sie für sich irgendeine Prädestination unter der Frisur! . . . Hahaha . . .“

„Jedenfalls, sie hat die Verse als Prinzessin Turandot wunderbar deklamiert!“

„Wunderbar? Hahaha . . . Ja! Du hast eben, wie die Stolphagel-Söhne meinen, eine ‚romatische‘ Seele. Hahaha . . . Deshalb lieben dich auch diese katholischen Tanten so besonders, weil du mit ihnen in Freiburg beim Erzbischof warst und sie zur Frühmesse ins Münster begleitet hast und vor all den Heiligenaltärchen mit ihnen auf den Knien herumgerutscht bist! Deshalb haben sie dir auch zu all dem andern Kram noch außerdem extra drei Paar weiße feine Lederhandschuhe geschenkt. Ich habe nur ein paar Stiefel gekriegt, die mir viel zu eng sind!“

„Brüder! Brüder!“ erschien Malvine auf der Veranda und hielt sich eine Wolldecke über Kopf und Schultern, „wo steckt ihr denn? Die Gäste sind alle weg. Jetzt soll Blei gegossen werden – kommt!“ Sie rannte ins Haus zurück.

„Blei gegossen! Blei gegossen!“ zog Magnus sein Auge länglich, „wär es wenigstens Blei, das wir all den Nichtgermanen in den Hintern pfeffern können! Silvester? – Na und? Dämlicher Aberglaube. ‚Christliche Zeitrechnung!‘, wie die Stolphagels sagen. Haha . . . Wer macht denn da so 'nen Radau dort im Stall? Ist das Papas Cromwell? Ja, Cromwell, das war auch so einer! So ein Free-Thinker!“

„Immerhin schlug er doch dem katholischen König Karl den Kopf ab.“

„Und das macht dir wohl Spaß, was? Ja, in Hannover, da hast du mal den ‚Danton‘ gespielt und alle Puppen der Schwestern guillotiniert! – Na, komm! Papa bereitet wieder die Punschbowle vor. Dann wird der Baum angezündet! Dann gibt's ein Umarmen! Dann läuten die Glocken! Und dann ist dies berühmte neue Jahrhundert da! – Na, nu komm!“ Er stieg die Treppe zur Veranda hinauf. Plötz-

lich stürzte ihm U 2 nach, hielt ihn fest und fragte mit vor Erregung heiserer Stimme:

„Magnus! Jetzt antworte: warst du es, der damals unserem Hauptmann gemeldet hat, ich hätte mit Schmidt 1 ‚Unanständigkeiten getrieben'?"

„Laß mich gefälligst los! Was fällt dir ein, mich hier zur Rede zu stellen! Unverforenheit! Und das am Vorabend vom . . . neuen Jahrhundert!"

„Ja – oder Nein?" vertrat ihm der Kadett die Tür ins Zimmer.

„Willst du mich mal loslassen! Au! Ich hab Rheumatismus im Knie!"

„Ja oder Nein!" packte ihn der Bruder mit einmal am Hals. „Nämlich, aus der Luft konnte es der Hauptmann ja wohl nicht haben!"

„Au, mein Knie!"

„Ob du es gesagt hast! Ja oder Nein?"

„Was denn? – Daß du der Schuß von Schmidt 1 warst?"

„Ich war nie der Schuß von Schmidt 1."

„Du lügst!" U 1 versuchte, sich aus dem Griff des Kadetten loszureißen. „Schon in Hannover, als wir im Divisionsgarten mit dem Sohn von Exzellenz Bock Spatzen schossen, hast du immer, wenn ein Spatz 'runterfiel, gelogen, du hättest ihn geschossen!"

„Ja oder Nein?" würgte ihn U 2 fester.

„Und bei dem roten Fischer, da hast du auch gelogen! Du wußtest doch ganz genau, daß er desertiert war. Aber als der Hauptmann dich fragte, da hast du gelogen und gesagt, du weißt von nichts!"

„Ja oder Nein?" preßte ihm jetzt der Bruder den Atem, „denn du weißt doch ganz genau, daß zwischen Schmidt 1 und mir nichts Unanständiges vorgefallen ist!"

„Nimm deine Flossen vom Hals!" röchtelte U 1 und stieß dann U 2 so vor die Brust, daß der Kadett taumelte. „Du Schwein!" und dann hinkte er fort. Aber U 2 hetzte ihm nach. Und dann gab es einen Ringkampf. Beide kullerten die Treppe in den Schnee hinunter. Während U 2 immer lauter schrie: „Ja oder Nein!", stöhnte U 1 bei

dem Gebalge im Schnee ununterbrochen: „Au, mein Knie! Au, mein Knie!"

Mit einmal wurden oben über der eisernen Veranda zwei grüne Läden aufgestoßen. In der offenen Balkontür stand die Generalin. Hinter ihr der General. Verwundert sahen sie ihre Kadetten sich unten im Schnee prügeln.

„Was macht ihr denn da?" rief der Vater. „Kommt mal her!" Die Kadetten näherten sich mit blutigen Gesichtern.

„Aber Magnus!" rief die Mutter." Und mit deinem Knie! Komm augenblicklich herein!"

„Was habt ihr denn gemacht?" wiederholte der General.

„Wir haben Schneeball gespielt!" erwiderten beide Kadetten.

„Schneeball?" Der General schmunzelte. Dann schaufelte er sich mit der Hand vom Balkongeländer eine Handvoll Schnee, formte ihn zu einer festen Kugel, zielte und traf U 2 an den Kopf. „So? Also eine Schneeballschlacht? Na, meine Söhne, hebt euch den Heldenmut für andere Schlachten auf! Nun wascht euch mal die Farbe vom Gesicht!" Er lachte. „Und dann kommt 'rauf! Die Berliner Pfannkuchen warten schon!"

Paul und Erich rissen die Tür vom Kinderzimmer auf und schrien ihre Schwestern an:

„Papa ist schon im Eßzimmer! Los! Los! . . . Er will den Punsch machen."

„Und wo ist Mama?" fragte Malvine, während sie ihrer älteren Schwester die verbrannten Haare auskämmte und die vom Feuer zerstörte Frisur mit einem grünseidenen Band wieder in Ordnung brachte.

„Wo Mama ist?" griente Paul, „die wickelt Magnus eben einen neuen Verband um sein Knie. Die Kadetten haben sich im Schnee verhauen! – Na, und du, Hilda?" beugte er sich zu der Kleinen, die ihre Puppe in einer Wiege hin und her schaukelte, „wie lange willst du hier noch so elfenhaft singen: ‚Ich habe einen Engel gesehn'? Mach dich fertig. Wir sollen alle sofort ins Eßzimmer kommen. Aber wo ist denn Spitzchen?"

„Die macht für Papa in der Küche den Rotwein für den Punsch heiß." Malvine legte den Kamm fort und dann himmelte sie ihre ältere Schwester an.

„Na, Klara!" streckte Paul sein Kinn vor, „der eine Stolphagel-Sohn, der hat sich ja in dich richtig verschossen."

„Ja!" lachte Erich, „er sagte, mit den brennenden Haaren hättest du ausgesehn wie die Walküre im ‚Feuerzauber'!" und nun intonierte er das Motiv einer Wagner-Oper . . . „Die-da-die-da!"

„Hör doch auf!" stellte sich Malvine wie schützend vor Klara, die ihrerseits den Bruder keines Blickes würdigte.

„Kommt! Kommt!" jagte der Jüngste an der Tür vorbei. „Alle ins Eßzimmer!"

Da der General noch in der Küche war, wo er jetzt mit dem Fräulein gerade einen großen Zuckerhut in Stücke zerschlug, herrschte um den langen Eßtisch bei den Kindern noch ausgelassenste Stimmung. Magnus lag ausgestreckt auf einem Sofa, drückte U 2's Hand und sagte höhnisch:

„Aber da Mama es wünscht, so wollen wir uns also ‚an des Jahrhunderts Neige' versöhnen!" Dann rief er zu Klara hin: „Na! Hast du Stolphagel 1 deinen angekokelten Schleier geschenkt zum Andenken . . . an den Feuerzauber? Ja, Kinders! Fritz hatte das wirklich herrlich inszeniert!"

„Fangt ihr schon wieder an?" Die Mutter zog U 2 vom Sofa fort. „Da! Setzt euch zu Tisch . . . und seid recht lustig, wenn Papa kommt. Recht lustig. Pssst! Papa!" Man hörte den General, doch dann entfernten sich seine Schritte wieder. „Ach! Kinder . . . Kinder!" flüsterte da die Generalin, „Papa hat nämlich heut' nachmittag ein Geheimschreiben vom Kaiser bekommen."

„Vom Kaiser?" riefen da die Kinder neugierig.

„Pssst! Aber laßt euch ja nichts anmerken, daß ihr es wißt! Seid lustig! . . . Klara, sitz nicht da, wie die Sphinx! Fritz, kannst du nicht nachher irgendeinen Witz erzählen?

Seid lustig! Leider habe ich keine Ahnung, was in dem Geheimschreiben steht. Aber jetzt ist Silvester! Und da wollen wir alle lustig sein! – Na, Albrecht? Was hast du denn da?"

„Es hat für Papa einen Aurorafalter gemalt", grinste Erich. Und dann wiederholte er die Worte der Mutter: „Also seid lustig – lustig – lustig! Seht nur, wie prächtig orangerot er die Flügel angepinselt hat!"

„Euclose carda mines", meckerte Paul und klatschte dem Jüngsten auf das Gesäß. „Ja, das hat er nämlich aus seinem neuen Schmetterlingsbuch abgemalt! ‚Solus ipse', wie mein Turnlehrer immer sagt. Solus ipse! Also seien wir lustig!" Er kniff Malvine in den Arm.

„Ja, Brüder", umarmte sie ihn daraufhin, „seien wir lustig!"

„Vielleicht", rief Magnus, „hat der Kaiser Papa das Orangeband vom Schwarzen Adlerorden verliehen? Also lustig! Lache, Hilda! Oder schläfst du schon?"

„Die Ärmste!" küßte sie Klara, „die wird bis zwölf nicht wach bleiben können. Sei lustig, Hildchen!"

„Und dies hier!" reichte der Jüngste ein anderes Aquarell herum, das er verfertigt hatte, „dies ist das Weibchen des Aurorafalters!"

„Das Weibchen?" zog Magnus sein linkes Auge länglich, „das Biest sieht ja aus wie ein gewöhnlicher Kohlweißling."

„Seht ihr!" wedelte Paul das Blatt den Schwestern vor der Nase herum, „bei den Schmetterlingen haben eben die Weibchen ganz ordinäre Farben! Die sind nicht so aufgedonnert . . . wie ihr . . . in Rosa, Grün oder Himmelblau!"

„Mama!" stellte sich jetzt der Jüngste vor die Generalin hin, „warum ist denn, wie hier im Buch steht, der eine Schmetterling männlich . . . und der andere . . . weiblich?" Da mußte selbst Klara lachen.

„Ja, warum? Warum?" schlug die Älteste die Augen zur Decke, während U 2 leise wiederholte:

„Ja, warum?"

„Donerwetter!“ starrte Magnus in die Luft. „Ja, das ist eben, wie die Stolphagel-Söhne sagen, das ‚Geheimnis vom Schleier der Maja‘.“

„Nein!“ putzte sich Paul die Brille und setzte sie gewichtig auf, „männlich und weiblich! Das ist eben eines der Häckelschen Welträtsel!“

„Stimmt!“ rief Magnus, „und warum sich die Stolphagel-Söhne in Klara verknallt haben, das ist eben das zweite der Welträtsel!“

„Und eure Unverschämtheit, Brüder!“ schrie Klara, „das ist eben das dritte der Welträtsel!“

„Und was ist das vierte Welträtsel?“ fragte Hilda. Da stellte sich Paul auf seinen Stuhl und proklamierte:

„Das vierte Welträtsel, meine Damen und Herren, das ist . . . das neue Jahrhundert!“ Er deklamierte los:

„Erwach! Mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!“

„Hat das Schiller gedichtet?“ fragte die Mutter.

„Nein, Mama!“ stieg Paul vom Stuhl wieder herunter, „das hat Herwegh gedichtet, wie uns der Lehrer in der Klasse vorlas. ‚Du sollst die Welt gewinnen!‘“

„Aber Kinder! . . . Könnt ihr denn nicht endlich lustig sein? Erich, sing doch was!“

„Der arme Erich!“ streichelte ihn Malvine, „er ist ganz melancholisch, weil Irene Bismarck Halsentzündung hat und ihn vorhin nicht als ‚Freier‘ in der ‚Turandot‘ sehen konnte.“

„Quatsch!“ brummte der Bruder, „‚Lies aus den Sternen dir den Spruch‘, wie’s Paul eben deklamiert hat! Aber stier mich nicht so an!“

„Warum beteiligt sich eigentlich Fritz nicht an der Unterhaltung? Lustig, lustig!“ rief die Mutter, „an ‚des Jahrhunderts Neige‘, wie Magnus vorhin sagte . . .“

„Ach Gottchen“, tätschelte Klara über U 2’s Arm, „der Ärmste muß ja übermorgen schon wieder weg!“

„Pssst, pssst! Papa! . . . Also, Kinder", nickte die Generalin von einem zum andern, „jetzt seid recht lustig . . . an des ‚Jahrhunderts Neige'!"

Die Tür ging auf. Der General kam heiter herein und setzte sich mit schalkhaftem Zwinkern. Hinter ihm her balancierte das Fräulein einen enormen Teller mit zwanzig Berliner Pfannkuchen. Dann brachte der Bursche ein riesiges Tablett aus japanischem Lack und stellte es auf den Tisch, verschwand wieder, doch gleich darauf kam er mit einer an jedem Silvester benutzten blau-emaillierten Punschterrine, in der es brodelte und dampfte und nach Rotwein roch.

„Was denn?" sah der General nach der Wanduhr, „es ist ja gleich elf . . . Aber was macht ihr denn für komische Gesichter?"

„Seid doch lustig!" flüsterte die Generalin herum.

„Kieks!" piekste ihr Mann nun U 2 in die Seite, „du Feuerkünstler! Beinah hättest du die ganze Kommandantur in Brand gesteckt! . . . Na, und du, Klara?" sah er seine Älteste forschend an, „du sitzt ja wie die Pythia da, die uns irgendeinen Orakelspruch für das 20. Jahrhundert verkünden will! Ja, Kinderchen, das ist für uns alle ein großer Augenblick. Aber noch sind wir nicht so weit. Wo habt ihr denn das Blei zum Gießen?"

„Hier!" schob die Mutter dem General ein paar Schächtelchen mit Zinnsoldaten hin, „Paul hat sogar seine französischen Kürassiere und die Turkos mit den roten Hosen geopfert."

„Na, Kerlchen! . . . Sollen wir also deine Franzosen jetzt hier in dem Löffel zum Schmelzen bringen?" fragte der Vater. „So!" winkte er dann dem Burschen, „nun schieben Sie mal das Tablett mit der Terrine hierher. Und dann können Sie gehn. Macht euch aber in der Küche draußen auch einen ordentlichen Punsch! Habt ihr Pfannkuchen?"

„Jawohl, Exzellenz."

„Gut!“ Sobald der Bursche draußen war, zündete der General einen Spirituskocher an. Darauf hielt er einen Zinklöffel über das blaue Flämmchen. Und nun kam jedes Kind mit einem Zinnsoldaten an. Das Bleigießen begann. Die Köpfe streckten sich über den Tisch. Angespannt beobachteten die vielen Augen, bis so ein französischer Kürassier allmählich im Löffel zerschmolz. Als erste mußte Hilda den Löffel mit dem flüssigen Blei durch einen Schlüssel in eine Schüssel mit Wasser gießen. Es klatschte, zischte und spritzte. Dann wurde das Blei aus der Schüssel gesammelt. „Aaaah!“ rief der Vater! „Seht mal! Hilda hat einen richtigen Engel gegossen!“ Alle lachten. Die Kleine ging mit ihrem Blei verzückt an ihren Platz zurück und starrte es an. Wieder zischte es auf. Und dann angelte sich Paul seinen zerschmolzenen Kürassier aus dem Wasser.

„Papa“ juchzte er, „was ist denn nun das?“

„Lauter Grenadiermützen, mein Sohn. Eine gute Vorbedeutung!“ Er nahm die Bleistückchen in die Hand. „Lauter preußische Grenadiermützen! – Bravo! . . . Na, und du?“ winkte er U 2, der sich gerade sein Blei aus der Schüssel holte, „was für Schätze hast denn du gegossen? Das sieht ja aus . . . wie lauter Moos!“

„Moos?“ beugte sich die Generalin vor, „das bedeutet Geld! Er wird reich! Und du, Malvine? Seht, sie hat einen richtigen, großen Baum gegossen!“

„Das ist die Welt-Esche Yggdrasil!“ nahm ihr Magnus das Blei fort.

„Und ihr andern?“ fragte der General den Jüngsten.

„Albrecht“ rief das Fräulein, „zeig doch, was *du* gegossen hast! Exzellenz, er hat nämlich lauter Granaten gegossen!“

„Granaten?“ sah ihn der General an, „willst du etwa einmal . . . zur Artillerie? Aber, Kinder, ihr müßt euer Blei so gegen die Wand halten, daß es Schatten wirft!“

„Uuu!“ quietschte Klara auf, „sieh nur Papa!“ Sie deutete auf den Schatten, den ihr Blei warf, „ein Ungeheuer!“

„Nein! Ein schwarzer Pfaffe ist das! Ein richtiger Pfaffe.“

„Und was wirft mein Blei für Schatten?" fragte Erich, „man erschrickt ja davor!"

„Ja, Junge, man erschrickt. Aber ich bin keine Pythia."

„Jetzt mußt *du* gießen, Papa!" schrien alle Kinder. „Jetzt du! Jetzt du!" Der Vater goß sein flüssig gewordenes Blei durch den Schlüssel in das Wasser, daß es hoch auf spritzte.

„Seht nur!" riß die Generalin einen Bleiklumpen heraus, „Papa hat einen großen Orden gegossen."

„Einen großen Orden?" Der General blinzelte, während er sein Blei gegen die Wand hielt, „ist es nicht . . . ein Teufel? Seht doch? Zwei Hörner! Seht ihr's? Ein richtiger Teufel!" Es klingelte vorn an der Haustür. Alle horchten.

„Etwa Besuch?" fragte die Mutter erschrocken. Doch dann kam der Bursche mit mehreren Telegrammen herein. „Es sind ja rote Zettelchen dran! . . . Also von Fürstlichkeiten! Sicher vom Großherzog von Baden!" Der General öffnete das erste Telegramm und las:

„Im Namen Seiner Apostolischen Majestät, meines Allerhöchsten, Gnädigsten Herrn, des Kaisers Franz Joseph von Österreich, erlaube ich mir, Euer Exzellenz ehrfurchtsvollste Glückwünsche zur Jahrhundertwende auszusprechen. Gezeichnet: Graf Paar, Generaladjutant. Wien, Hofburg."

„Reizend!" nahm die Generalin das Telegramm und las es noch einmal. „Wien. Hofburg. Doch sehr nett. Und die andern?"

„Dies ist vom Prinzen von Meiningen."

„Sehr nett! Weißt du noch, Fritzchen, wie wir einmal die Erbprinzessin in Berlin im Tiergarten getroffen haben? Sooo klein warst du noch!" lachte die Mutter auf. „Ja, damals haben wir beide zusammen immer weite Spazierwege durch Berlin gemacht. Und dabei hat er mir mal ein Loch in den Handschuh geküßt."

Ach Gottchen!" schmatzte Klara den Kadetten ab, „ein Loch in den Handschuh? Wie süß."

„Ja, das war 1891 in Berlin. Gelle, wie sich die Erbprinzessin damals über das Loch im Handschuh amüsiert hat.

Aber von wem ist denn das andre Telegramm?" Der General reichte es ihr. „Vom Franz-Regiment?" Sie las: „ „ ‚Im Namen des ganzen Offizierskorps . . .' Sehr nett, reizend . . . ‚Oberst von Schenk'. Wie nett. – Ja, die Berliner Zeiten! Als du Kommandeur der Franzer warst, damals glaubte jeder, du bekämst eine Gardebrigade! . . . Sehr nett. ‚Das ganze Regiment in treuer Anhänglichkeit'. Wirklich nett. Aber du hast ja noch ein Telegramm! Und zwei Seiten lang? Etwa vom Kaiser?"

„Vom Kaiser?" schüttelte der General den Kopf. „Nee! Auf so intimem Fuß stehen wir nicht."

„Also, von wem?"

„Von Gordat."

„Von Hänschen? Was telegraphiert er denn?"

„Na hört mal alle her! Major von Gordat hat nämlich immer was ganz besonders Wichtiges mitzuteilen."

„Was ganz besonders Wichtiges?" war die Generalin aufgestanden und sah ihrem Mann über die Schulter, als er jetzt den Text vorlas:

„Zur Jahrhundertwende gehen meine respektvollsten Gedanken zu Euer Exzellenz und Ihrer ganzen Familie. . ." Mit einmal faltete der General aber das Telegramm wieder zusammen und legte es fort. Sofort nahm es die Generalin und las dann, die Augen hin und her blitzend, suchend in den Worten Gordats herum.

‚Wie ich es Seiner Majestät, dem Kaiser, vor acht Tagen bei der Weihnachtsfeier im Neuen Palais sagte', sie las jetzt laut, „wir müssen im neuen Jahrhundert, wie in Amerika, so auch bei uns, alle Ergebnisse der Wissenschaft und Forschung nur noch auf die praktische Verwertung hin beziehen. Industrie, Verkehr, Landwirtschaft und Heilkunde . . . alles nur in den Dienst der großen Vorbereitung. Denn nur dann wird Deutschland seine jetzige überragende Vormachtstellung gegen alle Völker und selbst gegen Amerika behaupten können!"

„Und so weiter . . . und so weiter!" nahm ihr der General das Telegramm aus der Hand und lachte. „Habt ihr's auch gehört, Kinder?" Er klopfte Paul auf den Rücken.

„Also jede Erfindung, die ihr etwa im Kinderzimmer macht, teilt mir sofort mit! Sonst überflügelt uns . . . Amerika!" Alle lachten. „Ja, der gute Gordat! Na, Junge!" boxte er U 2 in die Seite, „lach doch mit!" Dann setzte er noch einmal die Brille auf und las: „Von Gordat, Major und Gouverneur der Kaiserlichen Prinzen. Potsdam, Neues Palais." . . . „Na, Junge!" puffte er U 2 zum dritten Mal in die Seite, „nu' lach doch mit!"

„Da war doch noch ein Telegramm!" holte sich die Generalin eines aus dem Haufen.

„Ja", sah der General seine Frau erstaunt darüber an, daß sie es sich genommen hatte. Dann sagte er, die Augenbrauen hebend: „Erwartest du etwa ernstlich einen Neujahrsgruß . . . vom Kaiser, daß du auf einmal so enttäuscht bist, weil es nur vom Großherzog von Baden ist?"

„Sehr nett!" Sie reichte das Telegramm zurück. „Aus Karlsruh! Aus meinem Süddeutschland! Wir Badenser haben einen guten Großherzog. Da kannst du stolz sein, Paul, daß du sein Patenkind bist. Aber deshalb blähe dich nicht. Fräulein, knoten Sie ihm doch mal den Matrosenschlips anständig! Na, und du, Hildchen? Du bist das Patenkind der Großherzogin Hilda! Also lache . . . und schlaf nicht ein. Ja, die großherzoglichen Herrschaften wollen immer, daß wir sie in Baden-Baden besuchen. Kürzlich schrieb mir die Großherzogin, sie könne es sich gar nicht vorstellen, wie wir's hier oben in Ostpreußen bei der Bärenkälte überhaupt aushalten!"

„Herrje!" sah der General plötzlich nach der Uhr, „das kann doch nicht stimmen! Ist es denn inzwischen schon halb zwölf geworden? Oder geht die Eßzimmeruhr vor? . . . Da muß ich den Baum anzünden! Mathi! Ich denke, wir machen den Punsch wie üblich im Saal! Paul soll ihn in den Weihnachtssaal bringen!" Er stand auf, steckte die Telegramme in die Tasche und eilte fort.

„Ich möchte schwören", blickte die Generalin zornig, „mit diesem Telegramm, da will Gordat eine Intrige verdecken! Denn Frau von Stolphagel hatte mir beim letzten Rote-Kreuz-Tee doch ganz bestimmt gesagt, es stünde

absolut fest, daß Papa zu Neujahr den Kronenorden 1. Klasse bekäme. Überhaupt . . . Gordat! . . . Was geht uns denn Amerika an? Wenn er so gut mit dem Kaiser steht, warum hat er nicht beim Kaiser veranlaßt, daß Papa den Orden kriegt? Ich dachte bestimmt, daß vierte Telegramm wäre vom Kaiser. Ach, Kinderchen! Lauter Intrigen. Aber seid deshalb nur lustig! Ich muß in den Saal vor. Und laßt euch ja nichts merken, daß ihr enttäuscht seid! Also, Fräulein, der Bursche soll gleich den Punsch und die Gläser vortragen. Wo ist eigentlich die Flasche Arrak? Aber vielleicht nimmt Papa lieber Rum! . . . Also: nichts merken lassen, Kinderchen!" Sie folgte dem General. Kaum war sie draußen, so brachen die Geschwister in Wutausbrüche aus.

„So eine Gemeinheit!" rief Fräulein. „Aber euer Papa ist viel zu gut. Und er hat ganz recht, wenn er immer sagt: ‚Es steht schlimm um Deutschland'."

„Aber Fräulein!" schrie Malvine, „es kann doch noch immer ein Telegramm vom Kaiser kommen!"

„Da!" zog sich Klara mit grandioser Geste ihr breites, hellblaues Atlasband aus den Haaren und warf es auf den Tisch, „ich schenke es Papa! Er kann sich's ja umhängen! Dann hat er diesen . . . Kronenorden 1. Klasse."

„Natürlich", zog Magnus sein Auge länglich, „denn was versteht eine wie du vom Kronenorden 1. Klasse! Wenn auch Herr Walther von der Vogelweise behauptet . . . ‚die deutschen Frauen sind den Engeln gleich gestaltet' . . . Haha! Aber was weiß denn so ein Minnesänger? So ein fahrender Zigeuner! . . . Haha! Jedenfalls", gab er dem Jüngsten eine Kopfnuß, „wenn du weiter Vögel und Schmetterlinge pinselst, dann wirst du auch noch mal auf . . . der Vogelweide enden! . . . Ziegen und Affen!" Er stützte sich vom Sofa hoch, hinkte an den Tisch und sagte: „Ja, jetzt zündet Papa den Tannenbaum an . . . und weiß gar nicht, daß er damit das Julfeuer der alten Germanen heraufbeschwört! Das Sonnenwendfeuer! Die Sonnenwende! *Das* nämlich ist der Sinn des neuen Jahrhunderts! Stolphagel I meinte, es käme überhaupt nicht mehr

auf den Kaiser an! Es käme nur noch auf unseren nordischen Mythos an! Oder wie's in der ‚Edda' heißt: ‚Gefesselt sah ich in zerklüftetem Wald die heimtückische Gestalt des Loki!' Jawoll! Die heimtückische Gestalt des Loki müssen wir im neuen Jahrhundert endlich wieder gefesselt sehn! . . . So meinte Stolphagel 1."

„Stolphagel! Immer Stolphagel!" Klara probierte, an der Wand aus dem Schattenspiel ihres Bleiklumpens für sie günstigere Figuren zu erkennen. „Diese Stolphagel-Söhne . . . die sind einfach übergeschnappt!"

„Was?" bebte Magnus vor Wut. „Wage das nicht noch einmal zu sagen! Du gehörst nämlich auch zu diesen Lokis! Zu diesen Freestinkern! Du Sozialistin du! . . . Es soll eben wieder einmal in unserm Volk der ‚Baldur' abgemurkst werden! Aber Stolphagel 1 sagte . . ."

„Streitet euch nicht!" versuchte das Fräulein zu beruhigen. Aber dann nahm sie plötzlich die Punschterrine und ging nach vorn in den Saal.

„Jetzt, wo euer ‚Spitzchen' Gott sei Dank weg ist", flüsterte Magnus mit einmal, „und wir unter uns sind, will ich euch nämlich etwas verraten: Fluchzeit steht bevor! Aber das schwöre ich euch!" Er hob die Faust. „Jeder, der mit diesen Lokis gemeinsame Sache macht, den werden wir . . ."

„Ich bin so müde", heulte Hilda mit einmal los, „ich will zu Bett. Laßt mich doch zu Bett."

„Sei gefälligst still!" schlug Magnus auf den Tisch. „Nämlich, wenn ich auch Mama keine Löcher in den Handschuh geküßt habe, wie das Kadettchen da, so wird es doch Löcher in die Köpfe geben, wenn diese Loki im Deutschen Reichstag weiter so unverschämt ist!"

„Mir scheint", hob Klara ihr Silvesterblei über den Kopf wie eine Opferschale, „der Gelenksrheumatismus ist Magnus aus dem Knie ins Gehirn hochgerutscht! Aber kommt! Mama ruft im Korridor! Wir sollen in den Weihnachtssaal! Also rasch, rasch!"

Der Bursche hatte indessen vor den vom General angezündeten Weihnachtsbaum einen Tisch hingestellt, auf

dem die Punschterrine, viele Gläser und die Berliner Pfannkuchen standen.

„So!" entkorkte der General die Rumflasche und begoß ein zweifaustgroßes Stück Zuckerhut, das auf einem Drahtgeflecht über der Punschterrine lag, ausgiebig mit Rum. „So, meine Kinder, jetzt rollt das alte Jahrhundert ab. Unaufhaltbar rollt es ab!" Als er nun mit einem Streichholz den alkoholgetränkten Zucker anzündete, traten alle Kinder mit einem begeisterten ‚Aaaaa!' zurück und starrten dann in die hochzüngelnde, geisterblaue Flamme.

„Nicht so nah!" drängte der General die Jüngsten von der Terrine zurück, als sie den schmatzenden, aus dem Zucker in den Punsch tropfenden brennenden Flämmchen zusehen wollten, die wie Irrlichter über der dunkelroten Punschoberfläche tanzend zickzack hin und her rasten. Mit dem Korken zur Sicherheit gegen die Flamme in der Hand, übergoß nun der Vater immer wieder neu den Zucker, sobald das Rumfeuer auszugehen drohte. Und jedesmal loderte es gleich grünblau in die Höhe. „Macht mal ein Fenster auf, daß wir's hören, wenn die Glocken zu läuten beginnen! So", stellte er dann die leere Rumflasche fort und beugte sich jetzt auch über die Terrine, in der die magisch-bunten Alkoholfeuerchen noch immer orgienhaft herumtanzten. „Hat jeder einen Löffel im Glas? . . . So reicht mir die Gläser! Fräulein, bitte auch Ihres!" Mit einem goldenen Bowlenlöffel begann er jetzt, die Gläser zu füllen.

„Hmm!" kostete die Mutter vom Punsch, „aber heiß! Verbrennt euch nicht, Kinder!"

„Hmm!" machten nun alle, nachdem sie genippt hatten.

„Schlägt es da nicht schon zwölf?" fragte der Vater.

„Nein!" trank die Generalin Schluck um Schluck. „Es sind noch zehn Minuten, eh' es zwölf ist."

„Ja, meine Kinder!" stand der General plötzlich auf und trat mit seiner Frau vor den kerzenstrahlenden Tannenbaum. „Nun kommt ein neues Jahrhundert!" Die

Töchter und Söhne standen dicht gedrängt um die Eltern. „Ja, jetzt wird man gleich das neue Jahrhundert überall in der Welt einläuten. Von uns wird wohl niemand je wieder solch eine Silvesterstunde erleben. Denn wenn man einst das Jahr 2000 einläutet, dann sind wir alle längst nicht mehr da."

„Wo sind wir denn dann, Papa?" fragte Hilda. Der General sah sein Töchterchen merkwürdig an und schwieg. Dabei stierte er, immer ernster werdend, in die so still brennenden Kerzen. Leise bewegten sich die aus Seidenpapier verfertigten roten Ballons an den Tannenzweigen.

„Aber Liebster!" küßte die Generalin ihrem Mann die Hand, „warum sollen wir im Jahre 2000 nicht mehr da sein? Tante Adelhaide Blomberg schrieb doch gestern in ihrem Neujahrsbrief aus Amerika . . ." – sie versuchte, den General aus seiner schweren Stimmung loszureißen, „kürzlich hätten sechs Veteranen noch aus dem Bürgerkrieg unter Lincoln in Boston ein Zusammentreffen gehabt, . . . und da wäre der jüngste von ihnen 104 Jahre alt gewesen. Also, wer weiß!" lachte sie auf, „vielleicht erleben wir *doch* noch das Jahr 2000!" Der General antwortete nicht. Sein Blick wurde immer trauriger. Mit einmal redete er wie zu sich selber:

„1900? Unser Kaiser ist der Ansicht, es gäbe kein größeres Verbrechen, als wenn sich Deutschland nicht zum Kriege rüstete." Alle sahen ihn erwartungsvoll an und keiner wagte etwas zu äußern. „Ja, Kinder! Aber wie gesagt, ich bin keine Pythia! Obwohl ich eigenartige Gedanken darüber habe. In sechs Minuten wird das neue Jahrhundert eingeläutet." Er erhob sich langsam. Plötzlich machte er beide Arme weit auf und versuchte mit ihnen, seine Frau und die Kinder zu umfassen. Dabei flüsterte er: „Nun, ihr Lieben, seid umschlungen! Ja, seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" Die Kinder schmiegten und preßten sich an Vater und Mutter. „Wo ist denn Fräulein?" drehte sich der General um. Da kam das Fräulein näher. In einer großen Umarmung verharrten sie nun alle in diesen letzten Minuten und Sekunden des

alten Jahrhunderts. Der Nadelduft des Weihnachtsbaumes war betäubend um sie.

„Eben schlägt es 12!" rief Magnus. Da löste sich die Gruppe auf.

„Ja!" horchte der Vater und stellte seine Uhr, „jetzt schlägt es zwölf." Nachdem die zwölf Schläge unter kaum ertragbarer Spannung und Erregung verklungen waren, blickte der General erst seine Frau, dann jedes Kind einzeln an, auch das Fräulein, und sagte: „Nun sei Gott mit uns allen!"

Dröhnend begannen draußen über Königsberg die Glocken der verschiedenen Kirchen durch die eisige Neujahrsnacht zu läuten. Immer lauter. Das Geläute schwoll an und erfüllte die Winterluft. Mit einmal küßte der General seiner Frau die Hand und sagte leise:

„Prost Neujahr!" Gleich danach kamen die Kinder mit ihren Gläsern an und schrien durcheinander:

„Prost Neujahr, Papa! Prost Neujahr, Mama!" Die Gläser klirrten gegeneinander.

„Prost Neujahr, Exzellenz!" stieß jetzt auch das Fräulein mit der Generalin und dem General an.

„Spitzchen!" umarmte Malvine das Fräulein und wollte ihr neuen Punsch eingießen. Doch da kam der Bursche mit der Köchin und den anderen Dienstleuten herein.

„Wir wünschen den Herrschaften und allen Kindern ein glückliches neues Jahr!" Als sie dann wieder draußen waren, ging der General schweigend in sein Arbeitszimmer. Immer noch läuteten die Glocken. Die Kinder trauten sich nicht zu sprechen. Ihre Mutter folgte dem General bis an die Tür. Dort blieb sie stehn. Mit einmal bekreuzigte sie sich und faltete die Hände. Da sahen sich Klara und Paul blinzelnd an. Auch Magnus verzog das Gesicht. Auf einmal erschien der General wieder und rief mit veränderter, vergnügter Stimme:

„So, Kinderchen! Nun stellt auch mal vor den Weihnachtsbaum! Jetzt will ich euch fotografieren!" Er holte den schon auf dem Stativ vorbereiteten Apparat aus einer Saalecke, maß dann die Entfernung ab, verschwand mit

dem Kopf unter dem schwarzen Tuch, kam wieder vor, legte eine Platte ein und sagte, während er die Linse mit einem runden Pappdeckel bedeckte: „Ich werde jetzt zehn Sekunden exponieren. Dabei brenne ich ein Blitzlicht ab. Also haltet schön still und kneift die Augen nicht zu. Kadetten, stellt euch näher zusammen. Hilda! Du knie hier. Gebt Mama einen Sessel. Klara, was machst denn du für ein Gesicht? Weinst du etwa? Soll das mit auf die Platte? Na und du, Albrecht! Steh mal so still wie Paul und Erich! Schade, daß wir das Glockengeläut nicht mit auf die Platte bekommen . . . Soo!" häufte er nun Magnesium auf ein Zinntellerchen über dem Apparat, zündete die Lunte an und nahm die Kappe von der Linse. Es gab einen Puff und grellen Feuerschein. „So, Kinderchen!" schob er die Holzhülle über die Platte, wickelte sie sorgfältig in das schwarze Tuch und lachte . . . „jetzt haben wir diese Jahrhundertwende festgehalten!"

„Karl!" rief die Mutter dem General zu, der den Apparat wieder fortstellte, „Fritz hat mir neulich aus seiner Bibel eine so komische Stelle vorgelesen. An die mußte ich denken, wie eben das Magnesium so aufblizte. Ich hab ja sicher die Augen zugemacht. Na, wir werden schön aussehn alle miteinander! . . . Fritz, lies doch bitte Papa mal die Stelle vor!" Der Kadett ging an seinen Tisch, kam dann mit der Bibel an und las:

„Es wird aber des Herren Tag kommen als ein Dieb in der Nacht; in welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen. Die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen."

Der General sah den Kadetten erstaunt an, sagte aber nichts. Die Glocken läuteten nun draußen so jubelnd durcheinander, daß davon die Fensterscheiben erzitterten.

„Fräulein!" rief der General, „bitte veranlassen Sie doch, daß dem Posten unten Punsch und Pfannkuchen 'runtergebracht wird." Das Fräulein ging. Nach einer Pause nickte der General. „Ja, Kinderchen, auch wenn die Elemente zerschmelzen, oder die Himmel, wie wir eben

gehört haben, einmal zergehen werden mit großem Krachen . . .", er versuchte zu lächeln, „wenn ihr immer eure Pflicht erfüllt und im neuen Jahrhundert trachtet, tüchtige, anständige Menschen zu werden, dann . . ." Er umarmte sie wieder, da er nicht weiter zu sprechen vermochte. Nach einem fast würgenden Schweigen strich er sich schließlich den Schnurrbart und sagte: „Dann kann es uns nämlich auch gänzlich schnuppe sein, ob die Elemente verbrennen!" Darauf küßte er jedes Kind einzeln. Und dies war das Zeichen, daß die Eltern nun allein zu sein wünschten.

Die Lichter waren heruntergebrannt. Die langen Schatten der Tannenzweige wehten märchenhaft seltsam über die rosa Marmorwände zwischen den Pilastern im Saal. Jetzt brannten nur noch fünf Kerzen. Es wurde dunkler und immer dunkler. U 2 schaute in diese geheimnisvollen Schatten des Tannenbaums, als stünde er irgendwo im Schwarzwald und jeden Augenblick könnte an der Ottilienquelle ein braunes Reh vorkommen in Storchschnabel und Glockenblumen hinein. „Na, Kinderchen! Jetzt geht aber!" Auf Zehenspitzen entfernten sich seine acht Kinder. Als die Eltern dann allein waren, legte der General seinen Arm um die Schulter seiner Frau. Und so saßen sie nun beide stumm da und beobachteten, wie ein Licht nach dem andern, noch einmal hoch aufflammend, ausbrannte und verknisterte. Das letzte war nur noch so groß wie eine Fingerspitze. Mit einmal stand der General auf und ging. Seine Frau blieb sitzen. Immer tiefer beugte sich ihr Kopf, als könne sie dessen Gewicht nicht mehr halten. Plötzlich hielt sie ihn mit den Händen und dann rannen ihr die Tränen. Mit seinem Cello kam der General aus dem Arbeitszimmer zurück. Er setzte sich in die Mitte des Saals, nahm sein geliebtes Instrument zwischen die Knie und begann dann mit festem Strich das Lied aus dem dritten Akt des ‚Fidelio' zu spielen.

‚Wer ein holdes Weib errungen – stimm in unsern Jubel ein!' Die Generalin wischte sich die Augen und blickte in tiefem Weh und unbegreiflichem Glück in das immer nie-

driger brennende Licht der einen Kerze. Mit einmal war es dann vollkommen finster. Nur die Töne Beethovens mischten sich mit dem hellen, tiefen, jauchzenden Gedröhne aller Glocken der Festung.

Doch nun stand der General auf. Als er dann auf einem der Weihnachtstische eine Kerze anzündete und durch das Licht sah . . . wurden auch seine Augen mit einmal naß. Denn dort vor ihm in der Salontür standen und hockten alle seine Kinder, barfüßig und in langen Nachthemden.

„Papa! Papa!" stürmten sie ihm an den Hals, und dann weiter zur Mutter.

„Na, Kinderchen!" sagte der General, „nun aber zu Bett! Und mögt ihr gesegnet sein im neuen Jahrhundert!"

Vom Singen dieser Musik der Glocken und des ‚Fidelio' war Uhle wie benommen stehn geblieben und atmete.

„Könnte ich mich jetzt auflösen in den Tonwellen aus den Ozeanen dieser Schöpferseligkeit, meine Form ganz zerschmelzen in diesen heißen Feuern, so wie der Zinnsoldat vorhin im Löffel der Silvesternacht. Wieder feuerflüssig werden! Ohne Namen, ohne Familie, ohne Erinnerung. Ohne Zwang zum Weiter auf diesem Wege hier . . .

Aber da sah er schon wieder die Bilder des Gestern. Die alte Köchin Elise kam am Neujahrsmorgen aus der Küche an mit einem anderthalb Meter großen Tablett, auf dem die Neujahrsstolle lag in Gestalt der vier Zahlen 1900, ins Eßzimmer herein, in dem die Familie bereits vollzählig mit dem Fräulein um den Tisch herum saß. Elise stellte den von ihr mit Stechpalmenzweigen und brennenden Kerzen geschmückten Kuchen vor den General hin, der in einer geöffneten braunen Ziviljoppe dasaß, aus welcher sein gestärktes, weißes Hemd, sich über der Brust buckelnd, hervorsah. Ein Halsorden baumelte bis zum zweiten Hemdknopf.

„Na, Elise? . . . Was für ein leckerer Zuckerguß!"

„Ach, Exzellenz", steckte sie sich verlegen eine Haarnadel in der Frisur fester. „Ich bin ja so selig, daß Sie all Ihre Kinder mal wieder beisammen haben." Nach einem

Gekicher der Jüngsten sagte der General:

„Übrigens, Elise, ich hätte gern, daß Sie nachher mit den Mädchen und den beiden Burschen *auch* in die Schloßkirche kommen."

„Ich, Exzellenz? . . . Aber, wer spickt dann den Braten?"

„Die Heinzelmännchen, Elise." Nach allgemeinem Gelächter knixte die Köchin, noch mal ‚Prost Neujahr' wünschend, davon. Während nun der General die Stolle mit einem großen Messer anschnitt, flüsterte Erich seiner Schwester Malvine zu:

„Mama sagte, Papa hätte den ganzen Morgen im ‚Wallenstein' gelesen. Sicher fragt er uns nachher ein Zitat!" Aber der General winkte seiner Jüngsten:

„Komm, Hildchen! Das erste Stück der Neujahrsstolle sollst du haben!"

„Papa!" reichte Paul nun nacheinander die Teller, einen nach dem andern, weiter. „In dem Kosmosheftchen, das du mir zu Weihnacht geschenkt hast, steht, die Venus wäre jetzt besonders klar in den Winternächten zu sehen. Alle 80 Jahre käme sie der Erde so nah!"

„Stimmt das auch? Mein Sohn, nämlich . . . 1870, da leuchtete dieser Stern über unseren Biwakfeuern auch so klar, damals, als wir ‚die Franzosen mit den roten Hosen' . . ." Er griente seinen Jüngsten an und wollte gerade eine Kriegserinnerung erzählen, doch da horchte die Generalin mit einmal wie elektrisiert zum Fenster.

„Hört doch! . . . Das Ständchen!"

„Das Ständchen!" schrien alle und sprangen dann, ohne sich weiter um den Vater oder ihr Stück Stolle zu kümmern, von den Stühlen weg und stürzten an die Fenster. Von unten aus der Gartentiefe erklang ehern und mit dem metallen-schmetternden Ton vieler Posaunen . . . Beethovens Hymne . . .

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort!"

„Sieh nur, Papa!" rief die Jüngste, „eben hat sich der Bernhardiner neben der Pauke in den Schnee hingelegt.

Er scheint gar nicht zu frieren."

„Er ist ja ein Bernhardiner!" zwickte der General dem Jungen in die Backe, „warum soll er da frieren?"

„Aber die armen Trompeter, ach Gottchen!" Klara hob sich auf die Zehenspitzen, um die etwa vierzig Soldaten der Musikkapelle des 1. Grenadierregiments besser sehen zu können, die nach Noten, die auf kleinen an den Trompeten angebrachten Notenhaltern steckten, so gewaltig bliesen, daß ihre blau verfroreren Backen wie Ballons aussahen. „Ach Gottchen! Na, wenigstens haben die Ärmsten . . . Handschuhe an!"

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", summte der General jetzt mit und umarmte seine Frau.

„Papa!" schrie Hilda, die vom Fräulein auf das Fensterbrett hochgehoben war, „der Bernhardiner ist aufgestanden . . . und wedelt!"

„Ich hoffe nur", tuschelte Erich am Nebenfenster mit seinen Brüdern, „sie spielen nachher noch irgendeinen Walzer."

„Ich hätte gedacht", flüsterte Magnus enttäuscht, „sie würden ihr Ständchen mit Wagner beginnen. Aber der Musikmeister weiß natürlich, daß Papa lieber Beethoven hört. – Na, ich denke, wir trinken unsern Kaffee weiter."

„Komm, Mathi!" führte auch der General seine Gattin Mathilde wieder an den Tisch zurück, „wenn das Ständchen vorbei ist, muß ich den Kapellmeister im Salon empfangen. Meinst du, es genügt, wenn wir ihm Madeira anbieten? Oder muß es Sekt sein?"

„Natürlich Sekt! Am ersten Tag des neuen Jahrhunderts! . . . Erich, lauf rasch in die Küche und sag, der Bursche soll gleich Champagner in den Salon tragen . . . Halt! . . . Und die Sektbiskuits, die ich gestern besorgt habe! . . Aber natürlich, Geliebter!" sah sie den General fast vorwurfsvoll an, „*nur* Sekt! Außerdem . . . bei dieser Kälte!" Sie trank ihren heißen Kaffee.

„Und die andern Musiker?" fragte Klara schnippisch, „was kriegen denn die?" Aber da der Vater wieder an das Fenster getreten war, so flitzten die Kinder auch gleich

wieder an die andern Fenster. Unten auf der Straße vor der Kommandantur hatten sich inzwischen viele Passanten angesammelt und lauschten von dort dem jetzt mit allen Fanfaren und Posaunen mächtig trompeteten Einzugsmarsch aus der ‚Aida'. Die in Pelze und sonstige Wintermäntel eingehüllten Zivilisten hoben sich wie dunkle Flecken von den Schneemassen ab. Doch jetzt öffnete der General ein Fenster, winkte den Grenadieren unten im Garten zu und rief:

„Herr Musikmeister! Wenn Sie mit dem Programm fertig sind, kommen Sie doch bitte herauf!" Man hörte das Zusammenklappen von Absätzen.

„Huuu!" hielten sich die Schwestern die Servietten an den Hals, „das zieht ja eisig herein . . . wie vom Nordpol!" Da schloß der Vater das Fenster, ging an seinen Platz, aß im Stehen schnell sein Stück Stolle zu Ende und sagte kauend:

„Saevis tranquillus in undis' . . . Ruhig im Aufruhr der Wellen! Wie unser Wilhelm von Oranien immer zu sagen pflegte. So! Kinderchen, nun macht euch aber fertig zur Kirche! Und daß jeder adrett angezogen ist im neuen Jahrhundert!" Er wollte gehen, drehte sich aber noch einmal um und sagte dann seltsam ernst: „Kinder, der Kaiser hat mir gestern ein Schreiben zukommenlassen . . ."

„Hast du ihn bekommen?" flog die Generalin ihrem Mann an den Hals, „hast du ihn bekommen?"

„Ja . . . *wen* denn?"

„Den Kronenorden 1. Klasse!" Da löste der General lächelnd die Hände seiner Frau vom Hals und murmelte:

„Nein. Aber ich wollte etwas ganz anderes sagen! Nämlich, Kinderchen, wenn ihr auch außer Klara noch alle recht klein seid, so vergeßt es nie in eurem Leben, daß ihr heute diesen ersten Tag des neuen Jahrhunderts erlebt habt. Leider sieht der politische Himmel nicht so strahlend klar aus, wie der da draußen, und keiner von uns weiß, was der liebe Gott für Europa beschlossen hat. Wenn ich auch nicht so pessimistisch bin wie ein Zeitungsschreiber, der in der heutigen Morgenausgabe des Königs-

berger Tageblattes schreibt . . .“ Er nahm die Zeitung vom Tisch und las: „Securius bellum, Pace dubia!‘ . . . Nein Kinderchen, und wie ihr es eben hörtet: ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!‘ Ja, so ist es! Aber jetzt kommt es darauf an, daß nicht nur die Himmel . . . des Ewigen Ehre rühmen . . . sondern daß wir Menschen . . .“

„Es klingelt!“ rief Paul dazwischen.

„Das ist der Kapellmeister!“ stand die Generalin auf. Aber der General redete weiter:

„Wir haben seit 1871 der Welt den Frieden erhalten. Wieviel Jahre sind das, Albrecht?“

„29 Jahre!“ kam Paul dem Jüngsten zuvor.

„Jawohl. 29 Jahre.“ Der General zog seine Joppe aus und schlupfte dann in den ihm von seinem in Paradeuniform angezogenen Burschen hingehaltenen, mit goldenem Eichenlaub bestickten Generalsrock, an dem die Fangschnüre, Orden und Ordenssterne klimperten. Während er sich diesen Galawaffenrock zuknöpfte, blickte er die Söhne durchdringend an . . . „Jungens! Eure Väter, Großväter und Urgroßväter, die haben in dem abgelaufenen Jahrhundert nicht nur als preußische Offizieren dem Vaterland ihre Pflicht erfüllt. Sie haben auch unser Deutsches Reich, so wie es heute hier von Königsberg bis zum Rhein und nach Straßburg hin stark und einig lebt, mitbegründet. Ihr wißt, euer Urgroßvater Eberhardt hat mit 14 Jahren, also in Fritzens Alter, 1806 bei Jena und Auerstädt als Ordonnanzoffizier des unglücklichen Herzogs von Braunschweig fliehende Preußenbataillone gegen Napoleons Soldaten wieder vorgeführt und wurde dafür später mit 18 Jahren durch den Pour le mérite ausgezeichnet. Euer Großonkel Unger überbrachte 1866 in der entscheidenden Nacht vor der Schlacht bei Königgrätz den Angriffsbefehl Moltkes in einem berühmt gewordenen Ritt an die Armee des Kronprinzen und mußte hierbei allein über 30 Kilometer durch von Österreichern besetztes Gelände reiten. Unser hochseliger Kaiser Wilhelm I. sagte eurem Großonkel dann beim Einzug durch das Brandenburger Tor: ‚Ohne Sie – kein Königgrätz!‘ und verlieh

ihm den Pour le mérite."

„Und du?" rief Erich.

„Ich? Euer Vater war damals noch ein viel zu junger Dachs! Ich habe mit meinem Regimentskameraden Hindenburg keine Heldentaten vollführen können. Aber wir versuchten immer, unsere Pflicht zu erfüllen."

„Papa! Papa!" kamen da von überallher die Kinder an und umschlangen ihn. Doch er wehrte sie ab.

„Nein, ich habe überhaupt nie etwas Großartiges geleistet. Allerdings, Jungens! In Versailles, als unser König zum Kaiser ausgerufen wurde, da war ich mit dabei. Aber jetzt dieses 19. Jahrhundert deutscher Waffensiege, das liegt jetzt hinter uns und auch euer Vater . . . wird bald . . ."

„Was denn?" hing sich die Generalin an ihn.

„Nein . . . nein! Ich habe in diesem neuen Jahrhundert nichts mehr zu tun. An euch ist es, unser Deutsches Reich im kommenden Jahrhundert vor allen Völkern *so* geachtet zu erhalten, wie es heute in der ganzen Welt geachtet wird. Erfüllt eure Pflicht, Kinder! Ob ihr dann . . . den Kronenorden umgehängt bekommt oder den Pour le mérite . . . was bedeutet dies vor dem Bewußtsein, daß ihr zu jedem Augenblick euerem Gott und eurem Volk gegenüber eure Pflicht erfüllt habt! So . . . nun macht euch aber fertig." Er verließ das Eßzimmer.

Uhle blickte der Erscheinung seines Vaters tiefbewegt nach. Und dann stellte er sich selber die Gewissensfrage, ob auch er immer in jedem Augenblick . . . Gott und dem Volk gegenüber seine Pflicht erfüllt habe. Doch ehe ihm eine klare Antwort kam, sah er im Treppenhaus der Kommandantur die Kinder auf den Vater warten. Sie kontrollierten sich gegenseitig, ob sie auch gut abgebürstet waren, ob die Biberkragen der drei jüngsten Söhne über den Wintermänteln adrett zugehakt seien und die Biberkappen nicht zu keck auf dem Kopf saßen. Klara bekam den obersten Knopf ihrer Pelzschuhe absolut nicht zu. Und U

2 kriegte seine von Frostbeulen geschwollenen Finger nicht in die neuen, weißen Lederhandschuhe hinein. Doch da kam die Mutter an. Elegant, in einer langen Pelzjacke mit einer Pelzkappe, von der ein Schleier herabhängend ihr Gesicht bis zum Mund bedeckte.

„Der arme Magnus", sagte sie leise, „er ist schon mit den Leuten in einer Droschke voraus. Sein Knie ist immer noch nicht abgeschwollen. Ich habe Papa so gebeten . . . wir sollen alle zusammen zur Schloßkirche fahren. Aber Papa besteht darauf, daß wir zu Fuß gehn. Er will eben den Königsbergern seine Kinder zeigen. Ah! Da kommst du ja!" drehte sie sich lachend zum General um, der sporenklirrend aus seinem Arbeitszimmer ankam. Er hatte einen mit Biberpelz gefütterten grauen sogenannten ‚Kaisermantel' an, über den eine lange Pelerine so weit herabhing, daß man von den roten Streifen seiner Generalshose nur eine Handbreit sehen konnte. Die knallroten Mantelaufschläge waren dergestalt auseinandergeschlagen, daß die obersten Halsorden sichtbar wurden. Der Generalshelm mit dem Federbusch reichte ihm bis zu den Augenbrauen. Musternd blickte er seine Kinder an. Auf einmal sagte er mit einem leichten Seufzer:

„Ach, daß ‚die innere Schöpfungskraft durch meinen Sinn erschölle'!" Und fragte gleich darauf Paul: „Von wem ist das?" Da es keines der Kinder wußte, rief er, während er die Treppe hinunterstieg: „Von Goethe!" Klara blinzelte Malvine zu. U 2 war rot geworden, weil er das Zitat nicht wußte. Als sie nun unten aus der Tür traten, präsentierten die Posten. Der General grüßte. Dann winkte er den Kindern, sie erst mit einem Handschuh ordnend, rasch vorwärts zu gehn. Und nun mußten sie, wie in einem Pensionat, immer zu zweien, erst die Jüngsten, dann die älteren Geschwister, den Eltern vorausschreiten.

„Wenn uns der junge Finkenstein so sieht!" knirschte Klara, sichtlich geniert, zu Malvine. „Wir machen uns glatt lächerlich!" Die Familie stapfte durch die dick verschneiten Straßen, dem Schloßberg und der alten Schloßkirche entgegen. Die Jungens drehten sich, immer verstohlen,

nach dem Vater um, sooft irgendein Soldat oder Offizier entgegenkam und freuten sich dann diebisch, wenn diese vom Gehsteig heruntermußten, um vor dem General Front zu machen. Die weißen Schwanenfedern auf seinem Helm wehten, sooft er an einer Straßenecke vorbeikam, dergestalt in die Höhe, daß man darunter über Adler und Gardestern die schwarzen Federn sah. Als es nun den Schloßberg hinaufging, faßte der General seine Frau unterm Arm, um ihr durch den Schnee zu helfen. Ein Generalstabsoffizier kam von oben entgegen mit der Hand am Helm:

„Ich wünsche Euer Exzellenz ein glückliches Neujahr und melde ganz gehorsamst: die ganze Garnison ist bereits in der Kirche. Auch das Publikum wartet! Der neuernannte kommandierende General, Exzellenz Graf Finkenstein, befindet sich bereits in seiner Loge. Darf ich bitten, Exzellenz, der Weg rechts ist freigeschaufelt!"

Während nun die Kinder hinter den Eltern die Treppe zu der Loge hochstiegen, bemerkte Klara, daß sich die Mutter verfärbt hatte und sich plötzlich am Geländer festhielt. Der General eilte hin, stützte sie . . . und dann hörten die Kinder zwischen beiden ein Geflüster:

„Was ist denn mit dem Pascha passiert?" fragte die Generalin. „Ein neuer Kommandierender ist hier?"

„Ja. Goltz wurde gestern zum Generaloberst ernannt."

„Wer? Der Pascha? Und zum Generaloberst? . . . Na und du?" Da der General schwieg, fragte sie nach einer Pause: „Und wer ist dieser Finkenstein?"

„Der neuernannte kommandierende General. Du hörtest es vorhin." Er wollte noch etwas hinzufügen, doch da kam der Leibjäger des Kommandierenden oben aus der Loge. Als er den Kommandanten sah, stand er erst stramm, dann öffnete er, während er seinen am silbernen Bandelier baumelnden Hirschfänger festhielt, leise die Tür zur Loge des Generals. Die Kinder folgten den Eltern und nahmen hinter ihnen Platz. Der General und seine Frau

hatten sich in üppige Sessel, wie in einer Theaterloge, hingesetzt. Der General nahm jetzt das goldumrandete Programm von der mit rotem Samt bezogenen Brüstung, las es und schaute dann in die vollbesetzte Kirche hinunter, ohne zu bemerken, daß ihn Graf Finkenstein aus der Nebenloge kurz und anscheinend ärgerlich anblickte, weil der General verspätet erschienen war; denn erst jetzt begann das Orgelspiel. Die ganze Gemeinde sang nun laut:

„Ein feste Burg ist unser Gott!
Ein gute Wehr und Waffen!"

Während des Chorals rückte U 2 mit seinem Stuhl näher an die Mutter, so daß er die von vielen feinen gotischen Pfeilern getragenen goldenen Spitzbogen der Schloßkirche wie ein vergoldetes Zelt über den Tausenden von Menschen bestaunen konnte. Links von der Orgel waren, wie bei der Generalprobe am Freitag, sämtliche Musikkapellen der Königsberger Garnison in Paradeanzug um das Dirigentenpult versammelt. Vor den Orgelpfeifen stand der in lila Gewänder gekleidete Sängerchor. Tief unten neben dem mit Blattpflanzen und frischen Blumen verschwenderisch geschmückten Altar standen rechts und links die Fahnen aller Regimenter, ihnen zur Seite, mit gezogenem Degen, die Leutnants, unbeweglich, wie aus Marmor gemeißelt. In den Hunderten von Kirchenbänken saßen, ebenso unbeweglich, dem Altar zunächst, die Offizierskorps, ebenfalls alle in Paradeuniform, daneben ihre festlich aufgeputzten Damen. Dahinter, in Frack oder Gehrock, die Vertreter der Zivilbehörden, deren weiße Hemdbrust reihenweise ebenso in den durch die gotischen Fensterscheiben jetzt vorbrechenden Sonnenstrahlen blendeten wie die weißen Waffenröcke der Kürassiere oben neben der Orgel. Das übrige Publikum verlor sich in graubraunem Dunst nach rückwärts bis hinten an die grauen Steinwände, auf denen überall die Tafeln mit den Nummern der zu singenden Kirchenlieder aufgehängt waren.

Doch nun erschien der Divisionspfarrer Golz. Feierlich

langsam schritt er aus der Sakristei, seinen Talar raffend, mit der Luther-Bibel vor der Brust, heran. Stieg dann die Stufen zu dem mit kostbaren Seiden und Spitzen bedeckten Altar hinauf und begann, die Liturgie zu zelebrieren. Tausende von Kerzen glänzten dabei mit flackerndem Schein über die Orden, Helme, Degen, Husarenpelzmützen und die in vielen Farben aus dem Uniformgewimmel herausleuchtenden Hüte der Offiziersfrauen.

Von der durch die durchbrochenen Eisenplatten vor den Fahnenträgern aufsteigenden heißen Luft der Heizung wurde ein Kürassierleutnant neben der Standarte ohnmächtig. Mit lautem Gerassel fiel er in seinem Kürassierhelm und Panzer, den Pallasch zwischen die hohen Lackstiefel verklemmt, auf die Steinplatten. Mehrere Stabsoffiziere der Allensteiner Dragoner sprangen aus der Kirchbank vor und mühten sich dann mit scheuen Blicken zu der Loge des Generals hinauf, den ohnmächtigen Offizier so geräuschlos wie möglich aus der Kirche zu tragen. Die Gemeinde sang desto lauter das Luther-Lied:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,
und wollt uns gar verschlingen
so fürchten wir uns nicht so sehr –
es muß uns doch gelingen!"

Divisionspfarrer Golz war inzwischen auf der mit Girlanden geschmückten Kanzel aufgetaucht. Als das Lied verklungen war, erhob sich die Gemeinde. Der Pfarrer breitete die Arme:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen! – Wir lesen heute zur Feier der Jahrhundertwende aus dem 103. Psalm die Worte Davids: ‚Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn meine Seele! Und vergiß nicht, was ‚Er' dir Gutes getan hat!' Amen." Die Gemeinde nahm wieder Platz. Jeder setzte sich so behaglich wie möglich, um nun die Predigt anzuhören. „In Christo Geliebte!" begann der Pastor. „Das Jahr 1900 steht über uns am Himmel wie ein Fragezeichen. Jedoch, sehe ich herab

auf diesen Fahnenwald all der glorreichen Regimenter und auf die Herren Offiziere . . . und auf euch, ihr vielen lieben Soldaten dort in den Bänken, so überkommt mich ein Gefühl mutigster Ergriffenheit! Denn was ist nicht alles geschehen, seit sich König Friedrich I. in dieser Schloßkirche hier am 18. Januar 1701 die funkelnde Königskrone auf sein erlauchtes Haupt gesetzt hat. Ihr wißt es, in Christo Geliebte, das war nicht leicht! Es hat viele Mühe gekostet; denn man gönnte dem Kurfürsten von Brandenburg damals die Königswürde nicht! In Wien befürchtete man sogar, das Erzhaus könne durch das zum Königtum erhobene Brandenburg womöglich um das Kaisertum gebracht werden. Und als am 16. November 1700 in Wien der sogenannte Krönungskontrakt zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg unterzeichnet wurde, da äußerte Prinz Eugen: Die Ratgeber des Kaisers in Wien, die zu solchem verhängnisvollen Schritt der Anerkennung der preußischen Königswürde geraten hätten, die sollten allge gehängt werden!" Es ging durch die Menschenreihen in den Kirchenbänken ein Gemurmel. Auch der General blickte oben in seiner Loge bedeutungsvoll von einem Sohn zum andern hinter sich. „In Christo Geliebte! — Aber Gott allein wußte, daß ‚Er' durch diese Königswürde die Hohenzollern zu großen Taten im Wettstreit der Völker berief! Und so konnten es Neid und Angst nicht verhindern, daß dann dieses kleine Preußen unaufhaltsam, wie es unser Kaiser nannte, ‚seinen Platz an der Sonne' erhielt. Ja, in Christo Geliebte, ohne unsere Zollernfürsten gäbe es heute kein Deutsches Reich! Es sei uns daher diese Jahrhundertwende Anlaß zu ernster Einkehr! Demütig wollen wir vor Gott, wie es der Psalmist ausdrückt, nicht vergessen, was ‚Er' uns im verflossenen Jahrhundert Gutes getan hat. Und ich frage euch, in Christo Geliebte, wenn unser Martin Luther durch seine Bibelübersetzung und als Dichter unseres Kirchenlieds zum Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache wurde, und selbst die jammererfüllte Wüste des 30 Jahre lang über unser deutsches Land hin und her rasenden Krieges derge-

stalt mit seinem Hauch und protestantischem Glauben befruchtete, daß sich unser deutsches Geistesleben selbst unter der schmachvollen Epoche französelnder Fürstenhöfe dennoch so aufschwingen konnte, daß wir Deutsche heute mit Stolz hier in diesem Königsberg den Namen unseres Immanuel Kant aussprechen – – ich frage: Hat unsere Seele da nicht allen Grund, Gott den Herrn zu loben? Und ihm dafür zu danken, was er uns Gutes getan hat? Denn war es nicht Kant, der Philosoph, der es mutig auszusprechen wagte, daß der Mensch nie und nimmer über Gott und seine geheimnisvollen Kräfte etwas Endgültiges werde aussagen können. – Ja, in Christo Geliebte, denn allein der Glaube an das Unfaßbare erreicht den Herrn. Aber das Gewissen in einem jeden von uns soll uns, wie es Kant in seinem ‚Kategorischen Imperativ' für alle Zeiten formulierte, befehlen, immer so zu handeln, daß die Maxime unseres Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Übrigens, in Christo Geliebte, hat auch unser Herder genau ebenso gedacht. Und auch Goethe. Und unser Schiller! Wahrlich, ohne diesen Geist, da hätte man wohl nicht mitten in den schrecklichen Wirren Europas, als sich Kaiser Napoleon zu seinem Feldzug nach Moskau rüstete, 1810 . . . die Universität in Berlin gründen können. Schon Friedrich der Große hat als der genialste Feldherr seiner Zeit Preußens Feinde mit seinem siegreichen Schwert für immer gelehrt, daß wir willens sind, mit der Bibel in der Hand, unserem Gott auf unsere germanische Art als Volk zu dienen. Liebe Gemeinde, ich frage: welches Volk der Erde hat in den letzten hundert Jahren so viel Ruhmestaten in das Buch der Geschichte verzeichnen können . . . als wir? Selbst in der Stunde tiefster Demütigung verloren unsere Herrscher und Führer nie den Mut! Ich erinnere euch nur an jenen herrlichen Brief unserer Königin Luise, in welchem sie 1809 an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg, schrieb: ‚Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein; es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da sich die alte überlebt hat und in sich

selbst als abgestorben zusammenstürzt! Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, der als Herr seines Jahrhunderts eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb hat sie uns überflügelt. Aber es wird besser werden. Es kann nur gut werden in der Welt – durch die Guten! Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt so glänzenden Throne sitzt. Fest und ruhig ist nur allein: Wahrheit und Gerechtigkeit. Napoleon aber ist . . . nur ‚politisch'! Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meinen nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Er ist ohne alle Mäßigung in seinem Glück! Aber wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht – und fällt! Deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die böse jetzige Zeit . . . eine bessere folgen wird!'" Pfarrer Golz zog sein Taschentuch aus dem Talar und wischte sich die Stirn. Danach fuhr er mit seiner Predigt fort: „In Christo Geliebte, war diese Stimme unserer Königin nicht wie die Stimme des Schicksals? . . . ‚Es wird besser werden!' so sagte die erlauchte Frau. Und nun frage ich euch alle hier so festlich versammelten Deutschen an diesem ersten Tage im neuen Jahrhundert: Ist es nicht besser geworden? Was blieb übrig von den Triumphen Napoleons? Wo steht sein Kaiserthron? Alles ist in Rauch und Schutt zergangen. – Wahrlich! In Christo Geliebte! Ja, es ist besser geworden! Und darum wollen wir auch in dieser Feststunde all derer gedenken, die den Glauben an unseres Volkes Sendung nie verloren haben. Vor allem wollen wir an unseren Fichte denken! An diesen Sohn eines armen Webers aus der Oberlausitz. An Fichte, diesen Vertreter des ‚ethischen Idealismus Kantischer Philosophie'. Johann Gottlieb Fichte! Er war es, der die gedrückten Geister nach 1806 in seiner ‚achten Rede an die Nation' zu entschlossenem Mut und Widerstand aufrief . . ." Der Pfarrer sah nach der Uhr. „Aber es bleibt uns nicht die Zeit, die Namen all jener Unzähligen zu nennen, die in diesem feierlichen Augenblick an uns vorüber-

ziehn . . . und die uns anfeuern, auf daß wir ihr heiliges Erbe nicht verschleudern. Liebe Gemeinde, die Fahnen dort unten sprechen eine beredte Sprache. Von den Kugeln der letzten drei siegreichen Feldzüge zerfetzt, so hängen sie an der Fahnenstange vor uns mit Lorbeerzweigen geschmückt. Ja, es ist besser geworden! Oh! Du geliebte Königin Luise, zur gleichen Stunde, da wir jetzt unsere Knie vor Gott beugen, kniet dein Urenkel, unser Kaiser, der Enkel und Sohn der Sieger von Königgrätz, von Düppel, St. Privat, Sedan und Paris als preußischer Feldmarschall in der Schloßkirche von Berlin vor dem gleichen Gott, den Luther gemeint hat, den auch der alte Ziethen meinte, wie er seinen König in schwerster Bedrängnis auf dem Schlachtfeld zu trösen versuchte, als er zum Alten Fritz von dem großen Alliierten da oben sprach – vor dem Alliierten der preußischen Bataillone. Vor demselben Gott, den auch Wilhelm I. meinte, als er nach der Siegesnachricht, daß Kaiser Napoleon III. gefangen sei, demütig seiner Frau depeschierte: ‚Welch eine Wendung durch Gottes Fügung' . . . Liebste Gemeinde! Es ist derselbe allmächtige Gott, zu dem auch wir hier unsere Seelen erheben!" Er wischte sich wieder die Stirn. „Dabei verhehlen wir uns nicht, daß heute leider Atheisten und Nihilisten unser Reich innen und außen überall bedrohen. So gewann die Sozialdemokratie im Deutschen Reichstag 1890 . . . 35 Sitze. 1893 . . . 44 Sitze. 1898, also vor zwei Jahren, 56 Sitze. Diese Zahlen sind eine deutliche Warnung für uns alle. Denn obwohl der erlauchte Vater unseres verehrten Herrn Oberpräsidenten, Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, die soziale Gesetzgebung hochherzig einführte, sind diese Wühler und Zersetzer eben nie zufrieden. Denn wie unser geliebter Kaiser zu sagen pflegt, ‚wer dem Teufel den kleinen Finger reicht' –! Nun, jeder von Ihnen kennt das Ende des Sprichworts. Aber unser Kaiser ist die Gewähr dafür, daß wir dem Teufel nicht die ganze Hand überlassen werden! Er, Wilhelm II., wird die Politik unseres Reiches nicht nur ‚klug', sondern nach Gottes Gesetz weiterführen. Und so dürfen wir hoffen, meine liebe Ge-

meinde, daß dieses Fragezeichen, von dem ich zu Beginn meiner Predigt sprach, im Himmel der Zukunft für uns alle keine Frage bleibt. ‚Lobe den Herrn meine Seele! Und was in mir ist . . . Seinen heiligen Namen!' Dies ist die Antwort. Und wenn wir so, mit der Bibel in der Hand, in das neue Jahrhundert schreiten, was kann uns dann geschehen? . . . Doch nun lassen Sie mich Ihnen allen ein Fichte-Wort als Geleit in dieses neue Jahrhundert mitgeben: ‚Freiheit!' so sagte Fichte, ‚bedeutet den Deutschen, daß sie Deutsche blieben! Daß sie fortfuhren, ihre Angelegenheiten selbständig und ihrem Geiste gemäß zu entfalten! Daß jeder lieber sterben als die Freiheit verlieren will. Und so haben sie die Sklaverei nicht gesehen und die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihnen verdanken wir Boden, Sprache und Gesinnung. Daß wir noch Deutsche sind, verdanken wir ihnen!' . . . Liebe Gemeinde, und zu diesem Wort Fichtes, da sprechen wir mit ganzem Herzen: Amen!"

Man hätte in der Kirche eine Stecknadel fallen hören können, so lautlos war es geworden. Während der Pfarrer niederkniete und dann die Kanzel verließ, um zum Altar zu gehen, begann die Orgel pianissimo zu tönen. Als er dann wieder vor dem Altar stand, hörte das Spiel auf. Pfarrer Golz wandte sich zum Kruzifix auf dem Altar um und betete das ‚Vater unser'. Sowie er das Amen gesprochen hatte, fing der Sängerchor oben auf der Empore ganz leise an, das Niederländische Dankgebet zu singen:

„Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten!"

Die Köpfe der Gemeinde wandten sich hinauf zur Orgel. Die erste Strophe klang so zart durch die Kirche, wie von Kindlein gesungen. Mehrere Frauen schluchzten auf. Beim zweiten Vers, als dann die Streichinstrumente der Musikkapellen einsetzten, hörte man vereinzelt aus der Gemeinde mitsingen. Als dann aber mit dem vollen Einsatz der Posaunen und Fanfaren das Tongebrause der dritten Strophe unter den gotischen Spitzbogen keinen Ausweg aus der Kirche fand, da stimmte plötzlich die ganze, vieltausendköpfige Gemeinde aus voller Brust mit ein.

Der General stand in seiner Loge wie eine Statue. Mit einmal blickte er zu dem Kapellmeister vor der Orgel hin. Denn jetzt kamen die Worte: „Herr! Mach uns frei!"

Und nun echoten die Trommel- und Paukenwirbel zwischen diesen flehenden Ruf zu Gott so unheimlich von allen Mauern wider, daß es wie ein Aufruhr zur Entschlossenheit durch die Gemeinde schauerte. Und wie dann das Wort ‚frei' von allen Musikkapellen, Sängern und der Gemeinde in den Raum hinausgeschrien wurde, da sah der General seine Frau an. Blickte dann zu seinen Kindern zurück und trocknete sich eine Träne aus dem Schnurrbart. Sekundenlang blieb dieses Wort ‚frei' wie vom Echo magisch gebannt, um die Pfeiler. Der Pfarrer drehte sich nun zu der Gemeinde um, reckte beide Arme wie beschwörend empor und während er dann mit lauter Stimme in die atemlose Stille hineinrief:

„Der Herr segne euch und behüte euch! Der Herr lasse leuchten Sein Angesicht über euch und gebe euch Seinen Frieden!" — — da senkten sich die Fahnen aller Regimenter langsam vor dem Kruzifix. Minutenlang blieben die Tausende in diesem Moment der Neujahrsfeier ergriffen und so ernst, als empfänden sie die Worte ihrer Königin Luise wie eine Verpflichtung zum Guten im neuen Jahrhundert. Lange Sonnenstrahlen kamen von überall her, bunt und heiter, schräg durch die farbig erglühenden Kirchenfenster. Auf einmal aber bliesen die Trompeter auf der Orgelempore mit aller Lungenkraft Beethovens Hymne:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!"

Wie betäubt standen die Menschen in den Kirchenbänken als fühle es jeder einzelne, daß er hier zu etwas Außergewöhnlichem aufgerufen würde.

Erst nach und nach fanden sie sich wieder zurück in das Alltägliche. Langsam schoben und drängelten sie sich zu den Ausgängen. Hier und da flüsterten sich einige gegenseitig ‚Prost Neujahr' zu. Der General wollte in die Loge zu dem neuen Kommandierenden. Doch der war schon fort. Da küßte er seiner Frau die Hand.

„Also nochmals . . . Prosit Neujahr!" Dann streichelte er mit einem Finger über die Wangen seiner Kinder, die ihn aus dem Dunkel der Loge stumm und wie entgeistert anstarrten.

Auf dem inzwischen vom Schnee gesäuberten Platz vor der Schloßkirche warteten die verschiedenen Wagen der beim Gottesdienst beteiligten militärischen und zivilen Obrigkeit. Auch die Equipage des neuen kommandierenden Generals stand, mit zwei Füchsen bespannt, da. Jetzt kam der Leibjäger aus der Kirche und riß den Wagenschlag auf. Gravitätisch erschien Exzellenz Graf Fink von Finkenstein. Lässig grüßte er die aus dem Hauptportal herausströmenden Menschen, von denen einige den Hut zogen. Die Truppenkommandeure und Offizierskorps standen in ihren grauen Mänteln, Helmen und Lackstiefeln mit zusammengeschlagenen Absätzen in der kalten Winterluft und salutierten. Auf einmal begannen die alten Glocken dröhnend zu läuten. Finkenstein sah, so weit ihm dies sein Federbusch gestattete, zu dem ragenden, dicksteinigen Turm hinauf. Dann half ihm sein Leibjäger in den Pelz und danach hinauf in den Wagen. Nachdem der Leibjäger links neben dem betreßten Kutscher Platz genommen hatte, zogen die Pferde an. Doch Finkenstein befahl, noch einmal zu halten, denn er sah den General mit seiner Familie eben aus der Kirche kommen. Er winkte ihm. Langsam schritt der General daraufhin an den Wagen heran. Legte zwei Finger zum Gruß an den Helm und murmelte eine Neujahrsgratulation . . .

„Danke verbindlichst!" kratzte sich Finkenstein grienend durch den Backenbart und beugte sich dann zum General vor. „Meinen Glückwunsch, Exzellenz. Oberst von Kalkreut verriet mir eben, *Sie* hätten das ‚Niederländische Dankgebet' den Musikkapellen persönlich so großartig einstudiert? Einfach großartig! Aber, verehrte Exzellenz, ich fürchte, mit Musik werden wir die Russen nicht von unserer Ostgrenze fernhalten können. Und ich bezweifle, Herr Kommandant, daß der russische Bär nach Ihren Tönen – tanzen wird!" Er grüßte, winkte dem

Leibjäger. Der Wagen fuhr so rasch fort, daß die grünen Federn des Leibjägers am Zweispitz flatterten. Der General blieb allein und sich die Füße vertretend im Schnee zurück.

„Nun? Was hat er dir gesagt?" kam die Generalin aufgeregt zu ihm und flüsterte, daß es die Menge der herumstehenden Offiziere nicht hören konnte: „Hast du den Kronenorden 1. Klasse verliehen bekommen?"

„Ja", schmunzelte der General, der bis in seine Nase hinein rot geworden war. „Alle Klassen, die es überhaupt gibt! . . . Aber du solltest jetzt mit Magnus und unserem Jüngsten gleich im Wagen nach Hause fahren. Es ist zu kalt. Außerdem . . . winkt mir der Oberpräsident. Und ich möchte gern mit Graf Wilhelm noch ein Wort sprechen! Also bitte geh."

„Aber Frau von Stolphagel will durchaus, daß wir vor dem Essen mit ihr noch zur Parade der Kürassiere hinausfahren!"

„Gut. So tu' das, Mathi. Hast du auch warm genug?"

„Ach, Mann! Was machst du bloß für ein sonderbares Gesicht? Frierst du etwa?" Der General schwieg. Dann grüßte er mehrere Damen, die aus der Kirche herauskamen, ging an ihnen vorbei zu Graf Bismarck und schüttelte ihm die Hand.

„Haben Sie's schon gehört?" fragte ihn der Oberpräsident, „was der Kaiser gestern abend im Weißen Saal bei der nächtlichen Neujahrscour gesagt haben soll? Danach sieht es ja nicht sehr heiter aus! Majestät scheint sich schon nicht mehr ganz auf den ‚Dreibund' als ‚Bollwerk des Friedens' verlassen zu wollen! . . . Ja, nachdem der Kaiser den Rückversicherungsvertrag meines Vaters mit Rußland nicht mehr erneuern ließ, macht natürlich die russisch-französische Annäherung nun Riesenfortschritte. Vielleicht rasselt Majestät deshalb so mit dem Säbel!"

„Verehrter Herr Graf, wir haben es immer gesagt, daß der russische Bär . . ."

„Jawohl! Wir warnten . . ."

„Pardon, Herr Graf, aber dort nimmt ein Herr den Zy-

linder so auffallend vor Ihnen ab."

„Wo? Ach, der mit der Glatze? Das ist ein alter Feind meines Vaters. Der Kaiser hat ihn mir als Spion in mein Oberpräsidium gesetzt. Kommen Sie doch lieber von hier fort und einen Moment in den Herrenklub mit mir. Dort sind wir ungestört. Außerdem frieren mir die Zehen in den Stiefeln. Bei einem Glas Madeira spricht sich's besser als hier im Schnee. – Nämlich . . . „ – er faßte den General unterm Arm – „als der Zar damals allen in Petersburg beglaubigten Regierungen seinen Vorschlag bekanntgab und dann am 18. Mai vorigen Jahres diese Friedenskonferenz im Haag wirklich zusammentrat, da gab es tatsächlich Menschen, die hofften . . ."

„Leider lauter platonisches Hoffen, lieber Herr Graf. Als Kommandant von Königsberg kenne ich aus meinem Geheimdienst die Pläne dieses russischen Bären. Außerdem war ja das Ergebnis im Haag bisher recht mager."

„Man beobachtet uns beide, lieber General." Der Oberpräsident nötigte den Kommandanten in seinen Wagen. Beide fuhren fort.

Die Generalin stützte sich auf den Arm der Frau von Stolphagel, deren Mann als Divisionskommandeur mit verschiedenen Obersten im Schloßhof gerade lebhaft debattierte, und sagte mit einem Zittern in der Stimme:

„Ich weiß gar nicht, *was* mein Mann mit Graf Bismarck will?"

„Wie Ihr Herr Gemahl zum Wagen schritt, Liebste . . ." küßte die Stolphagel die Generalin, „das war, wie unser Schiller sagen würde, ein Bild edler Männlichkeit."

„Und Ihr Herr Gemahl!" revanchierte sich die Generalin, „er redet . . . wie ein Feldmarschall!" Beide lachten. Dann hörte man die verräucherte Stimme General von Stolphagels im Hof echoen:

„Nee, meine Herren! So weit sind wir noch nicht! Wenn auch unser Allerhöchster Kaiser und Oberster Kriegsherr als Summus Episkopus der evangelischen Kirche logischerweise in der Öffentlichkeit nicht für Krieg sein kann . . . lieber Herr Oberst von den stolzen Drago-

nern, so bleibt es doch eine Tatsache, daß wir nicht wie Lämmlein bähen brauchen, denn wir sind gottlob heute eine Weltmacht! Schließlich hat sich ja Preußen dieses Deutschland mit seiner Disziplin und Organisationskunst Schritt für Schritt erobert! Also man ja nicht jetzt so leise treten! Nee, Herr Oberstleutnant von den 1. Kürassieren! Wir sind heute die größte Macht in Europa! Natürlich mußte unser Divisionspfarrer vorhin bei der Predigt ad usum Delphini zu der blöden Menge quatschen! Aber wir Soldaten, wir wissen doch, wie der Hase läuft! Nee, meine Herren!" klopfte er einem Husarenrittmeister auf sein silbernes Bandelier, „ich sage Ihnen: dieses Frankreich ist durch und durch korrumpiert! Nur keene Angst vor seinem ‚Revanchegeschrei!' Nee . . . Haha . . . – Na, und England? Diese Lady Britannica? Haha! – Na, ich bitte Sie!" Er spuckte aus. „Oder glaubt von Ihnen, meine Herren, irgendeiner im Ernst, daß dieses kleene Inselchen da vor unserem Helgoland . . . ad infinitum die 400 oder 500 Millionen Inder, oder Afrika, Ägypten, Australien oder Kanada . . . immer so weiter, ohne Kolik zu kriegen, verdauen kann? Nee! Haha . . . Diese Bulldogge wird bald Bauchkrämpfe kriegen!" Die um ihn herumstehenden Offiziere hielten sich vor Lachen die Schärpe mit den Händen fest. Der Divisionskommandeur, hierdurch angeregt, hob die Hand wie vor der Attacke . . . „Na, und dieses Amerika? Das hat ja vorläufig hinter dem Wall seiner Monroedoktrin genug mit sich selber zu schaffen. – Also ich denke . . . es gäbe für uns keinen günstigeren Augenblick, um die Degen nicht rosten zu lassen!" Ein lautes ‚Bravo' kam unter den Bärten der Offiziere vor. „Ja, unser Pulver ist trocken. Wenn man hier auch im Schnee allmählich . . . nasse Füße kriegt! Haha . . . Ich freue mich, daß wir alle d'accord sind. – Na, nun nochmals: Prosit Neujahr! Ihnen und meiner ganzen Division! Im neuen Jahrhundert sei unsere Parole: Weniger Predigten, aber mehr Taten!" Nach einem knallenden Zusammenklappen der vielen Absätze grüßte Stolphagel lachend zu allen hin und schlurfte dann, degenschleifend, durch den schmutzig

gewordenen Schnee zu seiner Frau.

Als sich die Generalin von den Stolphagel-Exzellenzen verabschiedet hatte und sich umdrehte, kam die kleine Hilda in ihrem pelzgefütterten, hellgrünen Mäntelchen angelaufen und rief, während sie sich die fast bis zu den Kniekehlen reichenden, offenen rotgoldenen Haare festhielt:

„Mama! Warum haben denn die Soldaten vorhin in der Kirche so getrommelt?"

„Frag nicht so dumm!" kam Paul hinterher und riß die Schwester zur Seite.

„Wo ist denn Magnus?"

„Hier!"

„Komm, wir fahren mit Exzellenz Stolphagel zur Parade!" Sie stützte ihren hinkenden ältesten Sohn zum Wagen hin.

„Gehst du etwa auch zur Parade?" fragte Stolphagel 1 seinen Lichterfelder Bruder, während er sich den schwarzen Haarbusch vom Gardestern seines Helms wegpustete.

„Nee!" schüttelte Stolphagel 2 den Kopf, „ich denke, wir strolchen ein wenig da unten auf der Promenade herum. – Donnerwetter! Was gab es bloß in der Kirche eben für bildschöne Bürgermädels!"

„Pssst!" deutete Stolphagel 1 auf mehrere Offiziersdamen niederer Charge, die den hünenhaft großen Söhnen des Divisionskommandeurs zuriefen:

„Nicht wahr, das war doch eine reizende Predigt! Und so erbauend!"

„Nicht wahr?" verbeugte sich Stolphagel 1 grinsend, „meine Gnädigste! Wirklich höchst erbauend!" Er drehte sich zu seinem Bruder um und griente verächtlich. „Höchsterbauend! Dabei wissen diese Tunten noch gar nicht, daß Gott abgeschafft ist! Haha! Man sollte diesen Pfaffen von allerhöchster Stelle aus endlich verbieten, das Maul überhaupt noch aufzumachen! Donnerwetter! Was hat dieser Pastor da vorhin wieder für einen haarsträubenden Blödsinn gequasselt! Das einzig brauchbare an dem ganzen Gottesdienst eben, das war allenfalls noch dies

Fanfarengeschmetter und Getrommele: ‚Herr! Mach uns frei!' Ja, Kadettchen!" klopfte er U 2, der angekommen war, jovial auf die Mütze. „Wir werden uns frei machen, wir jungen Soldaten! Wir junge Generation! Denn wir wissen es heute, daß diese Gottesidee aus der Pastorenbibel mit jeder wirklichen germanischen Gottesidee unvereinbar ist! Sie, Plöner Kadettchen, kommen Sie erst mal nach der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde! Da werden Sie staunen. Da macht man sich nämlich nicht in die Hosen . . . über Fichte! Haha . . . Und die Königin Luise! Haha . . . Ich bin zwar kein Anhänger von dem Hegel, aber . . ."

„Halt die Klappe!" puffte ihn Stolphagel 2, „Fräulein Klara nickt dir gnädigst zu!"

„Wo, wo? — Na! Dann konzentrieren wir uns mal also auf das Diesseits!" Er ging der Generalstochter gravitätisch entgegen, grüßte militärisch und lächelte dann, da er anderthalb Kopf größer war, zu ihr herab. „Gnädigstes Fräulein, gestern als Prinzessin Turandot! Na, einfach großartig! Ein Bild! Ein Gemälde. Dazu der Feuerzauber! Die Flammen um Ihre Haare! Einfach . . . Aber Pardon, ich sehe, Oberst von Pfuhl möchte Ihnen ‚Prost Neujahr' sagen."

„Durch die noch immer herumstehenden Offiziere drängelte sich der Husarenoberst heran. In seiner Paradeuniform mit dem Reiherbusch auf der Pelzmütze und den vielen Silberschnüren an der Attila sah er tatsächlich wie das Ideal eines Mädchentraums aus. Er blieb vor Klara stehen, stellte seinen gebogenen Husarensäbel neben die Spitzen der mit Silber eingefaßten, hohen Lackstiefel, grüßte die Generalstochter förmlich, dann drehte er sich zu dem Kadetten um, gab ihm die Hand und sagte:

„Ihr Herr Vater hat uns allen diese Neujahrsfeier unvergeßlich gemacht. Aber wo ist denn Ihre Exzellenz Mutter?"

„Mama ist mit den Brüdern zur Parade gefahren." Da kniff der Husarenoberst U 2 in die Backen und stapfte dann durch den Schnee davon.

„Na, Fräulein Klara", hänselte Stolphagel 1, „man sollte Ihnen die Backen etwas mit Schnee einreiben! Haha . . So blaß? Sie studieren wohl zu viel, gnädigstes Fräulein? Man munkelt ja, Sie huldigten den sozialistischen Ideen? Aber die Revolution, die ist doch endgültig 1848 gescheitert!"

„Herr von Stolphagel", sah sich Klara nach ihrer Schwester Malvine um, die mit mehreren Leutnants zusammen über Witze lachte, die ein Kürassiermajor zum besten gab, „ich bin nämlich heute nicht für politische Diskussionen gestimmt. Und der erste Tag im neuen Jahrhundert . . ."

„Na was denn?" schnallte sich Stolphagel 2 sein Koppel über dem Mantel enger, „der erste Tag im neuen Jahrhundert, der ist doch genauso ein Tag wie jeder andere! Man friert und ärgert sich über die Dämlichkeit der Pfaffen."

„Sei nicht so dreist!" drängte Stolphagel 1 seinen Bruder zur Seite und feixte: „Er ist ein Heide! Haha . . . Aber gnädiges Fräulein, warum so still? Sind Sie etwa vom Brief der Königin Luise auch so auf das Tiefste erschüttert wie meine alte Dame? Ha! ‚Die Welt wird nur gut durch die Guten'? . . . Na, dann staune ich bloß, warum sie nicht schon längst gut ist! Denn wir Guten, wir stehen ja hier alle im Paradeanzug festlich versammelt und sehen immer verfrorener aus! Haha . . . Pardon, Fräulein Klara, aber ich sagte es bereits zu Ihrem Bruder Magnus in der Kirche: Es gibt nur eine einzige lebendige Gegenwart! Und die ist das Heute! Sie frieren, wie ich sehe? Wollen wir zusammen in die Schloßkonditorei gehn und heiße Schokolade trinken? Darf ich mir gestatten, Sie zu einer Kremschnitte einzuladen? Oder lieber einen Kognak? Nämlich die Abkehr von aller spekulativ-theologischen Philosophie, die können wir am besten bei einem Gläschen Kognak besprechen! Also, gnädiges Fräulein?" Doch Klara drehte ihm plötzlich den Rücken, hakte sich in Malvine ein, winkte U 2 und verließ dann durch ein Spalier ihr Platz machender Offiziere den Schloßberg, um zur Kommandantur zurückzugehn.

„So sage es mir doch!“ stampfte Hilda vor U 2 auf, „warum sagst du es mir nicht, weshalb die Soldaten in der Kirche so getrommelt haben!“ Der Kadett saß auf dem Bett vor seinem aufgeklappten Koffer und dachte nur an das eine, nämlich, daß er morgen um dieselbe Zeit schon längst in der Eisenbahn war, um nach Plön zurückzureisen. „Keiner sagt mir, warum die Soldaten getrommelt haben!“ Als sie wütend aus dem Zimmer wollte, hielt sie U 2 bei einer Haarsträhne fest, zog sie zu sich auf das Bett und begann leise zu singen:

„‚Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab . . .
Die Trommel klingt so seltsam,
Hat gar einen starken Ton –
Die alten, toten Soldaten
Erwachen im Grab davon . . .‘

Weißt du's jetzt?“ fragte der Kadett das Schwesterchen, „warum die Soldaten so getrommelt haben? Trrr! Trrrr!“ Er trommelte mit seinen Fingernägeln einen Wirbel auf den Kofferdeckel.

„Ihr seid alle scheußlich!“ sprang Hilda auf. Mit einmal rief sie, während ihre goldbraunen Augen funkelten: „Gemein! Keiner will mir sagen, warum die Soldaten so getrommelt haben!“ Sie rannte aus dem Zimmer. Der Kadett sah ihr nach. Dann begann er zu packen. Erst legte er seine gute Hose hinein, dann Hemden, dann eine Leberwurst. Dabei summte er:

„Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel –
Reveille und Zapfenstreich!“

„Da sitzt er ja, Mama!“ kamen die drei jüngsten Brüder durcheinanderschreiend herein.

„Packst du etwa schon? Geh ins Eßzimmer!“ faßte ihn die Mutter bei der Hand, „und sei lustig! . . . Alle Geschwister sind lustig! Die Parade war wunderbar. – So

komm!" Der Kadett gehorchte. Doch dann liefen seine Brüder mit ihm am Eßzimmer vorbei in das Kinderzimmer. Dort lag U 1 auf Fräuleins Bett und bekam gerade einen neuen Verband um sein Knie. „Da sieh!" zeigte die Generalin auf das Knie ihres ältesten Sohnes, „das kommt von eurer Balgerei gestern im Schnee! Hättest du wenigstens auch ein geschwollenes Knie dabei abbekommen! Dann könntet ihr beide jetzt noch zehn Tage länger hier bleiben!" Mit einmal drehte sie sich nach ihrem Jüngsten um, der auf dem Dach eines Schilderhauses saß, das U 2 in Koblenz als Patengeschenk von einem General Eutmann erhalten hatte. „Schrei nicht so!" Albrecht, in einer roten Kinderulanenuniform auf dem scharf-spitzen Dach wie im Sattel reitend, grölte, einen kleinen Säbel schwingend, so laut er konnte:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Der muß es mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer!
Fritze! Wirst du ein Rekrut,
Merke dir dies Liedchen gut:
Hopp, hopp, hopp! –
Pferdchen, lauf Galopp!"

„Ach Gottchen!" kam Klara herein und küßte U 2, „mußt du denn wirklich morgen schon wieder nach Plön?"

„Jawohl!" sang Magnus los:

„Morgen muß er fort von hier
und muß Abschied nehmen . . ."

Er ließ seine Hose über den Verband herunter und variierte dann in allen Tonarten:

„Morgen muß er fort von hier
und muß Abschied nehmen . . ."

Und nun sangen alle mit:

„und muß Abschied nehmen!"

„Seid doch still!" flehte die Mutter. „Wenn euch Papa hört!"

„Papa?" versuchte jetzt Paul auch, auf das Schilderhaus hochzuklettern, „der hört uns nicht! Seit er seine,

wie er den Paraderock nannte, ‚Löwenhaut' vorhin ausgezogen hat, spielt er ununterbrochen Cello."

„Wahrhaftig", hinkte Magnus zu dem schwarz-weiß angestrichenen Schilderhaus, „nun, dann können wir ja hier zusammen vierstimmig singen!" Er begann, den Takt schlagend, zu brüllen:

„Es liegt eine Krone im grünen Rhein
Verzaubert von Gold und von Edelstein!
Und wer sie erhebt aus tiefem Grund . . ."

Und jetzt schrien die Geschwister in verschiedenen Stimmlagen den letzten Vers so laut, daß sich die Generalin und das Fräulein die Ohren zuhielten:

„Den krönt man zu Aachen zur selbigen Stund!"

Mit einmal kam Hilda mit verheulten Augen herein, stürzte dem Fräulein an den Rock, vergrub ihr Gesicht darin und wimmerte:

„Gemein! Keiner will mir sagen, warum die Soldaten getrommelt haben!"

„Den krönt man zu Aaaa-chen . . .", versuchte Magnus wie ein Tenor zu schmettern, „zur selbigen Stund!"

„Ach Gottchen! so hört doch auf!" fuchtelte Klara, „seht ihr's denn nicht? Mamachen hält's nicht aus!"

„Und wer sie erhebt aus tiii-iefem Grund . . ." krähte Paul nun erst recht los, während er den Jüngsten vom Schilderhaus herunterdrängte, „den krönt man zu Aaachen!" Doch der Lärm verstummte plötzlich, denn der General war eingetreten.

„Na, Kinderchen?" blickte er von einem zum andern, „wen wollt ihr denn in Aachen krönen?" Nach einer verschreckten Pause schrie Paul oben auf dem Schilderhaus:

„Dich, Papa!" Und nun klang es unisono: „dich, Papa!"

„Ja, dich!" umarmte ihn die Generalin, „dich!" Da lächelte der General.

„Na, dann hört aber erst mal mit eurem Indianergeschrei auf! Habt ihr denn schon alle eure Dankesbriefe geschrieben?" Er legte einen Stoß von Briefen und Neujahrskarten auf den Tisch. „Da! . . . Der arme Postbote! Von wem sind denn all diese Neujahrsglückwünsche? Als

ich so jung war wie ihr, meine Kinder, da gab es diese Unsitte noch nicht, daß man soviel Geld für Briefmarken 'rauswirft, nur um ein ‚Prost Neujahr' auf so 'ne Karte hinzuschmieren." Er las eine Karte. „Grete?" Dann reichte er sie U 2 hin. „Wer ist denn nun das wieder? Was für eine Grete gratuliert dir denn da zu Neujahr? Und aus Kopenhagen?"

„Er wird wieder puterrot!" Die Geschwister quietschten vor Lachen.

„Na, Junge?" fragte der Vater, „und aus Kopenhagen?"

„Ach Gottchen!" versuchte Klara, dem Kadetten die widerborstigen Haare am Wirbel mit ihren Fingern niederzukämmen, „ach Gottchen!"

„Hier, Klara! Alles für dich!" Der Vater gab ihr viele Briefe. Sah seine Tochter dann an und sagte mit einmal: „Geh in ein Kloster, Ophelia!" Nach einer Pause sagte er: . . . „Übrigens . . . Oberst von Pfuhl hat euch Jungens vorhin eine große Mokkatorte herschicken lassen."

„Eine Mokkatorte?" klatschten die Kinder in die Hände, „wo ist sie? Wo ist sie?"

„Siehst du, Klara", blickte die Mutter zu ihr hin, „statt eines Hochzeitskuchens . . . eine Mokkatorte für die Söhne!" Klara hielt den auf sie nun gerichteten Blicken stand. Dann schlürfte sie mit ihrer Post absichtlich gleichgültig hinaus.

„Ja, Kinder!" nickte der General, „so ist es. Aber jetzt kommt mal alle nach vorn. Wie an jedem Neujahrstag, so will ich euch auch heute wieder messen. Hilda, du bist ja sicher gewachsen wie ein Riese. Wollen mal sehn, wer von euch am meisten ins Kraut hochgeschossen ist! Aber zieht euch die Schuhe aus. Erich! Hol mir mal das Metermaß aus dem Schlafzimmer!" Von seinen Kindern umjubelt ging er sporenklirrend den langen Korridor nach vorn.

„Warum hat Exzellenz eigentlich den Kronenorden 1. Klasse nicht bekommen?" fragte das Fräulein die Generalin, mit der sie allein zurückgeblieben war.

„Warum? Weil er ihn schon lange verdient hat! . . . Aber geht es in der Welt nach Verdienst? Nein, Fräulein. Außerdem, mein Mann ist ja viel zu gut und viel zu bescheiden. *Ich* könnte nicht so lammsgeduldig sein wie er! Ach, Fräulein, dabei spricht er sich mit niemandem aus. Er schluckt alles hinunter . . . und leidet. Mir ist doch der Kronenorden gänzlich egal! Aber ich sehe, wie Exzellenz leidet, und das preßt mir das Herz. Und jetzt noch gar dieser neue Kommandierende! Das hat auch noch gefehlt! Der Finkenstein ist ja ein Ekel! Am liebsten hätte ich ihm vorhin im Schloßhof die Augen ausgekratzt. Diese Fratze mit dem widerwärtigen Vollbart. Er haßt meinen Mann."

„Warum haßt er Exzellenz?"

„Ach, das ist eine lange Geschichte. Aber ich möchte wirklich wissen, wo eigentlich Gottes Gerechtigkeit bleibt? Sie erinnern sich, Fräulein, als mein Mann in Berlin Kommandeur der Franzer war, diese Sache mit dem Grenadier vom 1. Bataillon, der damals wegen Desertation vor ein Kriegsgericht kam!"

„Um Gottes willen! . . . Dieser General Finkenstein ist doch hoffentlich nicht derselbe . . ."

„Doch! Das ist es ja! Der gleiche Intrigant! Aber dafür avancierte er auch! Avancierte!! Kriegte sämtliche Orden! Und jetzt . . . ein Armeekorps! Sehen Sie, das nennt man dann: Gerechtigkeit! Sie erinnern sich, er hat diesen Grenadier damals absolut ins Zuchthaus bringen wollen, degradieren! Aus der Armee stoßen. Aber mein Mann, der stellte dann als Oberst bei der kriegsgerichtlichen Untersuchung fest, daß dieser Grenadier gar nicht desertiert war. Er hatte nur seiner sterbenden Mutter die letzten Tage beistehn wollen. Er war ein tadelloser Soldat. Das kam bei der Untersuchung klar heraus. Nicht im entferntesten hatte er daran gedacht, desertieren zu wollen! Aber sein Major, dieser Finkenstein, der behauptete, er wäre ein Roter, ein Sozialdemokrat! Und um ein Beispiel zu statuieren, daß man in der Armee keine Sozis dulde, verlangte er die höchste Strafe. Mein Mann, der diesen Grenadier keineswegs besonders schätzte, widersetzte sich aber aus

purer Gerechtigkeitsliebe. Schließlich kam die Sache vor den Kaiser. Aber weil dieser Finkenstein mit dem Chef des Militärkabinetts so eng befreundet war, gab es nun einen Kampf auf Leben und Tod. Man sagte meinem Mann, wenn er diesen Grenadier weiter in Schutz nähme, würde er nie eine Gardebrigade bekommen; denn auch der Kaiser wolle ein Exempel statuiert haben. Aber, na, Sie kennen ja meinen Mann. Gerechtigkeit über alles! – Ja, das hat er nun davon. Der Finkenstein ist avanciert, ist avanciert! Und mein Mann? Dem wird man bald den Zylinder geben. Der Goltz-Pascha ist gestern zum Generaloberst ernannt worden. Und mein Mann? Gerechtigkeit! . . . Aber im Militärkabinett, da pfeifen sie drauf. Der Grenadier sollte als Exempel für die, wie es hieß, ‚Wühlerei der Sozialdemokraten in der Armee' an den Galgen gebracht werden. Aber Exzellenz, der verteidigte ihn. ‚Im Namen der Gerechtigkeit! Fiat Justitia! Pereat mundus!', wie mein Mann immer sagt. – Nun, das hat er davon! Zu allem noch . . . ich, eine Süddeutsche, ohne siebenzackige Krone! Dazu die vielen Kinder! Dazu sein Cellospiel! – Na, da haben Sie die Erklärung, warum er heute zu Neujahr nicht den Kronenorden 1. Klasse erhalten hat." Die Tränen rannen ihr über die Backen. „Mir ist es ja ganz egal! Aber er leidet. – Ach, Fräulein, ich liebe ihn doch so über alles."

„Mama! Mama!" kam Hilda hereingerast, „ich bin zwei Zentimeter gewachsen!"

„Am meisten!" schrie Albrecht, der hinter der Schwester hereinjagte, „ist Paul gewachsen!"

„Und ich!" rief Malvine, stutzte aber, ging zur Mutter und fragte: „Du weinst? Was hast du denn, Mama?"

„Muß Fritz wirklich schon morgen wieder fort?" Die Generalin sah mit nassen Augen auf. „Ach, Kinder!" erhob sie sich dann, „seid nur den letzten Abend noch recht lustig, recht lustig! Damit Papa und der Kadett noch einmal recht lustig sein können."

„Mama!" kam jetzt Erich hereingestürmt, „ich bin sechs Zentimeter gewachsen!" Und dann gröhlte er, ganz

außer sich vor Freude darüber:

„Der Graf von Luxemburg
Hat all sein Geld verjux-jux-juxt!
Hat hunderttausend Taler
In einer Nacht verjuxt!"

Die Mutter hielt sich die Ohren zu und fragte Magnus, der angehinkt kam:

„Ist Papa noch in seinem Arbeitszimmer?"

„Nein, er spielt schon wieder Cello, und zwar nicht Wagner, sondern aus der Zauberflöte." Und nun sang er übertrieben falsch los:

„In diesen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht!"

Während er weitergrölte, ging die Generalin schwer fort.

Am zweiten Neujahrstage beim Mittagessen, indes der General die Mokkatorte verteilte, sagte er plötzlich zu U 2 über den Tisch, er müsse statt abends neun, schon um drei Uhr nachmittags abreisen, weil der D-Zug von Petersburg vor der Grenze im Schnee steckengeblieben sei. Der Kadett solle daher erst bis Dirschau fahren, wo er drei Stunden Aufenthalt habe, und von dort dann einen Schnellzug nach Berlin nehmen. U 2 hatte kein Wort geantwortet. Er ließ sein Stück Mokkatorte stehen und verschwand auf sein Zimmer. Nach einem beklommenen Schweigen sagte der Vater seiner ältesten Tochter, die morgens aus Freiburg einen längeren Brief von den Tanten über ihren bevorstehenden Glaubenswechsel erhalten hatte, sie solle mit ihm in sein Arbeitszimmer kommen. Die Mutter sah beiden nach und stützte dann ihren Kopf. Magnus hinkte dem Kadetten nach, auch Malvine eilte hinterher. Im Kadettenzimmer setzte sich der ältere Bruder dann auf den Tisch, ließ sein verbundenes Bein herunterbaumeln und schimpfte auf die Pfaffen. Ohne sich nach U 2 umzudrehn, der, immer nach der Uhr sehend, seinen Koffer zu Ende packte, fluchte er jetzt zu Malvine, die mit glühenden Backen in der Tür stand.

„Was mischen sich die Tanten überhaupt ein? Papa hatte ganz recht, als er bei der Suppe sagte: ‚Hinter den Tan-

ten, da steht natürlich dieser Pater Theophil, und hinter dem, da steht der Erzbischof!' . . . Kinders, so dämlich ich es auch finde, daß Klara diesem großartigen Husarenoberst einen Korb erteilt hat, so imponierend erscheint es mir, daß sie dem Vatikan eine lange Nase macht! Übrigens sind die Stolphagel-Söhne ganz meiner Meinung . . ."

„Pph!" machte Malvine, „ihr versteht das ja alle nicht!"

„Nein! Natürlich nur du verstehst es! Nur du! Die Katholikin! Nur du hast einen Verstand! Wir Ketzer aber . . ." Er zwinkerte U 2 zu, der allerdings mit seinen Gedanken woanders war, „gelle?" ahmte er höhnisch den badischen Dialekt nach, „nur ihr Katholiken verfügt über den ‚Heiligen Geist'!"

„Wenn Klara nur schon wieder da wär!" sah Malvine in den Korridor, „ich hab solche Angst um sie! Ich weiß nicht . . . ich hab solche Angst. Eben ist Mama auch zu Papa 'reingegangen."

„Wovor hast du denn Angst?"

„Magnus", flüsterte seine Schwester, „nämlich, Großmama hat doch geschrieben, sie würde Klara das Geld für die Malakademie in Amsterdam nur unter der einen Bedingung geben, daß sie Katholikin bleibt!"

„Was? – Ja lieblich! Also ein Kuhhandel! ist ja lieblich! Ich halte nicht viel von Klaras Malerei . . . Und ich würde sie glatt verachten, wenn sie auf den Kuhhandel einginge. – Was? Man zwingt sie zum Widerrufen? Soll sie etwa dieses Dogma von der ‚Unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria' reumütig wieder anerkennen? Ja, zum Donnerhagel! Soll denn dieser Kampf mit Rom nie aufhören? Schließlich, wie die Stolphagel-Söhne sagen, ‚wir sind ja Germanen!' Aber natürlich du, Malvinchen, ‚gelle?' du! Als getaufte Katholikin! Du empfindest eben süddeutsch! ‚Gelle?' . . . Übrigens erzählte mir Stolphagel 1: Felix von Urgel hätte bereits 788 geschrieben: ‚Es ist wider die Natur, daß eine Jungfrau ohne Verbindung mit einem Mann – einen Sohn gebiert.' – Na, hat er nicht recht?" grinste er zu U 2, der, ohne zu antworten, weiterpackte. „Na, und du Malvine, eine ‚angehende Jungfrau',

du mußt doch Bescheid wissen! Was? – Na, nun werde mal nicht so rot . . . mit deinen 13 Jahren auf dem Bukkel! *Mir* wirst du doch nichts weismachen, daß du schimmerlos bist! Sieh nur, Kadett, wie sie da neben der Tür steht! Eine keusche Heilige! Man erkennt ordentlich den Heiligenschein . . . hinter dem Kopf! Malvine, nämlich, wenn du auch nur einen Funken von Vernunft in deinem Hirnkasten hättest, so würdest du genauso wie deine älteste Schwester diesen schwarzen Pfaffen längst deine sämtlichen Rosenkränze an den Schädel geschmissen haben! ‚Unbefleckte Empfängnis.' Ja lächerlich! Und das im Zeitalter von Nietzsche, wie die Stolphagel-Söhne immer sagen!" Malvine schwieg. Mit einmal bückte sie sich zu U 2's Koffer, legte ein paar Strümpfe hinein und fragte:

„Kann ich dir helfen?"

„Da kommt doch die Zahnbürste hin!" nahm der Kadett die Strümpfe wieder heraus.

„Kadett! Kadett!" erschien Hilda, „hier hast du meine Quittenwurst vom Weihnachtsteller!" sie warf sie ihm in den Koffer.

„So!" zog sich Magnus das Auge länglich, „nun sind hier zwei Protestanten gegen zwei Katholiken. Jetzt kann's ja losgehn mit dem Kulturkampf! Haha . . . Na, Hildchen? Ist Klara noch immer bei Papa drinnen?"

„Hier, sieh mal!" kam jetzt Paul mit dem Jüngsten und Erich herein und hielt U 2 einen aufgeschlagenen Atlas unter die Nase, „wir haben dir deine Reiseroute rot angestrichen. Freust du dich? Du fährst 1000 Kilometer. Bis Elbing sind es 100 Kilometer. Von Elbing nach Schneidemühl 200 Kilometer. Von Schneidemühl nach Landsberg 100 Kilometer. Von da nach Berlin wieder 100 Kilometer. Von Berlin nach Plön über 400 Kilometer. Siehst, du, das macht an die 1000 Kilometer."

„Schade!" rief der kleine Albrecht, „daß du heute abend nicht mehr da bist! Mama sagte, Papa geht mit uns zu dem berühmten Zauberkünstler Bellachini! . . . Wenn der einem Kanarienvogel den Kopf abreißt, dann sind es plötzlich . . . hokuspokus . . . zwei Kanarienvögel geworden!"

„Ja!“ hinkte nun Magnus vom Tisch zu seinem Bett und setzte sich, „schade! Außerdem ist ja Klara von der alten Stolphagel in ihre Opernloge heut' nachmittag zum ‚Schreifritz‘ eingeladen worden! Vielleicht hätte sie dich mitgenommen . . . in die Wolfsschlucht! Wenn die Freikugel gegossen wird!‘ Das rechte Auge eines Wiedehopf und etwas Kirchenfenster‘!“ Und nun sang er eine Arie aus dem ‚Freischütz‘.

„Und paß ja gut auf!“ hockte sich nun Paul zu U 2 an den Koffer, „nämlich gleich hinter Königsberg von Heiligenbeil bis Braunsberg, da fährt dein Zug ganz dicht am Kurischen Haff entlang. Und du weißt ja, der Große Kurfürst ist dort einmal im Schlitten über das zugefrorene Haff gefahren.“

„Ja, paß gut auf!“ hockte sich auch der jüngste Bruder zu dem bald gefüllten Kadettenkoffer, „nämlich in meinem Vogelbuch, da steht, es gäbe im Winter am Haff . . . Eisvögel! Also paß gut auf! Sie haben ganz blaue Federn!“

„Apropos!“ neckte nun Erich den Kadetten, „hast du auch das flammende Herz von deiner Tyra, und die Karte deiner Grete aus Kopenhagen nicht vergessen einzupakken?“ Er trällerte los:

„Kein Feuer, keine Kohle
kann brennen so heiß,
als heimliche Liebe,
von der niemand was weiß!“

Es gab ein Gelächter.

„Ach Gottchen!“ trat Klara ein, „warum hänselt ihr ihn so? Ach Gottchen!“ Und dann setzte sie sich neben U 2 auf den zum Platzen vollen Koffer, um das Schloß zuzukriegen und sängelte:

„Muß i denn! Muß i denn zum Städtle hinaus?“

Sie küßte den Kadetten auf den Kopf. „Warte, hier hast du noch eine Fotografie vergessen!“ Sie nahm ein Bild der Königin Luise von seinem Bett und las, was U 2 mit Bleistift darauf geschrieben hatte: „Die Welt wird nur gut durch die Guten! . . . Ach Gottchen!“ gab sie es dem Kadetten, „du Guter!“

„Na, Klara?“ fixierte Magnus seine älteste Schwester, „das Verhör hat ja lange gedauert. Hast du, wie Luther auf dem Reichstag zu Worms, deinen Mann gestanden? Oder bist du wie der Galilei zu Kreuze gekrochen?“

„Zu Kreuze gekrochen?“ Was für Ausdrücke! Aber so lang du Rheumatismus hast, verzeih ich dir alles.“

„Fritz! Fritz!“ hörte man die Mutter mit einmal im Flur rufen. Dann sah sie ins Zimmer . . . „du sollst sofort zu Papa kommen!“

„Ich? Zu Papa?“ U 2 schnellte vom Koffer hoch. Zog den Waffenrock an, bürstete sich die Haare und rannte. Vor der Tür des Generals blieb er stehn. Knöpfte sich die Uniform zu, horchte und rief dann: „Puis je entrer, cher Papa?“

„Entrez!“

Nachdem der Kadett die Tür hinter sich zugeklinkt hatte, blieb er abwartend stehn. Sein Vater saß am Schreibtisch und schrieb einen Brief. Jetzt wandte er sich um und nickte.

„Setz dich, Kerlchen.“ Darauf ging der Kadett zum Sofa und nahm vorsichtig Platz. Während er dem Geräusch der über das Papier hinkritzelnden Feder und dem Ticken der Wanduhr zuhörte, betrachtete er sich die Möbel. Zwischen den beiden Fenstern stand eine hohe Mahagonikommode mit vielen Schubladen. Über ihr im breiten, schwarzen Rahmen hing ein Ölbild, das seine Mutter im pompösen Kostüm der Rembrandtschen Saskia darstellte, und zwar als junges Mädchen, die langen schwarzen Haare hervorwallend unter einem mit Straußenfedern geschmückten breiten, goldverzierten, roten Samthut. Der Maler hatte ihr alle Jugendfrische gegeben und ihren dunklen Augen einen sehnenden, forschenden Blick in die Welt. Die Lippen waren geschwungen wie die einer Aphrodite. Der Kadett blickte verliebt auf dies Gemälde. „Gleich bin ich so weit!“ rief der General, während er den Briefbogen gefaltet in einen Umschlag steckte. Dann zündete er eine Kerze an und versiegelte ihn mit seinem in

Kristall geschnittenen großen Wappen. „So!“ pustete er die Kerze aus, „nun komm mal her, Kerlchen! Hast du fertiggepackt?“

„Ja, Papa.“

„Das waren schöne Weihnachtstage. Aber du hättest bei Tisch mehr essen sollen . . . Wo hast du denn deinen Urlaubsschein?“

„Hier, Papa.“ Der Vater unterschrieb ihn. Darauf nahm er aus seinem Portemonnaie neun Mark und sagte:

„Da, dies ist für dein Billett. Ich habe dir für den Schnellzug nach Berlin etwas dazugegeben. Mama wird dir noch ein Paket mit Fressalien zurechtmachen, so daß du dir dann auf den Bahnhöfen nichts weiter zu kaufen brauchst. Denn es wäre mir lieb, mein Sohn, du würdest bei deiner Ankunft in Plön Herrn Hauptmann von Krohn von diesem Geld eine Reiseersparnis abliefern können. Das Billett kostet, glaube ich, etwas über sieben Mark. So! . . . Steck das Geld ein . . . und vergiß nicht, dem Oberst Schwerin meine Neujahrsgrüße zu bestellen. Sehr dumm, daß Magnus nicht mit dir fahren kann. Aber . . . du bist ja ein großer Soldat und die Reise ist nicht so schlimm.“ Er zwickte ihn in die heißen Wangen. „Wir werden dich vermissen, Kerlchen! Ja, das Ankommen ist immer besser als das Abfahren. Als ich Kadett in Wahlstatt war . . .“

„Fritz!“ sah die Mutter herein, „Fräulein hat dir im Eßzimmer noch ein Kalbskotelett mit Schoten hingestellt.“

„Danke. Ich habe keinen Hunger.“

„Na, Kerlchen, ein Kalbskotelett?“ Der General puffte ihn in die Seite. „So ein braungebranntes Kalbskotelett? Das solltest du doch nicht verschmähen!“

„Hast du mit dem Kadetten noch etwas zu besprechen?“ fragte die Mutter. „Dann gehe ich.“

„Ja. Aber wir kommen gleich. Es ist ja noch so lange Zeit!“ Der Vater blickte zur Wanduhr. „Außerdem, wenn wir in einer Droschke fahren . . .“ Nachdem die Generalin fort war, legte er dem Kadetten seine Hand auf die Achselklappen . . . „Ja, Kerlchen, scheiden tut weh! So ist es.“

Mit einmal stand er auf, ging über den Teppich zum Bücherschrank und suchte dort nach einem Buch. U 2 stand beklommen da. Um sein Abschiedsweh zu meistern, betrachtete er sich über dem Sofa zwei große, goldgerahmte Lithographien, von denen jede einen Araber zu Pferde in der Wüste darstellte. Zwischen beiden Bildern hing ein kostbarer persischer Dolch, den der Schah von Persien seinem Vater in Berlin einmal nach einer Parade geschenkt hatte. Hinter dem Schreibtisch auf einer Staffelei war das gleiche Bild der Kaiserin Augusta im blauen Samtrahmen, das auch Gordat in seinem Zimmer im Prinzenhaus hatte. Darunter stand: ‚Gott segne mein liebes Regiment! Augusta!' Daneben in der Ecke stand des Vaters Cello in einem schwarzen Holzkasten, der mit drei Messingschlössern sorgsam verschlossen war. An der andern Fensterseite neben dem grünen, mächtigen Kachelofen stand ein Tischchen mit vielen Fotografien. Da war ein Bild des Kaisers Franz Joseph mit eigenhändiger Unterschrift, mehrere Fotografien von Fürsten, Prinzen, auch von dem Erbgroßherzog von Baden — und ein Bild eines österreichischen Offiziers unter dem ‚Graf Starhemberg' stand. Da der General das von ihm gesuchte Buch noch immer nicht gefunden hatte, schweiften die Gedanken des Kadetten im Anblick dieser österreichischen Uniform zurück nach Berlin, wo er anfangs der neunziger Jahre zusammen mit Klara, Magnus, Malvine und dem Fräulein auf dem Tempelhofer Feld bei dem sogenannten Steuerhäuschen das Eintreffen jener österreichischen Offiziere miterlebt hatte, die nach dem Distanzritt Wien—Berlin damals verstaubt und übermüdet in der Reichshauptstadt eingetroffen waren. Das Erscheinen österreichischer Kavalleristen, zum erstenmal seit der Niederlage von Königgrätz, hatte in Berlin sensationell gewirkt. Man begrüßte die Gäste des jetzigen Dreibunds enthusiastisch. Graf Starhemberg war als der Sieger des Distanzrittes dann zu großen Feiern im Kasino der Franzer und auch im Hause der Eltern des Kadetten empfangen worden. Die Fotografie war verblaßt. Nur die Unterschrift stand noch deutlich lesbar da.

„So, Kerlchen!“ kam der Vater mit einem Buch an, „nun hör mal gut zu: Ich will dir nämlich jetzt, ehe du auf deine lange Reise gehst, aus diesem Geschichtswerk eine Stelle vorlesen. Hörst du auch zu?“

„Jawohl, Papa.“

„Also höre!“ Der General setzte seine Brille auf und las: „Alles was der Mensch hervorbringt, sei es nun ganz neu oder nur umgebildet, das bezeichnen wir mit dem Namen ‚Kultur‘ oder ‚Bildung‘! Na, Kerlchen, du brauchst aber nicht in so strammer Haltung dazustehn. Setz dich wieder! Also weiter . . . Die Bedingung, unter welcher *allein* diese Kultur vonstatten gehen kann, ist die Vereinigung von Menschen zu einer Gesellschaft, welche wir *Staat* nennen. Damit aber dieses Ineinandergreifen der einzelnen und ihrer Handlungen überhaupt möglich werde, muß über allen, die solchem Staat angehören, ein Gesetz walten, das sie alle miteinander verbindet und verpflichtet, das sie leitet, richtet und das die Unmündigen und die noch im Dunkel ihrer tierischen Instinkte Befangenen erleuchtet. Und welches diejenigen aber mit Gewalt zum Gesetz des Ganzen zurückführen soll, die sich etwa in verderblicher Selbstsucht von demselben losgerissen haben!“ Er klappte das Buch zu und legte es auf den Tisch: „Siehst du, mein Kerlchen, und hätte der Kadett Fischer in Plön diese weisen Sätze beherzigt, so wäre dem Kadettenkorps große Schande und Fischers Onkel, meinem verehrten Freunde, dem General von Bock in Altona, großer Kummer erspart geblieben. Meinst du nicht auch?“

„Jawohl, Papa.“

„Also, Kerlchen, wenn du nun wieder in Plön sein wirst, vergiß diese Sätze nicht, die ich dir vorgelesen habe. Denn immer wieder ist es die verderbliche Selbstsucht der Menschen, die überall Schande und Kummer erweckt. — So! Aber nun lach auch mal wieder! Wie alt bist du eigentlich?“ Über diese plötzliche Frage erschrak der Kadett und erwiderte stockend:

„14 Jahre, Papa.“

„Schon so alt?“ und nun wußte U 2, daß ihm der Va-

ter wieder den Urgroßvater als Beispiel vorhalten würde . . . und wartete darauf . . . „Ja, siehst du, mein Sohn, wie ich es euch immer sage: mit 14 Jahren, da hatte euer Urgroßvater bei Jena und Auerstädt schon eine Heldentat vollbracht, die du heute bei Ranke in dessen Geschichtsbuch nachlesen kannst . . . So, so. Also schon so alt, mein Junge! Hm . . . hm! – Nun, dann können wir ja auch wie Männer miteinander sprechen, sag mal: hat eigentlich Major von Gordat in Plön mit dir eine Aussprache gehabt?"

„Jawohl!"

„Jawohl?" runzelte der General die Stirn, „na, und? Was hat er dir gesagt?"

„Ich mußte dem Herrn Major mein Ehrenwort geben, nicht darüber zu sprechen."

„Dein Ehrenwort?" blickte der Vater streng. „So? Also hat er's dir doch erzählt?" Es entstand ein merkwürdiges Schweigen, in dem nur der metallene Klang vom Ticken der Wanduhr blieb. Plötzlich schmunzelte der General . . . „Na, Kerlchen, und du glaubst, daß du dich zu einem Mitschüler der Kaisersöhne eignen wirst? Nämlich, wie man mir mitteilte, müßtest du dann ja eine ganze Klasse zurückversetzt werden, da Prinz Oskar jünger ist als du. – Ja, mein Sohn, ich kann dir da nicht raten. Ich bin da nicht maßgebend. Das ist eine schwere Entscheidung für dich . . . So? Hat dir Major von Gordat also doch etwas darüber gesagt!" Er schüttelte den Kopf und stand auf. „Na und? Hättest du Lust dazu, ein ‚Prügeljunge' der Prinzen zu werden?"

„Ich lasse mich nicht prügeln, Papa!" rief der Kadett entschlossen. Der General stutzte. Doch dann schloß er U 2 in die Arme, preßte ihn an sich und sagte:

„Ja, Kerlchen, wenn du dich nicht prügeln läßt von den kaiserlichen Prinzen! Wenn du mir *das* versprichst, daß du tüchtig zurückhaust, na, dann kannst du's ja mal versuchen. Ich kenn mich da nicht aus! Ich bin mit keinem Prinzen groß geworden. Ich war mit General Hindenburg und Stolphagel zusammen im Kadettenkorps. Wir waren nicht so fein! . . . Aber, wie gesagt, Kerlchen, wenn du dich

nicht prügeln läßt . . .“ er streichelte ihn. „Na, nun geh! . . . Und Mama soll dir noch von dem Baumkuchen, den mein Bruder Eduard uns geschenkt hat, ein großes Stück abschneiden. Aber nun geh . . . und mach dich fertig!“

Der Kadett küßte dem Vater die Hand. Nahm dann das Geld vom Schreibtisch, steckte es in die Tasche, klappte die Absätze aneinander und ging.

„Die Droschke ist da! Die Droschke ist da!“ kam Hilda den langen Korridor entlanggerast und sprang an U 2 hoch, um ihn abzuküssen. „Die Droschke ist da!“

„Schon da? Ja, Donner“, hinkte Magnus an, „wo hast du denn deinen Koffer?“

„Den trägt Paul schon vorn die Treppe 'runter!“ schrie Erich.

„Ja, warum denn? Der Bursche kann ihn doch tragen!“ schimpfte Magnus, auf eine Kommode gestützt.

„Wo ist Fritz denn? Wo ist er denn?“ rief die Generalin aus den vorderen Zimmern.

„Der Kadett ist in der Küche!“ gestikulierten Klara und Malvine. „Er sagt noch den Leuten Adieu!“

„Ach, da bist du ja wieder!“ ging die Mutter U 2 entgegen, steckte ihm heimlich 50 Pfennig zu und flüsterte: „Aber sag es ja nicht Papa!“

„Ich danke dir, Mama!“ er preßte der Mutter die Finger. Sie schlang ihre Arme um den nun bereits in Mütze und Militärmantel dastehenden Jungen und klagte:

„Kannst du wirklich nicht länger bleiben?“

„Ach Gottchen!“ riß ihn Klara der Generalin fort, „warum laßt ihr ihn gehn?“ Dann schmatzte sie ihm ins Gesicht. Dabei steckte sie ihm eine Tüte in den Mantel . . .: „Da, meine Springerle vom Weihnachtsteller!“

„Hier!“ stopfte ihm nun auch das Fräulein Süßigkeiten in die Tasche.

„Ach Gottchen! . . . Was er für traurige Augen macht!“

„Er kommt ja bald wieder!“ fauchte Magnus die plötzlich losheulenden Geschwister an. „Es ist ja gleich wieder Ostern!“

„Ja! Ostern, Ostern!“ schluchzte Malvine auf, während sie den Kadetten nicht loslassen wollte. „Bald ist Ostern! . . . Und schreibe uns nur ja recht oft!“

„Ja, du Don Juan!“ putzte ihm Erich mit seinem Ärmel über die von den Tränen der Mutter naß gewordenen Metallknöpfe des Mantels. „Und wenn du dich etwa verlobst . . . mit deiner Tyra, . . . oder der Grete . . . dann schreib uns sofort!“

„Ach, du“, half ihm Paul das Fressalienpaket tragen, „ich beneide dich! So eine lange Reise!“

„Ziegen und Affen!“ drängte der älteste Bruder jetzt die Geschwister zur Seite und streckte U 2 mit einmal die Hand hin. „Wollen wir wieder pax machen? Eh du abfährst?“ Beide Kadetten gaben sich die Hand.

„Und gute Besserung für dein Knie.“

„Und grüße mir Plön, diesen ollen Affenkasten! . . . Und fall nicht in den Briefkasten!“ In ein Gelächter hinein tuschelten die Schwestern:

„Pssst! . . . pssst! . . . dort kommt Papa! Er ist schon im Mantel!“ Der General winkte dem Kadetten, preßte ihn mit einem Arm an sich und fragte:

„Fertig? – Na, dann vorwärts! Wo ist denn Mama?“

„Hier!“ trat die Generalin in einem dunklen Pelz aus ihrem Boudoir, ging bis zum Treppengeländer und schloß ihren Jungen wieder und wieder in die Arme.

„Na, nun aber vorwärts!“ drängte der General, während er nach der Uhr sah, die Geschwister zurück und rief, ihnen sein Taschentuch zuwerfend: „Da! Kinder! ‚Wisch ab, Luise! Wisch ab dein Gesicht!‘ . . . Was heult ihr denn? Fritz ist ein Soldat! Seht ihr, er weint nicht! Na, nun vorwärts!“ Alle Geschwister und das Fräulein stürzten dem Kadetten die Treppe hinunter nach bis zum Wagen. Als dann die Pferde anzogen, streckte U 2 seinen Kopf noch einmal aus dem Droschkenfenster hinaus und winkte allen, die jetzt aus Türen und Fenstern ihm ein letztes Lebewohl nachbrüllten.

Indessen er nun mit den Eltern durch die verschneiten Straßen zum Bahnhof fuhr, versuchte er, sich das Gesicht

des Vaters fest einzuprägen. Dann machte er die Augen zu . . . und nun sah er es deutlich vor sich. Das gleiche tat er mit dem Gesicht seiner Mutter.

„Hast du auch die Wollstrümpfe an, die dir Großmama geschenkt hat?" fragte die Mutter, während sie U 2 über die Knie streichelte.

„Wollstrümpfe?" lachte der General. „Er ist doch kein verpimpelter Gymnasiast, sondern ein königlich-preußischer Kadett. Was, Kerlchen?" Er klatschte ihm liebevoll mit einem Handschuh über die Backen. Die Droschke hielt an. „Na, da sind wir ja schon!" Er winkte einem Gepäckträger und stieß den Kadetten an, daß er schneller aussteige. „Vorwärts! Und nimm dir rasch dein Billet! Du siehst ja, was für ein Menschengedränge dort an den Schaltern ist!"

Die Eltern gingen ihm nach. Doch da kam U 2 schon mit seiner Fahrkarte an, folgte dem General und der Mutter durch die Sperre auf den Bahnsteig und dann suchten sie alle drei den bereits vollbesetzten Lokalzug nach Dirschau entlang, um noch ein leeres Kupee 3. Klasse zu finden. Schließlich war es dem Stationsvorsteher, der den General stramm grüßend begleitete, gelungen, ganz vorn hinter dem Gepäckwagen noch ein einigermaßen leeres Abteil zu entdecken. Der Gepäckträger verstaute den Koffer. U 2 zahlte und lehnte sich dann aus dem offenen Fenster und starrte seine Eltern unten auf dem Perron an.

„Ach! Herrje", zog der General eine Karte aus der Tasche, „Kerlchen, ich vergaß, du hast noch einen Neujahrsgruß bekommen!" Er las schmunzelnd: „Hurrah! die Notbremse! Dein Olschefski". Er reichte ihm die Karte hinauf. „Magnus hat mir erzählt, was für ein prächtiger Draufgänger dieser Olschefski ist. Aber, Kerlchen, daß du mir nun ja nicht auch die Notbremse ziehst, wenn der Zug abfährt. Und die Ohren steif halten! Und ich danke dir auch noch herzlichst für dein ‚Dachauer Moos'! Es ist das erste Ölbild, das ich in meinem Leben geschenkt bekommen habe! Wir werden es im Salon aufhängen, Kerlchen, wie einen ‚Rembrandt'!" Er nickte ihm lachend zu. „Aber

jetzt heißt es: die Ohren steif halten in Plön! Und nicht malen! Hörst du? Jetzt kommen die Examen. Hörst du? Und grüße auch den Prinzengouverneur, Major von Gordat, bestens!"

„Einsteigen! . . . Einsteigen!" lief der Zugführer mit seiner Laterne vorbei. Der Stationsvorsteher gab das Zeichen zur Abfahrt. Da stürzte der Kadett noch einmal aus dem Abteil, kletterte die Treppe zum Bahnsteig hinunter . . . Und nun hing er am Hals seiner Mutter, der die Tränen im Schleier zu Eisstückchen froren.

„Na, vorwärts! Einsteigen, Kerlchen! Die Lokomotive hat schon gepfiffen!" Der Kadett eilte in den Waggon zurück. Langsam fuhr der Zug an. U 2 versuchte, die Hände der Eltern so lange wie irgend möglich festzuhalten. Doch dann mußte er sie loslassen. Der General grüßte, erst lachend, dann ernst. Die Mutter blieb wie entsetzt stehen und wedelte, fast hilflos, mit einem Spitzentüchel. Jetzt ratterte der Zug über eine Brücke. Noch erkannte U 2 seine Eltern in den vielen Menschen. Er winkte und lehnte sich dann so weit hinaus, daß ihn ein Mitreisender zurückriß.

„Achtung! . . . die Signalmasten! Das ist lebensgefährlich!" Es kam eine Kurve. Und dann konnte der Kadett den Bahnhof nicht mehr sehen. Er setzte sich ans Fenster und stierte hinaus, so als könne er es noch nicht begreifen, daß er nun wieder in die Kadettenanstalt zurückmußte. Das immer schnellere eintönige Rattern des fortrollenden Zuges brachte ihm jäh zum Bewußtsein, daß er nun, abgerissen von Eltern und Geschwistern, allein war. Die Telegrafenstangen flitzten am Fenster vorbei. Noch einmal schob er es herunter und beugte sich weit hinaus. Jedoch der Zug war schon so weit von Königsberg entfernt, daß er den Schloßturm im Dunst nur noch ahnen konnte. Jetzt fuhr er durch endlose Schneefelder, über die Krähenschwärme hinflatterten. Der Schaffner kam herein. Knipste die Karten. Dann bat er U 2, wohlwollend grienend, um seine Fahrkarte. Nachdem er sie durchlöchert hatte, zog er das Fenster hoch und sagte:

„Sie werden sich sonst erkälten, Herr Kadett!"

„Bitte, wann kommen wir an das Frische Haff?"

„Bald hinter Heiligenbeil!" Der Kadett zog sich den Mantel aus, lehnte sich zurück und mühte sich, die vergangenen Weihnachtstage noch einmal im Geiste zu durchleben. Doch es glückte ihm nicht. Die Rückkehr nach Plön lähmte jeden Gedanken. Wie im Krampf zuckte sein Herz. Nun war er schon soviele Male vom Elternhaus fortgefahren, aber diesmal dünkte es ihm, sei etwas zerrissen. Er wußte nicht, was. Er fragte sich nur immer: „Warum mußte ich fort? Warum?" Und obwohl er die Antwort wußte, wenn er an den Vater und den Urgroßvater dachte, so wußte er sie dennoch nicht. – Da saß er nun wieder mit den paar Mark in der Tasche und es graute ihm vor der Ankunft in Plön. Aber . . . Gott sei Dank! Noch war der ja einen ganzen Tag und eine volle Nacht davon entfernt.

„Herr Kadett!" rief ihm ein Reisender zu, „da ist ja das Frische Haff!"

„Ja, sind wir denn schon durch Heiligenbeil gekommen?"

„Aber schon lange!" Da stellte sich U 2 an das Fenster.

„Tatsächlich!" Die zugefrorene Fläche des Haffs dehnte sich schier unabsehbar bis zum Horizont, dem die Sonne wie ein kreisender Feuerball immer mehr entgegentanzte. Und je näher sie ihm kam, desto flammender und glühender brannten ihre Farben. Jetzt vergoldete sie die weiten Eisflächen, an denen der Zug nun bis auf Meternähe entlangfuhr. Ab und zu verdeckten aus dem Schornstein der Lokomotive herausqualmende dicke, schwarze Rauchwolken die Sonne dergestalt, daß sie nur wie eine blasse Scheibe hindurch sah. Doch gleich danach strahlte, glitzerte und leuchtete sie wieder über das Eis dahin, daß es rot wurde und nun wie ein Riesenspiegel das Licht überallhin reflektierte. Obwohl U 2 davon geblendet war, schaute er trotzdem fest und tief hinein in das Feuer, in diese ihm so rätselhaft erscheinende kreisende, glänzende Helle. Und wie er so hineinsah, da dünkte es ihm mit ein-

mal, als sähe diese Sonne dort überm Haff nur ihn ganz allein an. Und zwar . . . direkt nur in seine Augen. Es war ein unfaßlicher Blick! So ganz anders als der des Vaters, oder der der Mutter oder seiner Geschwister. Ganz anders. So seltsam unendlich und unschilderbar groß. Wie der Blick . . . der Schönheit selber. Wie das Auge eines Schöpfers, der Märchen schafft, der die Herrlichkeit der Blumen bildet, die Rätsel der Sterne, der nichts fordert, sondern nur gibt, der unsagbares Vertrauen weckt. Der kein Trennen und Abreisen verlangt. Der kein Plön erschaffen hat, nur Sehnsucht . . . und eine Liebe, die das Herz warm macht, strömte er aus! Dieser Sonnenblick! . . . Und eine Ahnung wurde leise in dem Kadetten wach, daß es andere Reiche geben muß im Licht dieser Strahlen als Preußen, dessen Uniform er trug. In diesen Flammen, da zerschmolz ihm mit einmal auch die ganze Weihnachtszeit wie das Blei vor zwei Tagen im Löffel in der Silvesternacht.

Doch nun ging das Lichtgestirn unter. Aber gleich danach schon schossen wie Feuerpfeile Strahlen, Nordlichtern ähnlich, nach allen Seiten hoch hinauf in den immer dunkler werdenden Himmel. Wie ein Freudenrausch der Farben, wie ihn kein Maler je in Glorienscheinen von Heiligen oder in Flügeln der Engel hingezaubert hatte. Türkisblau, brennend orange! Ein Grün wie aus zartestem Gelb und Himmelblau gemischt . . . Er konnte sich nicht sattsehen an diesem Wunder. Auch jene seltsamen, gelben Kreise und Linien sah er wieder, die in ihm als fünfjähriger Knabe zum erstenmal die Frage nach dem ‚Warum des Lebens . . .' erregt hatten, jetzt meinte er es traumhaft zu verstehen, daß vielleicht *dort* die Antwort auf das ‚Warum' gegeben war. Dort! In diesem feurigen Spiel der Harmonie aller Farben und dem seelenstreichelnden Frieden, der aus dem Anblick dieser Schönheit in ihn strömte.

Aber jetzt verglühte dies Zauberspiel am Himmel. Es wurde grau und gespenstisch! So öde . . . wie das Leben im Kadettenkorps. Er setzte sich wieder. Ihm gegenüber oben war die Notbremse mit einem Kettchen am Griff fest plombiert. Er bewegte den Gedanken, die Notbremse

zu ziehen. Der Zug würde dann halten und er könnte hinaus in die Eisflächen entfliehen . . . immer weiter über das Eis laufen, immer weiter . . . bis an den Horizont, hinter dem die Sonne versunken war, und wohin nun von überall her Vogelschwärme flogen.

In Elbing stiegen die drei Mitreisenden aus. Da er sich vor ihnen geschämt hatte, etwas zu essen, zog er jetzt ein Springerle aus der Tasche und begann, daran herumzuknabbern. Das Abfahrtszeichen war schon gegeben, da kam auf einmal im letzten Moment ein auffallend großer Mann herein, im schwarzen Lodenmantel, mit der Kapuze über dem Kopf. Er warf seinen Rucksack oben auf das Gepäckbrett und setzte sich dem Kadetten gegenüber. Der stopfte rasch sein Springerle wieder in die Tasche und sah dem Fremden in sein von einem schwarzen Vollbart umwachsenes Gesicht. Auch die Augen waren schwarz und hatten den gleichen Ausdruck . . . wie jener schwarze Ritter an der Decke des Eßsaals in Plön.

„Nun? . . . Ist der Urlaub zu Ende?" fing sein Gegenüber ein Gespräch an. „Jawohl!" lachte er sonderbar, „alles Schöne hat ein Ende! Nur die Wurscht hat zwei!" U 2 versuchte mitzulachen. „Ich fahre bis Dirschau."

„Ich auch!" bemerkte der Kadett etwas verlegen.

„Nun, das sind ja Eiswüsten da draußen! Jawohl, kleiner Herr, nun ist Weihnacht wieder vorbei. Der Sohn Gottes . . . ist mal wieder geboren. Haha . . . Übrigens, eine komische Vorstellung, was? Junger Herr, Gott gebiert einen Sohn! . . . Hahaha . . . Was sagen denn Sie dazu? Dabei weiß doch jeder einigermaßen vernünftige Mensch heutzutage, daß Gott absolut geschlechtslos ist. Ein indifferentes ‚Ur'!" Er zog sich die Kapuze vom Haar und döste aus dem Fenster. „Na, das ist ja eine schwarze Nacht! Selbst am zweiten Neujahrstag des neuen Jahrhunderts keine ‚Stille Nacht'?" Er sang . . . „Heilige Nacht! Sondern . . . eine schwarze Nacht. Ja! Herrchen, unsere Welt ist eben trotz all der Erlöser . . . noch genauso unerlöst geblieben wie vor 2000 Jahren!" Er holte sich ein Butterbrot aus dem Rucksack. „Darf ich Ihnen anbieten?"

„Danke gehorsamst."

„Gehorsamst? Haha. *Mir* schulden Sie keinen Gehorsam! . . . Haha. Vielleicht . . . Ihrem Kaiser! Aber nicht mir." Da U 2 das Butterbrot abgelehnt hatte, biß der Mann nun selber hinein. „Ja, der Kaiser, der sitzt auf dem Thron in Berlin! Haha . . . ‚Gehorsamst'! Aber wer ist überhaupt der Kaiser? Pardon, nämlich in Wahrheit, da sitzt ja . . . der Materialismus auf dem Thron! Hab ich recht? Und das ist eben die große Katastrophe! Junger Herr. Man hat mich in Elbing vor einer Woche aus dem Irrenhaus entlassen. Denn wenn einer in unserem 20. Jahrhundert . . . Vernunft hat, dann wird er eben in eine Irrenanstalt eingesperrt. Aber haben Sie keine Angst vor mir! Bleiben Sie ruhig sitzen. Nöö, ich bin nicht irre! Was? Etwa weil ich behaupte, daß die Erlösung der Menschheit niemals aus Bethlehem kommen wird? Deshalb werde ich in eine Anstalt überführt? Junger Herr, ich frage Sie: *Wer* ist hier irre? Nämlich . . . alles, was doch mit unserem Seelenleib nicht das Geringste zu tun hat . . . ich meine, der ganze Dreck da draußen . . . die Brücken, Telegrafendrähte, Chausseen, die Dachpappe auf dem Haus da . . ." Er brach ab, fing aber gleich wieder an, „ja was sitzt denn nun eigentlich auf dem Thron, dem Sie ‚gehorsamst' zu danken haben? Doch nur der rohe Utilitarismus! Jawohl! . . . Nämlich, das ist die Kultur unserer modernen Zeit! . . . Aber machen Sie keine solch verängstigten Augen, junger Herr! — Ja, ich weiß! Ich weiß, die Welt soll mit Feuer und Schwert sozialisiert werden! Ich weiß! Haha . . . Das technische Tier sitzt auf dem Thron! Der soziale Neid! Aber doch nicht der Kaiser? Haha . . . Nöö! Haha." Er knöpfte sich den Lodenmantel auf, „ich frage Sie: Wofür leben eigentlich die Menschen heute? Äh!" Er knüllte das Fettpapier, in dem sein Butterbrot eingewickelt war, zusammen und warf es weg. „Nööö! Die Menschheit ist von all ihren Erlösern so heruntergewirtschaftet worden, daß es einen Hund jammern kann! Buddhismus! Christentum! Stoiker! Asketen! Pessimismus! Nationalismus! Fanatismus! Kommunismus! . . .

Und dann sagt man mir, *ich* bin irre! Nööö, nämlich, selbst mit der Zwangsjacke, da haben sie mir *meine* Idee über die Welt nicht herauspressen können! Nööö. Oder sind Sie etwa ein Anhänger von diesem Engadiner Nietzsche? Der mit dem Hammer philosophiert? Heut ist ja jedes Schaf von diesem Nietzsche begeistert! Haha . . . Nämlich, darin hat er recht: je ich- und machtsüchtiger einer heute ist, desto besser kommt er natürlich vorwärts! Aber, junger Herr, ich sage immer: es ist noch nicht aller Tage Abend! Nämlich, die Wurzel des Übels, die liegt ja ganz woanders!" Plötzlich wurde er still und blickte merkwürdig. Nachdem dann der Zug ein paar Kilometer weiter dahingerast war, schrie er: „Soll man doch die andern alle gefälligst ins Irrenhaus sperren, aber nicht mich! . . . Zum Beispiel: Sie wissen doch wohl, wer Karl der Große war? Na ja, da haben wir's! Dieser hochgerühmte Greis lebte nämlich so verworfen . . . ich meine, in geschlechtlicher Beziehung! Und wenn ich sage, in geschlechtlicher Beziehung, so weiß ich, was ich sage! Und nach seinem Tode, da hatte dieser Mönch Wettin eine großartige Vision von diesem ersten deutschen Kaiser! . . . Aber nun glauben Sie bitte ja nicht . . . ich wäre doch wahnsinnig! Nämlich dieser Mönch, der sah den Großen Karl in der Hölle angeschmiedet an einem Felsen, während ihm ein gräßliches Tier unter grauenhaften Qualen die ‚Wurzel alles Übels' abnagte . . ."

U 2 stand hastig auf. Entschuldigte sich und ging auf die Toilette hinaus.

„Aber natürlich, dann soll *ich* irre sein!" Er murmelte vor sich hin. „Ich und irre!" Mit einmal zog er sich die Kapuze wieder über den Kopf. „Dabei ist es da draußen doch stockduster! Und da nennt man mich . . . irre! Na, da sind Sie ja wieder!" begrüßte er U 2 freudig. „So ein frischer, kleiner Herr! Und . . . in Uniform! Ja, aber dann nennt man *mich* . . . irre! Als gäbe es nur die Uniform! Aber jetzt sagen Sie bloß nicht wieder ‚danke gehorsamst!' . . . Zeigen Sie doch mal Ihre Hand her. – Ja, um Gottes willen! Was sind denn das da für Linien? Sind Sie

etwa im Mai geboren?" Der Kadett schrak zurück und stotterte . . .

„Jawohl . . . Im Mai. Am 10. Mai."

„Und dann nennt man mich . . . irre? Wie war denn Ihre Geburt? Ging alles glatt ab? Nämlich . . . ich sehe da in Ihrer Hand, daß nicht alles glatt abging."

„Nein!" starrte der Kadett den andern verblüfft an. „Ich soll sogar nach der Geburt schon blau und rot gewesen sein . . . und ganz nah am Abkratzen! Aber da hat mich eine Tante rasch in einen roten Wollschal gewickelt . . ."

„In einen roten Wollschal? Na, sehen Sie! Das ist die Linie! Dacht ich's doch!" Er schlug U 2 auf die Schenkel und lachte wirr. „Ja, sehen Sie, junger Herr, wenn Sie am 10. Mai geboren sind, dann sind Sie eben unter dem allerstärksten Zeichen des Zodiakus geboren! Unter dem Taurus, dem Stier! Und die Taurianer, die haben eine ungeheuere Vitalität! . . . Da lachen Sie? Ich sage: Vorsicht, kleiner Herr. Nämlich, die Taurianer sind entweder große Hasser oder große Liebende! Und lassen Sie um Gottes willen den Einfluß des Saturn nicht zu sehr auf sich wirken. Gott sein Dank sind Sie physisch stark wie ein echter Taurianer! Aber, junger Mann: Vorsicht mit dem Hals! Sind Ihnen die Mandeln schon 'rausgenommen? Die Taurianer haben meist viel mit ihrem Hals zu schaffen. Aber wie stark auch immer der Einfluß des Saturn sein mag, vergessen Sie nie: Die Dominante bei Ihnen . . . ist die Venus! Die Göttin der Liebe und Schönheit! Ja, nun grienen Sie?! Haha . . . Sie haben recht! Denn die Venus beschützt nicht . . . die Uniform! Sondern die Musiker! Die Maler! Die Dichter! Und überhaupt . . . alle musischen Menschlein! Also, kleiner Herr, bei Ihnen, da stimmt alles zusammen. Und jetzt versprechen Sie mir, enttäuschen Sie mich nicht und vergessen Sie es nie: Die Wurzel aller Übel, die liegt dort!" Er griff dem Kadett plötzlich zwischen die Schenkel. „Die männliche Sexualität! Nur sie ist die Wurzel der Übel!" U 2 war aufgesprungen und heftig atmend zum andern Fenster gegangen. „Und noch

eins, junger Herr! Und jetzt sage ich Ihnen ein ganz großes Geheimnis! So groß, daß Sie schwer damit zu schaffen haben werden! So groß, daß selbst Gott Vater und sein eingeborener Sohn darüber erschrecken werden! Also behalten Sie es noch für sich, was ich jetzt sage! Nämlich, wenn es bei Martin Luther im 1. Buch Mose in der Bibel heißt: ‚Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern', dann ist das einfach falsch übersetzt. Oder aber eine bewußte Lüge der Pfaffen. Nämlich im Hebräischen, da steht deutlich: ‚Ha Ruach', was so viel heißt wie ‚Und die göttliche Geistin schwebte über den Wassern' . . . Na, nun halten Sie mich wohl für total verrückt? Wollen Sie die Notbremse ziehn? – Nö, das mach ich allein!" Mit einem Griff zog er unter tollem Gelächter die Bremse. Als der Zug allmählich anhielt, nahm er seinen Rucksack, drehte sich zu U 2 um, legte einen Finger an den Bart . . . „Pssst! . . . Ha Ruach! . . . Die göttliche Geistin! . . . Aber verraten Sie's nicht! Sonst sperrt man Sie auch ins Irrenhaus! Und . . . vergessen Sie die Venus nicht . . . dort oben am Himmel! Und sagen Sie nie mehr: Danke gehorsamst!"

„Blitz Wetter!" kam der Zugführer schreiend an den Schienen entlang – „wer hat denn hier die Notbremse gezogen?"

„Ein Irrer!" gellte die Stimme des Fremden, während er aus dem Abteil 'rauskletterte. Dann versetzte er dem Zugführer, der ihn festhalten wollte, solch einen Stoß vor die Brust, daß der den Bahndamm hinunterkollerte. Darauf rannte der seltsame Reisende so schnell er laufen konnte . . . und brüllte dabei: „Ein Irrer! Jawohl! . . . und Prost Neujahr!" Er blieb plötzlich stehen und warf allen, die jetzt neugierig aus den Kupeefenstern herausgafften, Kußhände zu. „Es lebe das neue Jahrhundert!" Danach raste er mit einem Gelächter, das durch Mark und Bein gellte, eh ihn die Schaffner festhalten konnten, in die Winternacht davon.

Uhle horchte diesem entsetzlichen Lachen nach. Es klang noch furchtbarer . . . als das so oft in Opernhäusern

nach dem ‚Nulla' des Jago im Othello ausgestoßene Vacuumgelächter, oder das prometheische Schmerzgeschrei all der Gefesselten, denen die Geier des Zeus die Eingeweide zerhacken, weil sie versuchten, vom Gottlicht einen Funken in die Finsternis der Menschenbehausungen hineinzutragen. – ‚Ha Ruach!' Und die ‚göttliche Geistin' schwebte über den Wassern! Dieses dem Kadetten auf der Fahrt nach Dirschau eben anvertraute Geheimnis eines völlig neuen Schöpfungsbildes sah Uhle nun plötzlich überall durch den dicken, schwarzen Qualm überlieferter Irrung . . ., zwar noch so blaß, wie der Kadett vorhin über dem Haff durch den dicken, schwarzen Rauch der Lokomotive die Sonne gesehen hatte, aber doch unverlierbar deutlich.

In einer flehenden Hoffnung, diese Sonne einer neu verstandenen Schöpferliebe doch noch einmal klar in einer Wirklichkeit zu erleben, in der dann endlich Brüderlichkeit gedeihen kann, schaute Uhle jetzt auf einmal mit einem Blick mutiger Rührung zu U 2 dort in die Ecke des Kupees hin, wo unser kleiner Kadett in seinem trostlosen Alleinsein vor Übermüdung schließlich eingeschlafen war. Unaufhaltsam ratterte der Zug mit ihm durch die Januarnacht über die Schienen zurück nach Plön.

Bei seiner Ankunft in Plön wurde U 2 von seinem Stubenältesten Meier 1 durch eine knallende Ohrfeige aus tiefem Schlaf geweckt. Obwohl in dem mit Reisenden vollgepfropften Kupee einige Leute gegen ‚diese Brutalität' heftig protestierten, boxte Meier 1 den Kadetten, nachdem der sich den ihm während des Schlafs aus dem Mundwinkel herausgeronnen Speichel abgewischt hatte, mit Faustsẗößen auf den Bahnsteig hinunter. Mit der einen Hand sich die Backe haltend, mit der anderen den Koffer schleppend, so taumelte er durch die Bahnsperre hindurch auf den Platz hinter dem Bahnhof, wo bereits gegen 80 aus dem Weihnachtsurlaub zurückgekehrte Kadetten, ebenfalls mit dem Koffer in der Hand, auf ihn warteten. Der Kompanieführer, Kadett Ihn, kommandierte:

Tritt gefaßt!" Und dann wurden die Kadetten erst durch das verschneite holsteinische Städtchen hindurchgeführt, danach mußten sie über das vereiste, kugelige, glatte Pflaster immer weiter im Stechschritt den steilen Schloßberg hinauf zur Kadettenanstalt. Oben angekommen, hallte der Karreehof auch sogleich von scharfen Kommandos hin und her. Flüche und Befehle knallten wie Peitschen.

„Beine in die Hand!" brüllte Meier 1. Und nun jagten die aus den Ferien eingetroffenen Jungens über die Treppen in ihre verschiedenen Stuben hinauf. Dort rissen sie sich in aller Eile ihre Mäntel herunter und schon ging es wieder auf den Korridor hinaus und zum Duschen in die untersten Kellerräume, um sich, wie es der Leutnant vom Dienst ausdrückte, ‚den Feriendreck' von den Knochen herunterzuseifen.

Die finsteren fensterlosen Gewölbe, in denen Reihen schmaler, nasser Bänke zum Auskleiden bereitstanden, waren vom heißen Dampf, der aus einem Röhrensystem, angebracht unter ein paar elektrischen Glühbirnen, zischend-wolkig herausströmte, so erfüllt, daß sich die nackten Kadetten in ihm gegenseitig nur ahnen konnten. Trotz des Geschnauzes des Offiziers . . ., ‚sich gefälligst zu beeilen', echoten die Steinmauern wider vom übermütigen Gelächter der sich ihre Ferienerlebnisse von einer Dusche zur anderen zurufenden, von heißen und kalten Wasserstrahlen abwechselnd überspritzten Knaben.

Dann, kaum trocken gerieben mit einem dünnen, kleinen Handtuch, wurden sie wieder in ihre Hosen und Litewkas hineingehetzt. Danach rannten sie, immer in der gleichen, von Kommandos angetriebenen Eile, an flitzenden Ratten vorbei, wieder hinauf und zurück in ihre Stuben. Kaum dort eingetreten, brüllte ihr Stubenältester Meier 1 schon:

„Halt! . . . Nicht auspacken! Die Koffer stehn lassen! Ihr Kaffern denkt wohl, ihr seid noch unterm Weihnachtsbaum? Maul gehalten, Olschefski!"

„Achtung!" schrien mehrere Kadetten. Und dann kam Oberleutnant Behnke herein:

„Donnerwetter! . . . Warum sind denn eure Koffer noch nicht ausgepackt? Na, vorwärts, auspacken! . . . Und dann gleich die Koffer oben auf Kammer abgeben. Was trödeln Sie denn herum, Ziegler? Meier 1! Mannstein! Na, vorwärts! U 2, sind Sie bald fertig! Na los!" Und nun trabten die Kadetten mit den geleerten Koffern drei Stockwerke höher und gaben sie dort bei dem Kompaniefeldwebel ab. Dann rasten sie wieder, von Flüchen gehetzt, wie die wilde Jagd so toll hinunter, daß einige Kadetten dabei auf den glatten Steinstufen ausschlidderten.

Wieder unten auf der Stube angelangt, wollte Olschefski gerade einigen Kameraden seine Weihnachtsgeschenke zeigen, da klingelte es schrill im Korridor zum Abendessen. Kommandos, Ohrfeigen und Tritte in die Kniekehlen jagten die bereits japsenden ‚Urlauber' wieder in den zweiten Stock zum Eßsaal hinauf. Aus der Anrichte, wo die ‚Klopskallen' auch im neuen Jahrhundert die Kadettenhorden höhnisch grienend an sich vorbeigaloppieren ließen, stank es wie sonst, sauer und ekelerregend. Nach dem Tischgebet saßen dann die 300 Kadetten wieder an den langen Tischen und reichten sich mit entsprechenden Witzen gegenseitig die Schüsseln mit Harzer Käse und Semmeln weiter. Dazu gab es Wasser. Hauptmann von Krohn schlürfte sporenklirrend, nach irgendeinem Opfer spähend, hinter den Kadetten auf und ab.

„Diese Ferienbummelei hat jetzt ein Ende! Olschefski", blieb er plötzlich, mit seinem Degen aufstoßend, hinter dem Kadetten stehen, „warum ißt er denn seinen Harzer Käse nicht? Hm?" Er packte ihn hinten am Kragen der Litewka. „Hatte er etwa erwartet, daß man ihm Marzipan auf den Teller legt? Na, und Sie, U 2! Schmeckt ihm etwa die Semmel nicht?" U 2 sprang auf und sah den Hauptmann fast herausfordernd an. Von Krohn bemerkte den Blick. Nach einem Schweigen fragte er erstaunt: „Na, und ihr Bruder Magnus? Der ist in Königsberg geblieben? Ist denn der Rheumatismus wirklich so schlimm?"

„Zu Befehl. Er konnte das Knie nicht bewegen, Herr Hauptmann!" rief der Kadett, als der Kompaniechef wei-

tergehen wollte, „ich soll Grüße von meinem Vater ausrichten!" Von Krohn nickte und schlenderte dann zum nächsten Tisch hinüber.

„Na!" knirschte Meier 1 zu U 2, „willst dich wohl schustern? Mein alter Herr hat auch Grüße bestellen lassen. Aber ich schustere mich nicht. – Nee! Ihr Scheißkerle! Eh' ich mich schustern würde, will ich lieber noch deinen Harzer Käse auffressen! . . . Mal her damit!" Doch das Kommando „Aufstehn!", das der Hauptmann brüllend abgab, hinderte den Stubenältesten am Weiteressen. „Himmelwetter . . . könnt ihr denn nicht schneller von euren Bänken hoch? Der Urlaub ist zu Ende! Jetzt mal gefälligst wieder ‚Kinn an die Binde!' – Kadetten, das neue Jahrhundert wird an jeden Deutschen große Anforderungen stellen. Aber besonders an uns Soldaten. Unser Alleroberster Kriegsherr hat daher befohlen, daß in Seinen Kadettenhäusern künftig noch viel mehr exerziert wird!" Nach einem rollenden Blick über die Zöglinge dahin – sagte er dann kurz: „Beten!"

Nach dem Tischgebet rannten die Kadetten auf ihre Stuben zurück.

„Na! – U 2!" schrie Meier 1, während er sich Hausschuhe anzog, „warum hast du Kaffer mir denn nicht zu Neujahr geschrieben?"

„Mein Vater wollte nicht, daß ich soviel Geld ausgebe."

„Dein Vater ist wohl geizig?"

„Geizig?" Der Kadett kam mit einem Satz an und wiederholte: „Geizig?"

„Na, nimm mal Abstand! sonst garantiere ich nicht für deine unverschämte Fresse! Notabene: der Spitz, den ich meiner alten Dame geschenkt habe, der war, wie festgestellt wurde, gar nicht aus Porzellan, sondern aus irgendeinem Scheißdreck! Aber zeig mal, was *du* vom Weihnachtsmann geklaut hast?" Er holte sich aus U 2's Nippesfach das Bild der Königin Luise heraus und las zum Gelächter der Stube laut vor, was der Kadett darauf geschrieben hatte: „Die Welt wird nur gut durch die Guten. – Na, du Kaffer! Das ist eine verdammte Lüge! Selbst wenn es

die Worte dieser ‚Königin' gewesen sind! . . . Ihr Kaffern, mir hat nämlich auf Ferien ein Major ganz was anderes offenbart. Er sagte: ‚Die Welt kann erst dann gut werden, wenn die Guten . . . böse geworden sind!' Seht ihr, und das war ein Gardemajor. Jawohl! So ist es! Und hätte diese Luise da dem Napoleon damals in Tilsit nicht wie eine blöde Nutte gegenübergestanden, sondern wäre sie . . . ‚böse' gewesen und hätte ihm wie die Judith dem Holofernes im Bett den Kopp abgeschlagen, dann wäre der ganze Zauber mit dem Franzosenkaiser beendet gewesen! Verstanden? Aber diese Nutte da."

„Nutte? Das verbiete ich Ihnen, Herr Stubenältester!" schrie U 2.

„Das verbittest du dir?" lachte Meier 1 auf, „du bist wohl im Weihnachtsurlaub größenwahnsinnig geworden? Etwa weil dein alter Herr 'n Federbusch auf'm Helm hat? Was? Und das im neuen Jahrhundert? Nee, ihr Scheißkerle! Wir müssen Wölfe werden!" Er fletschte die Zähne. „Wenn wir nicht Wölfe werden im neuen Jahrhundert, Wölfe, dann sehe ich schwarz für Deutschlands Zukunft! — Na, jetzt mal 'n Klosettwisch her!" Die Kadetten kamen mit dem Seidenpapier angerannt. Nachdem Meier 1 dann auf die Latrine verschwunden war, boxte Olschefski, während er sich Pralinen in den Mund stopfte, U 2 in die Seite.

„Na, siehst du! . . . Warum hast du damals . . . nicht die Notbremse gezogen? Hahaha . . . Verflucht!" rieb er sich dann die Hände, „wozu steht eigentlich dieser dämliche Kachelofen da, wenn man ihn nicht heizt? Ja, eine Saukälte hier oben in Holstein!" Er pustete sich in die Finger und wollte noch weiter schimpfen, doch da schrillte im Korridor die Klingel zum Abendappell. Nachdem die verschiedenen Stuben wie üblich nebeneinander in Reih und Glied angetreten waren und der Offizier vom Dienst noch ein paar Flüche auf diejenigen Kadetten niedergedonnert hatte, die noch meinten, ‚auf Ferien zu sein', trat Kadett Ziegler vor und leierte das ‚Vaterunser' ab. Mit seinen Gedanken noch im Urlaub, versprach er sich und sagte

statt ‚Gib uns unser täglich Brot': „Unser täglich Bier gib uns heute . . ." Nach einem dröhnenden Gelächter der Kadetten und auch des Leutnants stotterte Ziegler kleinlaut „Amen". Danach trotteten die Kadetten, immer noch grinsend, in den Schlafsaal hinauf.

Bald lagen sie dann dort wieder nebeneinander in dem niedrigen Dachgeschoß auf ihren derben, vom kaltnassen Wetter feuchten Bettlaken, nur zugedeckt mit einer dünnen Wolldecke. Der milchige Schimmer der Nachtlampen schien über alle Gesichter mondbleich. U 2 blickte zu der elektrischen Klingel hinauf. Ja, da war sie wieder, silbrig und der Klöppel in Bereitschaft. Der Kadett kam sich zwischen all den Eisenbetten auf seinem Lager so verloren, verlassen und dem Bösen ausgeliefert vor, daß er auf einmal in lautes Schluchzen ausbrach und sich rasch die Decke über den Kopf zog. Aber er konnte den Schüttelkrampf, der ihn plötzlich erfaßte, nicht hemmen.

„Ja, zum Donner! Was ist denn hier los!" kam der Leutnant an sein Bett gefegt.

„Er hat Heimweh!" hob Olschefski sich vom Kopfkissen und grienté.

„Heimweh? Wohl verrückt! Aufstehn, U 2! Und hören Sie gefälligst augenblicklich mit dem Flennen auf. Ziehen Sie sich den Dienstanzug an . . . und dann bleiben Sie die Nacht wegen Ruhestörung „stillgestanden' an Ihrem Bett! . . . Wohl verdreht . . . so zu flennen!" Der Kadett zog sich also an und stand dann, mit den Händen an der Hosennaht, tränenschluckend am Bettrand stramm. Der Offizier blieb, eine Weile ihn beobachtend, an einen Pfeiler gelehnt abwartend stehen. Dann schlenderte er säbelschleifend zwischen den Bettreihen zu der für den diensthabenden Offizier bestimmten Schlafkabine.

„Siehst du", flüsterte Olschefski U 2 zu, „hättest du damals lieber . . . die Notbremse gezogen!" Er drehte sich zur andern Seite und ehe ihm U 2 antworten konnte, schnarchte Olschefski schon.

„Die Notbremse gezogen?" schäpperte der Kadett vor Kälte und überlegte, während er so einsam zwischen den schlafenden Kameraden dastand, „ja, vielleicht muß man eben . . . die Notbremse ziehen! Heraus aus dem fahrenden Zug! Jawohl, die Notbremse ziehen, wenn man nicht weiter mitfahren will! Der Irre hat ja auch auf offener Strecke plötzlich die Notbremse gezogen, und dann war er weg! . . . Noch sehe ich ihn in die Dunkelheit davonlaufen!" U 2 klapperte mit den Zähnen und paßte auf, ob der Leutnant ankäme. Doch der schlief wohl jetzt auch. „Davonlaufen? Niemand würde es bemerken, wenn ich jetzt auskniffe!" Er machte vorsichtig ein paar Schritte bis zum Pfeiler hin. Doch da hörte er die Worte seines Vates, die er ihm beim Abschied vorgelesen hatte: „Ein Gesetz muß walten, das die Unmündigen und noch im Dunkel des tierischen Instinkts Befangenen . . . erleuchtet und diejenigen mit Gewalt zu dem Ganzen zurückführt, die sich etwa vom Staat in verderblicher Selbstsucht losgerissen haben." Leise ging er an sein Bett zurück, wie gelähmt von dem Erinnern. Dann stellte er sich das Gesicht seines Vaters vor. „Wie traurig würde es aussehen, wenn er erführe, daß ich weggelaufen bin, so wie der rote Fischer . . . oder der Irre auf der Fahrt nach Dirschau! 'Verderbliche Selbstsucht?' " Die Füße und Hände, von neuen Frostbeulen bedeckt, stachen und juckten ihn. Aber er gab sich einen Ruck und dachte, um nicht einzuschlafen, an die Geschwister. Um diese Stunde waren sie mit den Eltern in Königsberg bei dem Zauberkünstler Bellachini. „Hätte mir Mama nicht nur 50 Pfennig zugesteckt! Aber vielleicht hat sie mir absichtlich nur so wenig geschenkt, damit ich nicht die Notbremse ziehen und weglaufen konnte!" Das Wasser tropfte ihm über die Backen. Da vergegenwärtigte er sich, nur um auf andere Gedanken zu kommen, jenen Augenblick, als er auf der Rückreise an der Marienburg vorüberfuhr und in einer hohen Nische dieser Ordensburg der Johanniter mit einmal in der eisigen Schneenacht, von Laternen angeleuchtet, die Statue der Madonna erblickt hatte. Wie im Freiburger Münster,

so war er im Kupee niedergekniet und hatte zu diesem holden Bild da draußen in der Winterfinsternis gebetet. Die Beine begannen ihm zu zittern. Mit einmal kniete er sich hin.

„Sind Sie verrückt?" flüsterte der Offizier hinter ihm. „Stehen Sie gefälligst auf! Hände an die Hosennaht! Still stehn!"

„Zu Befehl." Der Leutnant entfernte sich. U 2 bewegte sich nicht. Plötzlich lachte ein Kadett im Schlaf laut auf. Es klang unheimlich. Kaum war dieser Ton verklungen, so fing Olschefski zu sägen an. Sein Schnarchen wurde so scharf, als wolle es einen der Pfeiler ansägen. In der dritten Bettreihe grunzten ein paar Kadetten im Schlaf. Es hörte sich an, wie wenn Schweine in ihrem Koben grunzen. Dann war es wieder still im Schlafsaal. Mit einmal begann es draußen zu regnen und zu stürmen. Die Dachluke über U 2 klapperte. Der Schatten des einen Pfeilers stand so schwarz an der Wand als wäre dort . . . der ‚schwarze Ritter'. Er stierte hin. Dabei tropfte ihm der Regen durch die Dachluke auf die Stirn und Eiseskälte stach immer schneidender in seine Frostbeulen. Windlärm klang mit dem Atem aus den offenen Mündern all der Kadetten immer seltsamer durch die Nacht wie eine unheimliche Musik unheimlicher Träume. – U 2 dachte mit einmal an jene Sätze von Goethe, die ihm seine Tyra in den letzten Pfingstferien vor der Abreise in das Poesiealbum geschrieben hatte: ‚Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!' . . . „Lieber Gott!" flehte da der Kadett aus gepreßten Lippen, „ich will aber ein Ganzes werden!"

„Wenn Sie hier noch einmal quatschen", stand der Offizier wieder hinter ihm, „dann werden Sie etwas erleben!" Leise verschwand er wieder in seiner Kabine. U 2 sah ihm plötzlich, vor Wut bebend, nach. Ja, er wagte es sogar, ihm die Zunge 'rauszustrecken! Mehr noch, er wollte gerade in die Kabine rennen, da zuckte es grell über alle Betten dahin. Gleich danach donnerte es draußen derart, daß

es sich anhörte, als wären alle Bäume der Lindenalleen niedergebrochen.

„Ein Gewitter!" war U 2 erschrocken stehengeblieben und ging nun auf Zehenspitzen an sein Bett zurück. Wieder blitzte es weiß durch den Schlafsaal. Der Kadett zählte. Als er bei acht war, donnerte es. Wieder ein Blitz! Diesmal kam er beim Zählen nur bis drei. Da krachte es wie eine Geschützsalve los. Aber die Kadetten schliefen ruhig weiter. Jetzt schüttete ein Wolkenbruch seine Wasser auf das Dach. Es rann und floß. Wieder flammte ein Blitz. Da richteten sich ein paar Kadetten auf:

„Was ist denn hier los?"

„Gewitter!" riefen andere.

„1. Geschütz: Feuer!" hatte sich nun auch Meier 1 aufgerichtet und wartete auf den Donner. Aber das Gewitter entfernte sich. Erst als U 2 im Zählen bei 40 war, donnerte es ganz fern. Auch der Regen ließ nach. Es wurde wieder still. Selbst die Tropfen an der Dachluke verrannen gurgelnd in die Dachrinne. Mit einmal war es lautlos . . . wie vor der Weltenschöpfung. Nur in der Alarmklingel über dem Kadetten spiegelte sich ab und zu noch metallisch ein Wetterleuchten. U 2 schwankte vor Müdigkeit hin und her. Um sich wach zu erhalten, krallte er sich seine Fingernägel in die Handflächen. Dabei flüsterte er Worte:

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" oder „Hilf mir, Madonna!" Da wurde der Schlafsaal plötzlich taghell. Ein Blitz . . . ohne Donner. Schneeweiß leuchtete er über die Betten dahin! So weiß wie damals in der Weihnachtsnacht in Königsberg, als sein Schwesterchen Hilda zu ihm ins Zimmer kam und so merkwürdig sagte: „Ich habe einen Engel gesehn." Auch der Kadett hatte eben in der Helle dieses Blitzes . . . Gestalten gesehen. Es war ihm, als hätten sich zwei Kadetten in ihren langen Nachthemden in die Kabine des Leutnants geschlichen . . . Oder hatte ihm seine Müdigkeit in der grellen Weiße des Blitzes etwas vorgetäuscht?

Am nächsten Morgen raunten sich die Kadetten mit

unverhüllter Schadenfreude beim Frühstück etwas ‚ganz Großartiges' zu.

„Schon gehört?" flüsterte einer zum andern, „Oberleutnant Behnke, der heut' nacht Dienst hatte, ist morgens von unserem Kompanieältesten Ihn in der Schlafkabine gefesselt aufgefunden worden! . . . Erst glaubte jeder, er wäre tot. Ihm war nämlich ein Handtuch in den Mund gestopft, so daß er schon ganz blau aussah. Seine Arme und Beine hatte jemand an die Bettpfosten gebunden. Der Stabsarzt ließ den Leutnant gleich ins Lazarett 'runterschaffen."

„Bist du schon verhört?" fragte Kadett Ziegler Meier 2, als er nach der Morgenandacht mit Olschefski in die Klasse ging.

„Nein! . . . Aber eben haben sie U 2 zum Hauptmann gerufen. Meier 1 meinte, es wäre ein alter Kadettenulk. Aber bis jetzt haben sie nicht herausgekriegt, wer diesen ‚Ulk' letzte Nacht mit dem Oberleutnant gemacht hat."

„Alle Wetter!" hakte sich Olschefski fester in Ziegler ein, „und ich dachte, es wäre nur in Berlin auf Urlaub interessant! Donnerkiel! Vielleicht hat der Geist des toten Fischer den Leutnant aus Rache dafür gefesselt, daß man ihn mit Gendarmen wieder von seiner Flucht in diesen Affenkasten zurücktransportiert hat? — Na, auf alle Fälle scheint es ja auch hier . . . ‚interessant' zu werden!"

„Halt die Klappe!" stießen ihn mehrere an und flüsterten: „Siehst du nicht: der Pauker steht schon am Katheder!"

„Uuuu 2!" schüttelte der Hauptmann den Kopf und wiederholte die U's nochmals verzweifelt, „Sie machen mir Sorge!" — Er stieß ihn in sein Arbeitszimmer hinein. „Also Sie bleiben dabei, daß Sie von dieser gräßlichen Untat . . . nichts wissen? Mein Gott! Einen Vorgesetzten zu fesseln! Fast wäre nämlich der Herr Oberleutnant an dem Handtuch erstickt. Und hätte ihn mein braver Kompanieältester nur zwei Minuten später in der Schlafkabine entdeckt, wären nach Ansicht des Stabsarztes alle Wiederbelebungsversuche umsonst gewesen. Aber Sie behaupten,

nichts von der Untat zu wissen? Dabei haben Sie doch, wie mir Ihr Stubenältester meldete, die ganze Nacht über im Dienstanzug am Bett gestanden! Stimmt das?"

„Zu Befehl."

„Ja, Uuuu 2" wackelten dem Hauptmann die Bartspitzen, „da müssen Sie doch gesehen haben, ob jemand in die Schlafkabine des diensthabenden Offiziers hineingeschlichen ist! Haben Sie nichts gesehn?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Nein?" Er schritt um den Kadetten herum. Packte ihn dann plötzlich bei der Litewska und schüttelte ihn. „Nichts gesehn? Und waren doch nur durch vier Bettreihen von der Offizierskabine entfernt? Und trotzdem nichts gesehn? – Ja, hatten Sie denn die Augen nicht offen? Himmelwetter! Aber ein Kadett, der im Dienstanzug strammsteht, der hat doch die Augen offen. Also, was sahen Sie?"

„Blitze! . . . Herr Hauptmann."

„Blitze! . . . Blitze? Uuuu 2!" hob er die Stimme, „meint er etwa, die Blitze hätten den Herrn Oberleutnant mit Handtüchern im Bett gefesselt? Hm? Sie machen mir Sorge. Der Herr Oberst weilt zur Zeit mit allen Herrn Offizieren des Kadettenkorps im Konferenzzimmer und . . . weint. Wahrhaftig! Der Herr Oberst, dieser ehrwürdige Veteran aus unserem glorreichen Krieg von 1870/71, der steht da . . . und weint! So sehr hat ihn diese Untat erschüttert. Ein Offizier des Kadettenkorps wird nachts im Schlafsaal im Schlaf einfach überfallen! Ein unwürdiger Zögling des Kadettenkorps stopft ihm, eh er sich wehren kann, ein Handtuch in den Schlund. Ja, das ist wahrlich zum weinen. Der Herr Oberst wartet unten im Konferenzzimmer auf Ihre Aussage. Setzen Sie sich." U 2 nahm Platz. Der Hauptmann holte sich auch einen Stuhl und rückte dann so dicht vor den Kadetten, daß sich ihre Knie berührten. „Uuuu 2", begann nun auch er weinerlich, „wenn Sie mir jetzt die Wahrheit sagen, dann werde ich Ihnen helfen. Jawohl. Ich, Ihr Hauptmann, werde Ihnen beistehn." Seine vorquellenden, großen, wasserblauen Au-

gen schwammen in der weißen Iris herum. „Der Oberleutnant hatte dir befohlen, wegen Ruhestörung im Schlafsaal die Nacht über im Dienstanzug am Bett zu stehn?"

„Jawohl", kam U 2's Stimme fast zornig aus zusammengepreßten Lippen.

„Wie Kadett Olschefski vorhin aussagte, hattest du im Bett aus Heimweh laut geheult. Stimmt das?" Er legte ihm seine gepflegte Hand auf die Schulter . . . „Hm? Hm? Ein angehender preußischer Offizier . . . und aus Heimweh geheult? Meine Tochter Klärchen sagte mir neulich, sie glaube, der Kadett U 2 käme sich hier in Plön wie das häßliche, junge Entlein im Märchen vor. Stimmt das? Na, nu reden Sie mal! Denken Sie etwa, Sie wären ein zukünftiger Schwan? Hm?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Na, das wär ja auch noch besser! Also, Kadett, wie Sie dann die Nacht so am Bett strammstehn mußten, was hatten Sie denn da für Gedanken, hm? Kam Ihnen vielleicht der Gedanke, Oberleutnant Behnke hätte Sie ungerecht behandelt? Hm? Die Möglichkeit eines solchen Gedankens ist doch absolut gegeben? Ihre Kameraden, die schliefen so gut unter ihren Decken. Und Sie mußten in der Kälte des Schlafsaals am Bett strammstehen! Erfaßte Sie da . . . vielleicht eine Wut? Hm? Vielleicht sogar . . . ein Gefühl der Rache? Hm? Und je länger Sie dann so in der Kälte mit den Händen an der Hosennaht dastehn mußten, desto mehr steigerte sich Ihr Verlangen nach Rache! Hm? . . . Und bis zu der Schlafkabine des Oberleutnants waren doch nur, wie vorhin mit dem Zentimetermaß abgemessen worden ist, zwölf Schritt. Hm? Wäre es da nicht möglich, daß Ihre immer wachsende Wut Sie plötzlich zu dieser Untat hat hinreißen lassen? Na, nun antworte nicht voreilig. Dein Vater, Seine Exzellenz, hat dir in den Sommerferien in dein Poesiealbum auf die erste Seite die Worte geschrieben: ‚Sei treu, fest und wahr!' Nun überlege mal gut, ob du treu warst? Fest und wahr? Überlege. Sprich nicht voreilig." Er näherte seinen Kopf

so, daß U 2 den Atem des Hauptmanns spürte. „Nämlich", flüsterte der Hauptmann, „wenn du jetzt ein Geständnis machst . . ."

„Herr Hauptmann", unterbrach ihn U 2, „wie ich bereits gemeldet habe, bin ich nicht vom Bett weggegangen."

„Herrgott!" stand da der Hauptmann auf und stampfte sporenklingend um den Kadetten, „aber irgendeiner muß doch die Untat verbrochen haben.!"

„Aber nicht ich, Herr Hauptmann!"

„Nicht du? Hm, hm? Also du bleibst störrisch! Du willst also, daß dies Verhör . . . an die große Glocke kommt!" Er wischte sich die Stirn mit seinem Taschentuch ab. „Du weißt wohl nicht, was für Konsequenzen dies für deinen Hauptmann und das ganze Kadettenkorps haben würde, wenn diese Untat an die große Glocke käme? Herrgott, die Handtücher haben doch den Herrn Oberleutnant nicht von selber gefesselt! Erst heulst du wegen Heimweh . . . und jetzt? Da sitzt du störrisch auf dem Stuhl! Kadett, *jetzt* sollte er heulen über diese Untat!"

„Herr Hauptmann . . ."

„Schnabel zu!" schrie ihn von Krohn plötzlich an. „Gut. Dann wird man dich eben noch ganz anders vornehmen, wenn du deinem Hauptmann kein Geständnis machen willst. Verstanden? Und zwar ohne Rücksicht auf Seine Exzellenz, deinen verehrten Herrn Vater! — So . . ." er legte seine goldene Uhr auf die Tischplatte und beobachtete den Sekundenzeiger, „ich warte noch eine Minute. — So . . . eine halbe Minute ist vergangen. — So!" Er steckte die Uhr in die Tasche. „Nun mach', daß du 'rauskommst!" Mit einmal brüllte er wie von Sinnen . . . „'raus! 'raus!"

Im Klassenzimmer der Quarta zeichnete der Geographieprofessor Riese das Planetensystem mit Kreide an die

Tafel. Die Erde schraffierte er mit roter Kreide. Darauf drehte er sich zu den Kadetten um und fragte:

„Wann wurde unsere Erde geboren?" In diesem Augenblick kam U 2, blaß, aber mit festem Schritt herein und setzte sich neben Olschefski an das Pult.

„Wo waren Sie denn, Kadett?"

„Beim Herrn Hauptmann", erhob sich U 2 und setzte sich dann wieder.

„Also weiter! Ich fragte gerade, wann unsere Erde geboren wurde! Kadett Ziegler! Was, das wissen Sie nicht? Lernen Sie *so* Ihre Aufgaben? Kadett Mannstein! Wissen Sie es, wann unsere Erde geboren wurde?"

„Als Gott sie erschaffen hat!" Nach einem Gelächter im Klassenraum wandte sich der Professor an U 2:

„Und *wann* hat Gott unsere Erde erschaffen?"

„Im Anfang, Herr Professor." Da trat Olschefski unter dem Pult U 2 auf die Stiefel und griente.

„An was für einem Anfang?" Der Professor ging von der Tafel zu seinem Katheder zurück und wiederholte: „An was für einem Anfang?"

„Als Gott sprach: ‚Es Werde!'"

„Und Sie meinen, U 2, auf solche Weise wäre die Erde erschaffen worden?"

„Jawohl!" erwiderte der Kadett, „denn im 1. Buch Moses, da heißt es: ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde!'"

„Richtig!" Der Lehrer lächelte. „Aber das gehört eigentlich in die Religionsstunde und nicht in den Geographieunterricht. Aber, U 2, wenn Sie im Buch Moses so gut Bescheid wissen, dann verraten Sie uns doch einmal, ob die Erde gleich so erschaffen worden ist, wie sie jetzt aussieht."

„Nein, Herr Professor. Zuerst war die Erde wüst und leer . . . und es war finster auf der Tiefe."

„Auf welcher Tiefe?" nahm der Professor mit einmal nachdenklich seine Brille ab und stierte in die Luft. „Auf welcher Tiefe?" Dabei betonte er das Wort „Tiefe" so seltsam, daß U 2 stockte und dann stammelte:

„Das weiß ich nicht."

„Das wissen Sie nicht? Ja, wer weiß das? Aber, Meier 2, vielleicht wissen *Sie* es . . . auf welcher Tiefe es so finster war?"

„Herr Professor! Herr Professor!" wedelte Olschefski da mit seinem erhobenen Finger, „ich weiß es!" Und dann sagte er ulkig: „Auf der Tiefe der Wasser!" Dabei hielt er sich vor Lachen den Mund.

„Wie kommen Sie denn darauf, Kadett Olschefski?"

„Das haben wir in der Religionsstunde so gelernt. In der Bibel steht: ‚Der Geist Gottes schwebte über den Wassern."

„Ja", nickte Professor Riese, „das ist richtig. So steht es in der Bibel. ‚Der Geist Gottes!' Doch, das ist vollkommen richtig."

„Verzeihung, Herr Professor," stand da U 2 zaghaft auf, „nämlich auf meiner Rückreise von Königsberg hierher, da sagte mir kurz vor Dirschau ein Reisender im Kupee, Luther hätte diese Stelle mit dem ‚Geist Gottes, der über den Wassern schwebt', falsch übersetzt."

„Falsch übersetzt?" kam der Lehrer, halb lachend, halb wütend auf den Kadetten los, „falsch übersetzt?"

„Jawohl. Er sagte, im Hebräischen stünde im Text ‚Ha Ruach', und dies bedeutete wörtlich ins Deutsche übersetzt nicht ‚der Geist Gottes', sondern ‚die göttliche Geistin'."

„Was?" Riese drehte sich zur Klasse um. „Habt ihr das gehört?" Dann zu U 2: „Sie haben wohl Ihren Verstand verloren? Setzen Sie sich gefälligst auf Ihren Hosenboden und quatschen Sie nicht so dummes Zeug!" Der Kadett hatte kaum Platz genommen, da kam der Kadettenpfarrer erregt herein. Mit verrunzeltem Gesicht sagte er:

„Herr Professor, der Herr Oberst will den Kadetten U 2 für einen Augenblick haben."

„Bester Herr Pfarrer, Sie kommen im richtigen Augenblick! Nämlich, dieser Kadett hat gerade eben hier behauptet, unser Luther hätte die Bibel falsch übersetzt!" Der Pastor, der U 2 schon am Arm genommen hatte, blieb

daraufhin wie vom Teufel gerührt stehn, sah U 2 mitleidig an und schüttelte den Kopf.

„Was? Einer aus meinem Konfirmandenunterricht? Einer, der zu Ostern eingesegnet werden will, der sagt, unser großer Reformator Luther hätte die Bibel falsch übersetzt?"

„Ich habe es nicht behauptet, Herr Pfarrer!" war U 2 unter dem Gegrinse seiner Kameraden rot geworden. „Ich wiederholte lediglich, was mir ein Reisender im Zug auf der Rückfahrt von Königsberg hierher gesagt hat."

„Dieser Kadett, Herr Pastor!" kraulte sich Professor Riese höhnisch lachend in seinem Vollbart, „der stellte die Behauptung auf, Luther hätte das hebräische Wort . . . wie hieß es gleich, Herr Kadett?"

„Ha Ruach! Herr Professor."

„Richtig. Luther hätte ‚Ha Ruach' mit der ‚Geist Gottes' übersetzt, während es heißen müßte ‚Die göttliche Geistin'." Der Pfarrer trat einen Schritt zurück und faltete die Hände. „Nicht wahr, Kadetten", grinste Professor Riese, „das hat U 2 doch eben hier behauptet! . . . Es hieße nicht der ‚Geist Gottes', sondern die ‚Geistin'!" Der Pastor knöpfte sich erregt von den vielen kleinen Knöpfen, mit denen sein schwarzer Rock geschlossen war, unterhalb des weißen Kragens die drei obersten auf. Pustete dann durch die Zähne und ging langsam, U 2 mit sich ziehend, bis zur Tür. Dort blieb er stehn. Blickte U 2 streng an.

„Ich wußte gar nicht, Herr Kadett, daß Sie außerhalb der Kadettenanstalt mit anderen Menschen . . . ‚theologische Gespräche führen!" U 2's Klassenkameraden kniffen und traten sich gegenseitig vor Vergnügen. „Also, lieber Kadett, demnach scheinen Sie ja das Hebräische der Juden noch gründlicher studiert zu haben als selbst unser Reformator, der Professor Doktor Martin Luther!" Er drehte sich zu den andern Kadetten um. „Kann sich einer von euch unter . . . einer ‚Geistin' etwas vorstellen? Dann stehe er auf und sage es mir! Nämlich ich vermag dies nicht! Aber unter dem ‚Geist Gottes', da verstehen wir

Protestanten genau da, was unser Martin Luther verstanden hat, als er dieses hebräische Wort oben auf der Wartburg, wie Goethe sagt, in unser ‚geliebtes Deutsch' übersetzte. Denn unser großer Reformator, der holte sich ja seine theologischen Informationen nicht auf der Reise im Kupee, meine lieben Kadetten, sondern aus sich selber in heißem Gebet und Ringen . . . mit dem ‚Geiste Gottes'! Sonst hätte er ja auch wohl nie den kolossalen Mut aufzubringen vermocht, sich 1521 in Worms auf dem Reichstag vor Kaiser und Papst im Namen dieses ‚Geistes Gottes' hinzustellen!" Seine Lippen bewegten sich, als murmelte er ein Gebet. „Nämlich eine ‚Geistin', die hätte wohl kaum in unserem Luther solch gewaltigen Entschluß reifen lassen können, der ganzen katholischen Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen!"

„Verehrter Herr Pastor", putzte sich der Geographieprofessor augenzwinkernd die Brille, „vielleicht hat der Kadett auf seinem Weihnachtsurlaub mit zuviel kleinen ‚Geistinnen' theologische Diskussionen geführt?" Nach einem brüllenden Gelächter der andern Kadetten fragte der Pastor U 2:

„Darf man erfahren, wer dieser Reisende war, der Ihnen diesen Blödsinn mit der ‚Geistin' aufgebunden hat? Denn ich wette, ein Protestant kann es nicht gewesen sein, noch weniger . . . ein deutscher Mann! Woher kam er denn? Ihr Gespräch mit ihm fand ja hoch im Osten statt, wie Sie sagten. Bei Dirschau, wenn ich recht verstand. Lieber Kadett, Sie müssen nicht alles glauben, was Ihnen solche Nihilisten aus dem Osten vorschwatzen! Oder meinen Sie etwa wirklich, eine ‚Geistin' hätte das unschilderbare Riesenwerk der Erderschaffung vollbringen können? Bekanntlich nämlich gehört immer zu allem, was erschaffen wird, zuerst und vor allem ‚der Geist'! Und zwar der *männliche* Geist! Aber, Herr Professor, falls Sie mir gestatten, den Kadetten noch ein Wort der Aufklärung zu sagen! Nämlich, meine angehenden Herrn Offiziere, in diesem ‚Geist Gottes', der über dem Chaos schwebte, da wurde für alle Zeiten unwiderruflich das männliche Prin-

zip, das Schaffensprinzip großartig verkörpert. Wenn sich aber einer von euch in seiner Phantasie auch nur *vorzustellen* vermag, daß eine ‚Geistin' das brodelnde Durcheinander einer noch nicht erschaffenen Erde hätte ordnen und gestalten können, dann stehe er auf! Ich sehe", nickte er, als sich keiner erhob und nur Olschefski feixend von einem zum andern sah, „ihr könnt euch solch einen Unfug nicht einmal vorstellen! Ja, aber Herr Professor, wie kamen Sie eigentlich darauf in Ihrer Geographiestunde solch ein Thema zu behandeln, das doch in meine Religionsstunde gehört?"

„Wieso? Ich fragte die Kadetten lediglich, ob sie wüßten, wann unsere Erde geboren worden sei!"

„Geboren worden sei? Nun, vielleicht war dieser Ausdruck verwirrend. Aber, denn wenn die Erde ‚geboren' worden ist, ja dann muß doch erst recht ein all-liebender Vater, eben der ‚Geist Gottes' vorher dagewesen sein! Oder, Kadett U 2, wie stellen Sie es sich bei Ihrer ‚tiefgründischen theologischen' Kenntnis der Bibel denn sonst vor, wie die Geburt unserer Erde stattgefunden hätte!" U 2 schwieg. Nach einer längeren Überlegung, in der er sich durch das Gekicher seiner Kameraden nicht irritieren ließ, sagte er mit einmal:

„Durch eine Kollision der Sonne mit anderen Sternen."

„Habt ihr das gehört? Kadetten!" Dem Pfarrer blieb der Mund offen. „Durch eine Kollision? Wo doch unser Luther für jeden Protestanten klipp und klar die Erderschaffung mit den Worten übersetzt hat: ‚Und Gott sprach: es werde!' Aber dieser Kadett weiß es besser! Durch eine Kollision ist also unsere Erde entstanden!" Er lachte breit los. „Ja, Herr Kadett! Wer hat Ihnen denn nun *das* da oben im Osten weisgemacht?"

„Mein Vater."

„Ja, ist Ihr Herr Vater denn . . . Astronom? Ich dachte, er wäre . . . General.

„Mein Vater hat es uns Kindern aus der ‚Histoire Naturelle' des Comte de Buffon vorgelesen."

„Was Sie nicht sagen! Ja weiß denn Ihr Herr Vater

nicht, daß der Marquis de la Place in seinem berühmten Werk ‚Exposition du system du Monde' diese Buffonsche Theorie 1796, also acht Jahre nach Buffons Tode, als irrig umgestoßen hat?" Alle sahen U 2 gespannt an.

„Das weiß ich!" erwiderte der Kadett etwas verlegen, „jawohl: La Place hat behauptet, die Sonne hätte das ganze Planetensystem erschaffen. Aber mein Vater sagte uns, die Theorie des Comte de Buffon habe sich trotzdem allgemein behauptet."

„Daß unsere Erde durch eine Kollision der Sonne mit anderen Sternen entstanden sei?" Der Pfarrer zwinkerte mit dem Professor und holte gerade Atem, um etwas Lapidares zu entgegnen, da erschien Hauptmann von Krohn plötzlich mit roten Flecken im Gesicht in der Klasse:

„Herrgott! . . . Herr Pfarrer!" rief der Hauptmann erregt, „wo bleiben Sie denn mit diesem Uuuu 2? Na, vorwärts!" Er packte den Kadetten. „Sofort zum Herrn Obersten!"

„Na, endlich!" winkte Oberst Schwerin dem Kadetten, der eben mit dem Hauptman und dem Pfarrer in das Konferenzzimmer hereingekommen war. „Na endlich!" Dann sagte er mit seiner schmalzigen Stimme: „So, nun komm mal her, Kadettchen! Stell dich mal hier an den Tisch. So! Und nun höre gut zu, denn alles was man dich jetzt hier fragen wird, das kommt zu Papier! Leutnant von Stockhausen, den du dort am Tisch sitzen siehst, der schreibt jedes deiner Worte ins Protokoll. Also, Kadettchen, nun sage mal die reine Wahrheit!" Er zog sich vor Aufregung den linken Handschuh aus und wieder an. „Mein Adjutant, Oberleutnant Witte, wird dir nun verschiedene Fragen vorlegen. Falls du eine dieser Fragen nicht beantworten willst, so brauchst du das nicht zu tun. *Was* du aber jetzt antworten wirst, Kadettchen, das muß die reine Wahrheit sein!" Der Oberst schnallte sich den Degen ab, legte ihn auf einen Stuhl, knöpfte sich über dem geschwollenen Leib zwei Knöpfe seines Überrocks auf, richtete etwas an seinem Hosenträger, schnallte sich

den Degen wieder um, knöpfte den Überrock zu, zog sich darauf auch den rechten Handschuh an, setzte seine Mütze auf und trat dann auf einmal, sich seiner Verantwortung als Kadettenkommandeur bewußt, mit einem lauten Schritt zwischen den Pfarrer und den Hauptmann. Er blickte U 2 ernst an und sagte: „Du weißt, Kadettchen, Oberleutnant Witte ist vom 3. Pommerschen Infanterieregiment, das nach meinem berühmten Ahnherrn, dem Grafen Schwerin benannt ist, der bei Prag als Feldmarschall, all seinen Truppen voraus, mit der Fahne in der Hand, treu für Fridericus Rex und für Preußen sein Leben gelassen hat. – Also, Kadettchen, nun mal die lautere Wahrheit! Ein königlich-preußischer Kadett, der solche heroischen Beispiele aus Preußens Geschichte vor Augen hat, der muß, wenn er kein Lump ist, die lautere Wahrheit sagen. So! . . . Oberleutnant Witte, nun fangen Sie mal mit dem Verhör an! . . . Und Sie, Leutnant von Stockhausen, schreiben jetzt bitte jedes Wort mit!“ Oberleutnant Witte stellte sich vor dem Kadetten auf und begann, während er U 2 ein Blatt Papier zeigte:

„Wir haben hier vor uns die Aussage Ihres Stubenkameraden Olschefski, der zufolge sind Sie vorgestern nacht von Königsberg über Dirschau nach Berlin und von dort weiter hierher nach Plön zurückgefahren.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

„Warum haben Sie sich den weiten Weg vom Schlesischen Bahnhof bis zum Lehrter Bahnhof keine Droschke genommen?“

„Mein Vater wollte, daß ich bei meiner Ankunft im Kadettenkorps eine Reiseersparnis abliefere.“

„Na und?“ fragte der Oberst die Offiziere, „hat der Kadett eine Reiseersparnis abgeliefert?“

„Jawohl, Herr Oberst!“ rief ein Leutnant. „Der Kadett hat 75 Pfennig abgeliefert.“

„Oberleutnant Witte, fahren Sie mit dem Verhör fort.“

„Nach Aussage des Kadetten von Olschefski sind Sie Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden mit Ihrem Koffer in der Hand herumgestrolcht. Was haben Sie dort

zu suchen gehabt?"

„Ich war hungrig und wollte in einer Konditorei etwas essen."

„Warum ausgerechnet . . . an der Ecke Friedrichstraße?"

„Ich war von der Nachtfahrt müde und der Weg zum Lehrter Bahnhof durch den Schnee war noch so weit."

„Sie wurden beobachtet, wie Sie in die Passage hineingegangen sind . . . und innerhalb dieser hohen, von Glasfenstern gedeckten Passage sind Sie dann vor dem dort bekannten Wachsfigurenkabinett stehengeblieben. Warum? . . . Was hat Sie dort so interessiert? Etwa die in Wachs dargestellten neuesten Morde und Verbrecher? Sie sind dort trotz Ihrer Müdigkeit beinah 20 Minuten lang vor dem Schaufenster dieses Wachsfigurenkabinetts stehengeblieben. Warum?"

„Ich habe mir den Zaren von Rußland angesehn, der dort aus Wachs mit allen Orden dargestellt war. Auch den König von England habe ich mir betrachtet."

„Mein Himmel!" unterbrach der Oberst das Verhör, „Oberleutnant Witte spricht von den in Wachs dargestellten Verbrechern! Aber nicht vom Zaren . . . oder dem König von England! — Kadettchen, Oberleutnant Witte fragte dich, warum du dir die dort aus Wachs modellierten Verbrecher so lange angesehen hast!" Es entstand eine Pause. Da U 2 nicht antwortete, setzte Oberleutnant Witte das Verhör jetzt mit scharfer Stimme fort:

„In der Aussage hier steht, es wäre in dem linken Schaufenster des Wachsfigurenkabinetts die Ermordung des Schuhmachers Schulze plastisch dargestellt gewesen. Ein Handtuch steckte in seinem Schlund, seine Beine und Arme waren mit Handtüchern gefesselt." Nach einem Schweigen fragte der Oberst schmalzig:

„Kadettchen, hast du gehört, was Oberleutnant Witte eben gesagt hat? Nun rede mal! Habe Vertrauen. Erzähle uns, was dich an der Darstellung dieser scheußlichen Ermordung des Schuhmachers so gefesselt hat, daß du, wie Oberleutnant Witte vorhin sagte, 20 Minuten lang vor diesem Schaufenster trotz deiner Ermüdung gestanden hast!"

„Ich weiß es nicht", stotterte der Kadett verschreckt, und wiederholte dann leise: „Ich weiß es nicht."

„Lieber Leutnant von Stockhausen", ging der Oberst zu ihm hin und beugte sich über den Tisch, „haben Sie auch alles mitgeschrieben? Der Kadett sagt . . . er ‚weiß es nicht'. Ein königlich-preußischer Kadett sagt: Er weiß nicht, warum er sich 20 Minuten lang die Wachsfiguren von einem Verbrechen angesehen hat!"

„Herr Oberst!" stöhnte da U 2 auf, „ich habe mir lediglich den roten Waffenrock des Königs von England angesehen! Aber keinen Verbrecher."

„Unerhört!" fuchtelte Hauptmann von Krohn mit seiner Mütze zu den Kompanieoffizieren.

„Kadettchen", trat jetzt der Oberst drohend vor U 2, „es ist hier nicht von Seiner Majestät, dem König von England die Rede, sondern von Verbrechern! Eine Frage, Kadettchen: wie kamst du überhaupt dazu, ausgerechnet in die Passage zu gehen, in diesen Eingang zur Friedrichstraße, zu diesem Babel von Berlin? Hm? Na, sage was!"

„Mir hatte in den Weihnachtsferien der zweite Sohn des Generals von Stolphagel erzählt, in der Friedrichstraße wäre über die ganze Hausseite des Wintergartenvarietés ein Plakat angebracht, das eine weißgekleidete Dame zeigte, die eine Verwandte meiner Familie sei. Das wollte ich mir ansehn."

„Gestatten Herr Oberst", hielt Leutnant von Stockhausen mit Niederschreiben inne, „er meint wahrscheinlich das Plakat der ‚Modeste'. Nämlich, im Wintergarten wird zur Zeit der Lippesche Erbfolgestreit als Varietéaufführung gezeigt . . . Und da tritt diese ‚Modeste' als Ahnfrau auf."

„Was denn?" versuchte der Oberst zu lächeln, „dieser Erbfolgestreit zwischen den Grafen Biesterfeld und dem Fürsten Bückeburg, dessen Gemahlin die Schwester unseres Allerobersten Kriegsherrrn ist, so was wird im Varieté . . . aufgeführt? Jawohl, Kadettchen, ich weiß, die Mutter des Grafregenten in Detmold, die soll ja mit Euch verwandt gewesen sein? So, so! Und diese Modeste, die woll-

test du dir auf dem Plakat ansehn? So, so! Aber warum, Kadettchen, bliebst du dann vor dem Wachsfigurenkabinett mit den Verbrechern 20 Minunten lang in der Passage stehn? Doch sehr merkwürdig. Hm? Nun paß mal auf, Kadettchen: mein Adjutant wird dir nämlich jetzt eine Frage stellen, auf die du lediglich mit ‚jawohl' oder mit ‚nein' zu antworten hast. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß dich nun nur die lautere Wahrheit von einem furchtbaren Verdacht retten kann. Eine Lüge würde dir . . . den Hals brechen! Und wenn ich sage: den Hals brechen, Kadettchen, so weiß dein Oberst, *was* er damit meint. Oberleutnant Witte, ich befehle Ihnen jetzt, diese Frage in aller Form als Gerichtsoffizier an den Kadetten zu stellen!" Der Adjutant klappte die Absätze aneinander. Dann fragte er mit einem steinernen Blick auf U 2:

„Haben Sie heute nacht dem Offizier vom Dienst, Leutnant Behnke, während er schlief, in seiner Kabine auf dem Schlafsaal der 1. Kompanie ein Handtuch dergestalt tief in den Mund gestopft, daß er beinah daran erstickt wäre . . . und ihn dann mit Handtüchern an Händen und Füßen gefesselt?"

„Ja oder Nein?" streckte der Oberst seinen Kopf vor, während sich die übrigen Offiziere bedeutungsvoll ansahen.

„Entschuldigung, Herr Oberst", unterbrach da der Pfarrer mit einmal die atemlose Stille, „vielleicht ist der Kadett durch die plötzliche Trennung von seinen Angehörigen", er faltete wieder die Hände, „nämlich vorhin, als ich in die Quarta kam, um den Kadetten, wie Sie mir befohlen hatten, hierher zu rufen, da redete er gerade ganz verworrene Dinge über die Entstehung der Erde."

„Liebster Herr Pastor", zuckte der Oberst unwillig die Achseln, „was hat das mit der Sache *hier* zu tun?"

„Herr Oberst", kam der Pfarrer näher, „der Kadett behauptete . . . unser Martin Luther hätte die Bibel falsch übersetzt!" Der Oberst faßte sich an den Kopf. Sah erst die Offiziere merkwürdig an, dann U 2. „Herr Oberst", flüsterte der Pfarrer, „darf ich mir als der Seelsorger dieses

Kadetten erlauben, den Rat zu geben, den Herrn Stabsarzt Doktor Färber erst hinzuzuziehen, bevor der Kadett die ihm eben von Oberleutnant Witte gestellte Frage beantworten muß, denn vielleicht . . .“

„Großer Gott!“ schnitt ihm aber der Oberst das Wort ab, „es handelt sich hier nicht um Martin Luther und seine Bibelübersetzung!“ Er stieß den Degen auf das Parkett und schrie dann den Kadetten plötzlich an: „Ja oder Nein! Das ist alles, was wir von dir wissen wollen.“ Da schrie der Kadett zurück:

„Nein!“ Und dieses „Nein“ klang so fest, daß der Oberst unwillkürlich von ihm zurücktrat. Dann ging er mehrere Male auf und ab. Plötzlich blieb er stehn, sah alle Offiziere und den Pfarrer an und sagte:

„Das Verhör ist beendet.“ Darauf streichelte er U 2 über den Kopf. „So, Kadettchen, du kannst wieder gehn. Nun geh' nur! Aber Gott im Himmel wolle, daß du die Wahrheit gesagt hast. Das wolle Gott im Himmel! Nun geh nur, Kadettchen! Geh! Geh.“

Gleich danach sah Uhle den noch bebenden U 2 oben unterm Dach in der sogenannten Monturkammer wieder, wo der Kadett auf Befehl des Hauptmanns vom Feldwebel der 1. Kompanie eingeschlossen worden war. U 2 schien nicht zu ahnen, was man über ihn beschließen würde, denn er sah bald durch das Schlüsselloch, bald horchte er an der Tür mit angelegtem Ohr. Ab und zu hörte man die Treppe herauf Schritte kommen, die draußen vor der Tür haltmachten und sich dann wieder entfernten.

Jetzt beobachtete Uhle, wie sich U 2 einen Schemel unter die Dachluke stellte. Dann stieg er hinauf. Streckte seinen Kopf durch das geöffnete Fensterchen und schaute zu der verschneiten Plöner Landschaft hinunter. Der Gewitterregen der letzten Nacht war in der Morgenfrühe überall zu Rauhreif gefroren. Den Schloßberg hinunter glitzerten die kahlen Bäume wie belaubt von märchenhaften Blättern in der kalten Wintersonne. Auch die vielen Giebel des kleinen Städtchens spiegelten das Licht wie aus

Myriaden von Kristallen wider. Nun erkannte U 2 tief unter sich gegenüber das hohe Dach des Hotels ‚Zum Prinzen'. Noch vom Sommer her waren auf ihm zwei Storchennester zu sehen und der Kadett erinnerte sich bei diesem Anblick an jene Szene, wie er dort Anno 1896 im ersten Stock in einem Alkoven hinter einem Vorhang in kaum zu ertragender Erregung gestanden hatte, während nebenan in dem ovalen, großen Zimmer mit den Plüschmöbeln sein Vater, der ihn mit dem ältesten Bruder tags zuvor nach Plön gebracht hatte, mit dem Gouverneur des Kronprinzen, seinem Freund General von Deines, bei einer Flasche Rotwein auf dem Tisch über sein Schicksal verhandelt hatte. Er kam sich damals wie ein Kalb vor, das auf dem Markt angeboten wird. Der Vater wollte ihn wieder mit nach Hause nehmen, weil er das Examen nicht bestanden hatte und infolgedessen zurückversetzt werden sollte. General Deines aber redete dem Vater, ein Glas Wein nach dem anderen trinkend, zu, den Jungen in Plön zu lassen. Er sagte:

„Da er nun einmal da ist, so würde ich ihn hier lassen! Wer weiß, ob dies nicht der Wille des Schicksals ist! Außerdem, mein Lieber, wir sind ja alle – Kadetten gewesen! Und es ist doch gar nicht so wichtig, in welcher Klasse er seine militärische Laufbahn antritt, wenn er nur bald in die Uniform kommt!" Schließlich hatte der Kadett hinter dem Vorhang gehört, wie die beiden Generale mit ihren Gläsern klirrend anstießen und dann war er zu ihnen hineingerufen worden, bekam auch einen Schluck Rotwein und nun war er, wie Deines ihm auf die Schulter klopfend lachend sagte, ‚zum künftigen Feldmarschall ausersehn!' Der Kadett atmete gepreßt. Auf einmal beleuchtete ein Sonnenstrahl gegenüber vom Hotel ‚Zum Prinzen' das Dach der Druckerei vom ‚Plöner Wochenblatt'. Und zwar reflektierten die großen Glasdächer die Sonne so blendend wie Spiegel oder wie Lichtsignale, je nachdem der Wind die Äste der Bäume davor bewegte. Plötzlich erschienen dem Kadetten diese Lichtstrahlen wie ein Zeichen. Und gleich hatte er nur den einen Ge-

danken: Fliehen! Hinunter zum Chefredakteur! Und dann . . . nach Kopenhagen!

Er überlegte, wie er über das Dach und dann die Dachröhre hinunter bis zu dem armdicken Ast der Eiche vor ihm gelangen könne. Von dort aus würde er hinunterklettern zum Schloßberg und dann! . . .

„Ja", so flüsterte er, „dies ist der entscheidende Moment, wo ich die Notbremse ziehen muß! Und dann aus dem fahrenden Zuge hinaus . . . in *mein* Schicksal! Ja! Sicher wird der Chefredakteur mir helfen!" Und die Tatsache, daß er hier wie in einer Falle eingesperrt war, trieb seinen Entschluß immer rascher nur in die eine Richtung: Fliehen!

Er hatte sich schon bis zu den Hüften durch die Dachluke herausgeklemmt. Schon war er halb auf dem Dach, da brach mit einmal ein Stück Eis, das er als Stufe bis zur Dachrinne hinunter hatte benutzen wollen, vor seinen Augen ab, rutschte über das Dach und erst viele Sekunden später hörte er dann aus der Tiefen den klirrenden Lärm des mit Gepolter auf den vereisten Schloßberg aufschlagenden Eisklumpens. Da ließ er sich rasch wieder auf den Schemel zurück, bis er mit den Sohlen Halt fand. Dann stieg er hinunter und sah sich erschrocken in der Kammer um. Dort hingen an den Wänden die guten Monturen der 1. Kompanie: die Mäntel, Waffenröcke, Litewkas und so weiter. Die Kommißstiefel standen ausgerichtet in zwei langen Reihen seltsam da. Die Hosen waren unterhalb der mit Wäsche angefüllten Fächer in Wandregalen, sorgsam in Bügelfalten zusammengelegt, stapelweise übereinander. Auf dem kleinen Tisch unweit der Tür stand ein großes, tintenverklextes Tintenfaß. Daneben lag jener Federhalter, mit dem der Feldwebel die Nummern in die Halsbinden der Kadetten klexend einzutragen pflegte. Es roch nach Mottenpulver im Raum und war so kalt, daß der Kadett, um sich zu erwärmen, anfing, hin und her zu laufen. Mit einmal blieb er stehen, denn ein über einen Stuhl geworfener Mantel, auf dem eine Uniformmütze lag, kam ihm plötzlich so lebendig vor, als säße ihm dort jemand

gegenüber. Genauso hatte ihm auf der Fahrt nach Dirschau der Irre im Kupee gegenübergesessen. Er glaubte wieder die ihn höhnisch nachahmende Stimme zu hören ‚Danke gehorsamst!'

„Ja", ging da U 2 langsam auf den Mantel zu, „wäre ich so allein auf der Welt wie du, vielleicht würde ich dann auch . . . die Notbremse ziehn und hernach über die Eisflächen davonlaufen . . . zum Horizont! Aber siehst du dort im Fenster der Dachluke die zwei Schneelichter? So blicken mich die Augen meines Vaters an. Siehst du's? Und wenn ich fliehe . . . Nein! Nein!" Er flüsterte sich rasch die üblichen Worte zu, welche Vorgesetzte den Kadetten sagen, wenn sie sich zusammennehmen sollen. „Kopf hoch! Kinn an die Binde! Brust heraus!" Und indem er die Worte vor sich hinmurmelte, reckte sich plötzlich die Gestalt des Generals zwischen der Freiheit und der Uniform schier unüberwindlich auf. So deutlich durch die Raumentfernung von Königsberg nach Plön hörte er des Vaters Stimme: „Handle immer so, daß die Maxime deines Handelns für jeden anderen gültig sein kann!" So deutlich, daß der Kadett erschrak. Mit einmal aber packte er den Mantel, riß ihn vom Stuhl und knirschte: „Aber wenn nun alle diese Maxime meines Handelns genau solch eine Lüge wären . . . wie diese Bibelstelle vom ‚Geist Gottes, der über den Wassern schwebt'?" Er knüllte und schüttelte den Mantel. „Wenn es wirklich ‚die Geistin' gewesen wäre, die im Anfang über den Wassern geschwebt hat?" Er gab dem Stuhl einen Tritt, daß der hintüberschlug. Darauf lehnte sich der Kadett, von seinen Gedanken erschöpft, an die Mauer und hielt sich vor dem kalten, ekelerregenden Geruch, der aus den mit Mottenpulver bestreuten Monturen kam, die Nase zu. Mit einmal lachte er auf. Setzte sich eine Uniformmütze über sein verwühltes Haar, betrachtete sich in einem Wandspiegel, grüßte militärisch, klappte knallend die Absätze aneinander und sagte ironisch: „Zu Befehl! Danke gehorsamst! . . . Du Geist Gottes, ich danke dir ganz gehorsamst dafür, daß du mich hier auf Kammer eingesperrt hast wie ei-

ne Ratte." Darauf schmiß er die Mütze in weitem Bogen fort. Rannte zum Schemel, stieg hinauf und versuchte, sich wieder durch die Dachluke ins Freie zu zwängen. Mit einem Bein war er schon draußen, da wurde die Tür der Kammer geräuschvoll aufgeschlossen.

„Heh! Heh!" kam jemand gerannt und hielt ihn an dem Bein, das noch in der Kammer pendelte, fest. „Mensch!" schrie Olschefski, „bist du ein Schornsteinfeger? Was willst du denn auf dem Dach? Mach, daß du 'runterkommst!" Und nun zerrte er so lange am Bein des Kadetten, bis U 2 schließlich wieder unten in der Kammer stand. Er äugte Olschefski feindlich an:

„Was willst du?"

„Was ich will? Mensch, auf Befehl des Hauptmanns soll ich dir sagen, daß du die Beine in die Hand nimmst und so schnell wie möglich zu ihm kommst."

„Zum Hauptmann?" staunte U 2 und trat hinter den Tisch mit dem Tintenfaß. Von hier aus stierte er Olschefski an und wiederholte: „Zum Hauptmann?"

„Mensch, wenn ich nur wüßte, was du bei der Schweinekälte da draußen auf dem Dach gesucht hast? Wolltest du etwa . . . Schlittschuh laufen? Hahaha . . . oder am Ende wegrennen? Wie der rote Fischer!"

„Halt dein Maul!" schlug U 2 so heftig mit der Faust auf den Tisch, daß die Tinte aus dem Glasgefäß spritzte.

„Oder . . . hattest du die Absicht . . . die Notbremse zu ziehn? Dachtest du etwa, in dir, da steckte auch so ein . . Napoleon? Wie in mir?"

„Sag mal, Olschefski, weshalb hast du mich eigentlich nicht angesprochen, als ich vor dem Wachsfigurenkabinett in der ‚Passage' stand? Weshalb bist du wie ein Geheimpolizist hinter mir hergeschlichen? Weshalb", kam er um den Tisch, „hast du mich bei dem Oberst verpetzt? Anscheinend traust du mir allerhand Verbrechen zu! Hm?" Plötzlich zerrte er ihn am Haar und nun prügelten die beiden Kadetten wie von Sinnen aufeinander los.

„Mensch! Mensch!" nahm Olschefski hinter einem Wall von leeren Koffern Deckung, „ich glaube gar, du denkst

tatsächlich . . . in dir, da steckt auch so . . . ein Napoleon! Nun hör doch bloß auf! Du verrücktes Aas! Ich habe dir nämlich auf Befehl des Hauptmanns etwas Dolles zu melden! . . . Mensch, weiß du, *wer* dem Leutnant vom Dienst in der Nacht ein Handtuch in den Rachen gestopft hat? Mensch, zurück! Du machst ja eine Fratze, daß man Bauchweh kriegt! So hör doch zu! Also . . . zwei Klopskallen waren es."

„Was?" ließ U 2 die Fäuste sinken, „zwei Klopskallen? Was quatschst du da?"

„Jawohl, Mensch! Diese ‚Untat' haben zwei Klopskallen ausgeführt! Mensch! Mensch . . . Und zwar hat sich die eine Blonde, die immer so frech in der Anrichte steht, mit der Schwarzen in unsern Schlafsaal hineingeschlichen. Wahrhaftig, Mensch! In unserem Schlafsaal, da waren zwei Weiber! Hahaha . . . Du lachst dich kaputt, wenn du alles erfährst. Die eine nämlich, die kriegt 'n Kind von dem Oberleutnant! Und die andere . . . Mensch, du lachst dich tot! . . . Und der Oberleutnant . . . Du lachst dich tot, wenn du alles erfährst! Wahrhaftig! Zwei richtige Klopskallen waren bei uns in der Nacht. Und ich lag nur im Hemde im Bett . . . Mensch! So eine Gemeinheit. Ich habe gepennt, während zwei richtige Weiber im Schlafsaal waren! Mensch!"

„Olschefski!" hallte mit einmal die Stimme des Hauptmanns durch die Kammer. Und dann jagte der Kompaniechef ihn aus der Tür. Darauf schritt von Krohn langsam zu U 2. „Uuuu 2!" ziepte er den Kadett am Ohr, „Sie sind frei! Der Herr Oberst schickt mich. Diese ‚Untat' nämlich . . . jawohl, Kadett! Diese Untat . . . Aber nun gehen Sie mal wieder auf Ihre Stube 'runter! Donnerwetter, wie bin ich froh für Seine Exzellenz, daß diese ‚Untat' nicht auf seinem Sohn sitzen geblieben ist. Der Herr Oberst gibt Ihnen aus Dankbarkeit für den morgigen Tag Urlaub! Und", er hob seinen Finger, „daß nicht darüber geredet wird! Diese Untat darf nämlich nicht außerhalb des Kadettenkorps bekannt werden. Ich befehle Ihnen, auch kein Wort auf Ihrer Stube darüber zu verlieren. Aber

wie sitzt denn schon wieder Ihre Binde?" Er stopfte sie ihm in den Kragen. „Ja! Das ist eben der Uuuu 2 mit seinem charakteristischen Bindensitz! Na!" streckte er ihm nun die Hand hin, „auch Ihr Hauptmann ist froh! . . . Aber was werden Sie denn morgen mit so viel freier Zeit anfangen? Kadett Isenburg erzählte mir, als er sich bei mir abmeldete, Sie hätten Ihren Eltern zu Weihnacht ein so hübsches Bildchen gemalt. Na, nun zittern Sie mal nicht." Er tätschelte ihm die Backen. „Ja ganz bleich! Gehn Sie mal 'runter zum Spielplatz . . . und nehmen Sie an der Schneeballschlacht teil, damit Sie wieder rote Backen kriegen. Halt! Noch eins, Kadett: wenn Sie Seiner Exzellenz schreiben, dann vergessen Sie bitte nicht, ihm meinen gehorsamsten Dank für seine mir durch Sie übermittelten Grüße auszusprechen. Halt! Noch eins, Kadett. Der Herr Oberst teilte mir vorhin mit, es bestünde die Wahrscheinlichkeit, daß der Bruder Seiner Majestät, unseres Kaisers und Königs, der Prinz Heinrich von Preußen und Großadmiral der deutschen Flotte, vielleicht in allernächster Zeit unser Kadettenkorps besichtigen würde. Da hätte ich gern auf dem Korridor ein Bild aufgehängt. So ein echtes, flottes Marinebild. Trauen Sie es sich zu, mir morgen in Ihrer Freizeit eventuell für die Kompanie solch ein Gemälde anzufertigen? Ich denke mir . . . so einen modernen Panzerkreuzer! Verstehen Sie, der mit Volldampf durch die blauen Wellen in die Zukunft hineinsteuert . . . und das alte Jahrhundert, etwa in Gestalt eines morschen Wracks, dabei in den Grund bohrt. Meinen Sie, das wäre möglich? Sowas in Farben zuwege zu kriegen? Und in den Himmel, da würde ich Ihnen vorschlagen, das herrliche Kaiserwort hineinzumalen: ‚Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!' . . . Ich glaube bestimmt, Seine Königliche Hoheit, Prinz Heinrich, würde, wenn er durch den Korridor geht, an solchem Marinebild Freude haben. Also, Herr Maler, meinen Sie . . . Sie könnten das morgen zustande kriegen? Nämlich . . . *das* wäre dann keine ‚Untat'!" er lachte breit, „sondern eine ‚Tat!' . . . Na, nun geh! Und mach, daß du wieder rote Backen kriegst!"

„Als U 2, den vereisten Schloßberg zwischen der Lindenallee hinunterschliddernd, auf den Spielplatz kam, da war die Schneeballschlacht der 300 Kadetten bereits mit wildem Geschrei in vollem Gange. Und zwar hatte die 2. Kompanie, vor der Reitbahn über die ganze Breite des Platzes ausgeschwärmt, in dem vor- und zurückwogenden Kampf mit der 1. Kompanie schon so viel Gelände verloren, daß sie schon dicht vor der Mauer war.

Die 1. Kompanie unter Führung ihres Kompanieältesten Ihn hatte von der Lindenallee aus durch ihr forsches Schneeballwerfen die ganze Weite des Spielplatzes jetzt erkämpft. U 2 reihte sich ein, ohne in der Hitze des Gefechts von den andern bemerkt worden zu sein, und feuerte dann so schnell er konnte, einen Schneeball nach dem andern gegen die zurückweichende 2. Kompanie. Das Triumphgeschrei der Siegenden und die Wutausbrüche der Verlierenden mischten sich zu solch ohrenbetäubendem Lärm, daß man keine einzelnen Worte mehr verstand.

„Was denn?" bemerkte Kadett Grote mit einmal U 2 neben sich. „Wieder da?" Und dann setzte sich diese Frage von Kadett zu Kadett fort. Unter dem Gelächter: „U 2 ist wieder da!" überfielen ihn ein paar Kameraden von hinten und ‚wuschen' ihn, das heißt, sie rieben ihm das Gesicht mit Schneeklumpen ab. „Er ist wieder da! Aber er sieht noch ganz blaß aus . . . vor Heimweh!" Das Gelächter wuchs an. Der Kadett wehrte sich nach allen Seiten. Er warf immer gezieltere Schneebälle. Einer davon traf Olschefski dergestalt auf die Nase, daß Blut in den Schnee spritzte und der Anblick des roten Bluts auf dem sonnenblendenden Schnee steigerte nun die Kampfeswut zur Ekstase. Auf einmal brüllte Grote:

„Nehmt Steine in die Schneebälle! Vorwärts! Steine in die Schneebälle!" Gleich danach hagelte ein Schauer von Steinschneebällen gegen die 2. Kompanie. Und nun sah man auch dort, bald hier, bald da, den Schnee blutig werden. Als der diensthabende Offizier dies bemerkte, steckte er seine Signalpfeife in den Mund und gab schrille Pfiffe ab. Aber die Schlacht wurde nur gefährlicher. „U 2!"

schrie Grote den Kadetten an, „du sollst Steine in die Schneebälle kneten! Hast du keine Ohren? Steine! Steine!“

„Hast du mir zu befehlen?“ brüllte U 2 mit vom Laufen heißen Backen zurück und warf seine steinlosen Schneebälle weiter.

„Du hast wohl Schiß!“ Er pfefferte ihm einen Stein gegen das Schienbein. Auf U 2's ‚Au!‘ brach das Gelächter der nächststehenden Kadetten so schadenfroh los, daß U 2 seine Schneebälle, die er im linken Arm gehäuft hielt, plötzlich wegwarf und schrie:

„Ich mach nicht mehr mit!“

„Er hat Schiß!“ stürzten sich nun viele auf ihn. Und dann gab es Töne wie wenn sich Hunde verbissen haben. Der Offizier pfiff vergebens. Mit einmal aber hörte die Balgerei auf und dann galoppierte die Masse der Kadetten über den Platz in der Richtung zum Lazarett. Dort erschien nämlich, begleitet von einem Offizier im Helm, die eine jener ‚Klopskallen‘, die zu dem im Schlafsaal überrumpelten und fast erstickten Oberleutnant Behnke zwecks Einvernahme ins Lazarett geführt worden war. Ihre blonden Haare von einem bunten Bauerntuch zusammengehalten, so kam sie jetzt, herausfordernd um sich blickend, mit dem Offizier an den Kadetten vorbei. Die standen, von der Schneeballschlacht freudig heiß, erst gaffend da. Mit einmal rief Olschefski:

„Erstes Geschütz: Feuer!“ und dann warf er einen gut gezielten Schneeball der ‚Klopskalle‘ dergestalt vor die Brust, daß sie gegen den Offizier taumelte. Der fuchtelte mit dem Degen und brüllte zu den Kadetten:

„Seid wohl wahnsinnig?“ Dann winkte er dem Leutnant, der immer noch schrille Pfiffe abgab. Jedoch Meier 1 kommandierte, ohne sich um die Offiziere zu kümmern:

„Zweites Geschütz: Feuer!“ Sein Schneeball traf die ‚Klopskalle‘ im Gesicht. Da bückte sie sich katzenhaft rasch, wühlte und kratzte sich Schnee zusammen und verteidigte sich gegen die sie jetzt umjohlenden Kadetten, aus denen nun immer anwachsendere Schreie hörbar wurden. . .

„Das ist ja die Kalle, die unserem Oberleutnant das Handtuch ins Maul gestopft hat! Vorwärts! Schneebälle auf die Kalle! Vorwärts! Drittes Geschütz: Feuer!" Eine Salve von Steinen prasselte gegen die Lazarettmauer. Dabei verlor der Offizier seinen Helm. Er versuchte, das junge Küchenmädchen wieder in das Lazarett zurückzureißen, aber die Rache der beleidigten Kadetten stürmte mit einmal mit dem Ruf:

„Hoch! Oberleutnant Behnke!" gegen sie vor. „Wascht die dreckige Sau! Wascht die Kalle!"

Rücklings in den Schnee geworfen und von vielen Händen bearbeitet, wäre sie ohne Zweifel zertreten worden, wenn nicht im letzten Moment oben an einem der Lazarettfenster der Oberst und hinter ihm der Stabsarzt erschienen wären.

„Aufhören!" brüllte Graf Schwerin, „Aufhören! Kadetten! Wollt Ihr wohl zurück! Wer Fräulein Müller noch einmal anrührt, der bekommt Arrest! Zurück da! Offizier vom Dienst!"

Während die beiden Kompanien Schritt für Schritt zurückwichen, kam der Leutnant mit abgefaßtem Degen und der Signalpfeife im Mund angehetzt, grüßte und mußte dann ein Donnerwetter über sich ergehen lassen, das der Kadettenkommandeur mit immer neuen Flüchen oben vom Fenster auf ihn herunterschimpfte. Gleich danach kam der Oberst unten aus dem Lazarett herausgestürzt, ließ die Küchenmamsell durch den Lazarettwärter in Sicherheit bringen und eilte dann, ohne Mütze, seine Glatze der strahlenden Kälte aussetzend, zornig mit den Armen fuchtelnd, auf Meier 1 los.

„Haben *Sie* das Kommando zu diesem feigen Angriff gegeben? Na! Antworten Sie gefälligst!"

„Herr Oberst", stand Meier 1 dickfellig stramm, „wir haben hier lediglich . . . Schneeball gespielt."

„Offizier vom Dienst!" winkte Schwerin dem Leutnant, „führen Sie die beiden Kompanien augenblicklich in die Anstalt zurück!" Doch in diesem Moment traf ihn ein Schneeball auf die Glatze. Sprachlos suchte er mit den

Augen herum, um denjenigen Kadetten herauszufinden, der diesen Wurf getan hatte. Sich dann mit dem Handschuh abwischend, brummelte er wütend vor sich hin und schüttelte den Kopf vor Empörung. Mit einmal aber begann er laut zu lachen: „Ja, meine lieben Kadetten!" stapfte er darauf von einem zum andern durch den tiefen Schnee, so daß man seine Stiefel mit den Sporen nicht mehr sah, „nämlich, als ich mit 17 Jahren bei St. Privat die Fahne den Berg hinauftrug und die Franzosenkugeln mir um den Kopf sausten, die Fahne zerfetzend, da feierten wir abends am Biwakfeuer einen großen, historischen Sieg! Aber, Kadetten, welchen großen Sieg wollt *ihr* heute abend feiern? Etwa den, daß ihr ein einzelnes Frauenzimmer in den Schnee getrampelt habt? Oder daß ihr meine Glatze getroffen habt?" Er lachte gefährlich. „Meine lieben Kadetten, aber, ich hoffe und erwarte von euch, daß, wenn uns unser oberster Kriegsherr wieder einmal gegen den Feind ruft, daß ihr dann . . . die Glatzen eurer Feinde ebenso gut treffen mögt, wie ihr meine alte Glatze eben getroffen habt. – Na, nu' spielt mal weiter! Na, vorwärts!" Er bückte sich, formte einen Schneeball und traf damit Meier 1 so wuchtig in den offenen Mund, daß der wie ein Clown im Zirkus aussah. Ein Hallo aller Kadetten umjauchzte daraufhin den Oberst. Und dann schossen die Schneebälle von einer Kompanie zur andern wieder mit solcher Schnelligkeit, daß sich Oberst Schwerin hinter einen Baumstamm zurückzog und vor Lachen sein gelbes Gebiß zeigte. „Na, vorwärts, Kadetten! Aber merkt es euch: Ein königlich-preußischer Kadett darf sich nie so weit erniedrigen, daß er sich an einer einzelnen Weibsperson vergreift. – Na, vorwärts! Schmeißt euch eure Dösköppe blutig, meine lieben Kadetten." Als die sich daraufhin wie rasend befeuernden Zöglinge sich wieder zum Spielplatz hin entfernten, drehte sich der Oberst zu dem Offizier vom Dienst um . . . „Mein lieber Leutnant! Mit Signalpfeifen gewinnt man keine Schlacht. Mit Signalpfeifen haben wir alte Generation den Krieg 1870 nicht gewonnen. – Na, nun gehn Sie mal wieder zu den Kadet-

ten!“ Dann rief er dem Stabsarzt zu, der in der großen Lazarettür erschienen war: „Wie geht's der Mamsell?“ Stabsarzt Färber strich sein spärliches Bärtchen:

„Ihr ist nichts passiert, Herr Oberst!“ Da nahm der Kadettenkommandeur Schnee auf, ballte ihn, warf . . . und traf den Stabsarzt. Beide lachten.

„Diese Weiber, Herr Stabsarzt! Stopfen einem Oberleutnant einfach ein Handtuch in den Schlund! Diese Weiber!“

„Diese Weiber!“ kam der Berliner Bürgermeister mit solchem Aplomb in sein Amtszimmer zurück, daß Uhle aus seiner Traumsphäre, wie von einem elektrischen Schlag geweckt, verstört um sich sah. „Diese Weiber!“ sezte sich der Bürgermeister an seinen Schreibtisch. „Wenn Weiber bei einer Konferenz sind, dann nimmt sie kein Ende! Entschuldigen Sie mich bitte. Sahen Sie sich inzwischen das Programm für heut' abend an?“ Als er Uhles Verwirrung bemerkte, fragte er . . .: „Oh? Hab ich Sie etwa in Ihren Gedanken für Ihre Rede über die ‚Brüderlichkeit‘ gestört? Oder waren Sie eingenickt?“ Er lächelte und sah auf seine Schreibtischuhr. „Was denn, 20 Minuten länger hat die Konferenz gedauert?“

„Nur 20 Minuten?“ rieb Uhle sich die Augen. „Toll! Was man in 20 Minuten alles träumen kann. Toll.“

„Haben Sie geträumt? Haha! Aber jetzt wollen wir tüchtig zu Mittag essen.

„Ich bin nicht hungrig.“

„Nein? Ich . . . mächtig! Wollen Sie also gleich ins Hotel? Oder möchten Sie vielleicht vorher noch unser verwüstetes Berlin 'n bißchen ansehn? Als alter Berliner interessiert Sie's doch sicher, welche Errungenschaften uns das glorreiche Hitlerreich gebracht hat. Kommen Sie!“ Er half Uhle in den Mantel, führte ihn durch Korridore des Rathauses über Treppen hinunter bis zum Magistratsauto und sagte dem Chauffeur: „Fahren Sie Herrn Uhle 'n bissel herum! Dann bringen Sie ihn in's Hotel und holen mich hier im Ratskeller wieder ab.“ Uhle setzte sich ne-

ben den Chauffeur. Die Fahrt begann. Er erkannte Berlin nicht wieder. Im Tiergartenviertel gab der Chauffeur wie ein Fremdenführer Erklärungen ab: „da – vom letzten Bombardement – diese Schutthaufen . . . waren mal die Bellevuestraße. Dort geht's zum Potsdamer Platz. Da ist die Polizei! Wir müssen halten. Aber ich hab den Ausweis, sonst würden wir auf Schmuggelware kontrolliert. Hier blüht nämlich der Schleichhandel zur Ostzone. Jawoll! Und jetzt fahr ich Sie zum Brandenburger Tor." Uhle starrte wie in eine Gespensterlandschaft. Statt des einst so üppig gewachsenen, prachtvollen Baumbestandes des Tiergartens sah er nur vereinzelt junge Pappeln oder von Brombeeren durchwuchertes Unterholz. Die rote Fahne hing schlaff oben auf dem Brandenburger Tor, dort, wo sonst die Quadriga mit der Siegesgöttin so stolz zu den Linden und zum Kaiserschloß geblickt hatte. Doch erst kamen sie an dem klobigen Denkmal für den russischen ‚Unbekannten Soldaten' vorbei, an dem ein paar Russensoldaten Posten standen. Links sah er nun das Reichstagsgebäude. Es war ein Rest von verbogenen Eisen und zusammengestürztem Gemäuer. Die Tiergartenstraße, das einstige Diplomatenviertel, nur noch Schutt und Staub! In der Wüste des Tiergartens schlichen Menschen auf Abenteuer mit Dirnen oder Geschäftemachern herum. Weit und breit war kein Haus mehr. Ruinen, nichts als Ruinen. Nur das aus roten Backsteinen gebaute Gebäude des Großen Generalstabes stand unversehrt, aber vom Untergangsbrand schwarz und schmutzig im trüben Mittagslicht da. Leer, aber wie bereit zum Einzug eines neuen, preußischen Großen Generalstabs.

Das grauenhafte Bild der Verwüstung dieser Haupt- und Residenzstadt des einstigen Kaiserreichs, in der er jahrelang seinen Dienst als Leutnant der Garde getan hatte, erschütterte ihn so, daß er, ob er wollte oder nicht, am Atem schluckte. In der Döberitzer Heerstraße, die so öde aussah wie irgendeine von der Vergessenheit verwehte Heeresstraße hin zum alten Babylon oder sonst einer einstigen, wimmelnden Prunkstadt der Phönizier oder Assy-

rer, ließ er den Chauffeur im schnellsten Tempo fahren. Die von ihrem Platz verlegte und neu vergoldete Siegessäule, um die herum die gleichfalls verlegten Marmorstandbilder von Roon und Moltke standen, konnte er nicht ansehn, ohne an seine Schwester Malvine zu denken, die zwei Monate vor Ausbruch des ersten Weltkrieges eines Morgens zum Frühstück heruntergekommen war und folgenden Traum erzählte: ‚Die Siegessäule, goldschimmernd, neigte sich plötzlich und stürzte dann mit großem Lärm in den Kanal. Der Siegesengel versuchte sich mit seinen goldenen Flügeln schwimmend ans Ufer zu retten, aber das Metallgewicht zog ihn in die Tiefe. Unmittelbar danach kamen von allen Seiten aus dem Tiergarten Regimentskapellen fremder Truppen anmarschiert und nahmen Aufstellung. Sie hörte italienische, russische, französiche, englische Kommandos.' Ja, daran mußte Uhle denken. Ebenso daran, wie man diesen Traum damals verspottet hatte.

„So, Herr Uhle, hier sind wir nun am Steinplatz angelangt. Und hier ist Ihr Hotel!" – Nachdem Uhle oben in seinem Zimmer war, wo ihm ein Theaterdirektor einen großen Blumenstrauß zum Empfang hatte hinstellen lassen, zog er sich aus und legte sich auf das breite Bett, da er noch über fünf Stunden Zeit hatte, ehe er ins Hebbeltheater mußte, stand dann aber wieder auf und wollte ein paar frühere Berliner Bekannte anrufen . . . Doch dann unterließ er es. Überhaupt kam er sich in dieser Ruinenstadt mit einmal so vereinsamt vor. Es erschien ihm alles, aber auch alles in diesem Deutschland von Grund aus verändert. Der Zeitabschnitt von 1933 bis jetzt hatte die Epoche vom Beginn des Jahrhunderts bis zur ‚Machtübernahme' der Hitleriten vollkommen ausgelöscht. „Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus!" Diesen Satz murmelte er nun immer wieder vor sich hin. Er zog die schweren Damastvorhänge zusammen, legte sich wieder auf's Bett, knipste die Nachttischlampe an und stierte zu der frisch übertünchten Decke hinauf. Traurig nahm er einen Briefbogen . . . und schrieb . . .

‚Irene, wollen wir unseren Weg dennoch weitergehn? Wir gingen ihn ja nun schon so viele Jahre . . . durch Finsternisse von Irrung, Schuld, Exil und Pein . . . – gingen ihn – dem Licht entgegen. Und du weißt, *welches* Licht ich meine! Und wenn ich dir jetzt anvertraue, daß ich vorhin im Flugzeug und hernach hier im Zimmer des Bürgermeisters, von Müdigkeit befallen, Träume hatte, die mich durch die Jahre meiner Kindheit wandern ließen, und daß mir in diesen Träumen jener Unbekannte erschien, von dem ich dir berichtete, daß er mir zum erstenmal während der Schlacht von Verdun 1916 entgegentrat, so bleibe mir mit deinem Herzen nah, denn ‚er' hat mich geheißen, ihm durch das Zwielicht der Gespenterreiche zu folgen. Bleibe mir nah, wenn ich nun in wenigen Stunden zu einem mir völlig fremd gewordenen Publikum . . . über die ‚Brüderlichkeit' sprechen soll. Es ist jedesmal wieder ein schwerer Gang bis zu solch einem Rednerpult hin. Verstehst du's, wenn mich da Verzagtheit anfällt? Aber man ging ja im Trommelfeuer den platzenden Granaten entgegen – –'. Mit einmal glitt ihm der Bleistift aus der Hand. Seine Augen fielen ihm zu. In neues Träumen hinein erschienen ihm wieder von überall her jene ihn bedrängenden Schemen der Vergangenheit.

Er sah seinen Vater, und zwar zwei Tage vor Kaisers Geburtstag, am 25. Januar des neuen Jahrhunderts mit seinem alten Kadetten- und Kriegskameraden, dem Divisionskommandeur von Stolphagel, in Königsberg in der Reitbahn der 1. Kürassiere. Weil draußen der Schnee meterhoch lag, sie aber ihre Gäule bewegen wollten, trabten die beiden Generale im weichen Sand der rechteckigen Reitbahn schon seit einer halben Stunde wortlos nebeneinander herum. Jedesmal, wenn sie an dem die schmalere Wand bedeckenden enormen Spiegel vorbeikamen, prüften sie ihren Sitz und trabten dann weiter herum.

Ein Kürassierwachtmeister, der hinter der mannshohen zugeschlagenen Holzbande stand, flüsterte mit den Pferdeburschen, die warme, karierte, mit Namenszug und Krone gestickte Winterdecken für die Generalspferde be-

reithielten:

„Na, wie lange gedenken denn die Exzellenzen noch zu reiten?"

„Bis zwölf Uhr, Herr Wachtmeister."

„Bis zwölf Uhr? Verflucht! Ja, wann sollen denn wir dann unsere Remonten bewegen? Sauerei!" Er zog sich die Kürassierstiefel übers Knie, hob sich auf den Zehenspitzen und sah dann höhnisch verstohlen diesen beiden Infanteriegeneralen zu, wie sie, in Staubwolken gehüllt, ihre schnaubenden Gäule mit den Sporen hinterm Sattelgurt kitzelten. „Verflucht", strich er sich den Schnauzbart, „die Kavallerie . . . ist eben die Kavallerie!"

„Na, mein alter Knabe", ging Stolphagel jetzt vom Trab in Schritt über und hielt den General dabei am Mantelärmel fest, „meine Gedärme sind nun genug geschüttelt. Lassen wir die Pferde etwas verschnaufen." Beide lockerten die Zügel, reckten sich im Sattel, spreizten die Beine in den Steigbügeln und lachten.

„Ja, mein guter Stolphagel, man wird älter."

„Du? Noch nicht mal 60! . . . Quatsch! Jeder ist so alt wie er sich fühlt."

„Stimmt! Außerdem: unser Moltke ist ja mit 70 Jahren erst in den Krieg geritten."

„Na, siehst du?" hielt Stolphagel seinen Fuchs vor dem Spiegel an und betrachtete sich. „Dagegen sind wir noch Kinder! Allerdings", ritt er weiter, „wenn man in jeden Ferien sieht, wie die jungen Kadetten wieder 'ne Handbreit gewachsen sind! Meine Söhne nämlich sind schon weit übers Gardemaß hinausgeschossen! Der Älteste geht, wenn er den Helm aufhat, nur noch knapp durch eine Tür durch. Im nächsten Jahr wird er Leutnant. Ja, mein Lieber, die Zeit fliegt! Die Zeit fliegt."

„Wenn ich in das Kinderzimmer eintrete und dort meine Jüngsten herumkrabbeln sehe und daran denke, daß meine Frau zu Ostern wieder ein Kind in die Welt setzen wird, dann komme ich mir verdammt jung vor." Er gab seinem Cromwell plötzlich die Sporen und preschte die lange Wand der Reitbahn entlang.

„Hoh! Hoh!" holte ihn Stolphagel ein. „Schneller, damit die Kürassiere sehn, daß Infanteristen auch galoppieren können! . . . Noch schneller." Und nun jagten die beiden Pferde, Erdklumpen gegen die Wände schleudernd, wie bei einem Wettrennen immer in dem Rechteck herum.

„Soo!" parierte der General durch. „Unsere Gäule dampfen wieder! So heiß dürfen sie nicht in die Winterluft 'raus! Reiten wir also noch ein paar Minuten im Schritt."

„Einverstanden!" nickte Stolphagel. „Apropos! Du sagtest mir neulich beim Neujahrsdiner im Oberpräsidium, du fändest, unser Reichskanzler Fürst Hohenlohe wäre zu alt. Ich dachte darüber nach und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß er doch eigentlich in der Kolonialpolitik eine ganz glückliche Hand gehabt hat. Zum Beispiel: Diesen Häuptling Witboi in Südwestafrika, den hat er niedergeschlagen!"

„Das stimmt!"

„Na siehst du? Und hast du China vergessen? In diesem immensen Land, da hat uns doch Hohenlohe für Handel und Flotte Stützpunkte verschafft. Wir haben die Bucht von Kiautschau besetzt. Unsere Diplomatie hat am 6. März 1898 für 99 Jahre dieses Kiautschau gepachtet. Ich denke, mehr konnte doch Hohenlohe in diesen leider immer noch so friedlichen Zeiten nicht leisten, um Deutschland seinen ‚Platz an der Sonne' zu verschaffen."

„Stimmt. Trotzdem . . . ich halte es mit Diogenes!" Der General klopfte den Hals seines Braunen. „Nämlich, je älter ich werde, mein guter Stolphagel, desto mehr begreife ich diesen . . . Tonnenbewohner! Der mächtige Alexander fragte ihn: ‚Was willst du? Ich erfülle die jeden Wunsch!' Da erwiderte Diogenes: ‚So geht mir aus der Sonne!'"

„Sagst du das etwa, weil dir der Zylinder bald blüht?"

„Wahrhaftig! Man freut sich bereits auf die . . . Freiheit!" Er dehnte sich in seinem Waffenrock. „Apropos, weißt du, daß Hindenburg auch bald seinen Abschied einreichen wird?"

„Wahrhaftig? Na, den kann ich mir nicht im Zylinder vorstellen. Übrigens . . . dich auch nicht . . . in der Angströhre!" Er schlug dem General mit seiner Reitgerte über den Rücken und lachte heiser. Als er aber dann sah, wie sein Freund mit einmal ernst wurde, lenkte er rasch ab. „Nee, nee. Dieser Hohenlohe ist gar nicht so ohne! Das sagte ich bereits damals, als er uns die Karolinen verschaffte . . . und die Marianen . . . und die Samoa-Gruppe. Und vor einigen Wochen, am 2. Dezember 1899, nicht zu vergessen, Savaii!"

Der General biß sich auf den Schnurrbart. Mit einmal setzte er sich zurecht und erwiderte:

„Ich fürchte, dies Besetzen fremder Territorien wird auf die übrigen Staaten Europas bald ansteckend wirken. Zum Beispiel vertraute Graf Bismarck mir an, Rußland wolle nun nach dem Muster von Deutschland . . . Port Arthur pachten! Und England den gegenüberliegenden Hafen . . . dies Weihaiwei! Und Frankreich ist schon gieprig auf die Bucht von Kulangchauf, gegenüber der Insel Hainau. Glaubst du wirklich, daß dies auf die Dauer gut ausgehn kann, wenn wir ‚roten Teufel', wie uns die Chinesen nennen, uns immer so weiter dort bei ihnen einquartieren?"

„Ich hoffe nicht!" öffnete sich Stolphagel grinsend den Mantel und ließ seine roten Aufschläge leuchten. „Ich hoffe nicht! Denn wie du weißt, ist ja nach dem ollen Heraklit ‚der Krieg der König und Vater aller Dinge! Die einen', so sagt er, ‚macht er zu Göttern, die andern zu Menschen. Die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien!' . . . Was denn, steigst du etwa schon ab? Na, dann will ich mal auch aus dem Sattel."

Beide Generale befahlen den herbeigerannten Burschen, die Winterdecken nur ja recht sorgfältig umzulegen, damit sich die Pferde draußen nicht erkälteten.

„Ja!" hakte sich Stolphagel darauf in den General ein, während sie mit Reitschmerzen in den Gliedern die Reitbahn verließen, „du bist eben ein Cellospieler! Und ich bin nur so ein oller Kommißsoldat! Aber deswegen hatte

diese Sozi-Zeitung neulich doch nicht recht, als sie über mich schrieb, ich wäre weiter nichts als ein ‚aufgeblasener Aristokrat'! Hahaha . . . Allerdings hat ja auch mein Heraklit seine aristokratische Geburt nie verleugnet! Von ihm nämlich habe ich meinen tiefen Abscheu vor dem Pöbel! Vor diesen, wie sich der Grieche ausdrückte, ‚Vielzuvielen'! Auch ich halte es wie er mit den ‚Aristoi', mit den ‚Besten'! Er zwinkerte zum General. „Fragt sich nur, was bleibt übrig von den ‚Besten', wenn einer wie du . . . den Zylinder kriegt! Na, auch egal. Wie hat doch mein oller Grieche schon vor 2400 Jahren so schön gesagt: ‚Panta rhei!' Alles fließt! . . . Jawohl. So ist's . . . Übrigens, hast du schon gehört, daß der Husarenoberst Pfuhl seinen Abschied eingereicht hat? Er will sich auf seine Güüüter zurückziehn! Haha."

„Komm! Gehen wir hier links aus dem Kasernentor. Sonst stören wir die Kürassiere beim Dienst."

„Sag mal, wo willst du eigentlich leben, wenn du den Zylinder kriegst? *Auch* auf deinen Güüütern?" Er puffte den General lachend in die Seite.

„Nebenbei, Goltz teilte mir vertraulich mit, der ‚Blaue Brief' würde mir erst nächstes Jahr nach den Kaisermanövern vom Militärkabinett zugestellt."

„Erst nächstes Jahr? Na, dann hast du ja noch eine Ewigkeit Zeit. Da kann noch viel inzwischen geschehn! Und wenn hoffentlich Krieg kommt, dann bleibst du ja sowieso aktiv in dieser Festung! Oder möchtest du lieber auf deine . . . Güüüter?"

„Kurt, du bist noch immer der Lichterfelder Kadett geblieben!" Der General strich sich grienend den Schnurrbart.

„Na, erlaube mal! Ist es etwa nicht wahr, daß ihr Güter habt? Ich hörte doch, ihr besitzt irgendwo unten in Polen und Schlesien . . . mächtige Güter! Mein Ältester erzählte mir, er wäre von Liegnitz aus letzten Sommer in einer Stadt und in einem Dorf gewesen, die noch deinen Namen tragen! . . . Die Kirchenfenster hätten dort alle euer rotgoldnes Löwenwappen. Apropos: Du kommst doch zu

dem Galadiner an Kaisers Geburtstag? Gut. – Na, dort wollen wir dann mal auf die ‚herrlichen Zeiten' ein Glas Sekt 'runterkippen! Auf die herrlichen Zeiten, denen uns ja unser oberster Kriegsherr, wie er es am 1. Januar bei der Paroleausgabe im Zeughaus den Offizieren des Gardekorps versprach, entgegenführen will! Den herrlichen Zeiten!"

Bald danach sah Uhle den General erst in die Kommandantur und dann in sein Arbeitszimmer gehn und die drei kleinen Messingschlösser seines schwarzen Cellokastens aufschließen. Die Generalin kam herein. Sie stellte ihm eine mit Butter und kleingeschnittener Gänsebrust belegtes Brötchen auf einem Teller hin, dazu ein Glas Madeira, setzte sich in die eine Sofaecke und fragte:

„Oder störe ich? Du solltest dich ausruhn nach dem Reiten . . . und nicht gleich Cello spielen. Hier, diese Gänsebrust ist noch von deinem Bruder Eduard."

„Noch von Weihnacht her?"

„Iß!" Der General kam zum Tisch und aß. Dabei blinzelte er seine Frau an.

„Du verwöhnst mich zu sehr! Aber was machst du denn für komische Augen? Ist etwas passiert?"

„Es kam ein Brief von Magnus an aus Plön. Und ich begreife gar nicht, warum kein Brief von Fritz dabei war."

„Beunruhigt dich das? Man wird ihn eben gleich an die Kandare genommen haben; da bleibt dann zum Briefschreiben nicht viel Zeit."

„Wenn er nur nicht krank ist."

„Krank? Das hätte Magnus uns doch wohl mitgeteilt."

„Aber sonst hat uns das Kadettchen nach den Ferien doch immer umgehend geschrieben? Ich versteh' es nicht! Jetzt sind bald vier Wochen vorbei. Ich wollte schon an seinen Kompaniechef schreiben."

„Ich hoffe, das hast du nicht getan!" Der General trank den Madeira, setzte sich dann an seinen Schreibtisch, hakte sich den Uniformkragen auf, nahm einen Atlas und öffnete ihn. „Was meinst du", schmunzelte er dar-

auf zu seiner Frau hin, „nämlich, wenn ich nun in ein oder zwei Jahren von allerhöchster Stelle den Zylinder ‚verliehen' bekomme, wo wollen wir dann wohnen?"

„Was meinst du damit?" starrte ihn die Generalin an. „Hat dir Stolphagel etwa vorhin wieder davon gesprochen?"

„Weißt du was, Mathi?"

„Was denn?"

„Ich schlage vor, wenn das Kind geboren ist, dann machen wir von Mai bis Mitte Juni . . . eine Vergnügungsreise zusammen! Was meinst du?"

„Ich versteh' dich nicht."

„Weißt du, schon als junger Offizier wollte ich immer mal nach Norwegen 'rüber."

„Norwegen?" Seine Frau stand auf, stellte sich hinter den General und äugte ihm über die Schulter in die Karte. „Warum grad' nach Norwegen? Doch lieber . . . nach Italien! Falls du wirklich einmal, eh' du den Zylinder bekommst, vorher noch Urlaub nehmen solltest. Ich glaub es nämlich nicht. Du nimmst doch nur Urlaub, wenn du dir, wie damals in Berlin, ein Bein gebrochen hast." Sie streichelte ihm über das dunkle, silbrige Haar. „Nicht mal auf unserer Hochzeitsreise hast du's ausgehalten! Das war damals eine Hetztour! Nur damit du gleich wieder zum ‚Dienst' pünktlich zurückkämst! Das war eine Hetze! Weißt du noch . . . in Genua? Ich war so müde und wollte in ein Hotel. Aber du führtest mich aus dem Bahnhof sofort . . . zum Denkmal des Kolumbus. Und dort saßen wir beide dann auf der kalten Marmorbank und . . . dann hast du mir im Sternenhimmel den Orion gezeigt. Und das war dann unsere Hochzeitsnacht! Und wie wir den andern Tag nach Straßburg kamen und ich von der berühmten Gänseleber etwas kosten wollte, da führtest du mich schnurstracks . . . in das Münster 'rein und sagtest: ‚Sieh dir's gut an! Das hat unser Erwin von Steinbach erbaut!' Und dann nahmst du mich am Arm und gingst mit mir zwischen den Pfeilern herum . . . Weißt du's noch, wie du mir hoch oben in der roten Holzverkleidung die Orgel vor

der grauen Mauer zeigtest? . . . und dann unten . . . die vielen bunten Kirchenfenster mit den Glasbildern aller deutschen Kaiser? Und neben dem Hochaltar an dem einen Pfeiler . . . den schlanken Gerichtsengel mit der langen Posaune? Und wie du ironisch schmunzeltest, als ich meine Finger in ein Weihwasserbecken tauchte, ein Kreuz schlug und dann vor der Madonna niederkniete? Du Protestant, du! . . . Weißt du's noch? Wie du gegrient hast, weißt du's noch?" Sie zwickte ihn ins Ohr. „Ja, und dann konntest du nicht schnell genug wieder über die Rheinbrücke bei Kehl zurückkommen und weiter nach Koblenz zu deinem geliebten . . . Augusta-Regiment!" Er küßte ihr die Hand. „Und jetzt . . . willst du nach Norwegen? Wo liegt das denn eigentlich?" Der General zeigte mit seinem Fingernagel darauf hin. „Was?" rief sie da. „Dieser scheußliche ausgefranste Fisch – das ist Norwegen? Darf ich fragen: Was sollen wir denn da? Dort ist es doch sicher *noch* kälter als hier . . . in diesem ekelhaften Königsberg. Soll ich mich etwa da . . . vom Kindbett erholen?"

„Herrje!" brachte der General ihr einen Stuhl, „setz dich! So! Und nun paß auf. Ich habe mich nämlich schon erkundigt. Wir fahren mit einem Kohlendampfer von Königsberg hier . . . über die Ostsee, zuerst bis zur Schwedenstadt Malmö."

„Warum denn . . . mit einem Kohlendampfer?"

„Weil das viel interessanter . . . und billiger ist. Von Malmö aus geht es dann durch das Kattegat. Vielleicht machen wir einen Abstecher nach Kronborg und dann besuchen wir noch die Terrasse, wo Hamlet den Geist seines Vaters gesehen hat." Und nun deklamierte er: „‚Wer da? Antwortet! Steht und gebt Euch kund! Lang lebe der König!' Ja, erinnerst du dich, wie ich dir's in Koblenz vorgespielt habe?"

„Und ob ich mich erinnere! Vor allem, wie du riefst: ‚Wirtschaft, Horatio! Wirtschaft!' Und meintest damit natürlich . . . die Wirtschaft in meinem Zimmer!"

„Mich dünkt", zitierte der General weiter, „ich sehe meinen Vater!' ‚Wo, mein Prinz?' ‚In meines Geistes Aug',

Horatio!' ‚Schnöde Taten, birgt sie die Erd' auch, müssen sich verraten!' . . . Ja, unser Shakespeare!" Beide sahen sich, einander zunickend, in die Augen.

„Sag, warum spielst du mir eigentlich jetzt nie mehr Szenen aus seinen Dramen so wie ein Schauspieler vor? Das war so herrlich!"

„Warum? Weil wir jetzt ein anderes Drama spielen . . . Aber kein erfundenes von einem Dichter."

„Was für ein Drama?"

„Nun, nämlich . . . Stolphagel sagte mir vorhin, der Kaiser hätte bei der Paroleausgabe im Zeughaus dunkle Dinge geäußert. Es scheint, als begönne für Deutschland nun . . . der fünfte Akt. Und in meines ‚Geistes Auge' sehe ich auch allerhand. Doch ‚schnöde Taten, birgt sie die Erd' auch, müssen sich verraten!' . . . Also, wie ist's? Wollen wir den Geist auf der Schloßterrasse von Helsingoer anrufen? Oder lieber gleich um diesen Zipfel von Dänemark herumfahren . . . durch das Skagerrak zum Atlantischen Ozean? Weiß Gott! Nämlich nicht nur im Staate Dänemark . . . ist etwas faul! Also besser gleich weiter nach Norwegen! Hm? Und hier in Stavanger, da halten wir. Von dort aus fahren wir dann in einem kleinen, zweirädrigen Wägelchen nach Spitzbergen. Wir könnten aber auch durch den Aalesund gleich nach Christiania . . . und von dort weiter nach Trondheim. Graf Bismarck war vorigen Sommer dort. Er schwärmt von der Gegend. Er meinte zum Beispiel, dieser Stromfjord überträfe alle irdische Pracht des Nordens. Ich nehme natürlich meine fotografischen Sachen mit. Und hier, siehst du, da geht es direkt vom Meer 1800 Fuß steil in die Höhe. Alle Berge sind aus Granit. Das gibt prachtvolle Fotografien. Das Nordmeer spritzt und brüllt, wie Graf Bismarck mir erzählte, unaufhörlich an diesen Felsen wild herum. Er meint, dort seien unsere nordischen Sagen vom Meer in unenträtselbaren Hieroglyphen in den Granit eingegraben."

„Unsere nordischen Sagen? Unser Magnus, der liest, seit er mit den Stolphagel-Söhnen befreundet ist, nur noch nordische Sagen. Ist es eigentlich wahr, daß Karl der

Große alle altgermanischen Heldenlieder hat vernichten lassen?"

„Wieso denn? Nein. Im Gegenteil. Er hat sie gesammelt.

„Aber Magnus behauptet, er hätte sie vernichten lassen."

„Blödsinn. Das blieb erst seinem frommen Sohne Ludwig vorbehalten. Der war nämlich so katholisch, meine Liebe, und dem Papst so ergeben, daß er unsere germanischen Sagen noch mehr haßte, als etwa der Pater Theophil in Freiburg deinen ‚lieben Mann und Ketzer' haßt."

„Ach! Immer diese dummen Religionsstreitereien!"

„Wie wär's? Soll ich dir jetzt aus Griegs ‚Per Gynt' mal den ‚Tanz der Anitra' vorspielen? Da hörst du nämlich in jedem Ton das Nordmeer, die Möwen und die Winterstürme. Denke dir, vor 100 Jahren war es so kalt da oben, daß die Meere bis in die Fjorde zugefroren waren. – Nun, wie ist's? Wollen wir diese Reise machen?"

„Und die Kinder?"

„Die wird Schwägerin Marie betreuen."

„Sechs Wochen soll ich von den Kindern fort?"

„Warum nicht? Von den Kadetten bist du doch noch viel länger fort."

„Ja, das sind doch die Kadetten!" Sie blickte den General mit einmal vorwurfsvoll an. „*Ich* wollte ja nicht, daß sie nach Plön kommen. Das war *dein* Wille! Nur dein Wille!" Zwischen beiden Ehegatten entstand plötzlich eine merkwürdige, fast feindliche Pause. Die Generalin setzte sich auf das Sofa zurück. Mit einmal fragte sie: „Weißt du übrigens schon, daß Oberst von Pfuhl seinen Abschied genommen hat?"

„Ja. Stolphagel sagte es mir beim Reiten. Ja! Die Zylinder, die kriegt man jetzt gratis in der Armee."

„Unserer Klara hat es einen richtigen Schock versetzt. Überhaupt, seit ihr in der Silvesternacht bei der ‚Turandot'-Aufführung der Schleier über den Haaren aufbrannte, ist sie wie verändert."

„Weißt du was? Wir nehmen sie nach Norwegen mit!"

„Ich glaube, es wäre besser, wir erfüllten ihren Wunsch

und ließen sie auf die Malakademie nach Amsterdam."

„Auf die Malakademie?" Der General klappte den Atlas zu, stand auf und trat ans Fenster. Er blickte in den verschneiten Park, klopfte an das am Fenster angebrachte Thermometer und beobachtete die Quecksilbersäule. Dabei murmelte er, wie zu sich selber: „Jedes unserer Kinder hält sich anscheinend . . . für ein Genie? Wenn mir der kleine Albrecht einen Buchfinken abgemalt hat, gleich denkt er, er ist ein Genie! Wenn mir der Kadett sein ‚Dachauer Moos' auf den Weihnachtstisch stellt, gleich denkt er, er ist ein Genie! Ich weiß, was in seinem Kopf vorgeht. Am liebsten möchte er aus dem Kadettenkorps 'raus und Maler werden!" Die Generalin atmete heftiger. Nach einem Schweigen sagte sie:

„Du hast ja unsere Kinder immer selbst zum Zeichnen und Malen ermutigt."

„Also . . . ich bin schuld? Tja, wer kann denn denken, daß, wenn Klara zum Beispiel ein paar Blümchen schlecht und recht zuwegegekleckst hat, daß sie da gleich auf die Malakademie nach Amsterdam kommen muß und womöglich konkurrieren . . . mit Rembrandt! Was?" Er lachte herzlich auf. „Oder Mathi", drehte er sich nun vom Fenster wieder zu ihr um, „haben wir am Ende . . . Genies in die Welt gesetzt?" Er lachte noch mehr. Mit einmal aber wurde er tiefernst: „Genies . . . Wie sagt doch im ‚Hamlet' der Polonius zu seinem Sohn Laertes: ‚Dies über alles: Sei dir selber treu! Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage: Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen.' " Er setzte sich neben die Generalin auf das Sofa. . . „Als ich Kadett war, sagte mir mein verehrter Pfarrer: ‚Genie, das ist die Liebe zu sich selber, die sich in ihren eigenen Werken bewundern will!' Das hat mir damals sehr zu denken gegeben. Aber lassen wir das Thema."

„Darf ich dich jetzt etwas ganz Dummes fragen?"

„O bitte, bitte!" lachte der General. „So dumm, wie ich bin . . . kann es nicht sein."

„Sage mir . . . wer war Swedenborg?"

„Nanu! Wie kommst du plötzlich zu diesem Salto-

mortale?"

„Wie? Magnus schrieb in seinem letzten Brief, diese Tyra Grote hätte unserem Fritz als Weihnachtsgeschenk nach Plön ein Büchlein über Swedenborg geschickt."

„Die junge Gräfin? . . . Soso. Na, siehst du, wie dumm wir sind! Ich kann dir nichts darüber sagen. In meiner harten Jugend habe ich mich nur mit militärischen Dingen beschäftigen dürfen. Später brachte mir mal in Hannover jemand ein Schriftchen von Kant über ‚Die Geisterseher'. Aber ich hatte keine Zeit, es durchzulesen. Jedoch wenn es dich interessiert, es muß ja im Lexikon stehn." Er ging zum Bücherschrank, holte dort einen Band heraus und blätterte. Mit einmal rief er: „Hier! Da steht es ja schon." Er las vor: „Emanuel von Swedenborg. Geboren 1688 in Stockholm. Gestorben 1772. Sein Vater war Bischof von Ocara in Westgotland. Verfasser vieler Werke über Mineralien, Physik, Astronomie, Mathematik. Er schrieb Abhandlungen über die Gesteinslagerungen der Erde und über Ebbe und Flut. Er vereinfachte das Verfahren beim Schmelzen der Metalle. Er studierte Lateinisch, Hebräisch . . . und so weiter." Der General schlug das Buch zu. „Nun? Ist deine Neugier jetzt befriedigt?"

„Sah er wirklich Geister?"

„Wer hat dir das gesagt?" Die Generalin zuckte die Achseln. Da lächelte der General. „Ja, in dem Lexikon steht, er sah wie Hamlet . . . Geister!"

„Und du glaubst nicht . . . an Geister? Deshalb siehst du mich so ironisch an? Aber es gibt doch Geister! Hamlet hat doch den Geist seines Vaters auf der Schloßterrasse von Helsingoer wirklich gesehn!"

„Aber doch nur in seines ‚Geistes' Auge!"

„Pfui! . . . Lach nicht so ironisch! Nämlich . . ."

„Was denn?"

„Als ich 15 Jahre alt war, auf unserem Gut Gaggenau im Murgtal bei Baden-Baden, erwachte ich einmal ganz früh morgens, es war noch kaum hell, da steht bei mir am Bettende . . . die Tante aus Ulm und stiert mich an. Wir Kinder liebten diese Tante ganz besonders. Deshalb

sprang ich aus dem Bett und wollte zu ihr hin. Doch sie winkte eigenartig . . . und ging aus dem Zimmer. Ich rannte hinter ihr her . . . aber sie war fort. Da weckte ich das ganze Haus und schrie: ‚Die Tante aus Ulm ist da! Die Tante aus Ulm ist da!' Aber alle lachten mich aus und sagten: ‚Du hast wohl geträumt! Geh in dein Bett zurück! Du hast wohl geträumt!' Na, und? Nur einen Tag später kam ein reitender Bote an und meldete, die Tante sei tot. Und zwar war sie, wie sich herausstellte, genau um die gleiche Stunde gestorben, wie ich sie an meinem Bett gesehen hatte. Wie nennst du nun das?"

„Das nenne ich . . . Spuk!" Der General näherte sich ihr, ein Gespenst nachahmend . . . „Spuk! Hu! hu!" Dann stand er auf und ging herum. „So! Also unser Kadett hat von der jungen Gräfin so ein . . . Geisterbuch geschenkt bekommen? Das gefällt mir nicht! Überhaupt, Mathi, ich wünsche nicht, daß unsere Kinder so viel in Märchenbüchern lesen. Sie sollen lieber in der Geschichte Bescheid wissen. In Tatsachen! Aber nicht immer Phantasien. Nein, das hat noch gefehlt. Weißt du, mein alter, guter Cellolehrer in Danzig, der sagte mir jedesmal, wenn er den Bogen ansetzte und spielte: ‚Hören Sie, Herr Hauptmann, das ist der Geist der Musik! Hören Sie.' Na, siehst du, Mathi, und das war dann eben kein Spuuuk! Keine ‚Tante aus Ulm', sondern das war . . . eine Suite von Bach. Und an andere Geister, da glaube ich nicht!" Er holte sein Cello aus dem Kasten. Setzte sich. Nahm es zwischen die Knie und begann zu spielen. Die Generalin horchte ihm fast ängstlich aus der Sofaecke zu. Mit einmal sagte sie, wie um von dem sie so beunruhigenden Gespräch abzulenken:

„Apropos! Was soll ich eigentlich zu dem Galadiner an Kaisers Geburtstag für ein Kleid anziehn?" Sie erhob sich und sah ihren Mann fragend an. „Ich warte auf deine ‚Befehle'!" Jedoch der General spielte ganz versunken weiter, ohne ihr zu antworten.

Der Geist der Musik entführte den Vater so seltsam weit, daß Uhle ihm in diese befreiende Sphäre nicht folgen konnte, da ihm ja des Generals Wille im Kadetten-

korps jede Teilnahme an einem Musikunterricht ausdrücklich verboten hatte. Er blieb daher betrübt zurück und überlegte, warum dies wohl damals geschah? Und dann kam ihm ein Begreifen. Vielleicht, weil der Vater so ganz erfüllt war von diesem ‚Geist der Musik' und an sich selber erfahren hatte, in welchen seelischen Zwiespalt ihn dies mit seinem Offiziersberuf gebracht hatte? Vielleicht wollte er dies seinen Söhnen ersparen? Und nun kamen aus den Erinnerungsräumen seiner Vergangenheit, aus der sogenannten „Wirklichkeitsebene' die längst Gestorbenen wieder schemenhaft an. Mit einmal hörte er Olschefski laut fluchen:

„Ich scheiß' auf diesen ganzen Kaisers Geburtstag!" Er war mit seinem Stubenkameraden Ziegler eben von dem Kadettenball, der an jedem 27. Januar zur Feier oben im Eßsaal von sieben Uhr abends bis neun Uhr stattfand, außer Atem auf die Stube gekommen. „Ich scheiß' auf das ganze Gewalze da oben . . . mit den Klopskallen! Alles Klopskallen! Und wenn es keine sind, dann sind's eben immer noch . . . Weiber! Die man da 'rumwirbeln muß!" Er putzte sich mit dem Taschentuch den Staub von seinen ‚eigenen' Stiefeln. „Mensch, Ziegler! *Das* soll Kaisers Geburtstag sein? Doch immer derselbe Quatsch. Morgens wird man, statt wie sonst durch die elektrische Klingel, von unten im Karreehof mit einer Trompete aus den Betten geholt. Dabei trompeten wir doch auf dem Schlafsaal . . . auch sonst laut genug! Statt Milch gibt's dann zum Frühstück . . . 'ne Kaffeebrühe! Statt der dämlichen Semmel gibt's alten Kuchen, den der Knusi, wahrscheinlich noch vom letzten Jahr aufgehoben hat. Und *das* soll dann Kaisers Geburtstag sein? Nee! Ich scheiß' auf die ganze Veranstaltung!"

„Gehst du nicht wieder in den Ballsaal 'rauf?"

„Nee, Ziegler!" Olschefski riß eine Tannengirlande, die um das Kaiserbild an der Wand befestigt war, wütend herunter. „Doch alles Schwindel! Auch der Gottesdienst heut' vormittag da unten im Städtchen in dieser neuen Backsteinkirche! Da führt man uns erst in Extramontur

im festen Tritt durch die staunenden Bürger den Schloßberg 'runter! Dann steht man im Schnee frierend da und gafft, wie der Oberst in Paradeuniform mit schwarzem Haarbusch angewackelt kommt! . . . Das soll Kaisers Geburtstag sein? Nicht mal die Hosen hatte er straffgezogen! Und die Leutnants alle im Helm! Piekfein in ihren grauen Paletots! Und die Pauker in ihren Angströhren! Hast du die dicke Kalle von Lehrer Ärmel gesehn? Die war ja so aufgetakelt, als wollte sie mindestens so 'ne zweite Auguste Viktoria abgeben. Na, und das Innere der kalten, kahlen Kirche? Die paar plötrigen Girlanden und Vereinsfahnen! Mensch, das hätte Napoleon anders arrangiert! Als *der* seiner Revolutionshure in Notre-Dame die Krone aufsetzte, da war das 'n anderes Bild! Mensch! Na, und der Pfarrer? Haha! Sei ehrlich: Da lachen doch die Hühner! Da konnte man doch einfach nur . . . die Notbremse ziehn, als der zu quasseln anfing!" Er ahmte ihn nach: „ ‚Meine lieben Kadetten! Wir feiern heute das Wiegenfest unseres geliebten Kaisers. 29 Jahre lang hat es unser Allerhöchstes Geburtstagskind vermocht, der Welt den Frieden zu erhalten!' . . . Zum Kotzen! . . . Und das rühmt dieser Kaffer noch! Dieser schwarzbärtige Himmelsfähnrich! Das rühmt er noch! Statt sich darüber klar zu sein, daß ja die Franzosen und Engländer gerade deshalb wieder so frech geworden sind! Mensch, was hat der Kaiser an der Jahrhundertwende gesagt? ‚Wir gehen stürmischen Zeiten entgegen!' Aber auf der Kanzel, da quatscht der Pastor . . . von Frieden! Und tut so, als hätten wir Schiß . . . vor den ‚stürmischen Zeiten'. Dabei sind doch die ‚stillen Zeiten' zum Kotzen! Und . . . die ‚hohe Ehre, welche unser Alleroberster Kriegsherr dem Kadettenkorps und der Stadt Plön dadurch zu erweisen geruhte, daß er seine Kaiserlichen Prinzensöhne in unserer unmittelbarsten Nähe erziehen läßt!' Und so weiter! . . . Zum Kotzen! . . . Mensch, Ziegler, aber keiner hat den Blödsinn dieses Kaffers gewittert! Hast du gesehen, wie dämlich sie alle in den Kirchenbänken dasaßen? Und ‚tief bewegt' von den erbaulichen Worten Ihres Herrn Pastors!

Hast du's gesehn, wie zum Beispiel diese Selma Klose geseufzt hat mit ihrer Brust, flach wie'n Brett! Und wie sich unser Oberst immer die Augen gewischt hat? Und die Lehrer-Kallen . . . Alles hat geschnauft vor patriotischer Erschütterung! Zum Kotzen! Donnerwetter, wäre man jetzt in Berlin, da gäbe es wenigstens heut' was zu sehn! Aber hier . . . in Plön! In diesem Drecksnest! Mensch, mein Vetter, der Leibpage, du weißt, ja, *der* kann was erzählen von Kaisers Geburtstag! Wenn da die Ritter vom hohen ‚Orden des Schwarzen Adlers' in ihren roten Samtmänteln zur Cour aufmarschieren! Und die Fürsten anstiefeln! Und das ganze Prinzengewimmel! Und der Gardeleutnant in der Wachstube im Kaiserschloß, der immer 'raus- und 'reinflitzen muß, um trommeln zu lassen, wenn die Equipagen in den Schloßhof 'reinfahren und er die Grenadiere das Gewehr präsentieren läßt, weil er nie weiß, ob es ein Mitglied eines Königlichen Hauses war, was da aus der Equipage von den betreßten Lakaien in das Schloß 'reingeleitet wurde. Mensch! Ja, da ist noch was los! Aber hier? Zum Kotzen! Jetzt um diese Stunde, da ist ganz Berlin illuminiert! Wer Augen hat, der kann umsonst wenigstens was sehn! Da reitet der Kaiser bei Fackellicht langsam die Linden 'runter . . . durchs Brandenburger Tor und dann auf der anderen Seite der Linden wieder zum Schloß zurück! Und alle Kaffern bilden Spalier und brüllen hurra! Mensch, Mensch! Aber hier? Zum Kotzen! Man versteht's, warum sich der rote Fischer aufgehängt hat! Ich wollte, er fegte jetzt auf seinem Gespensterroß hier am Fenster vorbei und nähme mich mit in den Sattel! Was? Das soll Kaisers Geburtstag sein? Mensch! Schon morgens, da marschiert der Kaiser am rechten Flügel seiner nach ihm ausgerichteten sechs Söhne in der Uniform eines Feldmarschalls vom 1. Garderegiment über die Brücke zwischen lauter hurrabrüllendem Pöbel zum Zeughaus hin! Verstehst du? Und mittags, zum Geburtstagsdiner, da erscheint er in Gardedukorps-Uniform, und nachmittags, da kommt er in der Uniform vom Seebataillon an! Und abends! Jetzt, wenn's dunkel geworden ist,

da reitet er in seiner roten Leibgardehusaren-Uniform durch Berlin! Jawohl! Da sieht man wenigstens was! Und alle Geschäfte haben große Torten ausgestellt! Da steht mit Zucker einen Meter groß geschrieben: ‚Imperator Rex!' . . . Verstehst du? Und selbst die Juden, die lassen ihre Mauschelkinder Uniformen anziehn, die sie in den Spielwarenläden erschachert haben, und sind ganz außer Rand und Band wenn die als Gardeulanen oder Dragoner ‚hurra' brüllen! Aber wir hier . . . in diesem Drecks-Plön? Nee, Mensch. Geh du nur wieder allein in den Tanzsaal 'rauf! Ist doch nicht mal 'n erstklassiges Mädel dabei. Und alle stinken sie aus dem Maul. Nee, Mensch. Das soll Kaisers Geburtstag sein? Da!" er zeigte auf die Wanduhr, „um diese Stunde legen die Leibjäger über das goldene Geländer am Balkon des Berliner Schlosses eine Purpurdecke . . . Dann gehen die mächtigen Türen auf, und heraus tritt . . . der Kaiser!! Mensch, und unten: ganz Berlin! Das schreit und kreischt: ‚Hurra!' Ein schwarzes Gewimmel, sage ich dir . . . Ein hurrabrüllendes Meer von Berlinern! Und ich soll wieder . . . in den Eßsaal 'rauf? Etwa Fräulein Elschen, das Töchterchen von Lehrer Ärmel, zum Tanz auffordern? Nee, Mensch. Nämlich, entweder ist es wahr, daß wir seit 1871 eine Weltmacht geworden sind, oder es ist nicht wahr. Ne Weltmacht, die denke ich mir anders."

„Halt dein Maul!" war der Stubenälteste Meier 1 eingetreten. „Man hört dich ja schon auf dem Korridor schwadronieren! Was machst du dich denn hier so mausig? Nadel mit schwarzem Faden her! Mir ist ein Knopf abgerissen! Na, los, du Schwein . . . Au! Bist wohl verdreht, mich in den Hintern zu stechen! Na, vorwärts! Ach, Kinders!" breitete Meier 1 die Arme, „da oben sind ja Mädchen! Na, sitzt der Knopf endlich fest? . . . Vorwärts! Gleich kommt die Quadrille. Au! . . . Du Aas!" Er gab Olschefski einen Tritt und rannte wieder in den Tanzsaal hinauf . . .

„He, he!" erschien gleich danach ein Kadett von der Nebenstube, wegen seiner schwarzen Haare ‚Mohrchen'

genannt, „wo seid ihr? Der Hauptmann hat schon zweimal nach euch gefragt! Es soll eine Fotografie mit Blitzlicht oben gemacht werden. Also los! Übrigens, schon gehört? Man munkelt, der Oberst hätte seinen Abschied gekriegt wegen des roten Fischers."

„Den Abschied?" blieb Ziegler an der aufgeklinkten Stubentür stehn. „Aha! Nun kapiere ich, weshalb er den ganzen Abend so käsig aussah."

„Aber seine Nichte, diese dänische Komtesse, die tanzt dafür den Galopp wie 'ne wild gewordne Ziege mit unserem Ihn immer die ganze Länge des Eßsaals 'runter, während ihr der Oberst wie 'n Lakai das Hermelinkrägelchen überm Arm bereithält. Sie schwebt und fliegt . . . sag ich euch, daß ihr das Kleid knattert wie ein Segel!"

„Pssst!" duckte sich Ziegler plötzlich und äugte auf den Korridor, „pssst! Da kommt U 2 an."

„Ich sagte ihm vorhin", flüsterte Mohrchen, „diese blonde Komtesse, die sähe wie 'ne Eidergans aus! — Nee! sagt er, ‚wie 'ne Fee!' Ich sage: ‚Sie hat 'ne Stupsnase, in die es 'reinregnen kann!' ‚Nee!' sagt er, sie sieht aus wie ein Märchen!'"

„Wie 'n Märchen?" Olschefski nahm ein Lineal und stellte sich bei der Tür auf. „Dafür muß er Keile kriegen!"

„Ich frage: ‚Warum tanzt du denn nicht mit ihr?' Da sieht er mich dämlich an und sagt: ‚Sie sieht mich ja nicht!'"

„Sagt er? Na los! Versteckt euch! Vielleicht bringt er sich um! *Das* wäre wenigstens noch was Interessantes! Heut' an Kaisers Geburtstag!"

Die drei Kadetten versteckten sich rasch. U 2 kam herein. Als er die Stube leer sah, ging er an sein Spind, schloß es auf, holte sich aus dem zweiten Fach hinter den Büchern ein Malkästchen vor, tauchte einen Pinsel in die Wasserflasche auf dem Schrank und stellte sich dann vor den Handspiegel an der Spindtür mit seinen Farben auf.

„Mensch!" flüsterte Olschefski, „kiek! Er malt sich die Augenbrauen schwarz an!"

„Und die Backen mit Rot!" streckte Ziegler den Kopf vor.

„Wohl um Eindruck bei der Eidergans oben . . . zu schinden!" kicherte Mohrchen. U 2, der sich allein glaubte, verrieb sich die Farben im Gesicht, dann schloß er sein Spind wieder ab und ging in den Tanzsaal zurück.

„Ihm nach! Los!" packte Olschefski die andern, „hinter ihm her!" Und nun rannten die drei aus der Tür. Aber oben im Gedränge der tanzenden Paare verloren sie U 2, kamen jedoch in der Mitte des Eßsaales gerade noch zurecht, wie der Kadett vor der dänischen Komtesse eine tiefe Verbeugung machte. Sie lächelte, nahm dann aber die Hand von Oberleutnant von Stockhausen und tanzte mit dem an U 2 vorbei zum anderen Ende des Rittersaals. Der Kadett sah ihr blöde nach. Als er sich dann umdrehte, feixten ihn die drei Kameraden so hämisch an, daß er hinter dem breiten Rücken des Kompaniefeldwebels Schutz suchen wollte. Aber Olschefski zog ihn mit Hilfe von Ziegler und Mohrchen in eine Fensternische. Dort rieben sie ihm mit einem Taschentuch die Farbe von den Backen.

„Mensch!" hielt ihm dann Olschefski das rotgefärbte Tuch vor die Nase, „willst du etwa . . . die Primadonna hier spielen?"

Als der Ball vorbei war, wurden die Kadetten in Mänteln kompanieweise auf die Terrasse unterhalb des Karreehofes geführt. Dort standen sie nun nebeneinander in Linie und erwarteten feierlich den ‚Großen Zapfenstreich'. An allen Treppengeländern waren unzählige Lampen in jeder Farbe als Illumination angebracht. Oberst Schwerin wartete mit dem Offizier- und Lehrerkorps vor der Front. Die Nacht schimmerte sternenklar. Ab und zu hörte man aus den Ästen der kahlen, alten Linden einen Schneeklumpen herunterplumpsen. Die weite Fläche des zugefrorenen Plöner Sees glänzte mondbeschienen aus der Tiefe durch die Baumstämme. Jetzt traten die vom Tanz erhitzten Damen, in Pelze gehüllt, oben an das Geländer der Terrasse und winkten dem einen oder anderen Kadetten

unten zu. Man erwartete den Neunuhrschlag der Schloßuhr. Der große, goldene Zeiger näherte sich der Zwölf auf dem Zifferblatt. Mit einmal erklang ein dunkler Bronzeton neunmal durch die eisige Stille. Gleich darauf hörte man von unten, vom Spielplatz her, den Schloßberg herauf, die Musikkapelle des Lübecker Infanterieregiments den ‚Großen Zapfenstreich' spielen. Und nun erschien der Tambourmajor. Mit seinem silberumschnürten Tambourstock stieß er, die linke Hand in die Hüfte gestemmt, in eisernen Rhythmen den Takt. Hinter ihm in Sektionen zu viert marschierten die Trommler und Pfeifer. Laut erklangen jetzt die altbekannten Töne des Zapfenstreichs. Der Oberst faßte seinen Degen an und kommandierte:

„Stillgestanden! Die Augen . . . links!" In langsamem Schritt bewegte sich die Infanteriekapelle an der Front der beiden Kadettenkompanien vorbei, bis zu ihrem rechten Flügel. Hier schwenkte sie in Linie ein. Die Musiker mit den Blasinstrumenten folgten und stellten sich dann neben den Trommlern und Pfeifern auf. Der Oberst machte ein Zeichen. Daraufhin marschierten die zwanzig Fackelträger, welche die Musik rechts und links begleitet hatten, auf die Rampe hinauf.

Von dem qualmenden Rauch des flackernden Fackellichts beleuchtet, erhob Graf Schwerin seinen Arm.

„Meine lieben Kadetten!" schrie er dann. „Ich habe Seiner Majestät, unserem Allergnädigsten Kaiser und König, unsere alleruntertänigsten Geburtstagswünsche telegrafisch zu Füßen legen lassen!" Er stockte, denn seine Stimme begann zu zittern. Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, redete er weiter: „Nun gut, auch dieser Allerhöchste Festtag geht jetzt leider wieder zur Neige. Nun gut. Wir aber wollen diesen Allerhöchsten Geburtstag nun ausklingen lassen in dem Liede: Ich bete an die Macht der Liebe! . . . Bitte, Herr Kapellmeister."

Der Militärmusikmeister hob den Taktstock. Die Soldaten mit den Schwalbennestern als Abzeichen ihrer Würde setzten die Hörner und Trompeten an. Von den Kadettenstimmen und den singenden Zuschauern begleitet, er-

tönte der Choral in der Winternacht:

„Ich bete an die Macht der Liebe,
die sich in Jesu offenbart.
Ich will, anstatt an mi-i-ich zu denken,
ins Meer der L-i-i-iebe mi-i-ich verse-en-ken!"

Zwischen den drei Silben ‚se-en-ken' trommelten sämtliche Trommler jedesmal einen harten, dumpfen Wirbel. Zu gleicher Zeit wurden, wie durch Zauberschlag, die beiden Türmchen hoch oben auf dem blauen Schieferdach des gelb gestrichenen Schlosses bengalisch karmesinrot beleuchtet.

U 2 stierte durch dieses Lichterspiel und die verklingenden Trommelwirbel zu der dänischen Komtesse hin, die mit ihren fast silberblonden Locken in dem Hermelinkrägelchen und dem langen, himmelblauen Ballkleid zwischen den Lehrer- und Offiziersfrauen auf der Rampe oben im Schnee wie die Schneekönigin selbst aussah. Während plötzlich unten von der Seefläche mit scharfem Geknatter von überallher bunte Raketen in die Höhe zischten und ein Feuerwerk von solcher Farbenpracht über den Kadetten eröffneten, daß ununterbrochen ein verblüfftes „Aaaa" von den Lippen aufjauchzte, murmelte U 2 leise . . . und fragend vor sich hin:

„Ich bete an . . . die Macht der Liebe? . . ." Mit einmal stiefelte der Oberst durch den Schee mitten vor die Front, zog den Degen und rief dann in das Raketengeprassel hinein:

„Kadetten! Unser Allerhöchstes Geburtstagskind, Kaiser Wilhelm II.! Unser Schirmherr des Deutschen Reiches! Unser Hüter des Friedens! Unser erlauchter Oberster Kriegsherr! . . . Hurra!"

In das dreifache Hurragebrüll, das von den Kadetten und Zuschauern zum Himmel stieg, trompetete und paukte die Militärkapelle:

„Heil dir im Siegerkranz! Herrscher des Vaterlands!' Auch diese Rhythmen des Nationalsangs, von allen mitgesungen, verloren sich über den Wipfeln der Bäume. Als man zu dem Vers . . . ‚die hohe Wonne ganz . . .' kam,

kreischte Olschefski über seine Kameraden hinweg: „Die hohe Wonnegans!“ und puffte seinen Nebenmann Ziegler: „Na, Mensch! Da war ja nun zu guter Letzt doch noch was los!“

Ein paar goldgrüne Raketen bildeten, mit langem Funkenschweif kometengleich in die Höhe schnellend, den Abschluß der Feier. Einige von ihnen gelangten so hoch, daß sie sich in den Sternen zu verlieren schienen und die Kadetten sich fast die Halswirbel brachen, um ihnen nachschauen zu können.

Uhle hatte noch immer die blendende Helle dieses Feuerwerks in den Augen, während er weiterschritt. Da sah er U 2 mit einmal mehrere Tage später oben am Ende des riesigen Eßsaals ganz allein vor einer Staffelei stehn. Denn ein Päckchen mit neuen Ölfarben war erst gestern aus Hamburg eingetroffen, und so konnte der Kadett jenes von seinem Hauptmann für den Marinekorridor bestellte Gemälde erst jetzt weitermalen. Hinter ihm erschienen nun Aufwärter, die auf den langen Tischen für das Abendessen deckten. Auch einige ‚Klopskallen‘ kamen an mit Schüsseln voll Sardinen und Kieler Sprotten, die sie auf die Tische stellten. Es roch nach Fisch und Käse.

Die Palette in der Hand, tauchte der Kadett den Pinsel erst in Terpentin, dann in graue Farbe und malte darauf befehlsgemäß den das 20. Jahrhundert symbolisierenden Panzerkreuzer auf der Leinwand zu Ende. Auch die am Bug aufspritzenden Wellen pinselte er fertig. Um den Effekt seines Machwerks besser beobachten zu können, trat er ein paar Schritte zurück. Denn da sein früherer Mallehrer, der Kadett Isenburg, nicht mehr in Plön war, sondern längst in Paris weilte, mußte U 2 sein Gemälde nun selbst beurteilen. Der Panzerkreuzer mißfiel ihm. Auch das mit Sepia hingeschmierte Wrack, welches das alte Jahrhundert darstellen sollte, kam ihm lächerlich vor. Aber da sein Hauptmann befohlen hatte, das Ölbild müsse bis zum Abend fertig sein, so sputete er sich. Indessen er nun auch den ihm befohlenen Spruch ‚Hinaus aufs Meer, aufs weite

Meer! Sonst gibt es bald kein Deutschland mehr!' mit roter Farbe in den Himmel hineinmalte, da erschien ihm plötzlich in der noch nassen, hellblauen Fläche des Himmels das Gesicht der dänischen Komtesse. Erschrocken setzte er ab. Doch dann tauchte er den Pinsel in sein Zinkweiß, blickte sich nach allen Seiten um und kleckste mit einmal den Umriß eines Engels über den Panzerkreuzer hinweg! Wie er gerade mit einem mächtigen Schwung die Flügel malen wollte, kam eine der ‚Klopskallen' quer durch den Rittersaal direkt auf ihn zu. So rasch der Kadett konnte, bedeckte er den Umriß des Engels mit blauer Farbe.

„Ich staune, Herr Kadett! Sie malen? Und so allein hier? Was stellt denn das dar?" Sie äugte ihm über die Schulter. Dabei kam sie ihm nah. Da ihr U 2 nicht antwortete, ging sie weiter. Der Kadett sah ihr nach. Er überlegte: Warum hatte man jene ‚Klopskalle' fristlos entlassen, während Oberleutnant Behnke schon 14 Tage in der Holsteinischen Schweiz auf ‚Erholungsurlaub' war, der doch das Küchenmädchen aus dem Zimmer geworfen hatte, als es ihm gestand, daß es von ihm ein Kind erwartete. Allerdings hatte es ihn dann im Schlafsaal geknebelt. Und doch, etwas begriff er nicht. Andererseits war ihm die andere ‚Klopskalle' eben, die jetzt wieder in der Anrichte verschwand, vielleicht gerade deshalb so unheimlich. Auch wie sie ihre Schenkel bei jedem Schritt auffällig wölbte. Das hatte in ihm sonderbare Wallungen geweckt. Auch empfand er noch hinterher einen merkwürdigen Schauer darüber, daß sie ihn vorhin, während sie sich sein Gemälde betrachtete, mit ihrer Brust berührte. Doch um nicht weiter darüber nachzudenken, kleckste er mit einmal nur noch kühner drauflos. Da kam der Kompaniefeldwebel in den Eßsaal. Kontrollierend, ob die Tische auch alle vorschriftsmäßig gedeckt waren, ging er herum. Dabei bemerkte er U 2.

„Ja! Himmelwetter! Was machen denn *Sie* hier? Was ist denn das für eine Schmiererei?"

„Der Herr Hauptmann hat dies Bild von mir bestellt."

„Was?" Er kam säbelschleifend näher. „Ja, seit wann sind denn Sie ein Maler geworden? Himmelwetter! Sie haben sich ja Ihre Litewka voll Farbe geschmiert? Des Königs Montur! Die Flecken sind nicht mehr 'rauszukriegen! Nu' mal weg hier! Die Kompanien werden gleich zum Essen erscheinen. Halt mal! Soll das etwa ein Kriegsschiff sein? Ja, wollen Sie etwa zur Marine? Warum malen Sie denn die Wellen . . . so grün? Ich hab noch nie so grüne Wellen gesehn. – Ja, Donnerwetter, was will denn der Herr Hauptmann damit? Soll das etwa noch nachträglich . . . ein Geburtstagsgeschenk für den Kaiser abgeben? Der hohe Herr ist ja Großadmiral der Deutschen Flotte! ‚Hinaus aufs Meer'? Was heißt denn nun das?" Er strich sich seinen zu beiden Seiten weit übers Gesicht hinausragenden gelbgrauen Schnurrbart . . . und schüttelte den Kopf. „Nee, Donnerwetter! Nämlich, wenn wir alle aufs Meer 'rausgehen, dann frage ich mich, *wo* soll es dann noch ein Deutschland geben, wenn wir alle auf dem Meer sind? Kadett, ich war mit unserem Oberst 1871 mitten drin in der Franzosenhauptstadt! Da malten einige Leute den Seinefluß. Aber ich sagte immer zu dem Herrn Oberst: ‚Unser Rhein, der ist doch ein ganz anderer Fluß!' . . . Nee, nee . . . lieber Kadett, was sollen wir denn auf dem Meer? Ääh! Dies Terpentin, das stinkt einem in die Nase. Da! Schon wieder 'n Fleck auf den Ärmel! Donnerwetter! So viel Benzin gibt's gar nicht, um Ihre Litewka wieder sauber zu kriegen!" Mit einmal drehte er sich um und schnauzte einen Aufwärter an: „Himmelwetter! Warum sind denn an diesem Tisch die Messer und Gabeln nicht ausgerichtet? Und wie stehen denn die Teller hier?" Fluchend schob er die Gedecke in eine Reihe – und entfernte sich. U 2 malte noch rasch das zersplitterte Holz am Wrack zu Ende.

„Großartig!" sagte jemand hinter ihm. Als er sich umdrehte, stand sein älterer Bruder U 1 da. Das linke Auge mit dem Finger länglich ziehend, wiederholte er: „Großartig! . . . Der Hauptmann schickt mich. Er will wissen, ob du endlich fertig bist? Du sollst ihm dein ‚Meisterwerk'

gleich bringen. Ist das eigentlich schwer?" Er nahm einen der Pinsel, aber der Kadett hielt ihn von der Leinwand zurück. „Na, na . . . na! Das kann doch nicht so schwer sein . . . da Farbe draufzuschmieren! Etwa Angst, ich verderbe dir dein ‚Meisterwerk'? Übrigens, es ist ein Brief von den Eltern gekommen. Sie schreiben, Erich soll Ostern nach Plön. Und so weiter . . . ‚Deine Dich liebende Mutter'. Lies es selber." Er steckte dem Bruder den Brief in die Tasche. „Übrigens . . . der Kompanieälteste Ihn will die Marke für seine Briefmarkensammlung. Es ist die neue Jahrhundertmarke. Also heb sie ihm auf. – Ja, wenn ich malen könnte, dann würde ich, wie Stolphagel 1 immer sagt, den ‚wissenden Germanen' malen. Diese Stolphagel-Söhne sind nämlich Mordskerle! Ich freu mich schon, daß ich bald zu ihnen nach Lichterfelde komme. Hier nämlich, da wird man ja andauernd von diesem ‚Himmelsfähnrich' auf der Kanzel . . . belogen und betrogen. Herrgott! Was war das wieder für 'n Stuß heut' morgen in der Schloßkapelle. ‚Der Himmel wird wie ein Rauch vergehen und die Erde wie ein Kleid veralten . . .'? Ja, was geht uns denn dieser Jesaias eigentlich an? Die ganze Bibel ist doch ein Judenbuch. Stolphagel 2 meinte: Wieso müssen wir Germanen eigentlich im Religionsunterricht diese jüdische Geschichte lernen? Diese Juden, so meinte er, haben sich doch ihren Jehova selber *erfunden!* Ihren Gott! Dabei gibt's doch gar keinen Gott! Hahaha . . . Doch eine rein jüdische Erfindung! Nee. Da mach ich nicht mehr mit! Die Stolphagel-Söhne sagen: ‚Wir Deutsche wollen uns unseren Gott gefälligst auch selber erfinden! Aber der sieht dann 'n bißchen anders aus als dieser bärtige Jave vom Sinai!' Aber eh ich's vergesse: Der Hauptmann läßt dir bestellen, du sollst ja nicht vergessen, auf den Panzerkreuzer die deutsche Kriegsflagge hinzupinseln. Also mal schnell! Denn er erwartet dich schon mit deinem ‚Meisterwerk'! Noch eins: Werde ja nicht größenwahnsinnig! Und hüte dich, wie Stolphagel 2 immer sagt, vor dem Neid der Götter!"

Nachdem U 1 gegangen war, bemerkte U 2, daß er in

dem enormen Rittersaal wieder allein war. Auch der Feldwebel und die Aufwärter waren nicht mehr da. Der Kadett nahm das Bild von der Staffelei. Jetzt, da er nicht mehr malte, begannen die tiefen Risse in den Frostbeulen auf seinen Händen wieder so heftig zu stechen, daß er sie anhauchte. Auch seine Füße, die ihm der Assistenzarzt morgens auf der Revierstube verbunden hatte, waren durch das lange Stehen mit den Frostbeulen noch mehr angeschwollen. Als er nun die Malsachen zusammenkramte, kam zwischen den Farben jenes Büchlein über Swedenborg zum Vorschein, das ihm Grotes Schwester geschickt hatte. Um es vor seinen Stubenkameraden zu verbergen, hatte er es unter die Farben versteckt. Er nahm es heraus, setzte sich auf eine der langen Bänke und las eine angestrichene Stelle:

„Alle Farben sind Abwandlungen des Lichts. Die gerade Linie ist das Attribut des Unendlichen." Während er über diesen Satz nachsann, blickte er zur Decke. Mit einmal dünkte es ihn, als ob der ‚Schwarze Ritter' dort oben zu grinsen anfinge. Sein dunkler Blick aus dem Visier erinnerte ihn an den Blick jenes Irren im Zug nach Dirschau, der die Notbremse gezogen hatte. Und je länger er zu diesem schwarzen, eisengepanzerten Mann an der Decke hinaufsah, um so mehr wurde er geängstet. Sein Puls begann zu pochen, als hätte er Fieber. Als er das Büchlein wieder verstecken wollte, sah er das Motto, das Tyra hineingeschrieben hatte:

‚Der Mensch hat seine Beziehungen zu den Eigenschaften. Der Engel hat Beziehungen zum Sein.' Was meint sie damit? Aber da steht ja noch ein Satz: ‚Der Geist der Liebe ist das Resultat der gesammelten, besiegten irdischen Leidenschaften. Swedenborg.' Grübelnd schaute der Kadett vor sich hin. Doch dann klappte er den Malkasten zu, dehnte sich und sagte: ‚Der Engel hat Beziehungen . . . zum Sein? Ja, was für ein Engel denn?' Er zog den Brief der Eltern aus der Tasche und las: „Deine Dich liebende Mutter." Lange betrachtete er die Schrift. Aber da es ihn fror, ging er schließlich zaudernd zwischen den gedeckten

Tischen mit seinen Malsachen durch die ganze öde Länge des Saals. Am andern Ende blieb er dann vor einer weißmarmornen Ehrentafel stehn, die dort an die Mauer geschraubt war. In goldenen Lettern glänzten auf ihr die Namen jener Kadetten, die in den vergangenen Jahren mit den besten Zeugnissen von Plön nach der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde entlassen worden waren. „Also auf dieser Ehrentafel, Papa, da soll auch *mein* Name einmal eingegraben werden? Das erwartest du von mir?" Er sah zu der Ehrentafel hinauf . . . „Mit solch goldenen Lettern? Mein Name eingegraben, wie auf einem Grabstein? So, als wäre ich schon tot? Wie Kadett Böhme draußen auf dem Friedhof?" Er stellte den Malkasten auf den Boden und blickte zu dem Schwarzen Ritter an der Decke . . . und von ihm wieder zur Ehrentafel. Mit einmal wiederholte er, was ihm U 1 eben gesagt hatte: „Wir Germanen wollen uns unseren Gott gefälligst selber erfinden!" Nach einer langen Pause sagte er sich dann leise die Worte aus dem Swedenborg-Büchlein vor: „Der Geist der Liebe ist das Resultat der gesammelten, besiegten irdischen Leidenschaften." Mit einem Seufzer nahm er seine Malsachen wieder zur Hand und ging hinunter, zurück auf seine Stube.

Am nächsten Tag, nach dem Mittagessen, wurde er zum Hauptmann gerufen. Er begab sich also mit seinem Gemälde, das noch nicht ganz trocken war, vor dessen Wohnung. Nachdem er an der Glastür geklingelt hatte, öffnete ihm der Bursche und führte ihn in jenes Arbeitszimmer, in dem er vor ein paar Monaten vom Hauptmann mit dem Stock geschlagen worden war. Von Krohn hatte gerade fertig gegessen und kam nun, sich mit der Serviette den Kaiserbart abwischend, lachend herein.

„Da ist er ja, der Uuuu2! Na, fertig?"

„Zu Befehl."

„So, lassen Sie mal sehn!"

„Hier, Herr Hauptmann!" Der Kadett stellte sein Ge-

mälde vorsichtig auf einen Stuhl.

„Hmmm!" trat der Kompaniechef davor und musterte es. „Jawohl, dies ist es, das neue Jahrhundert! . . . Jawohl. Und das in der Ecke da, das ist das alte Jahrhundert. Jawohl. Genauso dachte ich's mir. Jawohl. Na, Uuuu 2! Wir könnten auch sagen: dieser Panzerkreuzer . . . ist Deutschland . . . und das Wrack, das ist die übrige Welt! Gut. Bravo! Das haben Sie vortrefflich herausbekommen . . . wie das Wrack in den Grund gebohrt wird! – Aber um Gottes willen! Wo ist denn die Kriegsflagge? Hat Ihr Bruder Ihnen denn nicht bestellt, Sie sollen auf dem Panzerkreuzer die deutsche Kriegsflagge wehen lassen? Na, ich will mal gleich meine Frau rufen! Margarete! Komm doch 'rein!" Die Frau Hauptmann, eine einfach gekleidete Person mit ergrauenden Haaren, erschien. „Nun sieh doch bloß an, was dieser Uuuu 2 hier fertiggekriegt hat! Natürlich fehlt noch die Kriegsflagge. Aber die Panzertürme, die sind doch zum Greifen! Und die Wellen – – wie natürlich!" Der Kadett wurde rot. „Jawohl!" klopfte ihm der Hauptmann auf die Schulter, „da wird sich Seine Königliche Hoheit, der Großadmiral Prinz Heinrich, sicher freuen, wenn er dies Flottenbild auf unserem Korridor hängen sieht, vorausgesetzt natürlich, daß Hochderselbe auch wirklich kommt! Tja, Uuuu 2, nun verstehe ich, warum Ihm die Halsbinde immer aus dem Kragen herausrutscht! Er ist eben ein ‚Künstler'. Hahaha . . . Was, Margarete? Na, wie gefällt dir das Bild?" Die Frau Hauptmann lächelte. „Na, Margarete, nun hol mal die Schokoladentorte herein." Seine Frau ging in das Eßzimmer. „Jawohl, Kadett, das haben Sie zu meiner Zufriedenheit gemalt!" U 2, dem das mitleidige Lächeln der Frau Hauptmann nicht entgangen war, schämte sich. In der Tat war er nämlich ganz und gar nicht mit sich zufrieden. Er dachte, hätte ich wenigstens den Engel in den Himmel hineingemalt. Jedoch sein Hauptmann schien fasziniert und rückte das Bild noch mehr ins Licht, setzte sich dann ihm gegenüber in einen Sessel, drehte die Bartspitzen rechts und links von der Nase so lange, bis sie nadelspitz waren, und nickte.

„Vortrefflich! Ja, Uuuu 2, vielleicht hat uns Gott in Ihnen einen großen Marinemaler geschenkt. Jetzt brauchen wir nämlich Leute, die das Wasser so natürlich in Farben bekommen. Besonders nach dem neuen Flottengesetz, in dem Seine Majestät, der Kaiser, doch gegen die Sozialdemokraten die neuen Panzerkreuzer durchgesetzt hat. Ja, da brauchen wir Leute wie Sie, die diese Schiffe auch malen können. In jedem Kadettenkorps, überall müssen jetzt so herrlich gemalte Panzerkreuzer an den Wänden hängen. Jawohl, Uuuu 2, Sie sind noch jung! Mein Gott, was werden Sie noch für schöne Panzerkreuzer malen! Da bin ich doch unserm Gott im Himmel dankbar, daß gerade *ich* Ihnen diese Anregung gegeben habe! Vielleicht wären Sie von selbst nie auf diesen Gedanken gekommen? *Ich* habe Ihr Talent als Marinemaler entdeckt. Aber . . . eine bescheidene Frage: Weshalb gehen eigentlich die Wellen hier nicht über den Horizont hinaus?"

„Das ist ein Gesetz, Herr Hauptmann. Perspektivisch gesprochen muß die Horizontlinie selbst bei allergrößtem Wellengang immer eine gerade Linie bleiben."

„Wahrhaftig? Na! *Sie* sind ja der Mann, der das wissen muß. Ich hätte es freilich lieber gesehn, wenn die Wellen hoch über den Horizont hinausgespritzt wären! Aber wer hat Ihnen denn diese Weisheit beigebracht?" Der Kadett schwieg erst. Dann sagte er:

„Herr Hauptmann, die gerade Linie ist das Attribut des Unendlichen."

„Was? Tja, Uuuu 2, Sie erschrecken mich. Kürzlich beim Exerzieren, da wußten Sie nicht, warum die Füße in einem rechten Winkel von 90 Grad stehen müssen. Und jetzt? Wie war das? Die gerade Linie . . ."

„Ist das Attribut des Unendlichen."

„Na, Donnerwetter! Das stimmt nämlich genau mit dem überein, wie ich mir den Weg unseres deutschen Vaterlandes vorstelle! In gerader Linie immer vorwärts . . . in das Unendliche! Ah, da bist du ja, Margarete! Na, stell mal die Schokoladentorte hier auf den Tisch! Soo. Dies ist der Lohn . . . für den ‚Künstler'! Na, Kadett, werden

Sie die Torte auch allein tragen können? Aber daß Sie sie mir nicht gleich an Ihre Stube verteilen! Die ist nur für Sie!"

U 2 leckte sich die Lippen und schaute über die hohe, im Durchmesser anderthalb Fuß große Torte dahin. Er wollte gerade stammeln: „Danke gehorsamst!", verkniff es sich aber und klappte dann nur die Absätze knallend aneinander. Da gab ihm die Frau Hauptmann die Hand ... und lächelte wieder.

„Sooo!" stand der Hauptmann auf, „nun nehmen Sie mal Ihren Künstlerlohn und lassen Sie sich's gut schmekken. Im Namen der 1. Kompanie danke ich Ihnen herzlich für dies großartige Marinegemälde!" Der Kadett nahm den Teller mit der Torte vom Tisch und balancierte sie aus dem Zimmer. Sein Hauptmann begleitete ihn sporenklirrend bis in den dunklen Vorraum. Ehe er ihm die Haustüre öffnete, tätschelte er ihn: „Ja, Uuuu 2, auch mir tat es damals weh, Sie züchtigen zu müssen. Aber es mußte sein. Mit seinen sinnlichen Begierden zu kämpfen ist hart, aber notwendig. Denken Sie immer daran, daß Sie Ihre sinnlichen Begierden genauso forsch in den Grund bohren wie das Wrack da . . . auf Ihrem Gemälde. Ich freue mich auch, daß Sie mit dem Unfug auf dem Schlafsaal nichts zu tun hatten. Ich werde Seiner Exzellenz, Ihrem Herrn Vater, nächster Tage berichten, was für ein großer Flottenmaler Sie sind!" Er machte ihm die Tür auf. Der Kadett klappte nochmals die Absätze aneinander und ging.

Als U 2 mit der Schokoladentorte erschien, wurde er auf der Stube mit ‚Hallo' empfangen.

„Zurück!" brüllte Meier 1, als sich Olschefski mit den andern Kadetten wolfsgleich auf die Torte stürzen wollte. „Hier! Auf meinen Tisch hingestellt! Nu', seht mal an! Mir hat der Hauptmann noch nie solch eine Torte geschenkt. Verflucht! Hätte ich das geahnt. Warum habe ich nicht an dem Malunterricht teilgenommen? Donnerwet-

ter, ist die groß. Das Zeug kostet mindestens . . . drei Mark. Zurück, hab ich befohlen! 'N Messer her. – Da!" reichte er es dann U 2 mit großer Geste hin, „er soll tranchieren. Bin ja neugierig, wieviel Stücke er herausdividieren wird!" In gieriger Spannung, während sich aller Köpfe streckten, setzte U 2 das Messer an und schnitt.

„Donnerhagel!" staunte Ziegler, „sieben Schichten Schokolade? Dabei hat er auf seinem Gemälde die Kanonen in den Panzertürmen nicht mal feuern lassen! Sieben Schichten? Bloß dafür, daß er so ein altes Wrack in den Meeresgrund bohren läßt? Außerdem, die Wellen sahen doch aus wie dreckige Tinte. Und dafür kriegt er vom Hauptmann . . . solch eine Torte?!"

„Halt die Schnauze!" schrie Meier 1 und empfing dann das erste Stück, das er sofort heißhungrig verspeiste. „Donnerkiel!" schmatzte er los, „ihr Scheißkerle, die hat's in sich! Die hat sicher noch mehr als drei Mark gekostet."

Nachdem U 2 nun an alle je ein Stück verteilt hatte, schnitt er sich selber ein großes Stück ab. Kauend und schleckend schielten die Kadetten auf den Rest der Torte.

„Na, Mensch!" pampfte Olschefski am Kuchen, „nun steh doch bloß nicht so hochnäsig da! . . . Was hat dir denn der Hauptmann für 'n Floh ins Ohr gesetzt, daß du mit einmal so großspurig bist?"

„Kinders!" schnitt sich Meier 1 nun einfach selber ein Stück ab, „ich hab 'ne Idee! . . . Er muß jede Woche so 'n Panzerkreuzer malen! Aber das nächste Mal, da verlangst du dann eine Mokkatorte! Ich hab Mokka viel lieber als Schokolade."

„Mensch, du gestattest wohl?" wollte sich Olschefski jetzt auch noch ein Stück abschneiden. Aber Meier 1 schlug ihm mit einem Kantel derart auf die Finger, daß er „Au!" schrie.

„Ich bin Stubenältester, du Schwein! Ich darf mir das erlauben. Finger weg! Laßt doch unserem ‚Künstler' ooch noch was übrig!"

„Na, U 2", brummte Olschefski, „dann schließ das

Zeug mal in dein Spind ein . . . und friß es alleine auf! Hahaha! Herrschaften", zwinkerte er mit seinen Kameraden, „*mir* jedenfalls haben die Farben, die er sich auf dem Kaisersgeburtstagsball in die Fresse geschmiert hatte, weit besser gefallen als sein ‚Panzerkreuzer'! Wißt ihr's noch, wie er sich die Backen rot angepinselt hat, um vor der dänischen Komtesse Eindruck zu schinden? Ja, Mensch, *das* war ein Gemälde! Das hättest du glatt in Berlin auf der ‚Sezession' ausstellen können. Wie 'n Clown sahst du aus! Kinders, er sollte mal seine dänische Fee . . . in Ölfarben bringen. Vielleicht bekäme er dann 'n Käsekuchen dafür!" Es folgte ein dröhnendes Gelächter der Kadetten . . . und dann höhnte Grote, während er seinen Fuß auf einen Schemel stellte:

„Neulich hatte er davor Schiß, 'n Stein in den Schneeball zu kneten!"

„Nee, Grote!" erwiderte U 2 scharf, „wieso hatte ich Schiß? Ich fand es lediglich nicht anständig, daß wir Steine in die Schneebälle kneteten, ohne es der 2. Kompanie gesagt zu haben!"

„Maul zu!" stieß ihn Meier 1 vor die Brust. „Ich verbitte mir hier auf meiner Stube jegliche Diskussion!"

„Wahrscheinlich dachte er", verzog Graf Grote sein immer bleiches Gesicht höhnisch, „das wäre, wie sich meine Schwester Tyra immer ausdrückt, nicht ‚fair'!"

„Fair, fair!" wischte sich Ziegler die Schokoladenkreme vom Kinn, „hätte er lieber statt eines dämlichen Flottenbildes gemalt, wie der olle Blücher den Napoleon bei Waterloo verhauen hat. Aber . . . einen Panzerkreuzer, der nicht mal feuert! Und dafür 'ne Schokoladentorte?" Er packte U 2. „Überhaupt! Ich habe viel bessere Bilder als du gemalt! Aber *mir* hat noch nie jemand 'ne Torte dafür geschenkt! Aber das schwöre ich euch: demnächst, da werde ich ein Bild malen, wo ihr nischt sonst drauf seht als unseren Marschall Vorwärts, der den Franzosenkaiser von seinem Schimmel 'runterreißt. Verstanden? Nämlich in den Weihnachtsferien, da besuchte meine Eltern ein Amerikaner. Ja, Kinders, und der wußte überhaupt nischt

davon, daß ja Blücher es war, der den Napoleon besiegt hat. Der meinte, der Engländer Wellington hätte den Napoleon besiegt!"

„Frechheit!" murmelten die Kadetten. „So 'ne Geschichtsfälschung!"

„Ja, in Amerika", ballte Ziegler die Faust, „da scheinen sie bis heute noch nicht zu wissen, daß wir Preußen es waren! Aber, U 2! Statt daß du ‚so was' hinpinselst, da schmierst du so 'n Panzerkreuzer auf Leinwand! Und dafür kriegst du . . . 'ne Schokoladentorte!" Der Kadett schwieg. Mit einmal schob er das übriggebliebene Tortenviertel seinen Kameraden hin.

„Eßt es!"

„Verzichte!" drehte sich Ziegler um, „schenk es doch . . . deiner dänischen Fee!"

„Ja, Mensch!" wieherte Olschefski los, „aber vergiß nicht, dir vorher die Fresse auch wieder rot anzuschmieren!" Der Kadett sah seine Stubenkameraden an. Plötzlich fragte er den Stubenältesten:

„Darf ich austreten?"

„Ha!" hänselten ihn da alle, „Bauchweh? Er ist ganz grün geworden! Die Schokoladentorte kneipt ihn im Bauch! . . ."

U 2 verließ die Stube.

Uhle sah den Kadetten nicht zur Latrine hinausgehen, sondern die Treppe hinunterrasen, so schnell er laufen konnte. Tief hinunter bis in die Kellerräume. Vo dort dann durch den Schnee stolpernd, rutschte er die steile Rückseite des Schloßberges bis zum Städtchen auf dem Hosenboden wie auf einem Schlitten hinab. Nur *ein* Gedanke trieb ihn: Zum Plöner Wochenblatt! Zu Chefredakteur Meyer. Ohne sich noch recht klar darüber zu sein, was er von ihm wolle, eilte er durch den Setzersaal bis zum Redaktionszimmer hin und klopfte an. Ein Setzer kam an und fragte:

„Na, Kadettchen! Wollen Sie etwa zu Herrn Meyer?

Der ist nämlich nicht da!"

„Nicht da?" fragte U 2 enttäuscht. „Ja, wo ist er denn?"

„Herr Meyer? Der ist seit vorgestern in Berlin beim Sozialistenkongreß."

„In Berlin?" U 2 machte ein Gesicht, als ob ihm nun jede Hoffnung geschwunden sei. Der Chefredakteur war immer so gut zu ihm, er konnte sich ihm ganz anvertrauen, ohne daß der ihn je verriet. „Zu wem jetzt?" flüsterte der Kadett, während er aus der Druckerei herausschlich. Er kletterte durch das Gestrüpp den Schloßberg wieder hinauf. Oben angelangt, blieb er dann in dem finsteren, feuchten Gang der Kellerräume stehn und wiederholte flüsternd: „Zu wem jetzt? Etwa zum Pfarrer? Nein. Und den Eltern kann ich nichts davon schreiben. Also . . . wohin? Wäre ich doch jetzt in Freiburg. Zur Großmutter dürfte ich sprechen. Auch zu Onkel Anton. Aber hier?" Er hielt sich an der nassen, schimmligen Kellerwand fest und döste auf die Steinplatten, über die wie immer Ratten hin und her flitzten. Mit einmal faltete er die Hände und murmelte: „Hilf mir! Gott!" Aber gleich danach dachte er an das, was ihm sein Bruder U 1 gestern gesagt hatte: „Gott ist eine Erfindung der Juden!' Der Kadett sträubte sich gegen diese Behauptung mit allem Gefühl. Und doch begannen seine Knie zu zittern. „Gibt es wirklich keinen Gott?" fragte er in die Finsternis. „Aber zu wem dann? Zu wem? Nein, ich will nicht auf die Stube zurück! Soll ich . . . zu Feldwebelleutnant Klose? Der ist immer so nett zu mir. Tyra! Wärst du jetzt hier! Auch Grete Meyer ist weit weg in Kopenhagen. Also . . . wohin?" Plötzlich hetzte er den Gang entlang, bis er am anderen Ausgang auf der Terrasse unterhalb des Karreehofs herauskam. Vorsichtig äugte er herum. Da er niemanden sah, lief er nun die Lindenallee, immer über den gefrorenen Schnee schlitternd, hinunter und keuchte: „In den See! In den See!" Als er dann beim Spielplatz unten ankam, stand dort der Elektriker in seinem blauen Arbeitsanzug an der Bogenlampe und setzte gerade mal wieder

neue Kohlenstifte ein, drehte dann den langen Stift in die Öffnung des anderen – und sofort zischte und flammte das weiße Licht mit lautem ‚Zzzzhh' auf. Der Arbeiter stand mit dem Rücken zu ihm. Als er nun die Bogenlampe wieder hochkurbelte, war der Kadett von dem weißen Feuer so geblendet, daß er die Augen schließen mußte. Dabei flüsterte er jenen Satz aus dem kleinen Swedenborg-Büchlein, der ihm so tiefen Eindruck gemacht hatte: „Der Geist der Liebe ist das Resultat der gesammelten, besiegten, irdischen Leidenschaften."

Nachdem der Elektriker dann zu der ein paar hundert Meter entfernten nächsten Bogenlampe weitergegangen war, öffnete U 2 wieder die Augen. Von tief unten her durch Gebüsche schimmerte hier und da der zugefrorene Plöner See. Plötzlich riß sich der Kadett wie schon einmal die Litewka weit auf, auch das Hemd. Und dann tappte er mühsam den glatten Berg wieder zur Kadettenanstalt hinauf. Als ihn der scharfe Ostwind bis auf die Knochen durchblies, stöhnte er in den Sturm:

„Mach mich krank! . . . Und dann ins Lazarett! Man wird in der Morgenandacht für mich beten!" Er lachte grimmig auf. „Ich werde sterben!" Und dieses ‚sterben' sagte er wie eine Erlösung. „Sterben, so wie Kadett Böhme! Und dann beerdigt werden. Man wird wieder singen: ‚Wie sie so sanft ruhen alle die Toten!' Und der Pfarrer wird eine salbadernde Rede halten. – Ja! Das wird fein!" Er riß sein Hemd noch weiter auf und atmete tief ein und aus, bis ihm der Eiswind in die Lungen stach.

Doch auf einmal sah er den Oberst von oben die Allee herunterstapfen. Er versteckte sich rasch hinter einem Baumstamm. Mit angehaltenem Atem wartete er hier. Graf Schwerin ging, seinen Degen als Stock benutzend, immer ausrutschend, an ihm vorbei. Jetzt bog er unten links ab und verschwand in dem Gebäude, das ihm als Dienstwohnung diente. Der Kadett starrte ihm nach. Plötzlich knöpfte er sich Hemd und Litewka hastig wieder zu und schlitterte den Berg hinunter. Vor der Steintreppe der Kommandeurwohnung blieb er einen Augen-

blick zögernd stehn. Doch dann stieg er die Stufen entschlossen hinauf . . . und befand sich nun vor der breiten Tür aus Eichenholz.

Eine Ordonnanz aus dem Geschäftszimmer führte ihn in das Treppenhaus. Hier wartete er. Das Ungewöhnliche seines Vorhabens ließ sein Herz heftiger klopfen. Seit den drei Jahren seines Kadettendaseins war er noch nie in dieser Kommandeurwohnung gewesen. Hinter einer dieser verschiedenen, mit grünem Leder abgenagelten Türen mußte das Zimmer des Oberst sein. U 2 wartete noch immer. Auf einmal hörte er von oben eine Mädchenstimme so seltsam trällern, daß es sich anhörte wie der Ruf eines fremden Vogels. Gleich danach kam die weit geschwungene Barocktreppe jene dänische Komtesse herunter, der er auf dem Ball begegnet war. Ihre hellen Locken, vom Licht eines großen Fensters durchschimmert, leuchteten ihr um Gesicht und Schultern wie ein Schein. Ihre tänzerische Mädchengestalt, eingeknöpft in eine Seehundjacke, kam näher. In der Hand schlenkerte sie ein paar Schlittschuhe. Als sie den Kadetten sah, blieb sie auf dem Treppenabsatz stehen und lachte:

„Bon jour! Wollen Sie etwa zu meinem Onkel, Oberst Schwerin? Oder warum stehen Sie so blaß da? Ist Ihnen nicht wohl?" Sie knöpfte sich ihre Jacke auf und trällerte wieder. „Ich geh Schlittschuh laufen! Herr Kadett, haben wir uns nicht beim Tanzen neulich gesehn? Ist Leutnant von Stockhausen nicht Ihr Erzieher?" Wieder ließ sie ihre merkwürdige Vogelstimme erklingen. Darauf stieg sie kokett die letzten Stufen bis zu U 2 hinunter . . . und sagte: „Morgen wird meine Verlobung bekanntgegeben. Wie mir mein Bräutigam gestern sagte, gehören wir jetzt zusammen . . . ‚Et nunc et semper' . . . Jetzt und immer! . . . Mais oui, kleiner Herr. Ich hoffe, Sie lieben Oberleutnant von Stockhausen. — Ach! Ihr Kadetten! Ihr habt ja das richtige Paradies hier! Ich kann mir keinen himmlischeren Flecken vorstellen, wo ich leben möchte als hier in Plön!

Dieser wunderbare, riesige See! Jetzt werde ich auf ihm Bogen laufen! Und während man dahingleitet über die noch unberührte, endlose Fläche, sieht man durch das dicke, klare grüne Eis . . . die Fische schwimmen! . . . Apropos: kennen Sie mein Dänemark?"

„Nur von der Karte her", stotterte der Kadett verlegen.

„Ich könnte Sie mir nämlich so gut vorstellen als Schildwache vor unserem Königsschloß! Mit der hohen Bärenmütze auf dem Kopf . . . in der alten Uniform! Das Gewehr im Arm! Und dann immer auf und ab vor dem goldnen Gitter. Eins-zwei, eins-zwei, kehrt! Eins-zwei, eins-zwei, kehrt! Und das stundenlang!" Sie zwickte ihn in die Backen. „Au revoir! Jetzt geht's aufs Eis! Wie die Eidergänse. Mais oui! Aber ich kann schneller Schlittschuh laufen als die Eidergänse fliegen können! Et alors", erblickte sie Leutnant von Stockhausen, der zur Haustür hereingekommen war, „da bist du ja, Robert!" Sie stürzte ihm entgegen, und dann fiel ihr bei der Umarmung das Seehundkäppchen von den Locken. U 2 rannte hin und hob es auf. „Merci!" Dann hängste sie sich in den Leutnant ein und ging mit ihm, auf den Kadetten zeigend: „Ist er nicht süß? Eins-zwei, eins-zwei!" aus der Haustür.

U 2 hörte noch lange von draußen ihr Gelächter. Ein nach Flieder duftender Schal war am Treppengeländer hängengeblieben. U 2 atmete den Blumenduft ein, wagte aber nicht, das Wolltuch zu berühren. Mit einmal erklang die Stimme des Oberst hinter ihm:

„Ja, was will Er denn, Kadettchen? Die Ordonnanz meldete mir, Er wolle zu mir?" Der Oberst kam U 2 schlürfend entgegen, legte seinen Arm um ihn und wiederholte, mit schmalziger Stimme: „Ja, was will Er denn? Na, nu' komm mal rein!" Er zog ihn mit sich in sein Arbeitszimmer. „Sooo! Nun setz dich mal in das Sofa. Also, was willst du?" Er stand mit dem Rücken zu einem breiten Fenster, durch das man zwischen schneeglitzernden Bäumen auf die Seefläche hinuntersah. Seinen Waffenrock hatte er über einer weißen Pikeeweste aufgeknöpft. Der Schreibtisch war mit Stößen von Akten bedeckt.

„Na, nun sprich mal, Kadettchen!"

„Herr Oberst", begann U 2, „nämlich der Herr Oberst sagten mir einmal, Sie verträten an jedem Kadetten . . . Vaterstelle."

„Jawohl, mein liebes Kadettchen! Vaaaterstelle! So sagte ich. Das ist richtig. Also . . . wo drückt der Schuh?"

„Herr Oberst . . ."

„Na! Nu' heraus mit der Sprache!" U 2 stierte dem Kommandeur lange ins Gesicht. Plötzlich stand er auf:

„Herr Oberst! . . . Ich möchte aus dem Kadettenkorps heraus!"

„Was war das?" erschrak der Kadettenkommandeur und näherte sich ihm Schritt um Schritt, „sag das noch einmal. Ich verstand dich wohl nicht ganz recht. *Was* möchtest du?"

„Heraus aus dem Kadettenkorps!"

„Na, Kadettchen", kratzte sich da der Oberst verblüfft im Bart, „nu' übertreibe mal nicht! Du kommst doch erst gerade aus den Weihnachtsferien zurück! Und in kurzer Zeit, da geht's schon wieder in die Osterferien! Also . . . warum willst du denn jetzt schon wieder fort?" U 2 schwieg, wurde aber wieder, wie üblich, bis in die Haarwurzeln rot. „Na, Kadettchen, ich danke dir jedenfalls, daß du Vertrauen hast. Jawohl, denn ich vertrete Vaaaterstelle an euch. Siehst du, der Kadett Fischer, der hatte nicht solches Vertrauen. Das ist brav von dir. Aber sag mal, weiß denn Seine Exzellenz, dein verehrter Vater, etwas davon?"

„Mein Vater?" blickte der Kadett den Oberst erschrokken an. Dann flüsterte er: „Nein."

„Nein?" Graf Schwerin zündete sich kopfschüttelnd eine Zigarre an. „Nun, und was meinst du wohl? Was würde Seine Exzellenz dazu sagen? Er hat nämlich gerade gestern seinen dritten Sohn, deinen Bruder Erich, hier angemeldet. Dort liegt die Liste. Auch seine zwei andern Söhne sind schon vorgemerkt für das nächste Jahr. Du siehst also, Kadettchen, Seine Exzellenz vertraut dem Kadettenkorps seine fünf Söhne an. Das sollte dir doch ein Beweis

dafür sein, daß er mit uns zufrieden ist. Seine Exzellenz war ja selber Kadett. Jawohl! Jawohl! Alle tüchtigen preußischen Offiziere kamen aus dem Kadettenkorps. Dreh dich mal um! Über dir an der Wand, da hängt das Bild meines Ahnherrn, nach einer Originalzeichnung von Kamphausen. Es stellt den Tod des Feldmarschalls Schwerin in der Schlacht bei Prag dar. Sieh dir's nur an, Kadett! Die zerfetzte Fahne hält er in der rechten Hand. Von Kartätschenkugeln getroffen, rutscht er von dem sich bäumenden Pferd. Jawohl! Der österreichische General Braun führte seine Soldaten mit gefälltem Bajonett gegen die Preußen vor. Die preußischen Grenadiere weichen zurück. Da reißt mein Ahnherr, der 73jährige Feldmarschall Schwerin, einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand und schreit: ‚Heran, meine Kinder! Wer ein braver Kerl ist, der folgt mir!' Jawohl, Kadettchen, das war 1757! Und der Große Fritz sagte am Abend des Sieges: ‚Schwerins Tod wiegt mehr als 10 000 Soldaten! Er macht die Lorbeeren dieses Sieges welk!' Jawohl, Kadettchen. Dies sagte der Große König. – Nun gut. Na, setz dich nur wieder . . . Jawohl. Dies sagte er. Mein Ahnherr schrie: ‚Wer ein braver Kerl ist, der folge mir nach!' Und dann wurde er von österreichischen Kartätschen zu Tode getroffen. – Nun gut. Und du, Kadettchen? Du willst fliehen? Du willst aus dem Kadettenkorps 'raus? Ja, weißt du nicht, daß Deutschland jetzt mehr denn je . . . tüchtige Offiziere braucht? Oder worüber hast du dich zu beklagen? Na? Sind etwa deine Herren Erzieher . . . nicht gut zu dir?"

„Doch, Herr Oberst."

„Na, siehst du! Und deine Kameraden? Die haben dich doch alle gern?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Na siehst du! Und dein Kompaniechef? Der ist doch auch zufrieden mit dir? Gewiß, es kommen auch mal Irrtümer vor. So wie neulich mit dem Küchenmädchen. Gewiß! Gewiß! Das ist menschlich. Aber . . . warum willst du . . . fort?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht, Kadettchen? Ja, wenn du es nicht weißt? Du machst ja ein Gesicht, als hättest du einen Löffel Senf geschluckt! Fühlst du dich etwa . . . nicht glücklich hier?" U 2 zuckten die Lippen. „Na, nu' habe mal Vertrauen zu deinem alten Oberst Schwerin!" Er setzte sich an den Tisch. „Siehst du, Kadettchen, als ich so klein war wie du, da sagte mein guter Vater einmal zu mir: ‚Junge!' sagte er, ‚des Menschen Sinn ist sein Dää-mon!' Natürlich wußte ich damals nicht, was mein guter Vater damit gemeint hatte."

„Was meinte er denn damit, Herr Oberst?"

„Nun, was denkst du denn, Kadettchen?"

„Was ist denn der ‚Dämon', Herr Oberst?"

„Das will ich dir sagen! Nun paß mal gut auf: Der Dämon? Wenn man glaubt, daß man eine eigene Einsicht hat! Verstehst du?"

„Nein, Herr Oberst."

„Warum verstehst du das nicht? Ich meine, wenn man eine eigene Einsicht hat, Kadettchen! Wo man doch ganz genau weiß, daß es die heilige Pflicht ist, immer der Einsicht, der höheren Einsicht des Vorgesetzten zu folgen! . . . Siehst du, *das* ist der Dämon. Hast du mich jetzt verstanden?"

„Nein, Herr Oberst."

„Nein? Ja, Kadettchen, warum verstehst du denn nicht solchen einfachen Sinn? Nun gut." Er schwieg eine Weile. Mit einmal fragte er: „Oder gefällt dir vielleicht das frühe Aufstehen nicht? Oder hast du zu großes Heimweh? Hm? Kadettchen, Kadettchen!" Er hob warnend den Finger. „Ich kenne deine Gedanken nicht. Aber der Mensch hat zuweilen auch *böse* Gedanken. Hm? Er möchte seine selbstischen Wünsche erfüllt haben. Er will glücklich sein. Ja, siehst du, mein verehrter Religionslehrer, der sagte immer: ‚Jungens, bestünde das Glück in körperlichen Lustgefühlen, dann müßten sich die Ochsen glücklich preisen, wenn sie Erbsen zu fressen kriegen!' Jawohl, das sagte er. Na, nun lachst du ja! Siehst du, nun lachst du! Jawohl." Er ging zu seinem Schreibtisch zurück. „Jaaawohl! Wer von

uns . . . wollte nicht glücklich sein?! Aber das sind eben die *bösen* Gedanken! Siehst du, Kadettchen, *das* ist der Dämon. Mein Religionslehrer sagte: ‚Der Mensch ist wie ein Haus. Wenn Gott nicht in ihm wohnt, dann zieht der Dämon ein!' Und dann lehrte uns der Herr Pfarrer . . . beten:

‚O Heil'ger Geist, kehr bei mir ein
Und laß mich deine Wohnung sein!'

Jawohl, so ist es. Aber was kneifst du die Lippen zusammen, Kadettchen? Oder meinst du etwa, dein Oberst hätte nicht auch . . . böse Gedanken gehabt? O doch! Der Dämon war auch in deinem Oberst. Ich wünschte mir immer . . . den Heldentod! Aber ich bin kein Feldmarschall geworden, wie mein großer Ahnherr! Nein, mir war es nicht vergönnt, auf dem Schlachtfeld für mein Vaterland zu sterben. Komm mal her, Kadettchen! Na, steh auf! Komm, komm! Nämlich, was ich dir jetzt zeige, ist ganz vertraulich. Allerdings, in wenigen Tagen, da weiß es ja doch schon die ganze Welt. Kadettchen! Siehst du diesen blauen Brief hier?" Seine Stimme wackelte. „Jawohl, dieser blaue Brief, der wurde mir vorgestern von meinem Allerobersten Kriegsherrn zugestellt. In diesem blauen Brief, da wird mir von allerhöchster Stelle mitgeteilt, daß ich als Offizier meinen Abschied erhalten habe. Nun gut." Seine Augen wurden glänzend. „Nun gut, ich konnte und kann nicht mehr rufen: ‚Wer ein braver Kerl ist, der folge mir nach!' . . . Siehst du, da kommen dann böse Gedanken. Da kommt der Dämon und flüstert: ‚Hätte sich Kadett Fischer nicht in der Arrestzelle erhängt, dann hättest du diesen blauen Brief noch lange nicht bekommen.' Jawohl. Und nun will eben der Dämon hier herein!" Er legte seine Hand übers Herz. „Dieser Dämon! Aber ich lasse ihn nicht herein! Nein, Kadettchen. Denn hier drinnen, da wohnt ja . . . schon Gott. Jawohl! Siehst du! Und deshalb bin ich auch ganz ruhig! Trotz dieses blauen Briefes da! Denn hier unter diesem Hemde . . . da wohnt Gott."

„Herr Oberst, es heißt aber doch, es gibt keinen Gott!"

„Waas?" prallte der Kommandeur zurück und blickte U 2 entsetzt an. „Es gibt keinen Gott? Nun, Kadettchen, ich weiß nicht, *wer* dir das in den Kopf gesetzt hat! Aber das eine weiß ich: Als wir 1870 bei St. Privat die Franzosen aus ihren Höhenstellungen verjagten, da war Gott mit uns. Siehst du, das weiß ich. Jawohl, Kadettchen! Und als ich diesen blauen Brief ausgehändigt bekam, da sagte ich nicht: ‚Es gibt keinen Gott!' Nein. Sondern da nahm ich dieses Büchlein hier zur Hand, das mich noch nie verlassen hat! Und in diesem Büchlein, da schreibt unser Meister Eckehard, dieser größte Apostel unseres nordischen Abendlandes, da schreibt er schon um das Jahr 1300 die folgenden herrlichen Sätze!" Er las vor: „Gott ist das Allergemeinsamste! Kein Ding teilt von dem Seinigen mit, denn alle Kreaturen sind von sich selber aus . . . nichts. Was sie mitteilen, das haben sie von einem andern. Sie geben auch gar nicht sich selber. Die Sonne gibt ihren Schein . . . und bleibt doch, was sie ist. Das Feuer gibt seine Hitze . . . und bleibt doch Feuer. Gott aber teilt das Seine mit. Weil er durch sich selbst ist in allen Gaben, die er gibt, gibt er zuerst sich selbst. Im Grunde gibt es eigentlich nur *ein* Sein, und das ist ‚Gott'. Jawohl, Kadettchen, und das ist Gott. Siehst du, und wenn man *das* einmal erkannt hat, dann kann auch der Dämon selbst mit solch einem blauen Brief nicht Einlaß finden in die Brust." Es entstand eine lange Pause. „So, Kadettchen. Wenn du nun noch aus dem Kadettenkorps 'raus willst, dann folge nur deinem Dämon. Aber es wird nicht gut ausgehn für dich, Kadettchen. Nein, es wird nicht gut ausgehn! Denn der Dämon führt uns zum Bösen! So, aber nun entscheide *du* dich. Ich habe kein Recht, dich zurückzuhalten. Wenn du also auf deinem Willen beharrst, dann mußt du ein vorschriftsmäßiges Gesuch auf dem Dienstwege an mich gelangen lassen. Ich werde es sodann Seiner Exzellenz, deinem Herrn Vater, unterbreiten." Beide atmeten laut. „Wenn du aber deinem alten Kadettenkommandeur, der nächste Woche schon in Wiesbaden im Zylinder auf der Promenade promenieren wird, dies eine

Mal noch vertrauen willst, da ich ja Vaaaterstelle an dir vertrete, dann soll mir das eine schöne Erinnerung bleiben . . . Nun gut. Na, nun tritt mal hierher. Siehst du dort oben unter dem Balken . . . das Nestchen? Ja, dies Nestchen hat sich vorigen Sommer eine kleine Schwalbe dort gebaut. Ich habe sie immer hier von meinem Schreibtisch aus beobachtet. Eines Tages kam die kleine Schwalbe mit einem so großen Strohhalm in dem kleinen Schnabel an. Und dann flog sie mit ihm dort zu dem Mauerspalt hinauf. Sooo! . . . Siehst du. Aber sie kam mit dem Strohhalm nicht durch. Nun, und was tat die kleine Schwalbe? Sie flog zurück. Und dann nahm sie den langen Strohhalm nicht wie vorher quer in den Schnabel, sondern so! Siehst du?" Er legte seinen Zeigefinger vertikal vor den Schnurrbart. „Und nun flog die kleine Schwalbe mit dem langen Strohhalm wieder zu dem Mauerspalt hoch. Und was meinst du? Siehst du, diesmal kam sie dann durch den Mauerspalt duch!" Er ließ in seiner Erregung das ‚r'aus. „Und dann hat sie sich dort oben das Nestchen gebaut. Und nach ein paar Wochen, da gab es hier vor dem Fenster . . . lauter kleine Schwalben! . . . Nun gut. Siehst du, Kadettchen, merke dir: Wenn du durch den Mauerspalt nicht sooo durchkommst, dann mußt du eben den Strohhalm soo in den Schnabel nehmen! Und dann kommst du durch! Jawohl, Kadettchen. Und einen besseren Rat kann dir dein alter Oberst nicht geben! Hast du mich verstanden? Nun gut. Dann geh jetzt wieder. Und denke immer an die kleine Schwalbe! Und an deinen alter Oberst Schwerin, der Gott im Herzen hat. Jawohl! Und hüte dich vor dem Dämon. Denn wenn ich auch kein Feldmarschall geworden bin, sondern in wenigen Tagen nur ein Oberst außer Dienst, so rufe ich dir dennoch zu, mit der zerfetzten Fahne in der Hand, so wie es mein großer Ahnherr vor Prag getan hat: ‚Wer ein braver Kerl ist, der folge mir nach!"

Uhles Sinn war von diesem eben zwischen dem Oberst und U 2 geführten Gespräch wie von Zentnerlast be-

schwert. Und er erinnerte sich, wie der Kadett damals niedergebrochen war. Die Tatsache, daß jeder erwachende Gedanke des sich zur Freiheit durchringen wollenden Geistes sofort festgehalten wurde durch die alten Schlagworte eines Heroismus, der im ‚Tod fürs Vaterland' sein leuchtendstes Ziel erblickte, der jedes eigene Verantwortungsgefühl im moralischen Sinne als freventliche Selbstsucht anprangerte, dies hatte ihn Jahre und Jahre verwickelt in Feigheiten, Unentschlossenheit, so wie einer von klebenden, zähen, dicken Spinngeweben aufgehalten wird, wenn er sich durch altes Gemäuer tastend einen Ausweg zum Licht sucht.

Kein Wunder, daß Uhle auf seinem Weitergang in die grauen Reiche des Gestern hinein den Kadetten jetzt in einer schier ausweglosen Verzweiflung wiedersah. Er lag nachts mit offenen Augen in seinem kalten Bett oben im Schlafsaal. Die abgenutzte, fast haarlose, dünne Wolldecke wärmte ihn nicht mehr. Olschefski neben ihm schnarchte wie sonst. Zwei Betten weiter schwatzte Tyras Bruder Grote wirr und unterweltlich im Traum. Der Offizier vom Dienst hatte noch Licht in seiner Kabine. Aus den Mauern hauchte die Februarkälte hart über U 2's Gesicht hin. Das kleine Fenster der Dachluke oben knackte im Frost. Auch von dem steinernen Fußboden herauf stieg eine eisige Luft. Plötzlich mußte der Kadett so laut niesen, daß es hallte. Gleich danach kam der Leutnant aus der Kabine an das Bett des Kadetten gerast und flüsterte wütend:

„Zum Teufel! Waren *Sie* das? Haben Sie da eben so geniest wie ein Walroß?"

„Jawohl."

„Ja, zum Donner! Warum stecken Sie denn Ihren Döz nicht unter die Decke? Wohl verdreht, so'n Krach zu machen! Wenn hier alle die 150 Kadetten mit einmal so niesen wollten wie Sie! Das gäb ja 'n Krach wie 'ne abprotzende Batterie! Wenn Sie Schnupfen haben, dann melden Sie sich gefälligst morgen früh auf Revierstube. Aber hier verbitt' ich mir solche Nieserei!" Er schlürfte in seine Kabine zurück.

U 2 unterdrückte also mit Gewalt einen neuerlichen Niesreiz dergestalt, daß er sich die Nasenwurzel mit seinen Fingern wie mit einer Klammer zupreßte. So lag er dann da, immer in der Angst, daß er den Kitzel nicht zurückhalten könne. Dabei erfaßte ihn mehr und mehr Empörung. Genauso nämlich, dies wurde ihm klar, mußte er den Kitzel zum Durchbruch irgendeiner eigenen Regung immer mit Gewalt zurückhalten. Er richtete sich mit einmal auf . . . und dann kamen ihm die Worte des Oberst wieder ins Ohr:

‚Wer ein braver Kerl ist, der folge mir nach!' Der Kadett war drauf und dran, aus dem Bett zu springen, ein Handtuch zu ergreifen und es wie eine Fahne zu schwingen, so wie Feldmarschall Schwerin bei Prag! Aber dann wußte er nicht, wer ihm nachfolgen würde beim Angriff! Ebensowenig war ihm klar, gegen welchen Feind er den Angriff anführen solle. Er blickte im Schlafsaal aufgeregt herum.

„Oder", flüsterte U 2 nun vor sich hin, „ist *dies* etwa der Dämon, Herr Oberst, der in mich 'rein will? Wie sagten Sie doch? ‚Wenn Gott in Ihnen ist, dann kann der Dämon nicht in Ihre Brust hinein!' " Der Kadett legte sich wieder aufs Bett und zog die Decke über die Ohren. „Wenn Gott in mir ist", fragte er sich leise, „warum friere ich dann so? Aber Gott ist nicht in mir. Gar nichts ist in mir. Überhaupt . . . gar nichts! Soll ich das Gesuch schreiben, um hier herauszukommen?" Doch kaum hatte er diese Überlegung ernsthaft erwogen, so erschien ihm wieder das Gesicht seines Vaters, streng, traurig.

„Das Gesetz ist dazu da", hörte er ihn sprechen, „um diejenigen, die sich vom Staat in verderblicher Selbstsucht losgerissen haben, zu bestrafen."

Doch gleich danach klangen ihm die Worte des Irren im Zug nach Dirschau in den Ohren . . . „Wenn einer im 20. Jahrhundert Vernunft hat, dann wird er in eine Irrenanstalt eingesperrt! Kleiner Soldat, sagen Sie nie: ‚Danke gehorsamst!' Denn der ganze Dreck da draußen in der Welt, der hat doch nicht das geringste mit unserem Seelenleib

zu schaffen.“ Und diese Formulierung ‚Seelenleib‘ erweckte im Kadetten seltsame Schauer.

Während Uhle ihn beobachtete, kam ihm merkwürdig zum Bewußtsein, wie man doch den physischen Leib durch Exerzieren, Turnen, Schwimmen und Abhärtung auf ein bestimmtes Ziel hin ertüchtigte, wie man aber den ‚Seelenleib‘ vernachlässigte, Kaspar Hauser gleich, den man bis zum Tier verwahrlosen ließ, damit er nur ja seine dynastischen Ansprüche auf den badischen Thron nie geltend machen konnte. Es fiel Uhle mit einmal ein, was ihm von seiner Mutter erzählt war, daß ihr der Großherzog von Baden nach einem Besuch beim Abschied auf der Schloßtreppe in Karlsruhe im Hinblick auf die Tragödie des Weltkrieges gesagt hatte: „Dies ist die Rache des Schicksals für Kaspar Hauser!“

‚Wahrhaftig‘, so dachte Uhle nun weiter, ‚und genauso will man eben die dynastischen Ansprüche der Seele auf den Thron der Weltregierung dadurch verunmöglichen, daß man, trotz aller Schulerziehung, Religionsunterrichtsstunden oder Universitätsstudien ihr nicht etwa die ernsthafte Verwirklichung einer Humanität erlaubt und damit den Frieden als das einzig wesentlich anzustrebende Ziel auf die Altäre ihrer Zukunft erhebt, sondern immer wieder die Glorie des Todes fürs Vaterland oder die Anbetung des Goldes und der Macht! Und deshalb sieht man auch überall in den Straßen der Gegenwart so viele Seelenkrüppel herumhinken.‘

„Wofür leben die Menschen heute?“ stöhnte der Kadett und wiederholte diese Frage des Irren immer wieder. Dann sah er sich seine Handfläche an. „Sie sind unter dem Taurus geboren, unter dem Stier!“ So hatte ihm der Fremde im Kupee gesagt, als er die Linien seiner Hand studierte. „Taurianer sind große Hasser!“ . . . „Ja“, flüsterte der Kadett, „ich hasse hier alles!“ Doch dann murmelte er weiter, was ihm der Irre gesagt hatte: „Taurianer sind aber auch große Liebende! . . . Aber die Wurzel des Übels ist ganz woanders!“ Und dann dachte er wieder

daran, wie ihm dieser Entlaufene in seinem schwarzen Mantel kurz vor Dirschau plötzlich zwischen die Schenkel gegriffen hatte. Damals aber wagte es der Kadett noch nicht, darüber weiter nachzudenken. Uhle jedoch hatte dies getan. Daher wußte er heute, *wo* die Wurzel des Übels ist.

Der Kadett horchte auf das Atemgeräusch seiner 150 Kameraden in den langen Bettreihen.

„Und Gott blies Seinen lebendigen Odem in den Erdenkloß!" Dies hatte der Pfarrer bei der letzten Religionsstunde vorgelesen. Also ist dieser Atem dort im Schlafsaal . . . Gottes Odem? U 2 lauschte gespannt: „Ergo: in Grote, in Olschefski, in Ziegler, in dem Leutnant, in mir selber ist Gottes Odem? Warum spüre ich ihn nicht? . . . Oder ist schon der Dämon in mir?" Auf einmal wünschte er sich, es würde ihm auch solch ein blauer Brief zugeschickt wie dem Oberst. „Ja, den Abschied erhalten! Und dann im Zylinder . . .", er lachte vor sich hin, „im Zylinder! Oder soll ich etwa", er knirschte ironisch, „wie die kleine Schwalbe den Strohhalm sooo in den Schnabel nehmen, Herr Oberst? . . . Und dann durch den Mauerspalt durchfliegen? Durch die dicken Mauern dieses Schlosses hier?" Er hob sich wieder vom Kopfkissen hoch und sah über die schlafenden Gesichter. Dann blickte er zur elektrischen Klingel über sich. „Und wenn du losschrillst, dann geht der olle Kommiß wieder an! Und die Hänselei! Denn seit mir der Hauptmann die Schokoladentorte geschenkt hat, werde ich ja offensichtlich von der Stube feindlich behandelt. Ja, Herr Pfarrer, gestern in der Morgenandacht, da haben Sie uns aus der Bibel, 2. Korinther, Vers 17, vorgelesen: ‚Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!' . . . Aber was ist eigentlich der Geist?" grübelte der Kadett, während er über die vom milchigen Schimmer der Nachtlampe magisch-weiß beleuchteten schlafenden Kameraden schaute. „Ist Gott der Geist? Wo aber der Geist des Herrn ist, da soll die Freiheit sein?" Er stieg aus dem Bett. Auf der Matratze hockend, krampfte er die Hände ineinander, und dann kam plötzlich von sei-

nen Lippen ein Seufzer: „Herr! Mach mich frei!“ Er richtete sich auf. Mit seinen von eitrigen Frostbeulen bedeckten Füßen stand er nun im Nachthemd da. Vom Steinboden hoch stach ihn messerscharf die Kälte in die nackten Sohlen. „O Heil'ger Geist, kehr bei mir ein und laß mich deine Wohnung sein!“ Diese Verse, die ihm der Oberst vorgesagt hatte, murmelte er nun immer wieder vor sich hin. Wie eine Beschwörung! Doch er fühlte im Innern seiner Brust nicht das Herankommen Gottes. Weder Gott, noch den Geist! Er fühlte nur den *einen* Gedanken: Fort von hier! Daher betete er noch inbrünstiger: ‚O Heil'ger Geist, kehr bei mir ein!“ Denn er kam sich mit einmal so schlecht vor, so selbstisch, so vom Dämon gepackt. „O Heil'ger Geist, komm doch in mich hinein!“ Jedoch nur die Kälte stieg ihm in die Knöchel hoch, bis in die Knie und in die Schenkel, und immer höher . . . bis in die Lunge. Die Zähne klapperten ihm. Wie vereist stand er da und wartete . . . auf ein Wunder. Ja, er war in diesem Augenblick ganz bereit für ein Wunder. Aber es ereignete sich nichts. „Komm doch! Du Heiliger Geist!“ ächzte er.

„Mensch!“ war Olschefski davon erwacht, „was machst du denn? Du stehst ja wieder da . . . wie die Königin Luise im Tiergarten! Ganz aus weißem Marmor! Mensch, es friert einen, wenn man dich ansieht! Glubsch doch nicht so komisch! Leg dich hin in die Kiste . . . und stör einen nicht im besten Schlaf!“ Er drehte sich zur Seite und schnarchte weiter. Der Schlagschatten des einen Pfeilers kam U 2 mit einmal wieder so vor, wie schon öfter, als stünde dort . . . der Schwarze Ritter aus dem Eßsaal und stierte ihn an.

„Was willst du? Was hypnotisierst du mich? Bist du der Dämon?“ Da hörte er den Schatten sprechen:

„Die männliche Sexualität ist das Übel!“ Der Kadett hielt sich die Ohren zu, doch dann rang er seine frostbedeckten Finger und rief mit einmal laut:

„Komm doch! Heiliger Geist!“ Danach fiel er auf das Bett zurück. Es erfaßte ihn ein Schüttelfrost so heftig, daß sein Bettgestellt wackelte.

„Mensch!“ fuhr Olschefski wieder von der Matratze hoch und grinste einige Kadetten an, die, durch U 2's Hilferuf aufgeweckt, sich schnell aufgerichtet hatten. „Kiekt mal! Er klappert wie'n Storch!“

„Paßt auf!“ flüsterte Ziegler, „vielleicht kriegt er 'n Kind!“ Es entstand ein Gekicher, das aber sofort verstummte, als der Leutnant aus seiner Kabine kam.

Am andern Morgen hatte der Lazarettwächter Degenhardt auf der Revierstube U 2's frostzerrissene Hände und Füße ausgiebig mit Jod eingepinselt.

„Ja, siehst du, Mensch!“ höhnte ihn Olschefski, als die Kadetten zum Exerzieren in den Karreehof hinuntergeführt wurden und es U 2 vor Schmerz in den zu engen Kommißbotten kaum aushielt, „das hättest du doch in den drei Jahren schon kapieren müssen: das Allheilmittel hier heißt Jod! Ob du Bauchweh hast, Frostbeulen, Lungenentzündung oder am Abkratzen bist, wie unser Böhme mit dem Geschwür in der Nase: Jod! Auf der Revierstube kriegst du für alles immer sofort den kleinen Zeh mit Jod eingepinselt!“

Doch jetzt standen die Kadetten in ihrer dünnen Litewka im scharfen Ostwind in Reih und Glied unten im Karreehof. Hauptmann von Krohn und die Kompanieoffiziere gaben Kommandos ab. Nun wurden Stellung und Haltung der Kadetten kontrolliert.

„Na!“ ging der Hauptmann von einem zum andern, während er sich den Mantelkragen hochschlug und die Hände in den Taschen vergrub. „Nu' mal nicht so zimperlich, Kadetten! Wieviel Grad unter Null sind denn heute, Herr Leutnant?“

„Nur 16 Grad unter Null, Herr Hauptmann!“

„Na, seht ihr, Kadetten! Also mal geradestehn! Jawohl, das gibt rote Backen. Was? Uuuu 2!“ blieb er vor dem Kadetten stehn, „aber wie haben Sie denn Ihre Fußspitzen? Die sollen doch in einem rechten Winkel sein! Und ein rechter Winkel hat 90 Grad. Aber das sind ja höchstens 60 Grad. Soo! Na, kann Er mir jetzt vielleicht endlich er-

klären, warum es 90 Grad sein müssen? Jetzt, wo Sie ein Marinemaler geworden sind? Na, Kadett Ihn!" wandte er sich an den ihn begleitenden Kompanieältesten, „sagen Sie es ihm!"

„Wegen der Balance, Herr Hauptmann!"

„Na, auf alle Fälle müssen es 90 Grad sein. Also mal die Fußspitzen weiter auseinander! Und die Gesäßbacken zusammen! Herr und Himmel! Wie halten Sie denn Ihre Hände an der Hosennaht! Sind das Frostbeulen? Ja? Deswegen können Sie doch aber die Finger ausstrecken! Mein Gott, und wie steht denn der Grote da! Mal Kopf hoch! Und Olschefski! Nehmen Sie doch gefälligst Ihr Kinn an die Binde!" Eisiger Wind blies um die Kadetten. U 2 stachen die Frostbeulen, als hätte er scharfe Messer in den Stiefeln. „Na, mal Bewegung, meine Herren Leutnants!" rief von Krohn den Offizieren zu. Darauf kommandierten diese erst Armstreckungen, dann Kniebeugen, dann Rumpfdrehungen. Plötzlich schrie der Feldwebel:

„Herr Hauptmann! . . . Der Kronprinz!" Von Krohn drehte sich blitzartig um und brüllte: „Stillgestanden!" Dann eilte er erregt dem Kronprinzen entgegen. Der kam in einem Pelzmantel an in Begleitung seiner Brüder Eitel-Fritz und Adalbert. Hinter den drei Prinzen, die Rampe herauf, folgten General von Deines und Major von Gordat. Beide gleichfalls in langen pelzgefütterten, grauen Mänteln. Der Kronprinz nahm die Pelzkappe ab und hörte sich die Meldung des Hauptmanns an. Er winkte dem Kadetten Ihn zu. Danach ging er mit seinen Brüdern und den Prinzengouverneuren in die Schloßkapelle. Krohn trat vor die Front und wollte den Kadetten etwas sagen. Aber ehe er dazu kam, war auch der Oberst erschienen. Ohne Mantel, im Helm, den Degen schleppen lassend, winkte er den Kompaniechefs zu und verschwand dann auch in der Kapelle. „Kadetten!" rief nun der Hauptmann, „Seine Kaiserliche Hoheit, der Kronprinz, wird in den nächsten Tagen nach Potsdam übersiedeln. Aus diesem Anlaß geruhte Seine Kaiserliche Hoheit, noch einmal mit euch zusammen einem Gottesdienst beiwohnen zu

wollen. Der Oberhofprediger Seiner Majestät des Kaisers, Exzellenz von Dryander, ist dazu eigens aus Berlin in Plön eingetroffen, um jetzt vor uns die Abschiedspredigt für den Kronprinzen zu halten. Also: Brust 'raus! Und nicht so pimperlich, wenn auch der Ostwind heut' etwas kälter pustet als sonst . . . Und, daß ihr mir in der Kirche nachher still dasitzt! Nicht wie das letzte Mal . . . so ein Husten, Pusten, Niesen und Fingerreiben! Das verbitt' ich mir! Wir können ja die Kirche schließlich nicht heizen für euch! Also", lachte er herzlich, „laßt euch desto mehr erwärmen vom Worte Gottes!"

Von vielen Kadetten gesungen, ertönte durch die Schloßkapelle der Choral:

„Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
der große Dinge tut an uns und allen Enden!
Der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an
unzählig viel zu gut und noch jetzund getan . . .!"

Nachdem das Lied verklungen war, wurde das auf der schwarzen Hymnentafel angesagte nächste Kirchenlied angestimmt:

„Wenn ich ‚ihn' nur habe!
Wenn ‚er' mein nur ist!"

Und bei dem Wort ‚ihn' drehten sich alle Köpfe der Kadetten erst zu dem Kronprinzen, der links vom Altar saß, und dann zu dem Kompanieältesten Ihn. Das auffallend schöne Gesicht dieses Kadetten verschwand rasch hinter dem Gesangbuch. Aber nun war Oberhofprediger Dryander oben auf der Kanzel. Von dem lila Samtvorhang hob sich sein weißsilbernes Haar leuchtend ab.

„Meine liebe Gemeinde", begann er, „wir lesen, wie es geschrieben steht im 5. Kapitel des Briefes des Apostels Paulus an die Epheser: ‚So seid nun Gottes Nachfolger! Und wisset, daß kein Hurer oder Unreiner Erbe hat an dem Reich Christi und Gottes. Denn es ist böse Zeit. Und das Geheimnis ist groß!" Er klappte die Bibel zu und begann dann zunächst so leise zu sprechen, daß alle Mühe hatten, auch nur ein Wort zu verstehn. Dies war ein bekannter Rednertrick von ihm, um die Aufmerksamkeit

einer noch gedankenzerstreuten Gemeinde auf seine Predigt zu konzentrieren. In U 2 hatten die Paulus-Worte nachhaltig gewirkt. ‚Daß kein Hurer oder Unreiner Erbe hat an dem Reich Christi und Gottes.' Dieser Text weckte wieder den Satz des Irren: ‚Der männliche Sexus ist die Wurzel allen Übels!' Und wenn es dann weiter hieß: ‚Und das Geheimnis ist groß', so dachte der Kadett während des stillen Gebetes des Oberhofpredigers an das Ha Ruach'! ‚Und die göttliche Geistin schwebte über den Wassern!' „Ja", bewegte er die Lippen, „vielleicht ist dies . . . das große Geheimnis, von dem Paulus sprach." Doch er wurde aus seinen Gedanken abgelenkt, denn Dryander hatte sich wieder aufgerichtet und verneigte sich nun mit Gesten eines vollendeten Hofmannes zum Kronprinzen hinunter.

„Euer Kaiserliche Hoheit schließen die Jahre in Plön ab, um sich nun auf das Offiziersexamen vorzubereiten. Ihr Gouverneur, Seine Exzellenz General von Deines, kann mit Stolz und Befriedigung auf die Vollendung seiner verantwortungsvollen Aufgabe zurückblicken. Sie, geliebter Prinz, als der zukünftige Thronerbe, Sie werden nun aus diesem idyllischen Plön nach der alten Soldatenstadt Preußens, nach Potsdam, übersiedeln. Ehe ich hierher reiste, hatte ich noch mit Seiner Majestät, Ihrem Allerdurchlauchtigsten kaiserlichen Herrn Vater, ein langes Gespräch über das Christentum. Meine liebe Gemeinde, ja, wir sind begnadet, daß uns der Allmächtige Gott in Kaiser Wilhelm II. einen so christlichen Herrscher geschenkt hat. Denn nicht nur ist unser Kaiser der Summus Episkopus unserer Evangelischen Kirche, sondern gleichzeitig ist er wohl auch der einzige Herrscher in unserer Zeit, der seine Knie noch in christlicher Demut beugt vor Gott! Und unser Kaiser tut recht daran! Denn, wie der Apostel Paulus in dem hier eben verlesenen Brief an die Epheser schreibt: ‚Die Tage sind schlimm!' O gewiß, wir wissen es! Es gibt Leute, die höhnen: ‚Was hat das Evangelium überhaupt noch mit unserer Gegenwart und der Wirklichkeit zu tun? Das gehört doch längst vergangenen

Zeiten und vergangenen Menschen an!' Und wenn der Apostel weiter sagt: ‚Weil die Tage schlimm, deshalb müssen wir sie erfüllen . . . mit Heiligem Geist!', so antworten ihm die heutigen Gegenwartsmenschen: ‚Dies bedeutet doch lediglich Flucht in eine andere Welt!' Nun, in Christo Geliebte! Ich frage euch: Was ist denn diese andere Welt, von der die Gegenwartsmenschen so ironisch sprechen? Seht!" zeigte er hinunter auf eine dicke Eisentür in der Wand neben dem Altar, „dort unten in der Gruft ruhen einige holsteinische Herzöge in ihren Sarkophagen. Kalte Grabesluft steigt herauf. Denn, Geliebte in Christo, für uns alle heißt es, der Tod ist der Sünde Sold! Ja, unser Leib gehört der Verweslichkeit an, der Krankheit, der Schwäche. Und", er erhob jetzt seine Stimme, „*kein* Mensch kann sich durch eigenes Bemühen daraus lösen. Ich frage daher diese heutigen . . . Gegenwartsmenschen mit ihrer alles erforschenden und wissenden Sensibilität: Was ist denn *eure* Welt, eure Wirklichkeit angesichts solch einer Grabesgruft? Was ist denn eure sogenannte Realität? Was? Doch nur Staub und Moder! Seit dem 19. Jahrhundert befinden wir uns in einer zunehmenden Vergötzung der Materie. Erstrebt wird eine nur rein technische, mechanische Weltbeherrschung!" Er machte eine längere Pause. Dann beugte er sich über das Kanzelbrett. „Aber Ihnen, mein lieber Prinz, als unserem zukünftigen Thronerben, sei es warnend gesagt: Diese Erblindung gegen alle wesenhaften Gotteskräfte, sie hat in den modernen Menschen einen wachsenden Egoismus, die Brutalität und die Gier nach Macht erzeugt! Jedoch was ist diese moderne Realität in Wahrheit denn anderes als nur die Hingabe an lauter Nichtigkeiten! . . . Aber", klopfte er mit der Faust auf die Kanzel, „das Evangelium will uns zurücklenken .. zum Wesentlichen! Damit wir in dieser dunklen Nacht des Materialismus mit unserer Seele nicht schließlich in den Sümpfen der Verzweiflung versinken, wie all diese Herren Realisten und Atheisten! Denn dies, Kaiserliche Hoheit, nenne ich die vollendete Verzweiflung, wenn sich der von seinem Selbst so überzeugte Mensch, der krampfhaft im-

mer nur sich selbst zu bejahen versucht, wenn dieser kleine, egoistische Mensch sich dann plötzlich in einer bangen Stunde selber als ein *Nichts* erkennen muß, und zwar . . . als jenes gleiche Nichts, von dem aus er sich einst auf sein Ego selber zurückgezogen hatte und ein Atheist geworden war! Ja, Euer Kaiserliche Hoheit! Die Zeiten sind schlimm, denn nicht nur ist die Weltgeschichte verdunkelt durch lauter Lügen! Nein, auch das Gehirn der Menschen ist verdunkelt! Das geistige Sehorgan funktioniert nicht mehr. Das viel berühmte Ego, dieses Ich, diese Nichts, verhindert uns . . . Gott zu erkennen! Eine illusionäre Selbsterfülltheit macht die modernen Menschen blind, und in dieser Blindheit, da kommt dann der Satan zu ihnen in Gestalt des Nihilismus! Und er gibt den heutigen Atheisten dann eine neue Illusion! Und was ist diese neue Illusion? Ich will es Ihnen verraten! Ihnen, Kaiserliche Hoheit, und euch allen! Diese neue Illusion ist die Illusion – der Verneinung!"

Während er sich mit dem Taschentuch die Stirn trocknete, wiederholte U 2 leise:

„Die Illusion der Verneinung?"

„Geliebte in Christo!" predigte Dryander weiter. „Da schwatzt man in den Parlamenten und in der Presse immer so viel von der ‚Freiheit des Geistes'! Aber ich sage euch: Auch die Freiheit des Geistes hat ihre Grenzen! Denn man bilde sich doch nicht ein . . . diese atheistische Fiktion von der ‚Geistesfreiheit' sei ehrlich gemeint von den Atheisten! Nein, es gibt ja gar nicht so etwas wie ein rein naturwissenschaftliches Weltbild, so eine . . . ‚exakte Naturerkenntnis'! Denn selbst, wenn wir es so heiß erflehen würden wie Faust: ‚Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält!' Nun, liebe Gemeinde, was hat er denn am Ende erkannt? Und was können *wir* erkennen? Sind wir trotz aller Erkenntnis etwa fähig, auch nur einen einzigen kleinen Grashalm selber zu erschaffen? Nein! Und ich sage euch: Nur unser Glaube ist die Rettung! Ohne Glaube, da ist der Mensch . . . nicht Mensch, sondern ein Nichts, ein Staubkorn, verweht vom Wind.

Zum Beispiel, wenn ein Kind in den Erwartungen, die es hegt, von seinen Eltern enttäuscht wird und ein Geschenk nicht erhält, das es sich gewünscht hatte, nicht wahr, dies wissen wir doch alle, dann beginnt es das Nein-Spiel. Und damit wird ihm der erste Keim der Verneinung vom Satan ins Herz gesät. Und von hier bis zum Hinhorchen auf die Flüsterstimme des ‚Fürsten dieser Welt', da ist es dann nur ein Schritt bis zum Abgrund. Damit begibt sich dann der Verneiner in die wahrhaft unwirkliche Welt, nämlich in den groben Irrtum, als sei seine eigene Existenz unabhängig und souverän über Gott! Nun, Geliebte, aber wir haben es ja erlebt, wohin diese Schlange Adam und Eva geführt hat! Aus dem Paradies hinaus . . . in den Distelacker der Sorge. Nein! Kein Mensch kann dauernd in der Verneinung leben. Und weil er es nicht kann, deshalb, ja deshalb fängt er dann langsam an, diese Verneinung . . . zu bejahen. Aber *dies* ist der Anfang seines Endes. Dann werden die Zeiten für ihn schlimm! Dann wird es, wie Paulus sagt, ‚böse Zeit, denn das Geheimnis ist groß!' Aber was ist dieses Geheimnis? Ist es der Glaube? Ist es die Hoffnung? Ist es die Liebe, von der unser Apostel in seinem 13. Brief an die Korinther so herrlich singt: ‚Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht!' " Dryander hielt plötzlich inne. Mit einmal hob er die Arme so steil in die Höhe, daß die Ärmel seines Talars bis zum Ellbogen rutschten . . . und sagte ganz leise: „Ich will es euch verraten, *was* das Geheimnis ist! Hier in der Bibel ist es offenbart! Es heißt: „Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig!' " Und dieses Wort ‚ewig' ließ er flüsternd verklingen. Dann kniete er nieder zu einem langen, stillen Gebet.

So wie U 2, war auch Uhle von den Worten und der Gestalt dieses ehrwürdigen, weißhaarigen kaiserlichen Oberhofpredigers zwar aufrichtig ergriffen, aber nicht beruhigt in seiner Seele. Uhle konnte sich nach so vielen Jahren erklären, *was* die Ursache davon war. Denn er sah diesen Oberhofprediger, der hier eben so als überzeugter

Christ von Zeitlichkeit und Ewigkeit gepredigt hatte, mit einmal wieder vor sich . . . an einem Kaisersgeburtstag um 1911, zu dem Uhle als Offizier der Schloß-Gardekompanie, mit gezogenem Degen einen Meter hinter dem Kaiser einherschreitend, in der Kapelle des Berliner Schlosses Aufstellung nehmend, diesen selben Oberhofprediger über das vom obersten Kriegsherrn für sein Wiegenfest selber gewählte Thema predigen hörte: ‚Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich!' Er hatte diesen kaiserlichen Oberhofprediger mit Band und Großkreuz des Roten-Adler-Ordens 1. Klasse über dem Talar auf die Kanzel hinaufsteigen sehen und im Schmuck dieses höchsten Ordens über das Kreuz von Golgatha und die Nachfolge Christi sprechen hören. Er erinnerte sich, wie er damals, in Paradeuniform neben der von Orden bedeckten Generalität und dem Offizierkorps der Garde stehend, inmitten all der festlich geschmückten Würdenträger der Reichsregierung, den Eindruck dieser Predigt auf den Kaiser und alle Anwesenden in der von Blumen und Fahnen farbigen Schloßkirche genauso beobachtet hatte, wie der Kadett eben in der Plöner Schloßkapelle den Eindruck der Predigt dieses Oberhofpredigers auf den Kronprinzen beobachtete. Da hing der Gekreuzigte lebensgroß in Holz geschnitzt am Kreuz über dem Altar . . . Und dort oben auf der Kanzel predigte der Oberhofprediger, ordenskreuzgeschmückt, über Zeitlichkeit und Ewigkeit?

Der Kadett blieb in der Kirchenbank immer noch sitzen, während die drei Prinzen und die Kadetten schon längst wieder die Schloßkapelle verlassen hatten. Er hatte es nicht ergründen können, was in dem Thronfolger während der Predigt vorgegangen war. Durch kein Mienenspiel verriet er, woran er dachte. Dachte er . . . an Christus, an den Geist, oder an den Kaiser, oder an das ‚große Geheimnis', von dem Dryander gesprochen hatte? Oder dachte er daran, wie es sein würde, wenn er einmal auf dem Thron säße? Das prinzliche Gesicht in seiner vollkommenen Undurchsichtigkeit hatte in U 2's Hirn nur noch mehr Fragen geweckt. Und indessen er nun langsam dem

Strom der anderen Kadetten folgte, wiederholte er sich Dryanders aus der Bibel zitierte Worte:

„Was sichtbar ist, das ist zeitlich! Was aber unsichtbar ist, das ist ewig! Ergo", so sann er, „ist auch der Kaiser . . . zeitlich? Ebenso die Kadettenanstalt? Ebenso", und dies erfüllte ihn plötzlich mit Schrecken, „ist auch Christus . . . zeitlich! Denn er war ja sichtbar auf Erden! . . . Wenn aber nur das Unsichtbare . . . ewig ist! Ja, was ist dann ewig? Ist es wohl . . . mein Sehnen nach dem Licht? Aber das Licht ist doch auch sichtbar! Selbst die Sonne und die Sterne sind sichtbar! Also ist der ganze gestirnte Himmel . . . zeitlich? Also was, was ist ewig? Sind es . . . die Gedanken, da man sie ja nicht sieht? Aber es gibt doch auch *böse* Gedanken! Sind die auch ewig? Ist vielleicht *dies* . . . das ‚große Geheimnis', daß nichts ewig ist? Das ja alles sichtbar ist, also zeitlich!" Er mußte sich am Geländer der Rampe, die zum Karreehof führte, einen Moment festhalten. Dabei murmelte er: „Oder ist etwa dies das ‚große Geheimnis', daß alles Lüge ist? Lüge! Lüge!"

Uhle hörte diesen gequälten Fragen U 2's mit Herzklopfen zu. Und dann prüfte er sich selber, während immer neue Erinnerungsbilder auftauchten und versanken . . .

„Ja, was ist ewig? Wenn es nur das Unsichtbare ist? Ist es die Musik? Aber man sieht sie doch . . . in ihren Noten! Auch die Malerei kann es nicht sein, denn man sieht sie in ihren Farben. Auch die Gedanken können es nicht sein, denn man sieht sie an ihren Worten und Taten. Also was? Was . . . ist unsichtbar und also . . . ewig? Bist du es, Gott? Aber sieht man dich nicht in jeder Erscheinung der Schöpfung? Ist es das Jenseits, die unsichtbare Welt, die allein ewig ist? Aber wie könnte ich sie mir denken, wenn ich sie nicht sähe . . . im Geist? Ist also auch sie . . . zeitlich?" Mit einmal blieb Uhle stehn. Er ergrauste. „Also ist nichts . . . ewig! Denn alles ist zeitlich. Es sei denn . . .", und jetzt dämmerte ihm eine Ahnung auf, daß man das ‚Ewige' nur im Zeitlichen finden kann, nur in dem, was

er für sich persönlich im Trommelfeuer vor Verdun gefühlt hatte, in dem, was ihm sein Unbekannter aus dem Niemandsland zugerufen hatte: ‚Bruder! Warum verfolgst du mich?' In dieser Frage an den Soldaten in Helm und Gewehr und in der Beantwortung dieser allerwichtigsten Frage, da war zwar alles sichtbar und . . . doch unsichtbar! Zeitlich und doch ewig! Denn sie weckte die unsichtbare Regung einer . . . neuen Liebe und einer neuen Brüderlichkeit, die wir dann zeitlich sichtbar machen können in Gestalt . . . des Friedens, eines Friedens, der zwar in unserem Herzen unsichtbar, also ewig ist, da er ja nach dem Bibelwort ‚höher ist als unsere Vernunft', in der Zeitlichkeit aber sichtbar gemacht werden kann im friedlichen Beisammenleben der Menschen!

Während Uhle in solchen Überlegungen weiterschritt, hatte er nicht bemerkt, wie ihn die Toten aus der Vergangenheit umdrängten, um an seinem Blut, wenn auch für noch so kurz, wieder lebendig zu werden. Da zogen sie an ihm vorbei. Ja, da winkte ihm seine verstorbene Schwester Hilda mit ihrem bleichen, schmerzdurchlittenen Gesicht unter der Trauerweide an der Lahn, zwischen den Schneeglöckchen auf dem Grabhügel . . . Aber er kam nicht zu ihr hin, denn dazwischen marschierte plötzlich der Kaiser in der grünen Uniform seiner Posener ‚Jäger zu Pferde', noch erhitzt vom Reiten, mit General von Deines im leeren, weißen Saal des Berliner Schlosses auf und ab.

„Na, guter Deines", zog sich der Kaiser, den Dryander eben als den einzigen Herrscher gepriesen hatte, der noch vor Gott die Knie beugt, die Stulpen seiner Lackstiefel hoch und klatschte sich dann laut auf den rechten Schenkel in der weißen Hose, „die ‚schönen Tage von Aranjuez', wie unser Schiller sagt, die sind nu' vorbei! Donnerwetter! Diese idyllische Bummelei in Plön hat jetzt aufgehört!" Er marschierte mit dem Prinzengouverneur über das endlose Parkett weiter. Nur das Klingeln der Sporen an den vier Stiefeln war hörbar. Hin und wieder zeigte sich hinter der Glasscheibe einer der hohen Türen das Gesicht eines Flügeladjutanten oder Leibjägers, das aber, sobald der

Monarch hinblickte, rasch wieder verschwand. Jetzt trat der Kaiser an eines der Fenster und blickte hinunter zu den Linden, an deren Ende in der Ferne die Umrisse des Brandenburger Tores mit der Quadriga der Viktoria dunstig sichtbar waren. „Donnerwetter!" nahm er den Helm ab und stellte ihn auf einen seidenbezogenen Hocker. „Der Kronprinz muß jetzt tüchtig an die Kandare genommen werden. Das geht nicht, daß er immer nur an Pferde denkt! Oder schöne Kadetten. Nee, lieber Deines, ich verbitte mir auch jegliche Fronde des Bengels gegen mich. Mir kam nämlich zu Ohren, daß der Herr Thronfolger geruhte, Regierungsmaßnahmen seines kaiserlichen Herrn Vaters zu kri-ti-sieren! Willy soll sich gefälligst auf den Hosenboden setzen und Militärwissenschaften studieren! Sein Immediatgesuch, demzufolge er bei den Gardedukorps eintreten will, kommt nicht in Frage. Er hat gefälligst, wie wir alle, wir Hohenzollern, ich und meine Ahnen, im 1. Garderegiment zu Fuß seinen Dienst anzutreten! Und zwar habe ich den Regimentskommandeur bereits wissen lassen, daß der Kronprinz tüchtig gebimst werden soll! Schließlich soll er ja kein Jockei werden! Ob er den großen Tribünensprung zum Jauchzen begeisterter Jüdinnen vollbringt, das ist mir schnuppe! Mein Thronfolger hat andere Aufgaben. Deutschland ist umgeben von Neidern und Feinden! Mein Onkel, der dicke Eduard, entwickelt sich nachgerade zu solch einem Intriganten, daß ich fürchte, man wird ihn mal etwas auf seinen Bauch kloppen müssen! Auch die Sache mit den Buren gefällt mir ganz und gar nicht. Schließlich ist ja England nicht das A und O dieser Schöpfung! Gott hat ja am Anfang diese Erde nicht ausschließlich an England verteilt!" Er nahm seinen Helm und setzte seinen Marsch über das Parkett fort. General von Deines wagte kein Wort zu sprechen. Plötzlich fragte der Kaiser: „Ist Gordat da?"

„Zu Befehl, Euer Majestät! Er wartet im Audienzsaal."

„Ha, hat er wieder ein Zitat aus dem Faust parat?" Er lachte derb los. „Übrigens, wenn der ‚Alte im Sachsenwalde' dem Reichstag einmal sagte, vor jedem preußischen

Leutnant, da habe jeder Zivilist gefälligst seinen Hut zu ziehn, so sage ich: Vor jedem Deutschen soll die übrige Welt gefälligst ihren dämlichen Chapeau vom Schädel reißen! Nebenbei, der Kronprinz hat nun genug Mathematik, Latein und Althochdeutsch in sein Hirn gepfropft bekommen. Mit dem Ergebnis seines Examens in Plön war ich zufrieden. Aber ich befehle, daß er sich jetzt mehr um die technischen Wissenschaften kümmert. Bald wird mein Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff aufsteigen . . . Donnerwetter, Herr General, nee! Mir liegt nicht viel daran, daß der Kronprinz später 'mal seinen Doktor phil. in Bonn macht. Er kann seinen ‚Doktor' genauso gut an meiner technischen Hochschule in Charlottenburg absolvieren. Gordat meldete mir nämlich, daß diese Yankees in Amerika mit Riesenschritten in der Technik vorwärtsstürmen. Diese Zeiten von Gordats geliebtem Faust, die sind eben passé! Mir zum Beispiel hat das humanistische Gymnasium den Kopf nicht klarer gemacht. Nee! Heut' brauchen wir Techniker, Ingenieure, auf die mein Generalstab im Ernstfall zählen kann. Zum Beispiel muß so eine Pontonbrücke künftig von den Pionieren viel schneller über einen Fluß geschlagen werden. Meine Artillerie kann ja schließlich nicht 'ne Stunde lang am Ufer stehn und warten, bis sie zum Schuß kommt. Noch eines, lieber General! Ich verbitte mir, daß der Kronprinz so geschniegelt und gebügelt 'rumgeht! Die Witzblätter machen schon Karikaturen, als trüge er ein Korsett unter dem Überrock. Auch will ich nicht dies billige Geilen nach Beliebtheit beim Publikum! Seinen ‚blauen Hohenzollernblick' soll er nicht in der Straße verschwenden, sonst wird er wirkungslos geworden sein, wenn die Geschichte einmal ihre Anforderungen an ihn stellt." Er stampfte mit dem Reiterstiefel auf. „Denn es ist mein kaiserlicher Wille, daß unser deutsches Volk zum Auserwählten Volk der Erde wird! Oder hätten nur die Juden dieses Vorrecht? Nee, lieber General, so tüchtig und real die Ballins, Bleichröders, Moses, Rathenaus und Cohn-Sorten auch unbestreitbar sind, so sollen meine deutschen ‚Fauste' gefälligst noch prakti-

scher und noch realer werden! Und selbst wenn wir auch keinen Sondervertrag mit Jehova abgeschlossen haben wie das Volk Israel, so hat uns doch Gott sichtbare Zeichen seiner Gnade gegeben. Deshalb lasse ich auch jetzt die Insel Helgoland befestigen. Wir müssen, wie Hamlet sagt, ‚bereit sein!' Donnerwetter, mein guter Deines, denn bereit sein ist alles! Sie haben den Kronprinz bis zu seinem Abitur zu meiner Zufriedenheit geleitet. Dafür werden Sie das Koblenzer Armeekorps bekommen! Aber erst heißt es noch, meinem Ältesten . . . die Geheimnisse der Schießvorschrift so klar zu machen, daß er sich in der Ballistik auskennt und weiß, in welcher Kurve nicht nur die Geschoßbahn einer Infanteriekugel, sondern die jeder Granate durch den Luftraum führt. Die 2. Gardedivision hat heut' nachmittag Gefechtsexerzieren in Döberitz. Der amerikanische Militärattaché nimmt daran teil. Ich befehle, daß der Kronprinz mit Ihnen anwesend ist. Melden Sie sich morgen wieder bei mir. — Halt, wie geht es denn Ihrer Gattin, der schönen Elsa?" Er klopfte ihm lachend auf die Schulter und sang: „‚Wer kämpfen will für Elsa von Brabant . . .' Was? Haha! Ja, als Ihre Elsa damals von eurer Hochzeit hier im Weißen Saal vor mir und der Kaiserin bei der Cour an den Stufen des Throns den Hofknicks machte, das war ein Bild! In dem schneeweißen Atlasgewand, bedeckt mit Orangenblüten und dem langen Schleier! Was, lieber Deines? Aber . . . ist sie nicht 'n bissel zu jung für Sie? Vorsicht! Nämlich schon Seneka sagte: ‚Im Alter soll man erotisch vorsichtig sein!' Haha . . . Donnerwetter! Na, nu' rufen Sie mal den Gordat her!" Der General verneigte sich, küßte dem Kaiser die Hand und verschwand, rückwärts schlürfend.

„Holla, Gordat! Seit wann rutschen Sie denn auf dem Parkett aus?" Der Kaiser hatte die Hände in die Hüften gestemmt und lachte aus vollem Halse, als sich Gordat, rot im Gesicht, vom Parkett erhob. „Ein so vollendeter Hofmann wie Sie, der kann nicht dreißig Schritt über das Parkett zu seinem Kaiser gehn? Oder haben Sie neue Stiefel an? Weh getan? Soll ich meinen Generalstabsarzt der

Armee herbefehlen? Oder geht's wieder? Na, wo bleibt das Zitat?" Gordat stand nun stramm mit angefaßtem Degen. Der Puder seines nach dem Rasieren überstreuten Kinns war bei dem Fall über den Waffenrock gestäubt. „Na, Gordat?" putzte ihn der Kaiser lachend mit dem Handschuh sauber, „ich warte! Sie sind nämlich, glaub' ich, der einzige Deutsche, der diesen Faust unseres ollen Goethe auswendig kennt. Also mal los!"

„Euer Majestät", grinste Gordat, sich den Schmerz verbeißend,

„Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt;
doch so verlegen bin ich nie gewesen;
zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
allein sie haben schrecklich viel gelesen!"

„Bravo! Wieder mal haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Jawohl! Sie haben schrecklich viel gelesen, meine braven Deutschen! Und nicht zuletzt: meine Berliner! Erst kürzlich sprach ich darüber mit meinem Oberhofprediger Dryander. Jawohl! Das Unglück stammt von diesem schrecklich vielen Lesen! Da büffeln meine deutschen Studenten jetzt sogar den Karl Marx durch und den Darwin! Und Haeckel! Statt ihre Nasen gefälligst in das einzig lesenswerte Buch, die Bibel, 'reinzustecken. Zum Beispiel meldete mir gestern mein Oberhofmarschall, Graf Eulenburg, der Kronprinz führe heimlich einen Briefwechsel mit einem Monisten. Wissen Sie etwas davon?"

„Nein, Euer Majestät!"

„Nun, ich habe nischt gegen die ‚Beseeltheit jedes Atoms'. Oder gegen eine ‚mechanische, rein physikalisch-chemische Erklärung des Lebensvorgangs'! Aber all diese pantheistischen Gottesbegriffe vom ‚Geist des Wahren, Guten und Schönen', die sind mir zu verschwommen. Preußen hat seine Siege mit der Bibel in der Hand erfochten. Also dieser ‚kosmische Glaube', der jetzt die jungen Schädel an meinen Universitäten heiß macht, der ist von meinen Söhnen fernzuhalten! Gewiß, ich gebe zu: alles scheint Kampf, Überwindung, Unruhe und ewige Rotation zu sein! Aber ein Christ, Donnerwetter, der muß eben

über diesen Gesetzen stehen, denen jede Pflanze und jedes Tier ausgeliefert ist. Also wenn Auwi und Oskar Ostern nach Plön kommen, so befehle ich, daß sie in den ehernen Grundsätzen der Zehn Gebote und des Neuen Testamentes, so wie bisher, weiter erzogen werden . . . Lieber Gordat, als ich vor einem Jahr an der Weser das Denkmal für Karl den Großen einweihte zur Erinnerung an das Jahr 797, als dieser gewaltige Herrscher das Christentum zu den germanischen Heiden brachte, da schwor ich mir, daß dieser weltgeschichtliche Vorgang nicht umsonst stattgefunden haben soll! Euer Kaiser wird der Schutzherr des Christentums bleiben! Ganz gleich, ob die Bakterien Urpflanzen oder Urtiere sind! Und wenn der kosmische Glaube lehrt, daß unsere jetzige Gestalt, wenn wir zum Sterben kommen, als beendet anzusehen ist, so ist das mir, euerem Kaiser und König, völlig schnuppe! Mag der kosmische Glaube die Menschen auch lehren, Abschied zu nehmen von ihrer jetzigen Wesenheit, ohne Erwartung oder Forderung, daß sie irgendwo da oben verklärt in ewigem Glückszustand weiter leben oder schweben, so halte ich mich an das Wort des Apostels Paulus: ‚Der letzte Feind, der aufgehoben wird . . . ist der Tod! Ist aber die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden! Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube . . . eitel!' Ja, Gordat, das sind tiefschürfende Worte. Und wenn es heißt: ‚Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, daß man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht', dann sollen sich dies meine guten Deutschen mal gefälligst hinter die Ohren schreiben! Wenn sie immer an *mir,* ihrem Kaiser, herumnörgeln und kritisieren und es nicht sehen wollen, was da geleistet ist! Wer hat denn zum Beispiel den Reichskanzler Hohenlohe sechs Tage nach der Einweisung des Reichstagsgebäudes am 11. Dezember 1894 das Umsturzgesetz einbringen lassen? Das war *ich,* euer Kaiser und Herr! Das Umsturzgesetz gegen die Gefährdung der öffentlichen Ordnung, Sittlichkeit und Religion!"

„Euer Majestät", folgte Gordat dem Kaiser durch die

ganze Länge des Saals mit ersterbendem Lächeln, „neulich schrieb ein belgischer Berichterstatter von der deutschen Industrie: ‚Die Erzeugnisse aller Nachbarvölker erscheinen neben den deutschen Produkten nur wie Nebenarbeiten. Die Deutschen sind ganz nahe daran, England den ersten Platz zu entreißen!'"

„Wahrhaftig?" blieb der Kaiser stehn, setzte sich dann den Helm auf und zwirbelte rechts und links von der Nase seine Bartspitzen in Augenhöhe. „Wahrhaftig? Ja, guter Gordat, und dahin muß es kommen! Deutschland . . . den ersten Platz an der Sonne! Jawohl! Wenn mir nur die chinesischen Wirren nicht solche Sorgen machten! Aber das neue Flottengesetz, in dem mein Staatssekretär, Admiral Tirpitz, bis 1904 die staffelförmige Anschaffung von 19 Linienschiffen, 8 Küstenpanzern und 42 Kreuzern verlangt! Donnerwetter! Das wird zu . . . diesem ersten Platz verhelfen!" Er marschierte weiter. Auf einmal fragte er: „Hab'n Sie die Liste der Mitschüler von Auwi und Oskar?"

„Zu Befehl, Euer Majestät." Gordat holte das Papier aus dem Waffenrock und reichte es dem Kaiser.

„Aha! Na, und ist festgestellt worden, ob der Vater dieses Kadetten hier in irgendeiner verwandtschaftlichen Beziehung zu dem Grafregenten von Lippe-Detmold steht?"

„Nein, Euer Majestät."

„Veranlassen Sie sofort, daß über die Familie meines Kommandanten von Königsberg diesbezügliche Recherchen gemacht werden. Übrigens verspreche ich mir von Prinz Oskar einen guten Soldaten! Den Auwi müssen Sie tüchtig turnen lassen, sonst wird er zu fett!" Mit einmal stockte er und blickte dann, an Gordat vorbei, in die öde, weite Leere des Weißen Saals. Plötzlich sagte er leise: „Als ich vor zehn Jahren von meiner ersten russisch-skandinavischen Reise, auf der mich meine Kriegsflotte begleitet hatte, zurückkehrte, besuchte ich den Altreichskanzler in Friedrichsruh. Bei Gott, ich wollte . . . Fürst Bismarck wäre heut' am Leben! Nämlich diese Wirren in China . . . Allmächtiger, diese Wirren in Asien!" Er ging, ohne Gor-

dat weiter zu beachten, allein durch den riesigen Saal zum Ausgang. Leibjäger rissen die Türen auf und standen stramm.

Uhles Gedanken, die dem Kaiser folgen wollten, wurden mit einmal wieder unterbrochen durch andere Erscheinungen aus der Gespenstersphäre seiner Vergangenheit. Er sah in Plön, im sogenannten ‚Marine-Korridor' unterhalb des Eßsaals, die 1. Kompanie stubenweis angetreten, in zwei Gliedern ausgerichtet, mit dem Rücken zu den vielen Fenstern, erwartungsvoll dastehn. Von Kadett zu Kadett ging ein Geflüster:

„Der Oberst hat den Abschied bekommen." Nachdem der Kompanieälteste Ihn die beiden Glieder auf die Richtung hin kontrolliert hatte, trat er vor die Front und rief:

„Mal herhören! Wer von euch noch ein einziges Mal grinst, wenn mir der Kronprinz Schokolade schenkt oder sich in mich einhakt, dem haue ich sein Gehirn in den Arsch 'runter! Ist das klar? So! Dies nur nebenbei!" Er knackte mit seinen Fingern. „Halt's Maul, Olschefski! Herhören! . . . Also unser Oberst hat den Abschied bekommen. Wie ihr alle wißt, trug er bei St. Privat 1870 die Fahne! Er wird sich nun gleich hier von der 1. Kompanie verabschieden. Ein englischer Berichterstatter soll damals, wie er den jungen Fähnrich Schwerin, von Schweiß und Blut bedeckt, nach der Schlacht für seine Zeitung interviewt hat, nach London geschrieben haben: ‚Jeder deutsche Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held! Frankreich ist verloren!' Also wenn der Herr Oberst nachher vor die Front tritt, dann erinnert euch, daß er mit zu jenen blonden germanischen Reckengestalten gehört, die den Galliern damals den Arsch verdroschen haben!"

„Ihn! Ihn! Der Hauptmann!" Man hörte das Säbelklirren vieler Offiziere die Treppe heraufkommen. Da kommandierte Ihn:

„Stillgestanden! Die Augen . . . links!" Und dann ging er dem Hauptmann, der von den Kompanie-Offizieren be-

gleitet war, militärisch entgegen und meldete: „Erste Kompanie zur Stelle! Sieben im Lazarett! Drei beurlaubt. Vier auf Revierstube!“ Der Hauptmann, in Helm und dem goldbestickten Waffenrock der Kadettenkorps-Uniform, zog seinen rechten weißen Handschuh an und grüßte. Dann memorierte er:

„Sieben im Lazarett, vier beurlaubt, drei Revierstube!“

„Nein, Herr Hauptmann“, flüsterte Ihn seinem vor Aufregung im Gesicht bald rot, bald weiß werdenden Kompaniechef zu: „drei beurlaubt, vier Revierstube!“

„Ja . . . ja!“ nickte von Krohn. „Ich bin nicht taub! Sieben beurlaubt, vier im Lazarett!“

„Nein, Herr Hauptmann: Sieben im Lazarett und drei beurlaubt!“

„Ja zum Donner! Jetzt halte Er gefälligst seinen Schnabel! Oder meint Er, weil Seine Kaiserliche Hoheit, der Kronprinz, ein Auge auf Ihn geworfen hat, deshalb dürften Sie hier Ihren Hauptmann verrückt machen? Haben Sie wenigstens die Richtung der Kompanie nachgesehn?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Zu Befehl? Aber die Kadetten stehen ja wie Kraut und Rüben da!“ Er wechselte jede Sekunde die Farbe vor Erregung. „Olschefski!“ stellte er sich jetzt an den Flügel der Kompanie und äugte über seine Bartspitzen in die zwei Glieder. „Zum Donner! Olschefski, den Bauch zurück! Kadett Ziegler, grade stehn! Wer streckt denn da sein Kinn so weit vor?“ Er ging zwischen den beiden Gliedern bis zu U 2. „Dacht' ich's mir doch! Das ist der Uuuu! Kinn an die Binde! Ja, warum sind denn Ihre Stiefel nicht gewichst, Meier 2?“ Er stieß mit dem Degen auf. Dann schritt er fluchend vor die Front und winkte den Offizieren . . . „Meine Herren! Stellen Sie sich bitte dort unter dem Bild des Prinzen Heinrich auf.“ Er zog sich nun auch den linken Handschuh an, putzte darauf über die drei Orden auf seiner Brust und äugte hierbei immer aufgeregter zur Treppe hin. „Kadetten!“ wurde seine Stimme zittrig, „wenn jetzt gleich der Herr Oberst erscheint, dann erwarte ich von euch, daß ihr alle wie bei der Parade mit leuch-

tenden Augen strammsteht! Seine Majestät, unser Alleroberster Kriegsherr, geruhte nämlich, unserem Oberst, Graf von Schwerin, in Gnaden sein Abschiedsgesuch zu gewähren! Es wird dem Herrn Oberst jedoch nicht leicht, von euch Kadetten jetzt hier Abschied zu nehmen. Als König Wilhelm 1870 am Tage der Kriegserklärung an Frankreich, der auch zugleich der Todestag unserer unvergeßlichen Königin Luise war, hinausfuhr nach Charlottenburg, um im Mausoleum seiner Allerdurchlauchtigsten Frau Mutter zu beten und sich zu stärken für den Waffengang mit Napoleon III., da gelobte er, getreu der Glorie seiner Vorfahren, den Franzosenkaiser zu besiegen. Und an dem gleichen Tage erneuerte er das von seinem Königlichen Vater 1813 gestiftete Eiserne Kreuz als die Auszeichnung für Verdienste vor dem Feind. Kadetten, und wenn der damalige König Wilhelm sein Gelöbnis erfüllen konnte, so verdankte er dies seiner tapferen Armee! Und ein Veteran dieser ruhmreichen Tage von 1870 wird nun jede Minute, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, in der Person unseres verehrten Kommandeurs des Kadettenkorps vor euch treten!"

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!" deutete ein Leutnant zur Treppe. „Der Herr Oberst!"

In Helm und Waffenrock, mit allen Orden, die Hosen wie üblich schraubenzieherartig auf den von Schnee und Kot bespritzten Stiefeln, erschien Graf Schwerin, leicht gebeugt, mit gutmütigem Lächen und einem Blick, von dem man nicht wußte, wohin er sah. Der Hauptmann kommandierte, vor Trauer und Erregung verwirrt:

„Stillgestanden! Die Augen . . . rechts! Ich meine . . . links!" Dann schritt er, die Hand bebend am Helm, dem Oberst entgegen. „Die zweite . . . ich meine die erste Kompanie zur Stelle! Vier . . . ich meine drei . . . ich meine sieben im Lazarett! sechs . . . ich meine vier auf der Revierstube."

„Nun gut!" winkte der Oberst mit einem Lächeln ab. „Lassen Sie bitte rühren!"

„Stillgestanden! . . . Ich meine rührt euch!" komman-

dierte der Hauptmann, heiß im Gesicht, und folgte dem Oberst dann vor die Front. Schwerin zog sich den rechten Handschuh aus. Den linken Fuß vorstellend, musterte er darauf minutenlang die Gesichter der Kadetten. Dann sagte er leise, kaum verständlich:

„Mein Allergnädigster Kaiser und Herr, mein Oberster Kriegsherr, Seine Majestät, Kaiser Wilhelm II.: Hurra!" Die Kadetten donnerten ein dreimaliges ‚Hurra'. Nachdem es verklungen war, sprach der Oberst, immer lauter werdend, weiter: „Nun gut, meine lieben Kadetten. Denn wenn ich jetzt von euch Abschied nehme, so geschieht dies, wie es bei Shakespeare heißt, ‚mit einem heiteren und mit einem nassen Auge'! Mit einem heiteren Auge, weil ich euch Jungens so frisch und gesund vor mir dastehn sehe, weil ich euch mit gutem Gewissen meinem Nachfolger, dem Major von Zaborowsky, anvertrauen kann. Wenn der Ruf des Vaterlandes an euch ergeht, dann werdet ihr eueren Mann stehen! Mit einem nassen Auge nehme ich Abschied, weil mir der Regen und Schnee vorhin auf dem Weg den Schloßberg herauf ins Gesicht gepeitscht hat. Nun gut. Soweit ich es vermochte, habe ich versucht, Gott in eueren jungen Herzen . . .", doch er konnte nicht weitersprechen. Erst nach einer längeren Pause fuhr er fort: „Nun gut, und hütet euch . . . vor dem Dämon! Nun gut. Und wenn ich auch manchmal gezwungen war, Strafen zu verhängen . . . Nun gut. Wo gehobelt wird, da fallen Späne! Nun gut!" Wiederum nach einem Schweigen, das so still wurde, daß man den Atem der Kadetten hörte, raffte er sich plötzlich jünglingshaft hoch. Seine Augen in dem bärtigen, grauen Gesicht leuchteten. Dann rief er, so laut er konnte, über die Kompanie dahin:

„Jung Siegfried ging zur Schmiede hin,
mit Fleiß sein Schwert zu schmieden!
Mit frohem Mut und heitrem Sinn!
Das Glück war ihm beschieden!

Adieu, Kadetten!" Die Tränen rannen ihm über die Backen. Die Kadetten brüllten:

„Adieu, Herr Oberst!" Aber ohne sich noch einmal umzusehen, verließ Schwerin rasch den Korridor. Hauptmann von Krohn blickte ihm nach wie erstarrt. Mit einmal murmelte er:

„Eure Köpfe nach links! Zum Donner! Eure Köpfe nach links! Sooo", erhob er nun den Finger, als die Schritte des Kommandeurs im Treppenhaus nicht mehr zu hören waren. „Und nun beherzigt das, was euch der Herr Oberst eben gesagt hat. Kadett Ihn, lassen Sie wegtreten!"

Nachdem die Kadetten sich mit viel Getrampel auf ihre verschiedenen Stuben begeben hatten, sah Uhle den Hauptmann noch lange allein in einer Fensternische stehn. Er stierte auf den vom Regen verschmutzten Schnee im Karreehof hinunter, wo die Fußspuren des Obersten bis zur Rampe hin noch deutlich zu sehen waren. Doch nun drehte er sich um, schnallte seinen Degen ab und legte ihn auf einen Glaskasten, in dem das Modell eines Panzerschiffs ausgestellt war. Um es besser betrachten zu können, bückte er sich. Hierbei sah er sein Spiegelbild. Er glotzte sich in die Augen, und zwar mit einem so lächerlichen tragischen Ausdruck, als sähe er statt des Helms auf seinem Kopf . . . mit einmal auch einen Zylinder.

„Verabschiedet", murmelte er geängstigt, „und alles wegen dieses rothaarigen Kadetten Fischer! Sonst hätte der Herr Oberst noch General werden können. Verabschiedet! Abschied!" Durch das Geräusch eines in strammer Haltung vorbeigehenden Kadetten aus seinen Gedanken aufgeschreckt, richtete er sich hoch . . . und döste ihm nach. Plötzlich rief er: „Stehenbleiben! Ach, *Sie* sind es, Grote? Na, warum denn so blaß" Er legte ihm die Hand auf den Scheitel. „Tja, Grote, nun ist unser guter Herr Oberst . . . fort. Tja! Und der neue Kommandeur . . ." Er sprach nicht weiter. Da sah ihn Grote verwundert an. „Tja, Grote, Ihr Herr Leutnant meldete mir, Sie wollen die Osterferien in Gmunden verbringen. Ist es wahr? Sie sind mit dem früheren König von Hannover verwandt? Hieß er nicht Georg V.? Tja, sehen Sie, Kadett, hätte er sich uns Preußen 1866 nicht widersetzt, dann wäre er

nicht am 27. Juni von General Vogel von Falkenstein bei Langensalza besiegt worden. Nun lebt er bei Wien in Gmunden? So, so . . . Tja, da hieß es eben für ihn, Abschied nehmen von seiner Residenz Hannover. Hatte er nicht dort in Herrenhausen ein berühmtes Gestüt von Falben?"

„Zu Befehl! Lauter Isabellen."

„Isabellen . . . Was für ein schönes Wort! Tja, Grote, da hieß es eben für den König Abschied nehmen von allem, was ihm lieb und teuer war. Genauso wie für unsern guten Herrn Oberst. Na, nun geht nur! Das heißt, hole mir mal den Kadett U 2 von seiner Stube her."

„Er hat Halsentzündung, Herr Hauptmann."

„Ach was! Er soll mir sofort sein Gemälde aus meiner Wohnung hierherbringen. Halt! Auch mein Bursche soll mit einer Leiter, Nägeln und einem Hammer herkommen. Aber flink! Beine in die Hand!" Dann bückte er sich wieder zu dem Modell des Panzerkreuzers und flüsterte: „Hinaus auf's Meer! Jawohl, auf's weite Meer!" Und danach stiefelte er in dem langen Korridor auf und ab, immer murmelnd: „Auf's weite Meer!" Dabei riß er die Augen auf, als sähe er in ferne Horizonte. Mit einmal blieb er stehn, weil er seinen Burschen mit U 2 ankommen sah. „Aaaah! Da ist er ja! Der Uuuu 2! Was, Sie haben Halsentzündung? Na, mal den Schnabel auf und sag a! Ja, da kann mal wohl einen roten Schlund kriegen, wenn der Herr Oberst verabschiedet ist. So, Kerl!" winkte er dem Burschen, „nun stell mal die Leiter an die Wand! Jetzt will ich nämlich das Flottenbild zwischen der Fotografie des Kaisers und des Prinzen Heinrich dort aufhängen. Also schlag mal einen Nagel ein!" Indessen der Bursche loshämmerte, ging der Hauptmann mit einmal in die nächstliegende Stube und rief: „Mal alle rauskommen!" Darauf erschienen zwölf Kadetten, unter denen sich auch U 1 befand, mit neugierigen Gesichtern. „Soo, Kadetten. Jetzt werde ich dieses herrliche Ölbild eures Kameraden aufhängen!" Er stieg die Leiter hoch. U 2 reichte ihm sein Gemälde hinauf. „Soo! Da hängt es." Nachdem von

Krohn die Leiter wieder heruntergeklettert war, sah er die Kadetten nickend an: „Jawohl, da hängt es. Da bohrt das neue Jahrhundert das alte Jahrhundert in den Grund! Und wie vortrefflich das gemalt ist. ‚Hinaus auf's Meer, auf's weite Meer! Sonst gibt es bald kein Deutschland mehr!' Ja, hier auf diesem Marinekorridor, da soll es nun so lange hängen, bis das weite Meer wirklich uns gehört. Jawohl. Wie schade, daß der Herr Oberst nicht dabei ist. Wie schade! Na, U 1, da können Sie aber stolz sein! Sie haben einen Flottenmaler als Bruder. Ist denn Ihr Gelenkrheumatismus nun endlich vorbei? Na, das freut mich. Und Ostern wollen Sie von uns fort? Nach Lichterfelde? Tja, dann heißt es eben, Abschied nehmen. Abschied!" Er glurte die Kadetten an. Plötzlich faßte er U 2 am Ärmel . . . „Komm mal mit mir."

Nachdem der Hauptmann mit dem Kadetten in seinem Arbeitszimmer war, stellte er den Helm auf den Schreibtisch und setzte sich. Aus verquollenen Augen döste er dann lange in den Regen hinaus, der an die Fensterscheiben klatschte. Auf einmal blickte er den Kadetten bedeutungsvoll an.

„Jawohl, Uuuu 2, nun hängt sein Flottenbild im Marinekorridor an der Wand. Nun kann es jeder sehn. Ich schenke Ihnen hier die Abbildung eines Gemäldes, das die Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals am 20. Juni 1895 darstellt. Der berühmte Flottenmaler Karl Saltzmann hat es verbrochen. Im Vordergrund, diese weiße Jacht unseres Kaisers, das ist die ‚Hohenzollern'. Na, U 2, das hätten *Sie* 'n bißchen besser gemalt! Sie werden ein größerer Flottenmaler. Jawohl! Da!" klopfte er auf einen Stoß Zeitungen, „in den Blättern berichtet man, unser Verhältnis zu England würde immer trüber! Und warum? Weil Deutschland zu seinem Küstenschutz und um seinen aufblühenden Seehandel mit den Kolonien zu schützen, eine starke Flotte braucht. Deshalb blickt England neidisch auf uns. Deshalb stößt der deutsche Welthandel und unsere deutsche Großindustrie überall jetzt auf den Neid Englands. Tja! Siehst du, und deshalb brauchen wir eben viele

Flottenmaler. Jawohl! Nun hängt dein Gemälde in unserem Marinekorridor. Ich freue mich schon, wenn Seine Königliche Hoheit, der Großadmiral Prinz Heinrich, es bewundern wird. Siehst du, dieser Gedanke, der tröstet mich über den Abschied unseres verehrten Herrn Oberst. Jawohl!" Er knöpfte sich den Waffenrock auf. „Leider ist meine Frau bei einem Wohltätigkeitstee im Städtchen unten. Sonst würde ich Ihm eine Tasse Schokolade anbieten. Ach!" seufzte er plötzlich, „U 2, Er macht mir viel Kopfzerbrechen. Was sagte Er neulich? Eine gerade Linie wäre das Attribut des Unendlichen? Kadett, das hat mich ein paar schlaflose Nächte gekostet. Jawohl. Übrigens habe ich mit unserem Herrn Pfarrer darüber gesprochen. Der meinte, dieser Satz gehöre gar nicht, wie du sagtest, in die Perpsektive, sondern in die Religion! Ja, siehst du: und dies hat mir ganz neue Perspektiven gegeben. Der Herr Pastor behauptete nämlich, das Unendliche wäre nicht, wie du sagtest, eine gerade Linie, sondern . . . Gott! Tja!" stützte Krohn seinen Kopf und starrte in den Regen. „Das sagte der Herr Pfarrer. Aber demnach, da wäre ja Gott . . . eine gerade Linie? Ja, U 2, können Sie sich das vorstellen? Ja, Sie bereiten mir viel Kopfzerbrechen. Andererseits aber sagte doch Oberprediger Dryander auf der Kanzel: ‚Gott ist die Ewigkeit!' Wie soll ich mir nun aber . . . die Ewigkeit vorstellen? Etwa auch . . . als eine gerade Linie? Tja, Uuuu 2, woher hat Er eigentlich all diese komischen Sätze? Etwa wieder von dem . . . Swedenborg?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Von dem Geisterseher?" Des Hauptmanns Blick wurde glasig. Nach einem Schweigen sagte er leise: „Ja, nun hat unser guter Herr Oberst . . . den Zylinder. Meinst du wohl, du könntest mir das gute Gesicht des Herrn Oberst auch so auf Leinwand hinmalen, so wie den Panzerkreuzer? Traust du dir das eventuell zu?"

„Ich glaube, Herr Hauptmann . . ."

„Du glaubst? Nun, Kadett", er gab ihm plötzlich die Hand, „ich glaube es dir! Aber um Gottes willen, male mir den Herrn Oberst nicht im Zylinder, sondern im Gar-

dehelm mit dem Gardestern! Und zwar ganz deutlich! Und um den schwarzen Adler in der Mitte, da mußt du das ‚Suum cuique' 'rummalen. ‚Jedem das Seine.' Jawohl. Nebenbei: Wie hat dir denn die Schokoladentorte geschmeckt?"

„Erstklassig, Herr Hauptmann! Darf ich mir eine Frage gestatten? Muß ich den Adler auf dem Stern schwarz malen?"

„Na selbstverständlich! Ja, weißt du denn nicht, daß der preußische Adler . . . schwarz ist? Hast du noch nie gesehn, wie er mit seinem Triumphgeschrei ‚Nec Soli cedit' gegen die Sonne anfliegt auf unseren Preußen-Fahnen?"

„Warum fliegt er gegen die Sonne, Herr Hauptmann?"

„Weil er ihr nicht weichen will. Weil unser preußischer Adler bisher, Gott sei Dank, noch *nie* der Sonne gewichen ist!" Der Kadett schwieg und schien verschiedenes zu durchdenken, traute sich aber dann nicht, seinem Kompaniechef davon zu sprechen. Nach einer Pause lächelte Krohn . . . „In der Bibel, da steht: ‚Im Anfang war das Wort! Und Gott war das Wort!' Ja, Uuuu 2, ich bin nämlich ein großer Bibelleser. Genauso wie unser Oberster Kriegsherr. Aber ich sage immer: Im Anfang, da war . . . Preußen! Und das Motto: Jedem das Seine, das stammt von Preußen. Und ich denke, ein besseres Motto für uns Menschen, das gibt es nicht. Was meinst du? Der Pastor zwar sagte mir nach dem Gottesdienst neulich, als ich ihn fragte, wie er sich Gott vorstelle, Gott ist Geist! Ja, Kadett, das hat mir schweres Nachdenken verursacht. Geist. Kann Er sich etwas darunter vorstellen? Siehst du, unter Preußen, da kann ich mir was vorstellen. Aber . . . Geist?" Er schüttelte langsam den Kopf und zwirbelte seine Bartspitzen. „Nun? Was ist Seine Ansicht? Oder", grinste er plötzlich, „ist Geist etwa auch . . . eine gerade Linie? Hahaha! Na, sprechen Sie nur, Herr Flottenmaler. Ich sitze als Ihr Freund vor Ihnen. Ach, mir geht nämlich der Abschied unseres Herrn Oberst sehr nah. Meinen Sie . . . der Geist ist eine gerade Linie?"

„Herr Hauptmann, nämlich Pythagoras meint . . ."

„Ja, Uuuu! Um Gottes willen! Was kommt Er denn jetzt mit Pythagoras an? Jedesmal, wenn ich Sie in diesen letzten drei Jahren mit der Halsbinde viel zu hoch aus dem Kragen so dastehn sah, die Füße nicht in einem rechten Winkel, dann dachte ich: dieser Uuuu 2, was mag der wohl im Kopf haben? Und nun kommt er mit Pythagoras! Also was war denn los mit Pythagoras?"

„In meinem Buch, da sagt Swedenborg: ‚Pythagoras suchte das Wesen der Dinge nicht im Stoff, sondern in der Form.' Es entstand wieder eine Pause. Der Hauptmann rieb sich die Nase und starrte den Kadetten an.

„Tja, ich bin nun Hauptmann 1. Klasse. Aber . . . das versteh' ich nicht. Kadett, verstehen denn *Sie* so was?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Na, da bin ich nur froh." Er gab ihm wieder lachend die Hand. „Sehen Sie, das tröstet mich ein wenig über den Abschied meines Herrn Oberst."

„Herr Hauptmann, Pythagoras behauptet ferner: ‚Die Zahl sei das den Dingen zugrundeliegende Urding'."

„Sagt das Ihr Geisterseher? Nu' hören Sie aber auf. Ich konnte die letzte Nacht nicht schlafen, weil ich immer darüber nachdenken mußte, daß . . . ‚die gerade Linie ein Attribut des Unendlichen ist!' . . . Und jetzt, was war das wieder? ‚Die Zahl ist . . .', wie war das?"

„Die Zahl sei das den Dingen zugrundeliegende Urding, Herr Hauptmann."

„Na, Himmelwetter! Das ist kein Urding, sondern ein Unding! Wie soll denn da ein Mensch . . . noch ruhig schlafen können? Uuuu 2! Uuuu 2! Was geht nur in Ihrem Koppe vor? Die Zahl? Aber was für eine Zahl?"

„Herr Hauptmann, Swedenborg sagt: ‚Wenn man zum Beispiel einen Bleistift nimmt und eine gerade Linie auf ein Papier zeichnet, so geht diese Linie von dem einen Punkt zu dem zweiten Punkt. Dies bedeutet, daß in der einen Linie, also in der Zahl Eins, die Zahl Drei enthalten sein muß.' Und das bedeutet, nach Swedenborg, das Prinzip der Dreieinigkeit Gottes."

„Um Himmels willen!" sprang der Hauptmann erschrokken auf, „malen Sie, Kadett! Malen Sie! Sonst werden ich und Sie noch verrückt! Wie war das?" Er nachm einen Bleistift. „Wenn ich eine Linie auf das Papier zeichne? Ach, Uuuu, wie gut, daß Sie ein königlich-preußischer Kadett sind, sonst hätte ich wirklich Sorge. Was war das? In solch einer geraden Linie", er zeichnete sie auf ein Löschblatt, „da ist das Prinzip der Dreieinigkeit Gottes? Na, das muß ich gleich unserem Herrn Militärpfarrer sagen. Uuuu! Denn dann war demnach also in diesem Rohrstock, mit dem ich dich leider hier im Zimmer einmal züchtigen mußte, . . . da war das Prinzip der Dreieinigkeit Gottes? Hier, in dieser graden Linie? Kadett, Kadett! Du mußt malen! Aber nicht so viel denken. Du hast ein ganz erhitztes Gesicht bekommen. Hast du etwa Fieber?" Er faßte ihm nach dem Puls. „Kannst du schlucken? Oder sind die Halsweh schlimmer geworden? Herrgott, vielleicht hast du Fieber? Uuuu! Du mußt eben mit deinen Gedanken . . . hinaus auf's Meer, auf's weite Meer! Sonst gibt es bald keinen Uuuu 2 mehr!" Er lachte über seinen Scherz hell auf. In diesem Augenblick klopfte es an die Tür. „Herein!" Der Bursche trat ein, übergab dem Hauptmann einen Brief und meldete:

„Vom Herrn Oberst."

Nachdem der Bursche wieder draußen war, zog Krohn die Augenbrauen erstaunt hoch. Nahm dann ein Federmesser, schnitt das Kuvert auf und las. Je weiter er las, desto mehr rollte er die Augen. Mit einmal rief er:

„Ja, Uuuu 2, was ist denn nun das? Donnerhagel! Ich frage: was ist denn nun das? Da schickt mir der Herr Oberst ein Handschreiben des Herrn Major von Gordat und befiehlt mir dienstlich, Ihnen den Inhalt sofort bekanntzugeben!" Er erhob sich und befahl dem Kadetten: „Aufstehn! Hände an die Hosennaht! . . . Herrgott, mir zittern wahrhaftig vor Schreck die Hände. Also, Kadett U 2, ich habe den Befehl, Ihm mitzuteilen, daß unser Oberster Kriegsherr, Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser und König, Wilhelm II., geruhte, Sie zum Mitschü-

ler seines fünften Sohnes, Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen Oskar von Preußen, zu bestimmen." Er setzte sich wieder erschöpft, legte den Brief des Prinzengouverneurs feierlich auf den Tisch und starrte den Kadetten sekundenlang sprachlos an. Dann flüsterte er: „Ja, Uuuu, was ist denn nun das? Sie sollen mit der kaiserlichen Familie in so enge Fühlungnahme treten? Ja, Uuuuu! Ich hab's ja gewußt! Immer wenn Ihre Binde so weit aus dem Kragen 'rausgerutscht war, dann dachte ich, dieser Uuuu 2, der will eben über die Halsbinde 'raus! Was? Und jetzt sollen Sie sich gar ‚*duzen*' mit den erlauchten Söhnen unseres Allerdurchlauchtigsten Kaisers und Herrn?" Er stand auf, trat zum Fenster und schüttelte immer wieder den Kopf. Nach einer Weile drehte er sich um. „Na, mein lieber Uuuu 2, dann erhalten Sie ihrem alten Kompaniechef nur Ihr Wohlwollen! Denn nun heißt's ja wieder mal: Abschied nehmen! Abschied von der 1. Kompanie . . . und von Ihrem Hauptmann. Also . . . ein Mitschüler Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen Oskar von Preußen. Tja, tja! Da gibt es bald an die 70 Millionen Deutsche, und aus denen, da wird ausgerechnet dieser Uuuu 2 zum Mitschüler eines Kaisersohnes ernannt. Seine Majestät haben sechs Söhne. Das heißt, er geruhte 18 Mitschüler auszuwählen. Aus bald 70 Millionen Deutschen 18 Mitschüler. Für jeden kaiserlichen Sohn . . . drei. Und einer davon . . . sind Sie. Wer kann das fassen? Na, ich gratuliere Ihnen. Aber das Bild von Herrn Oberst, das müssen Sie mir vorher doch noch malen. Und, lieber Herr Kadett, verraten Sie um Himmels willen nie Seiner Majestät, daß ich Sie einmal gezüchtigt habe. Denn es ist ja ausdrücklich verboten, einen Kadetten zu schlagen. Lieber Uuuu 2", er ging nun zu ihm hin und legte seinen Arm um den Hals des Kadetten, „nicht wahr, Sie werden doch in der kaiserlichen Familie nie darüber sprechen? Ich habe es ja immer gut mit Ihnen gemeint. Und es heißt doch schon in der Bibel: ‚Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!' Und . . . ich habe Sie doch lieb. Ich wollte Sie doch lediglich davor bewahren, daß Sie Dummheiten machen. Nicht wahr? Ich

hatte doch eine gute, erzieherische Absicht! Also lassen Sie bitte nie vor Seiner Majestät etwas davon verlauten. Sonst würde ich womöglich auch . . . den Abschied bekommen. Den Zylinder! . . . Uuuu! Abschied, das heißt aber . . . abgeschnitten werden . . . von der Armee. Das ist noch schlimmer als der Tod. Und ich habe unseren Herrn Obersten unaussprechlich bewundert, wie heldenhaft er vor euch Kadetten dastand mit dem Zylinder doch schon über sich in der Luft. Ach, U 2, geben Sie mir bitte Ihr Ehrenwort als königlich-preußischer Kadett und vor allem als zukünftiges Mitglied der kaiserlichen Familie! Denn Sie können doch nicht wollen, daß ich auch mit so 'ner schwarzen Angströhre spazierengehen soll! Das können Sie doch nicht wollen! Siehst du, Kadett, mit diesem Gardehelm hier, da möchte ich noch viele Jahre leben. Wie sollte ich denn sonst vor mein Töchterchen treten . . . und meine ‚Frau Hauptmann'? Aber natürlich, Kadett, das bleibt ganz unter uns. Also, ich habe Ihr Ehrenwort!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Na, dann nochmals: Ich gratuliere Ihm!" Er wollte ihn umarmen, fiel dann aber vor Aufregung ermattet in seinen Schreibtischstuhl und trocknete sich die Stirne.

Als jetzt U 2 auf die Stube zurückkam, hockte Olschefski vor dem Ofen in Kniebeuge. Über beiden ausgestreckten Armen lag ein Reißbrett, auf dem fünf bis zum Rand gefüllte Tintenfässer standen. Kadett von Rausch, der den im Lazarett befindlichen Meier 1 als Stubenältester vertrat, spannte gerade einen Zirkel zwischen Olschefskis Knie und knirschte dabei vor Wut:

„Was, du Aas? Du wolltest nicht mit mir Ostereier suchen? Jetzt, wo wir bald Ostern haben? – Komm her, U 2!" winkte er dem Kadetten. „Während sich der Olschefski mit den Zirkelspitzen zwischen den Knien amüsiert, da könntest jetzt du und Meier 2 mit mir Ostereier suchen!" Er beugte sich über den Tisch und befahl: „Du links und unser Flottenmaler rechts! So, jetzt steckt eure

Hände in meine Hosentaschen!" Rauschs Hamstergesicht bekam einen wollüstigen Ausdruck. „Na – los! . . . Oder streikt ihr? Soll ich euch etwa auch erst, wie dem Olschefski, einen Zirkel zwischen die Knie spannen?"

„Au! au!" versuchte Olschefski zu grienen, als ihm die Zirkelspitzen immer tiefer in die Knie stachen.

„Wehe, wenn du Aas die Tintenfässer vom Brett 'runterrutschen läßt!" brüllte ihn Rausch an, „dann schmeiß ich dir nämlich die Tintenfässer in deine unverschämte Fresse!"

„Wenn der Hauptmann das sieht!" rannte U 2 zu Olschefski und wollte ihm den Zirkel zwischen den Knien fortnehmen.

„Untersteh dich!" stieß ihn Rausch zurück, „oder hast du etwa vor, es dem Hauptmann zu petzen? Hm? Du bist ja auf so gutem Fuß mit ihm, seit er dein Flottenbild aufgehängt hat!"

„Rausch!" blickte U 2 zur Tür, „wenn der Hauptmann dies sähe, bekämst du Arrest!"

„Arrest?" schrie Rausch. „Dich Aas werd ich's lehren! Hier spukt wohl noch der rote Fischer herum? Dieser Sozi! Daß ihr mich alle so impertinent anglotzt!"

„Nämlich", versuchte U 2 wieder, „wenn der Hauptmann . . ."

„Halt die Fresse!" klatschte ihm Rausch eine Ohrfeige hin. „Du spielst wohl hier . . . Französische Revolution? Markierst den Marat, was? Noch *ein* Wort, und ihr werdet was erleben!" Doch U 2 riß Olschefski den Zirkel zwischen den Knien fort. Warf ihn auf den Tisch und sagte:

„Genug!"

„Genug?" prallte Rausch baff zurück. „Du Aas! Spielst tatsächlich . . . Revolution hier? Noch ein Wort, und ich spieße *dir* den Zirkel zwischen die Knie! Was wollt ihr eigentlich? Ich bin nicht grausam. Aber wenn hier keiner mit mir . . . Ostereier suchen will, dann werd ich wild! Dann setzt es eben Repressalien! Wäre ich nur so grausam wie zum Beispiel dieser Judenkönig David, von dem uns der Pastor vorgelesen hat, das wär besser, ihr Scheißkerle!

Nämlich im 2. Buch Samuelis im 12. Kapitel Vers 31, da steht, daß dieser David, ich zitiere wörtlich, daß er ‚die besiegten Völker nicht nur beraubte, plünderte, sondern sie aus der Stadt herausführte und sie dann unter eiserne Sägen, Zacken und eiserne Keile legte und sie dann alle verbrannte in Ziegelöfen! Und das tat er mit allen Städten der Kinder Ammons!' Jawohl, so heißt es bei Samuel! Aber so grausam bin ich noch lange nicht. Ich habe mich vorläufig nur dieses plötrigen Zirkels bedient." Von der drohenden Haltung seiner Stube irritiert, setzte er sich auf den Tisch und ließ die Beine baumeln. „Mir schleierhaft, warum keiner von euch . . . mit mir Ostereier suchen will! Ihr glaubt wohl auch, das Häschen legt die Eier, was? Da!" holte er eine Fotografie aus seinem Nippesfach, „dies ist mein alter Herr! Und dies breite Schulterband über der Generalsuniform, das gehört zu dem höchsten Orden, den der Großherzog von Schwerin zu verleihen hat. Also . . . da wird man wohl noch . . . Ostereier suchen dürfen!" Plötzlich riß er den Stubenbesen aus der Ecke und drosch damit wie ein Verrückter auf U 2 ein. In diesem Moment ging die Tür auf. Hauptmann von Krohn kam herein.

„Na, Rausch, seit wann steht denn ein Stubenältester mit dem Besen in der Hand da? Sie sollen die Ihnen unterstellten Kadetten beaufsichtigen. Aber zum Stubenfegen sind Sie nicht da! Verstanden? Besonders seit sich Kadett Fischer umgebracht hat, muß jeder Stubenälteste dafür sorgen, daß sich die Kadetten bei ihm wohl fühlen! Und merken Sie sich: jede Quälerei würde ich rücksichtslos bestrafen!" Die Kadetten mucksten nicht. „So, nun mal herhören! Ich habe euch eine wichtige Erklärung bekanntzugeben: Euer Kamerad, Kadett U 2, ist von Seiner Majestät dem Kaiser zum Mitschüler Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen Oskar, bestimmt worden. Die 1. Kompanie ist stolz darauf, wenn wir auch natürlich den Kadetten nur ungern an das Prinzenhaus abgeben. Jedoch ich hoffe, der Kadett wird der kaiserlichen Familie von seiner Stube nur Gutes berichten. Die Augen des Reichstages

beobachten uns. Die Sozialdemokraten haben überall ihre Spione. Aber ihr Kadetten sollt einmal die Stützen von Thron und Altar sein. Großer Gott!" packte er U 2 plötzlich an den Schultern, „wer weiß, vielleicht bringen Sie einmal den Kaiser hierher auf diese Stube! Das wäre für Ihren Hauptmann von Krohn wahrlich . . . die Krone! Aber nicht die Kaiserkrone, sondern die Krone meiner ganzen militärischen Laufbahn. Dann könnte ich Seiner Majestät eventuell auch Ihr Flottenbild zeigen! Ja, mein lieber Kadett, die Wege Gottes sind dunkel. Allerdings . . . für Sie, da leuchtet nun die kaiserliche Gnade! Ich habe Seine Majestät nur ein einziges Mal vorbeireiten sehn! Ja, U 2, nur ein einziges Mal. Aber wer weiß, was die Zukunft noch bringt!" Er nickte mit dem Kopf und ging.

Die Stubenkameraden starrten U 2 an. Keiner sagte ein Wort. Mit einmal kam Rausch zu dem Kadetten hin.

„Nun, Herr Prinzenmitschüler! Jetzt kapiere ich erst, weshalb er vorhin so unverschämt war! Ja, nun wirst du wohl mit der kaiserlichen Familie zusammen . . . Ostereier suchen? Verdammt. Wer hätte das gedacht! Ein Kaffer wie du – Mitschüler des Prinzen Oskar! Ja, Olschefski, da bleibt selbst dir dein freches Maul offen, was? Man kommt sich ordentlich vor, als gehöre man nun mit zum kaiserlichen Hause! Na, da wird sich ja mein alter Herr freuen, wenn er erfährt, daß ich in Vertretung von Meier 1 ein paar Tage lang der Stubenälteste eines Prinzenmitschülers war. Verdammt!" Er reichte U 2 die Hand. „Da hast du aber Schwein gehabt! Also jetzt gehörst du zum auserwählten Volk! Natürlich meine ich nicht zu den Juden, sondern zu den Auserwählten im Purpur! Zur Mystik! Na, seht ihr! Nun ist's klar, daß dieser Bebel und seine Sozis lügen, wenn sie immer sagen, wir Menschen sind alle gleich! Wir gehören nur den höheren Tiergemeinschaften an! In Wahrheit aber wären wir nischt andres als Organisationen wie die Affenherden, die Bienen oder Termiten! Nee, U 2, jetzt gehörst du den Auserwählten an! Verflucht! Na, ich gratuliere dir in Namen der ganzen Stube!"

Uhle sah, wie U 2, ohne ein Wort zu antworten, hinausging. Auf dem Korridor preßte der Kadett dann seine Stirn an die Fensterscheibe. Er glich eher einem Verurteilten als einem Auserwählten. Und da ging es Uhle durch den Sinn, wie diese Ernennung den Kadetten damals eigentlich ins Unglück geführt hatte. Zunächst waren in U 2 freilich Gefühle einer Auserwähltheit! Tatsächlich kam er sich, wenn auch nicht für lange, erhoben über die anderen Kadetten vor. Auch meinte er, ihm würden als einem Prinzenmitschüler märchenhafte Auszeichnungen und Sonderrechte zuteil, denn damals ahnte er noch nicht, daß diese Sonderrechte nur für die Prinzen galten, aber nicht für ihre Mitschüler, ja, daß er gerade in dieser Eigenschaft die Unterschiede zwischen den Erwählten und all dem übrigen Rest durch alle die sozialen Schichten hindurch mit immer geschundenerer Seele werde erkennen müssen. Kurz: daß dieser Tag seiner Bestimmung zum Prinzenmitschüler für ihn statt ein Glückstag eher ein ‚schwarzer' Tag war, das ahnte er damals nicht.

Seit zehn Tagen lag U 2 mit einer durch die vielen Aufregungen fiebrig gewordenen eitrigen Halsentzündung im Lazarett. Auch hatte sich im Nacken ein von der schmutzigen Halsbinde herrührendes Furunkel wieder derart entzündet, daß es geschnitten werden mußte. Ein dicker Verband um den Hals hob ihm das Kinn hoch. Heute war der erste Tag, an dem er fieberfrei war. In seinem gestreiften Lazarettkittel lehnte er gegen die Eisenstäbe des Bettgestells und sah auf einen irdenen Becher, der mit heißer Milch gefüllt war. Daneben lagen zwei Zwieback. Als er jetzt trinken wollte, kam der Stabsarzt, Dr. Färber, mit seinem Assistenzarzt und dem Lazarettwärter Degenhardt herein. Alle drei hatten weiße Kittel an. Und nun bemerkte der Kadett erst, mit wem er hier zusammen untergebracht war. Voll Erstaunen sah er Olschefski, Grote, Meier 2 und noch andere Kadetten von der 1. Kompanie. Sie waren gleichfalls in Lazarettkitteln und husteten angestrengt.

„Olschefski", untersuchte Dr. Färber den Kadetten, „wenn Sie heut' nachmittag fieberfrei sind, entlasse ich Sie. Meier 2 bleibt noch drei Tage hier." Der Lazarettwärter reichte dem Stabsarzt die verschiedenen Fiebertabellen hin. „Na, Mannstein! Sie sind wieder gesund. Aber wo hattet ihr alle euch denn so erkältet? Ist ja gräßlich!" Er kam nun an U 2's Bett, untersuchte ihn und sagte dann zum Assistenzarzt: „Den behalten wir noch acht Tage hier. Ich will, daß er aufgepäppelt wird! Geben Sie ihm Bouillon und Kartoffelpüree. So, Kadett, mal den Mund auf! Und ‚ah!' Ganz gut. Aber wenn Sie nun mit den Prinzen zusammensein werden, dann dürfen Sie keine Halsentzündung mehr bekommen. Die Kaiserin hat nämlich für ihre Söhne die größte Angst vor jeder Ansteckung. Also, bei dem ersten Anzeichen, da warten Sie nicht wie jetzt erst so lange, ehe Sie sich im Revier melden, sondern kommen Sie gleich zur Untersuchung. Wär ja gräßlich, wenn sich einer der Prinzen bei Ihnen ansteckte! Die Kaiserin würde außer sich sein! Na, nun gurgeln Sie nur recht viel!"

„Herr Stabsarzt", fragte U 2, als Doktor Färber weitergehen wollte, „haben meine Eltern nicht geschrieben?"

„War nichts bei der Post?" sah der Arzt den Lazarettwärter an.

„Nein, Herr Stabsarzt."

Da drehte sich U 2 zur anderen Seite und schloß enttäuscht die Augen. Nachdem dann die Ärzte mit dem Lazarettwärter wieder draußen waren, schlappte Olschefski in seinen Lazarettpantoffeln an U 2's Bett und betrachtete ihn. Darauf winkte er die andern Kadetten heran und zwinkerte.

„Seht ihn euch an! Ich sage immer, am schönsten sieht er aus, wenn er pennt!" Sie grienten. „Bis gestern war er in einem Delirium. Und jetzt? Da scheint er im Elysium zu sein! Jawoll, denn natürlich hat man dem zukünftigen Herrn Prinzenmitschüler . . . Bouillon verschrieben!"

„Und Kartoffelpüree!" höhnte Ziegler.

„Na, Kinders", flüsterte Olschefski, „ich hoffe, er frißt

das Zeug nicht allein auf! Kommt! Er scheint noch Fieber zu haben. Ich soll ja, wie der Stabsarzt sagte, entlassen werden, wenn ich nachher fieberfrei bin. Kinders", schlürfte er zu seinem Bett zurück, „ich hörte, wenn man sich tüchtig Salz in die Achselhöhle 'reinreibt, steigt das Quecksilber! Also ehe der Degenhardt nachher mit dem Fieberthermometer ankommt!" Er holte sich von dem Tisch am Fenster eines der Salzfässer, die dort für die Mahlzeiten bereitstanden, und begann seine Achselhöhle so lange mit Salz zu bearbeiten, bis sie ihm brannte.

U 2, der sich nur schlafend gestellt hatte, grübelte . . .

„Versteh' gar nicht, warum mir die Eltern nicht geschrieben haben? Ach, dies Königsberg ist eben so endlos weit von hier!" Mit einmal wiederholte er sich leise die Worte des Hauptmanns: „Hinauf auf's Meer! Auf's weite Meer!", und dabei mußte er an jenen Sonnenuntergang über dem zugefrorenen Frischen Haff denken, als sich die Sonne tanzend und in allen Farben in den Eisflächen widerspiegelnd hinter dem so unendlich weiten Horizont niedersenkte . . . und ihn dabei mit ihrer heißen, klaren Glut so magisch lockte, daß er beinah aus dem fahrenden Zug gesprungen wäre. Aber das Erinnern an den ernsten, gütigen Blick seines Vaters beim Abschied auf dem Königsberger Bahnhof hatte ihn zurückgehalten. Und dann war plötzlich dieser Irre zu ihm eingestiegen. Der Kadett sah ihn wieder vor sich. „Vielleicht", so dachte er, „war *er* der Dämon? Vielleicht hat *er* mich zum Mitschüler von Prinz Oskar bestimmt?" Er wälzte sich gequält auf der Matratze. „Wär' nur ein Brief von den Eltern da! Wissen sie denn nicht, daß ich hier im Lazarett bin? Hat es ihnen Magnus nicht geschrieben? Und warum hat mich Magnus noch nicht besucht? Jetzt bin ich doch fieberfrei! Natürlich, als ich noch Fieber hatte, wußte ich ja nichts von mir. Nein, seltsam, da wußte ich nicht, wo ich war, erst jetzt." Er drehte sich zu seinen Kameraden um und schaute zu ihnen hin. Olschefski rieb sich wieder Salz in die Achselhöhle. U 2 betrachtete die Kadetten in dem Lazarettsaal.

Sie erschienen ihm nach seiner Fieberwoche wie fremde Wesen. Er sah sie gestikulieren und grinsen. Er hörte, wie sie sich flüsternd und auflachend Unanständigkeiten erzählten. Sie sahen gespenstisch aus, gar nicht wie seine Kameraden, wie ein Spuk aus schweren Träumen. Er machte die Augen wieder zu. Und während er so dahindämmerte, kamen, wie so oft, jene schwefelgelben Kreise wieder an, die er schon als fünfjähriger Knabe rätselhaft um sich hatte wogen und wallen sehn. Ein Satz aus seinem Swedenborg-Büchlein fiel ihm dabei ein: „Gott ist in Kreislinien zu Werk gegangen."

„Mensch", rief Olschefski zu ihm hin, „pennst du etwa nicht? Was quasselst du denn? Ja, acht Tage lang meinte der Stabsarzt, du würdest abkratzen! So wie der Böhme. Nee, Mensch, du brauchtest dir kein Salz in die Achselhöhle zu reiben. Bei dir, da stieg das Quecksilber! Der Degenhardt meinte, wenn das Thermometer nicht zu Ende gewesen wäre, dann würde die Quecksilbersäule bis zum Mond hochgeklettert sein! Ja, Herr Prinzenmitschüler, die kaiserliche Gnade hat dir über 40 Grad Fieber verursacht!"

„Tatsächlich, so hoch?" richtete sich U 2 mühsam vom Kopfkissen auf. „Merkwürdig, Gott ist bei Erschaffung der Welt in Kreislinien zu Werk gegangen."

„Habt ihr's gehört?" wieherte Olschefski los. „Er hat wahrscheinlich wieder über 40! Sollen wir ihn messen? Die kaiserliche Gnade wirkt verheerend in dem Ärmsten!"

„Achtung, Schritte!" deutete Meier 2 auf die Tür.

„Jetzt kommt sicher die Bouillon für ihn!" leckte sich Olschefski die Lippen. „Ja, Mensch, auch Kartoffelpüree gibt's für dich. Die kaiserliche Gnade verschafft die heut Kartoffelpüree!" Die Tür ging auf. Herein kam der Pfarrer. Vor seiner in einem rabenschwarzen bis zum Hals zugeknöpften Gestalt in dem Pastorenrock huschten die Kadetten in ihre Betten zurück . . . und machten fromme Gesichter.

„Na, Kadetten? Wie geht's? Der Stabsarzt sagte mir, ihr seid alle gottlob bald wieder gesund?" Er gab einem nach

dem andern die Hand. „Habt ihr auch jeden Abend gebetet?"

„Zu Befehl, Herr Pfarrer!" setzte sich Olschefski im Bett scheinheilig wie in einer Kirchenbank zurecht.

„Habt ihr auch nicht vergessen, euch jeden Abend herzusagen, was ich euch im Konfirmandenunterricht gelehrt habe? Na, Olschefski, zum Beispiel, wie lautet der Taufbund?"

„Der Taufbund lautet: Ich entsage dem Bösen!"

„Gut. Und wie weiter? Na, Meier 2, wie weiter?"

„Und all seinen Wesen! Und all seinen bösen Werken entsage ich!"

„Gut. Und . . . Ziegler?" fragte der Pfarrer, „wie weiter?"

„Ich ergebe mich hier", schnarrte Ziegler den Text ab, „du dreieiniger Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, im Glauben und Gehorsam dir treu zu sein bis an mein letztes Ende!"

„Ausgezeichnet!" nickte der Pfarrer. Mit einmal entdeckte er am äußersten Ende der Bettreihe . . . U 2. „Sieh da! Ist das nicht unser Theologie-Kadett? Der den ins Deutsche übersetzten Bibeltext unseres Martin Luther abändern wollte?" Langsam schritt er zu dem Kadetten hin, las die Krankentafel und nickte . . . „Gut! Kein Fieber mehr. Gut. Na, so werden Sie ja wohl jetzt diese Stelle aus dem 1. Buch Mose nicht mehr beanstanden, wo es lautet: ‚Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern!' In Ihrem Fieberzustand nämlich, damals in der Klasse, da behaupteten Sie, das hebräische Wort ‚Ha Ruach', das hieße ins Deutsche übersetzt nicht ‚der Geist Gottes', sondern ‚die göttliche Geistin'! Erinnern Sie sich noch? Ja, mein verehrter Herr Theologie-Kadett, ich habe nämlich inzwischen die verschiedenen Texte dieser Stelle noch einmal sorgsam verglichen. Das war keine kleine Arbeit. Aber", lächelte er ironisch, „ich bin, Gott sei's gedankt, zu dem Resultat gekommen, daß unser großer Reformator doch etwas mehr davon verstand als Sie!" Die andern Kadetten lachten laut los. „Ja, so viel ist gewiß:

es heißt ‚der Geist Gottes'! Und es heißt ja dann auch im Neuen Testament bekanntlich an jener berühmten Stelle: ‚Gott ist Geist!'"

„Herr Pfarrer", sah ihn der Kadett groß an, „es heißt aber auch, ‚Jesus Christus ist Gottes eingeborener Sohn gewesen'."

„Jawohl, richtig! So heißt es."

„Herr Pfarrer", fragte der Kadett scheu, „wie kann denn aber ein Geist . . . gebären?"

„Was? Und da steht hier auf der Krankentafel, Sie wären fieberfrei?" MIt einem Augenaufschlag zur Decke murmelte der Pastor ein Gebet. Danach legte er dem Kadetten die gepflegte Hand wie zur Beruhigung auf die Stirn. „Mir scheint, in Ihrem Fieberwahn, da wollen Sie die Fundamente unserer evangelischen Kirche umstoßen!" Er strich sich seinen kurzgeschnittenen, dunklen Christusbart. „Ja, meine lieben jungen Freunde", blickte er die anderen Kadetten mitleidig lächelnd an, „euer Kamerad ist ein großer Theologe. Aber ich sage, wenn selbst Goethe, Spinoza oder Kant . . . die jetzige religiöse Krise der Menschheit nicht haben meistern können . . . nun", er nahm die Hand von U 2's Stirn, „na! Aber vor allem: werden Sie erst mal wieder ganz gesund! Und geben Sie ja acht, daß Ihr Furunkel da am Hals . . . nicht in Ihr Gehirn hocheitert, wie bei unserem armen, seligen Kadetten Böhme damals in der Nase!" Er schüttelte den Kopf. „Nein, geliebte Kadetten, nämlich so viel steht fest, die uns leider verlorengegangenen Wertmaßstäbe für alles menschliche Handeln, die können wir nie und nimmer . . . durch ‚eine Geistin' wiedergewinnen, sondern allein durch den Geist, welcher ist bis in alle Ewigkeit Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Jawohl, Herr Kadett, so ist es. Ihre Konfirmation steht vor der Tür. Und da repetieren Sie es sich nur immer und immer wieder, womit der Taufbund beginnt: ‚Ich entsage dem Bösen!' So, und nun wollen wir beten!" Die Kadetten falteten die Hände und blickten, sich zublinzelnd, auf ihre Bettdecken. „Meine in Christo geliebten Freunde!" erhob der Pastor die Arme.

Wir danken und preisen Gott, den Allmächtigen, daß er euch wieder gesund gemacht hat. Wir flehen zu ihm, dem Weltenschöpfer, daß er euch aber nun auch im Geist immer mehr genesen lasse, auf daß ihr dereinst tüchtige Offiziere unseres geliebten Kaisers und unseres Gottvaters dort oben im Himmel werdet! Amen!" Er zog eine Schokoladentafel aus der Tasche und warf sie Olschefski zu. „Da, zur allgemeinen Verteilung!" Nachdem er sich seinen großen schwarzen Schlapphut aufgesetzt hatte, verließ er den Krankensaal.

Olschefski riß bis zum Silberpapier alles von der Schokoladentafel herunter, brach sich die Hälfte ab und schmiß Mannstein die andere Hälfte aufs Bett. Gierig kauend fragte er U 2:

„Na, darf unsere ‚Geistin' auch Schokolade fressen? Dann gebt ihr 'n Stück ab!"

„Halt!" grapschte ihm Grote die Schokoladenrippe fort, „ihr werdet doch einem, der ‚die Fundamente der evangelischen Kirche stürzen will', nicht Schokolade anbieten?"

„Noch eins!" erschien plötzlich der Pfarrer wieder in der Tür. „Meine lieben Kadetten, und das prägt euch bitte tief ein: Das Endliche begreift nicht das Unendliche! . . . Also", drohte er mit dem Finger zu U 2, „laßt bitte eure Hände vom Unendlichen weg! . . . Gutnacht, und Gott der Herr segne euch!" Als er wieder draußen war, ahmte Olschefski seine salbungsvolle Stimme nach:

„Und Gott der Herr segne euch! . . . Na, Kinders, ich freue mich schon auf seine Osterpredigt, wenn er wieder loslegen wird!" Und nun kopierte er den Pastor in Gesten, Mienen und Stimme: „Geliebte Gemeinde! Heute ist Oster-reren! Und die Osterglocken läuten durch die Lande —! Und wir erinnern uns unseres großen Dichters Goethe, der da sagt in seinem Faust: O töööönet fort, ihr süüüßen Himmelslietaa! Die Träne quillt, die Ärte hat mich wietaa." In das brüllende Gelächter seiner Kameraden hinein kam Degenhardt an mit dem Extraessen für U 2. Nachdem er es ihm auf dem Tablett ans Bett gestellt

hatte, legte er Olschefski das Fieberthermometer in die Achselhöhle und ging wieder. „Jaaa!“ preßte und drückte Olschefski den Arm fest an, „ihr seid das Salz der Erde! Hahaha.“ Nach einer Minute zog er das Thermometer heraus. „Donnerkiel, erst auf 36,8? Nämlich, wenn es nicht mindestens auf 37,6 steigt, dann schmeißt mich der Stabsarzt ohne Erbarmen aus dem Lazarett 'raus. Grinst nicht, helft mir lieber pressen, pressen! Was – erst 36,9? Ich hab nämlich keine Lust, mit unserem stellvertretenden Herrn Stubenältesten von Rausch auf der Stube . . . Ostereier zu suchen! Oder wieder 'n Zirkel zwischen die Knie gespießt zu kriegen! Verflucht, warum geht denn das verdammte Quecksilber nicht höher? Ostern ist das Fest der Eier und der Fortpflanzung. Wenn man da reibt, da kommt wenigstens was bei 'raus! Aber dies verflixte Quecksilber hier will nicht höher steigen! Eine Frage, meine Herren, warum eigentlich sollen wir, wie es im Taufbund heißt, ehe wir eingesegnet werden, dem Bösen und allen seinen Werken entsagen? Warum? Kaffern, verdammte Kaffern! Alles nur Kaffern!“ Er zog wieder das Thermometer heraus. „Hurra! Schon auf 37,2.“

„Degenhardt! Degenhardt!“ flüsterte Mannstein, als auf dem Korridor Schritte zu hören waren. Jedoch statt des Lazarettwärters kam Hauptmann von Krohn mit einem Strauß gelber Märzenglocken herein. Er grüßte die Kadetten und ging dann schnurstracks zum Bett U 2's.

„Hier, lieber Uuuu 2. Ich meine . . . Er sieht heut' wieder munter aus! Nämlich als ich vorgestern da war! Herrgott, sah Er da übel aus! Ist denn hier keine Vase?“ Er setzte sich zu dem Kadetten auf's Bett und tätschelte ihm die Hand. „Gottlob, jetzt sieht Er nicht mehr so spitz aus. Die Blumen hier schickt Ihnen meine Frau. Sie hat sich sehr gefreut, daß Sie nun Prinzenmitschüler sind. Aber lasse Er sich um Himmels willen nicht stören. Trinke Er die Bouillon zu Ende! Das gibt Kraft!“ Mit einmal beugte er sich grienend näher: „Wie war es doch? ‚Die gerade Linie ist das Attribut des Unendlichen‘? Na, sehen Sie! Jetzt sind Sie in gerader Linie in das Unendliche gekom-

men, denn die Perspektiven für einen Duzfreund der Kaisersöhne, die sind schlechterdings unendlich!" Er klopfte ihm die Backen. „Jawohl, Uuuu 2, erst glaubte ich, das Schicksal hätte Sie zu einem großen Flottenmaler auserwählt. Und nun: Prinzenmitschüler! Apropos, sobald Sie hier vom Herrn Stabsarzt entlassen sind, will Sie der Prinzengouverneur, Major von Gordat, sofort im Prinzenhaus sprechen. Also rasch gesund werden! Denn, Uuuu 2, für Ihn, da sind die Perspektiven . . . unendlich!" Er stellte die Märzenglocken in ein Glas Wasser. „Leider riechen sie nicht! Aber wie es der Herr Pastor bei der Morgenandacht so schön sagte: ‚Laß dir an meiner Gnade genügen, spricht Gott der Herr!' Ja, aber wohl dem, der sagen kann: ‚Laß dir an der kaiserlichen Gnade genügen!' Nun, mein lieber U 2, ich hoffe, Sie werden noch, ehe Sie in das Prinzenhaus gehen, mit mir und der Frau Hauptmann zusamen . . . Schokolade trinken können."

Es war Abend geworden. Lazarettwärter Degenhardt hatte bereits das elektrische Licht ausgeknipst und war hinuntergegangen, um die Nachtlampe neu mit Öl zu füllen. Die Kadetten außer U 2, standen in ihren Lazarettkitteln am Fenster und sahen auf den leeren, weiten Spielplatz. Olschefski, dem es gelungen war, die Quecksilbersäule bis auf 37,5 heraufzupressen, durfte diese Nacht noch im Lazarett zubringen.

„Seht", puffte er Mannstein, „kommen da nicht die drei Mitschüler des Kronprinzen um die Ecke?"

„Ja", nickte Ziegler, „heute abend war im Prinzenhaus ein großes Dinner. Der holsteinische Landadel und der Kommandierende aus Altona haben dem Kronprinzen zum Abschied von Plön, wie mir Frau Degenhardt tratschte, lauter Geschenke gebracht."

„Ja, Kinders, da gehen sie, diese . . . Auserwählten, diese kronprinzlichen Mitschüler! . . . Haha! Vorneweg Graf Hochberg. Übrigens soll der ja das uneheliche Kind irgendeines Hohenzollern sein! Man merkt's, wenn er oben im Eßsaal dem Hauptmann die Kompanie zur Stelle meldet.

Wie der seinen Kneifer immer in weitem Bogen dabei von der Nase abreißt. Das kann nur so 'n Zollernsprößling fertigkriegen! Man lacht sich kaputt! Sein Onkel, der Generalintendant aller königlich-preußischen Hoftheater, soll ja mit 'ner Balletteuse liiert sein. Haha!"

„Seht nur", zeigte Mannstein auf den Weg unten, „wie der kleine von Sommerfeld hinterherstrampelt! Der will nämlich bei den Husaren eintreten. Man sieht ihn ordentlich auf den Gaul geklemmt, wie 'n Affe!"

„Und der dritte", erklärte Olschefski, „das ist der Steinbrecher, der Filius eines Lübecker Marzipanhändlers. Er heißt einfach Steinbrecher. Dieser magere Bursche dort war eine Konzession an die Sozis. Er ist der einzige Nichtadelige. Ich hörte, er weiß den ganzen Schopenhauer auswendig. Er soll ein großes philosophisches Licht sein! Hahaha . . . Wenigstens sagte das immer . . . der rote Fischer, dieser Sozi. Na, das verspreche ich euch: einmal, da verhaue ich dem Bebel ja doch noch den Hintern! Bei meinem nächsten Urlaub in Berlin, da zapf ich ihm sein rotes Sozi-Blut aus der Gurgel, das versprech ich euch."

„Seht, seht", rief der kleine Meier 2, „ein Lakai trägt den Herren Prinzenmitschülern lauter Schachteln nach! WAhrscheinlich haben sie auch Geschenke gekriegt!"

„Ja", glubschte Olschefski hin, „so ein Prinzenmitschüler, der ist eben", er verzog den Mund zu einer Grimasse, „ein Liebling Gottes! Und da soll man nicht an die ‚Prädestination' glauben? Haha . . . Diese feinen Herren werden nämlich nach ihrem Offiziersexamen um gleich sechs Jahre vorpatentiert! Verflucht", drehte er sich nach U 2 um, der inzwischen fest eingeschlafen war, „kein Wunder, daß dieser Kaffer da so hochnäsig pennt! Unter dem Bettlaken, da sieht er mal wieder aus . . . wie die Königin Luise im Mausoleum von Charlottenburg! Mein guter Onkel in Stettin, der pflegt immer zu sagen: ‚Es gibt Wesen, die sind zwar äußerlich männlich, aber innerlich, da sind sie weiblich!' Tja, und nun seht euch doch bloß mal diese schlummernde Luise da an! Vielleicht ist er tatsächlich innerlich . . . weiblich! Was meint ihr?"

„Zu Bett! Zu Bett!" flüsterte Meier 2. „Degenhardt!" Alle huschten in ihre Betten. Der Lazarettwärter kam mit einer Öllampe aus rotem Glas herein, stellte sie auf ein Brett, das oben an der Decke angebracht war, und packte Olschefski dann am Fuß.

„Warum schlafen Sie denn noch nicht? Bei Ihrem ‚hohen' Fieber, da könnten Sie doch schon schlafen!"

„Ach", stöhnte Olschefski, „Herr Degenhardt, ich hab ja solche Stiche in der Lunge!"

„Nu' hören Sie aber auf! Sie denken wohl, das Lazarett wäre eigens für Sie hier aufgebaut?" Mit einem Fluch verschwand er. Und sofort waren die Kadetten wieder aus den Betten. Grote, dessen sonst immer bleiches Gesicht im Schein der Nachtlampe rötlich schimmerte, setzte sich auf den Tisch, trank Wasser und gähnte.

„Stimmt! Dieser nur ‚Steinbrecher' ist ein Philosph! Stimmt. Neulich hielt er über seinen Schopenhauer auf der Latrine einen langen Vortrag und sagte, ich zitiere wörtlich: ‚Der Kern des Mannes ist jener triebmäßig bohrende Drang, der . . .'"

„Nu' hör aber auf!" rief Olschefski dazwischen, ließ sich auf sein Bett fallen und kugelte sich vor Lachen. „Was? Dieser ‚triebmäßig bohrende Drang'? Kinders, verschreibt mir 'n Mädel und dann werde ich auch Philosoph!"

„Wahrhaftig!" redete Grote langsam weiter, „der Steinbrecher behauptete, das Wesen des Mannes sei von der Frau scharf geschieden!"

„Ja, liebster Herr Graf", richtete sich Olschefski aus seinem Gelächter auf, „muß man denn dazu Philosoph sein, um das zu erkennen? Ich hatte das nämlich schon kapiert, als ich mit meinem Fräulein Schwester vor acht Jahren zum ersten Mal schwimmen ging!" Nach einem Gekicher umarmte Grote den vor sich hinpfeifenden Meier 2.

„Ja, Kleener, so ist's! Jetzt werden wir zu Ostern in die Untertertia versetzt. Wir wissen nun, daß ein mal eins gleich eins ist. Wir wissen ferner, daß ‚die Idee einer Universal-Monarchie von den Römern' stammt und daß die

Religion, wie der Pfarrer behauptet, ‚die fromme Scheu vor Gott ist plus der Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit Gott!' . . . Aber, Herrschaften, was uns kein Aas bisher erklären konnte, das ist die kapitale Frage: Warum gibt es überhaupt . . . Mann und Weib? Zum Beispiel: der Steinbrecher sagte, die Philosophie sei der Ansicht, der Mann sei das Sexualtier!"

„Was?" zog Olschefski seine Beine auf die Matratze. „Ja, das kommt eben davon, weil dieser Lübecker Marzipanphilosoph nicht von Adel ist. ‚Der Mann und das Sexualtier!' Ja, was ist denn dann das Weib?"

„Das Weib?" hockte Meier 2 mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Kopfkissen. „Mein alter Herr sagt immer, das Weib hat nur e i n e Bestimmung: Kinder zu kriegen. Dies ist, wie er sagt, seine biolooogische Bestimmung!"

„Bravo!" klatschte Olschefski Beifall. „Jawoll! Und deshalb hat ja auch der Napoleon diese Revolutionsweiber seinerzeit einfach mit Kartätschen auseinandergeknallt, samt all den Weiberknechten, Menschenrechtlern und Judensöhnen! Zum Beispiel: es ist erwiesen, daß Marat, St. Just und all die andern Kaffern doch sämtlich am Gängelband von Pariser Huren und Hallenweibern hingen! Und wäre der Steinbrecher von Adel, dann würde er erst gar nicht den Schopenhauer zu lesen brauchen. Doch lauter Kaffern, die da herumphilosophieren! Kein einziger von Adel! Mein Onkel in Stettin, der sagt: ‚Nur der Adel hat Geist!' Und mein Onkel, der hat das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Er sagt, es gibt entweder nur ein Leben *mit* dem Geist oder *ohne* den Geist! Und wer mit einer Frau zusammenlebt, so sagte er, der lebt eben . . . ohne den Geist!" Als ihm Mannstein, Ziegler und Grote zustimmten, redete er großspurig weiter. „Das Weib, Kinders, so sagt mein Onkel, das stellt auf dieser Erde die ewige, langstritzige, wiederkäuende Kuh dar! Und er hat bei Sedan 30 Turkos abgestochen! Also, er muß es doch wissen! Aber der Mann, so sagt mein Onkel, der ist nicht nur der Geist, sondern die Bewegung, das ewige ‚Vorwärts'! Das

‚Sprung auf, marsch marsch'! Der ewige Angriff! Die ewige Unruhe auf der plötrigen Lebenswiese, wo sonst nur die Rindviecher ihr abgefressenes Gras aus dem Netzmagen wieder hochrülpsen!"

„Die ewige Unruhe?" feixte Mannstein und deutete höhnend über die Betten zu U 2 hin. „Na, dann ist *der* dort wahrscheinlich *doch* weiblich! Denn seht nur, wie ruhig er daliegt . . . und pennt!"

„Wahrhaftig!" stand Olschefski vom Bett auf und zog die anderen mit sich. Leise kamen sie an und stellten sich um U 2's Bett auf. Plötzlich kitzelte Grote den Kadetten an der Fußsohle. Da fuhr der aus dem Schlaf hoch und blinzelte seine Kameraden an. „Mensch", strich ihm Olschefski feixend über's Haar, „also deiner Ansicht nach, da schwebte, als es auf dieser Erde noch wüst und leer war, nicht, wie Luther sagt, der Geist, sondern die Geistin . . . über den Wassern?" Er rüttelte den Kadetten plötzlich. „Na, nu' wachen Sie mal auf, Herr Prinzenmitschüler! Nämlich wenn ich auch nicht wie der Steinbrecher den ganzen Schopenhauer intus habe, so behaupte ich trotzdem, eine Geistin, die gibt es nicht! Und darin stimme ich mit dem Pastor ausnahmsweise mal überein! Na, nu' schlaf nicht gleich wieder! Nämlich, der ‚*Schlaf*' – der ist jetzt nicht das Problem, sondern das ‚*Wachsein*' ist das Problem! Das Erwachen!" Er ziepte ihn an den Haaren. „Und die kulturschöpferische Tat der Germanen, die ist ja gerade, wie dein Bruder U 1 immer sagt, ‚der Mann', der germanische Geist! Also wenn du kein Weib bist, Mensch, so rappel dich jetzt mal auf! Nämlich, wenn du tatsächlich noch länger an die Geistin glaubst, dann kann das für dich sehr schlimme Folgen haben!" Er riß ihn plötzlich bei den Haaren hoch.

„Wohl verrückt!" stieß ihn U 2 zurück. Er blickte einen Kadetten nach dem anderen an. Plötzlich kitzelten ihn alle.

„Ob du an den Geist glaubst, wollen wir wissen!"

„Kitzelt mich nicht!" schrie U 2 und sprang aus dem Bett. Da jagten sie hinter ihm her. Dem Kadetten gelang

es schließlich, sich hinter seinem Bett zu verbarrikadieren.

„Ob du an den Geist glaubst oder an die Geistin, wollen wir jetzt wissen!" Es entstand eine gefährliche Pause, in der man draußen das Schlagen der Reitbahnuhr hörte.

„Oder glaubst du etwa . . . an gar nichts?" warf ihm Olschefski seinen Pantoffel an den Kopf. „Bist du etwa auch schon so ein anonymes Massenteilchen der Massenseele *Mensch*, die neulich irgend so ein Sozi im Plöner Wochenblättchen hoch gepriesen hat?"

„Na, antworten Sie doch, Herr Prinzenmitschüler!" schnippte Grote mit einem Handtuch nach ihm. „Antwort!"

Draußen war es inzwischen stockfinster geworden. Der rote Schein der Nachtlampe färbte alle Gesichter, die Betten und das übrige Mobiliar höllisch rot. Es war vor Erregung und den schwitzenden Leibern schwül wie in einer Nachtkneipe geworden. Die Schatten der Kadetten bewegten sich grotesk riesenhaft über die Wände und die Decke. Die Falten ihrer hellgestreiften Lazarettkittel zuckten beim Gestikulieren ihrer Arme vor dem Rubinglas des Nachtlichts immer röter. Mit einmal hörte man den kleinen Meier 2 in seinem Bett laut stöhnen. Alle drehten sich zu ihm hin, und nun sahen sie, wie er unter der Flanelldecke hin und her arbeitete. Plötzlich schrie er:

„Es kommt!" Da stürzten die Kadetten zu ihm hin und rissen ihm die Bettdecke weg. Ein Silbertröpfchen glänzte. Entsetzt und aufgeregt starrten die Kadetten am Bett auf den kleinen Meier, der mit geschlossenen Augen dalag. „Mensch!" winkte Olschefski jetzt U 2, der noch immer in Verteidigungsstellung hinter seinem Bett stand, „komm her, sieh dir das an!" Doch dann zog er die Decke mit einmal über Meier 2 und ließ sich auf einen Schemel nieder. „Ja, Herr Prinzenmitschüler, nämlich soo entsteht dann auch so ein Kaffer . . . wie du! Ach, Kinders! Ich frage euch, hätte unser kleiner Meier nun eine ‚Geistin' bei sich im Bett gehabt, vielleicht wäre dann daraus . . . ein ‚Geist' erzeugt worden, was, Meierchen?" Plötzlich hieb er ihm mit der Faust über den Kopf. „Du

Schwein! Das hätt' ich dir gar nicht zugetraut! Ja, Herr Prinzenmitschüler, aber vielleicht können *Sie* uns jetzt kraft der kaiserlichen Gnade, die um dich Kaffern strahlt, erklären, *was* da kommt!" Da U 2 wie auf den Mund geschlagen dastand, stürzte sich Olschefski plötzlich auf ihn und brüllte: „Was kommt?"

„Ich weiß es nicht! Laß mich doch los! Ich weiß es nicht!"

„Du lügst, Mensch! Antworte, *was* kommt?"

„Was? Ihr habt's doch von Meier 2 eben gehört: ‚es' kommt."

„Es?" Olschefski ließ ihn perplex los, dann fragte er: „Welches ‚es'?" U 2 sah erst Olschefski, dann die andern schräg an.

„Welches? Na, ‚es', versteht ihr, ‚es'!"

„Und was ist dies ‚es'?"

„Laßt mich in Ruh!"

„Nämlich, wenn er es nicht weiß!" drehte sich Olschefski zu Grote, „dann will ich's euch sagen! Nämlich ein Freund meines Onkels in Stettin, ein Bekannter von diesem Professor Häckel . . ."

„Von dem jetzt so viel in der Zeitung steht?" fragte Ziegler.

„Jawohl! *Der* hat's ihm einmal bei einer Alpenwanderung verraten. Wenn ‚es' kommt, da erzeugt der Mann in dem bewußten Aktus gar nischt! Versteht ihr? Da gebiert er lediglich, wie der Professor behauptet, ‚kleine Samentierchen' — und erst *die* zeugen dann, wenn die bewußte Schose längst vorbei ist . . . Was glotzt ihr mich an? Nee, Kinders! ‚Wenn es kommt', so sagte mir mein Onkel, dann kommt gar nischt anderes als die große Täuschung! Ergo, wurden und werden wir alle samt und sonders . . . aus der großen Täuschung gezeugt! Und deshalb ist auch die große Täuschung in der Welt! Aber das ist wohl zu hoch für euch? Na, jedenfalls ist es deshalb weit besser, wie mein Onkel immer sagt, unsereins denkt anstatt an solche Ferkeleien lediglich daran, wie man über diese dämliche Welt die Macht kriegt! Denn nur die Macht, so

sagte mein Onkel, die ist dann keine Täuschung, sondern eine handfeste Tatsache! Denn dieser faule Begriff ‚Menschheit', den die Französische Revolution erfunden hat, ehe der nicht wieder aus allen Schulbüchern und Gesetzesbüchern verschwunden ist, da bleibt für uns Germanen wenig Chance! Und *wer* hat eigentlich damals in Paris im Konvent diesen Begriff ‚Menschheit' in Umlauf gebracht? Nun, mein Onkel sagt, das war die schlaue Welt-Judenheit! Seht ihr, und deshalb darf es für Germanen, wie uns, auch nicht länger mehr schlaue Juden und deren Erfindung, die Menschenrechte, geben, die uns verhindern wollen, uns unserer Haut zu wehren! Nee, Kinders! Schon der Darwin sagt: Wir sind Tiere! Und nischt weiter! Tiere, die beißen! Und wir werden beißen, da könnt ihr euch drauf verlassen."

„Aber der Pfarerr sagte doch in seiner letzten Predigt, der Philosoph Herder hätte verlangt, der Mensch solle sich erheben vom Tier!"

„Was weiß denn der Pastor!" Olschefski warf sich auf's Bett. Nur sein Rücken war zu sehn. „He, Grote! Wie hat es der Schopenhauser formuliert? ‚Der triebmäßig bohrende Drang' . . . Hahaha!" Er setzte sich wieder auf und stierte U 2 wütend an: „Kaffern seid ihr! Sag mal, warum bist *du* eigentlich ins Kadettenkorps gekommen? Hm? Etwa aus Ersparnis oder aus Tradition? . . . Oder weil du 'n Spleen hast? Was war das wieder? ‚Der Mensch soll sich erheben vom Tier?' Elender Kaffer du! Kannst du's denn nicht kapieren, es gibt gar keene Menschen, nur Tiere, Tiere!" Und diese letzten Worte brüllte er so laut, daß Grote zur Tür rannte und in den Korridor horchte, aus Angst, der Lazarettwärter könnte es gehört haben. Aber Olschefski schrie weiter: „Und der Häckel sagt, es gibt nur Atome! Nur Kitzel und Ätherschwingungen und weiter gar nischt! Verstanden!" Er sank wieder auf das Bett zurück. „Und alles andere, verstehst du, das ist eben die große Täuschung!" Es wurde im Lazarettsaal allmählich still. Die Kadetten schliefen ein. In den Bäumen vor dem Fenster rieb der Nachtwind die Stämme aneinander, daß

sie knarrten. Nun legte sich auch U 2 wieder in sein Bett. Olschefski Worte hatten ihn so aufgewühlt, daß er wach blieb.

„Wie", sann er, „alles andere, das ist die große Täuschung? Also, wenn es in der Weihnachtsgeschichte heißt: ‚Und die Klarheit des Herrn kam über sie', ist das auch nur Täuschung? Und wenn es heißt: ‚Euch ist heute der Heiland geboren!' Ist das auch nichts weiter als . . . die große Täuschung?" Er schaute zu seinen schlafenden Kameraden. „Oder kann uns wirklich nichts erheben vom Tier, gar nichts?"

Aber Uhle wußte nun, *was* den Menschen erheben könnte vom Tier. Er hatte es in vielen Jahren erkannt, in Gebet, Versuchung, Schuld und Tapferkeit. Sollte er aber den Weg bis zu dieser Erkenntnis nun wirklich wieder Station um Station durchleiden müssen. In den Schemen seiner Erinnerungssphäre sah er jetzt einen Lakai, der U 2 die Tür zum Prinzenhause öffnete.

Im Vorraum wartete der Kadett mit Herzklopfen. Über sich im oberen Stockwerk hörte er mehrere Stimmen, auch Hundegebell. Auf einmal kam Gordats Rehpinscher Mucki die Treppe heruntergeflitzt. Gleich hinter ihm erschien der Prinzengouverneur in grauer, seidig glänzender Litewka. Er stieg langsam die Stufen hinunter. Als er U 2 sah, winkte er ihm. Der Kadett, den Gordats kleine, flinke, schwarze Augen scharf musterten, stand stramm. Da zuckte plötzlich der vom dunklen Schnurrbart halb bedeckte Mund des Gouverneurs süßlich:

„Na, junger Herr, was höre ich da? Sie haben im Lazarett gefaulenzt? Woher kriegen Sie denn immer solche Halsentzündungen? Warum werden Sie jetzt wieder rot? Das müssen Sie sich abgewöhnen. Sie sind ja kein Backfisch. Warten Sie hier." Er verschwand in seinem Arbeitszimmer, eine Wolke von Parfüm zurücklassend. U 2 war wie gelähmt. Wie ein Frosch vor der Schlange blieb er regungslos und starrte auf den dicken roten Samtläufer im Treppenhaus, der in der Abendsonne leuchtete.

Eingehakt in den Kompanieältesten, Kadett Ihn, kam

jetzt der Kronprinz von oben herunter, nickte U 2 flüchtig zu, ließ sich von einem Lakaien in den Mantel helfen, nahm ein Racket und ging dann durch das tiefer gelegene Konferenzzimmer mit Ihn zum Tennisplatz hinaus.

„Ja, Donnerwetter", stieß Gordat plötzlich die grün gepolsterte Tür seines Arbeitszimmers auf, „wo bleiben Sie denn? Kommen Sie doch 'rein!" U 2 gehorchte. Vor dem Schreibtisch des Prinzenerziehers blieb er stehn. Der Gouverneur äugte ihn voll Haß an. Dann reichte er ihm ein Buch hin. „Da! Dies Geschenk geruhte Ihre Majestät Ihnen Allerhöchst zu Ihrer bevorstehenden Einsegnung in Gnaden zu senden. Na, so nehmen Sie's doch! Und erweisen Sie sich dieser hohen Ehre immer würdig! . . . Wann geht's denn nach Königsberg?"

„Übermorgen, Herr Major."

„Aber nach den Osterferien, da wird dann der Dienst gleich hart beginnen. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie Prinz Oskar immer ein erstklassiges Beispiel preußischer Zucht und Disziplin sein werden. Na, nu' gehen Sie nur wieder!"

Als der Kadett dann draußen in der Allee war, blieb er unter einer vom Märzwind in allen Zweigen durchwehten alten Linde stehen und betrachtete sich wie benommen die Gabe der Kaiserin. Auf dem mit glänzendem marmoriertem Papier bedeckten Einband stand in Gold gepreßt: ‚Bilder aus Preußens Freiheitskampf'. Mit angehaltenem Atem öffnete er das Buch. Gleich auf der ersten Seite las er in deutlicher Schrift seinen Vor- und Zunamen. Darunter war in schwarzer Tinte groß ‚Auguste Viktoria I.R.' geschrieben.

„Wirklich . . . für mich?" murmelte der Kadett. „Und von der Kaiserin? Sie hat meinen Namen wirklich persönlich auf dieses Blatt geschrieben?" Er machte Augen, als könne er es nicht fassen. „Tatsächlich . . . für mich persönlich? Und von der Kaiserin?" Hinter einem Baum trat der Geheimpolizist vor und bat um den Ausweis. „Herr Schwanz", rief der Kadett verzückt, während er dem Polizisten das Buch hinstreckte, „sehen Sie nur, von der Kaiserin!" Doch Gordats Stimme donnerte dazwischen:

„U 2!“

„Hier!“ Der Kadett galoppierte zurück.

„Na, können Sie denn nicht etwas schneller laufen? Ich vergaß: Ihre Majestät will wissen, von wem Sie in Königsberg eingesegnet werden.“

„Ich weiß es nicht, Herr Major.“

„Ich weiß es nicht? Zum Donnerwetter! Sagen Sie nie mehr: Ich weiß es nicht! Das verbitt' ich mir. So was sagen nur kleine Mädchen. Aber ein angehender Offizier, der sagt nie, ich weiß nicht!“ Er funkelte den Kadetten an. Plötzlich schrie er: „Lieber lügen Sie! Das ist tausendmal besser als Ihr ‚ich weiß nicht'!“ Er hielt sich sein Taschentuch vor dem Wind gegen das Ohr. „Na, nu' mal fort! . . . Und gehorsamste Empfehlungen an Ihre Herrn Eltern! Na, warum sagen Sie denn nicht: ‚Danke gehorsamst'? Ein Prinzenmitschüler und angehender Gardeoffizier, der die Umgangsformen nicht kennt? Na, fort! Ich hab' nicht so lange Zeit.“ Mit kleinen Schritten eilte er in das Prinzenhaus zurück.

U 2 blickte ihm nach. „Ist dies der gleiche ‚Onkel Gordat', auf dessen Rücken ich in Berlin als Junge huckepack geritten bin?“ Der Kadett begriff es nicht. Er preßte das Buch der Kaiserin wie einen Talisman an sich. Am Ende der Lindenallee blieb er noch einmal stehen und schaute zum Prinzenhaus zurück. Zwischen den Bäumen lag dieses von holsteinischen Herzögen erbaute rosa Backsteinschlößchen so friedlich da. „Danke gehorsamst! . . . Im Zug nach Dirschau hatte mich der Fremde verhöhnt, weil ich ihm ‚danke gehorsamst' gesagt hatte.“ Während er weiterging, überlegte er: „Soll ich zu Chefredakteur Meyer? Vielleicht ist er zurück aus Berlin? Oder zu Grete? Aber die ist wohl noch in Kopenhagen. Wem könnte ich dies Buch der Kaiserin nur zeigen?“ In seltsamer Erregung überquerte er den breiten Spielplatz. Da kam ihm der Kadettenpfarrer entgegen. Als U 2 an ihm in militärischer Haltung vorüberwollte, vertrat ihm der Pastor den Weg, zog leicht ironisch seinen breitkrempigen, schwarzen Schlapphut und verbeugte sich:

„Ja, Herr Kadett, was hört man denn munkeln? Das Gerücht geht, Sie seien zum Prinzenmitschüler ernannt worden? Fama est, dicitur? Ist es wahr?" Statt einer Antwort zeigte ihm der Kadett die kaiserliche Handschrift im Buch. „Allmächtiger!" blieb da der Pastor mit gezogenem Hut stehn. „Ist ja gar nicht möglich! Stellt das etwa wirklich . . . die Allerhöchste Unterschrift unserer geliebten Landesmutter dar? Gestatten Sie, aber *das* müssen Sie gleich meiner Frau zeigen! Oder haben Sie etwa Dienst? Sie können doch hoffentlich mit uns ein einfaches Abendbrot essen? Ja, da steht es: ‚Auguste Viktoria'. Und eigenhändig!" Auf dem riesigen Sandplatz wurden beider Schatten im Sonnenuntergang immer länger und länger. „Bei Gott dem Herrn", nahm er seinen Christusbart in die Faust, „da sind Sie aber unter all den Millionen Deutschen . . . ein Auserwählter! ‚Auguste Viktoria I.R.' Und eigenhändig. Ja, liebster Kadett, wie nannte ich doch so etwas in der Religionsstunde? Hm? Das dünkt mich nämlich nun eine echte Prädestination. Wissen Sie auch noch, *wer* die Lehre der Prädestination zuerst aufgebracht hat?"

„Jawohl, Herr Pfarrer. Der heilige Augustin."

„Stimmt. Nun, junger Freund, und dieser Kirchenfürst, der war sehr demütig vor dem Herrn. ‚Auguste Viktoria'. Hm, hm! Na, nun erhebe dich nur nie über deine Mitmenschen. Bleibe demütig. Sprich immer ‚Nicht wie ich will, sondern wie du willst!' Ja, Herr Prinzenmitschüler, nämlich diese Allerhöchste Inschrift hier, die stellt für einen so jungen Menschen wie Sie eine große Versuchung dar. Also . . . bleiben Sie demütig. Können Sie auch Ihren Katechismus? Na, schön! Auch all das andere, was Sie zur Einsegnung wissen müssen? Hm? Zum Beispiel: Was gehört zur rechten Buße? Hm?"

„Erkenntnis."

„Richtig. Was noch?"

„Bekenntnis."

„Richtig. Aber vor allem: die Reue, die Abbitte! Und das Bestreben, seine Fehler wieder gut zu machen. Wie es im Psalm 51 zu lesen ist. Übrigens auch bei Jeremias

3, Vers 13, und im 2. Korintherbrief 7, Vers 10, und Psalm 32, Vers 5. Denn, Herr Kadett", hob er den Finger, „Sie haben etwas wiedergutzumachen! Sie . . . mit Ihrer ‚Geistin'! Oder war das nur . . . ein Aprilscherz? Wir haben ja bald den 1. April! Wollten Sie Ihren Pfarrer nur in den April schicken? ‚Und die Geistin schwebte über den Wassern' . . . Ja, um Himmels willen, bringen Sie solchen Unsinn nur nie im Prinzenhaus vor! Bei mir, da macht es nichts. Aber wenn Seine Exzellenz der Oberhofprediger, Dr. von Dryander, so was hörte! Um Gottes willen! Ich weiß nicht, was dann mit Ihnen passieren würde! Oder wenn es womöglich Seiner Majestät, dem Summus Episkopus unserer Evangelischen Kirche gemeldet würde! Um Gottes willen, dann wäre es aus . . . mit dem Prinzenmitschüler. Außerdem, mein in Christo geliebter Freund, sich Gott als ‚weiblich' zu denken, dieser Unfug, der stammt doch noch aus der Zeit der Vorantike, aber nicht aus unserer christlichen Ära. Natürlich ist mir bekannt, daß es Narren gibt, die behaupten, diese ‚Rua' der Hebräer, die wäre die Gemahlin des Jahve gewesen! Aber, Herr Kadett, können Sie sich vorstellen, der Jehova hätte eine Gemahlin, so wie unser Kaiser die Kaiserin? Oder zum Beispiel, wie ich meine Anna? Haha . . . Unser Weltenschöpfer, den wir auch den Weltenvater nennen, ‚er' . . . und verheiratet?" Er lachte breit los, faßte dann U 2 unter den Arm und ging mit ihm über den leeren Platz in Richtung nach Plön. „Nebenbei, meine gute Anna, die Frau Pastor, hat heute einen Hackbraten gemacht. Na, Sie werden's ja sehn. Nämlich unbegreiflich, wie Anna die knusprige Kruste so goldig lecker herauskriegt. Na, hoffentlich schmeckt's Ihnen. Aber, Herr Kadett, daß Sie diese ‚Geistin' überhaupt auf's Tapet gebracht haben, das müssen Sie bereuen, bereuen! Nebenbei: essen Sie gern Bratkartoffeln? Gut. Natürlich haben wir keinen Champagner in der Küche, um dies Geschenk unserer Allerhöchsten Landesmutter festlich zu begießen. Allmächtiger, ich bin ja nur ein einfacher Kadettenpfarrer. Ich trinke meist Bier. Aber . . . Sie können auch ein Glas frische Buttermilch

haben, Sie ‚Geistin', was? Na, nu' sagen Sie's: das war ein Aprilscherz! Nämlich, wenn es in den Sprüchen Salomonis im 8. Kapitel mysteriös lautet: ‚Der Herr hat mich gehabt im Anfang Seiner Wege; ehe er etwas schuf, war ich da', so ist damit bestenfalls die Sophia gemeint, die Weisheit. Und wenn es weiter von ihr heißt: ‚Ich bin eingesetzt von Ewigkeit! Von Anfang vor der Erde, ehe denn die Berge eingesenkt waren, oder die Brunnen der Tiefe. Da er dem Meer das Ziel setzte und den Wassern! Da war ich bei ihm und spielte auf seinem Erdboden! Und meine Lust ist bei den Menschenkindern!' . . . Ja, bester Kadett, aber damit ist doch beileibe nicht . . . die Geistin gemeint!"

„Was ist denn gemeint, Herr Pfarrer?"

„Ich sagte dir's ja eben: die Weisheit!"

„Vielleicht ist die Weisheit . . . die Geistin. Herr Pfarrer?"

„Was?" Der Pastor bekam einen merkwürdigen Ausdruck. „Was?" Doch mit einmal lenkte er ab. „Vorsicht mit Ihrem Buch. Lassen Sie ja nicht den Wind an die Unterschrift der Kaiserin heran. Kommen Sie, die Uhren schlagen im Städtchen. Sonst wird der Hackbraten kalt. Und Anna hat's gern, wenn ich pünktlich bin. Beim Allmächtigen! Ja, nun kommt schon wieder die . . . fröhliche Osterzeit. Leider werden Sie nicht nächste Woche am Gründonnerstag von mir eingesegnet. Nein. Seine Exzellenz, Ihr Herr Vater, wünscht, daß Sie in Königsberg an den Tisch des Herrn treten. Ja, Sie sind eben . . . ein Auserwählter! Aber Demut! Bleiben Sie demütig! Jaja. Nun singen wir bald wieder: O Haupt voll Blut und Wunden!"

„Herr Pfarrer."

„Was denn?" Der Pastor blieb stehn. „Nun, was denn?"

„Warum beten wir eigentlich immer zu dem Christus . . . ‚voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn'?"

„Was war das wieder?" Der Pastor schüttelte unwillig den Kopf. „Gut, daß Exzellenz von Dryander Sie nicht gehört hat. Mein junger Christ, ich rate dir: hüte deine

Zunge! Nämlich, auch unsere Allerhöchste Landesmutter ist streng gläubig. Ich rate dir also gut. Was starrst du denn zum Himmel hoch?"

„Herr Pfarrer, die eine Wolke dort sieht aus wie das Gesicht der Madonna."

„Wo? Ich sehe da keine Madonna. Ich sehe nur ein weißes Wolkengeschiebe. Mein junger Christ, leider ist Ihre Frau Mutter . . . eine Katholikin. Und vor einem Jahr, als Sie von den Ferien aus dem süddeutschen Freiburg zurückkamen, oh, ich erinnere mich noch ganz genau, was Sie da über die Madonna in dem roten Sandsteinmünster am Fuße des Schwarzwaldes geschrieben hatten! Aber, junger Christ, das darf nun nicht so weit führen, daß Sie jetzt schon in den Wolken . . . die Madonna seh'n! Seien Sie auf der Hut! Nämlich die ganze kaiserliche Familie ist strikte evangelisch. – Moment mal, dort kommt der neue Kadettenkommandeur, Major von Zaborofski, Moment!" Er eilte zu dem Stabsoffizier hin. Der Kadett trat bis zu einer Mauer, von der aus man in das Städtchen hinuntersehen konnte. Er legte das Buch der Kaiserin vor sich hin auf die Steine, blätterte und las:

„Fichte: Die Freiheitsliebe der Germanen. Unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, dieses Stammvolk der neuen Bildung, diese von den Römern Germanier genannten Deutschen, setzten sich der herandringenden Weltherrschaft mutig entgegen." U 2 sah auf einen Strich am Rand. Wer hat denn dies Wort ‚mutig' hier so rot angestrichen, etwa die Kaiserin? Er blätterte ein paar Seiten weiter und las dann die Kapitelüberschriften: „Adalbert von Chamisso, geboren 1781 auf dem Schlosse Boncourt, geflohen vor den Stürmen der Französischen Revolution. Sein Hauptwerk: Peter Schlemihl." Und weiter: „Novalis, geboren 1772. Werke: Hymnen an die Nacht, Die Blaue Blume." Sinnend wiederholte U 2: „Die Blaue Blume!" Da der Pastor noch immer mit dem neuen Kommandeur sprach, blätterte der Kadett weiter: „Eichendorff. Geboren 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor. ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben.'" Das Ka-

pitel auf der nächsten Seite war über Clemens Brentano, geboren 1778. Und hier? Das ist ja jener Brief der Königin Luise, aus dem Pfarrer Golz bei der Neujahrspredigt in Königsberg den Satz zitiert hatte: „Es kann nur gut werden in der Welt . . . durch die Guten." Und wieder hatte jemand diese Stelle rot angestrichen. Noch immer sprach der Pfarrer mit Zaborofski. Deshalb stöberte U 2 weiter in den Kapiteln herum und vertiefte sich dabei in deren Lektüre derart, daß er nicht bemerkte, wie der Pfarrer wieder zurückgekommen war.

„Nun?" klopfte ihm der Geistliche auf den Rücken, „verstehst du auch, was du liest?" Der Kadett fuhr zusammen. „Bei Gott, Herr Prinzenmitschüler, wenn unser neuer Kommandeur auch nicht wie der alte Kommandeur ist . . . Nein, denn mit unserem verehrten Grafen Schwerin, da kann man ihn natürlich nicht in einem Atem nennen, aber Major von Zaborofski ist auch ein trefflicher Mann. Und durch und durch . . . ein Christ. Wie in den Tagen des Jeremia und Jesaia, so haßt auch *er* das Reich des Materialismus. Er ist ein echter Lutheraner. Er wird, und dies versprach er mir eben in die Hand, bei der Erziehung der Kadetten . . . nur den göttlichen Geboten gehorchen. Na, Gott segne den Trefflichen!"

„Herr Pfarrer", legte U 2 seinen Zeigefinger auf eine Stelle im Buch der Kaiserin, „bitte, was heißt denn dieser Satz da?"

„Ich habe meine Brille nicht bei mir. Lies du!"

„Hier steht: ‚Ein antiker Weiser sagte, keine Seele ist heilig, die nicht durch das Inferno der Verbindung mit einem Manneskörper geschritten ist und das Gottesgericht bestanden hat, mit bloßen Füßen über das glühende Eisen der männlichen Sexualität zu schreiten."

„Ja, um Himmels willen", klappte ihm der Pastor das Buch unter der Nase zu, wer hat denn unserer Landesmutter solch ein Buch empfohlen? Vor solch einem baren Unsinn, da hätte man unsere Kaiserin doch bewahren sollen! Sie kennt natürlich den Inhalt nicht. Sonst hätte Ihre Majestät Ihnen ihren Allerhöchsten Namen sicher nicht

gleich auf die erste Seite geschrieben, Mit bloßen Füßen über das glühende Eisen der männlichen Sexualität? Man wird ja schamrot!" Er wollte dem Kadetten das Buch fortnehmen, aber der hielt es krampfhaft fest. „Bei Gott, da vergeht einem ja der Appetit . . . auf den Hackbraten. Mit bloßen Füßen über das glühende Eisen der männlichen Sexualität . . . soll man 'rüber, sonst wird die Seele nicht heilig? Hieß es so in dem Text?" Er nahm mit einmal seinen Schlapphut ab: „Lassen Sie uns beten: Wer aber an mir sündiget, spricht Gott, der verletzt seine Seele! Denn ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert!" Der Pastor bedeckte sich wieder. Dann stampfte er zornig dem Kadetten voraus in das Städtchen hinunter. U 2 blickte ihm verwundert nach. Dann wiederholte er leise . . .

„Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern . . . das Schwert?" Langsam schritt er los. Da aber der Pastor schon nicht mehr zu sehen war, so wagte er nicht, hinter ihm herzulaufen. Nicht weit davon sah der Kadett jetzt vor dem Haus des Feldwebelleutnants Klose wieder den Elektriker in seinem blauen Arbeitskittel stehen. Er kurbelte die Bogenlampe aus ihrer Höhe herunter. U 2 ging hin. Während der Elektriker die alten Kohlenstifte entfernte und wegwarf, kam der Kadett noch näher und sah zu, wie neue Stifte eingeschraubt wurden, und zwar so lange, bis sie sich schließlich berührten. „Jetzt", flüsterte der Kadett aufgeregt, „gleich kommt es! Jetzt, das Licht, das Licht!" Als die Helle dann aufzischte, mußte er seine Augen zukneifen, so grell blendete ihn plötzlich die weiße Flamme.

Auch Uhle war von dem stechend weißen Licht wie geblendet. Er blieb stehen und kniff vor dieser Helle die Augen fest zu. Daher sah er nicht, wie Schleich mit einem Kellner hereinkam, der ein Tablett mit belegten Brötchen und Cocktails auf dem Tisch abstellte. Nachdem der dann wieder draußen war, rief Schleich:

„Hallo, Boy! Ich bringe dir zur Stärkung für deine Rede im Hebbeltheater das erste ‚Atom-Sandwich' des 20. Jahrhunderts mit! Ich habe es eben unten in der Bar mit Miß Univers kreiert! Es enthält die Nuklear-Elemente Rot und Blau! Du siehst auf dem einen Brötchen das geile, rohe Fleisch und auf dem anderen das blaue Element in Gestalt von Fisch!" Nachdem er dröhnend gelacht hatte, fragte er erschrocken: „God damned! Was ist passiert? Laufen dir die Augen aus? Hast du an Zwiebeln gerochen? Sprich doch! Oder ist dir Essig in die Augen gekommen? Du stehst ja da wie so'n Buschmann bei meinem letzten Film in Afrika, als wir in der Tropennacht unsere Scheinwerfer an dem Hauptwasserloch aufgestellt hatten, um die Tiere der Wildnis zu fotografieren. Mensch! Wenn die dann ankamen, die Gazellen, Löwen, Büffel oder Giraffen! Und wir blendeten plötzlich mit Blitzlicht in die Finsternis, dann standen sie alle genauso da, wie jetzt du, als würden ihnen die Augen ausgebrannt. Was ist denn los?" Er wollte ihm helfen. Da stieß ihn Uhle zurück, rieb sich die Augen, dann blickte er Schleich glasig an.

„Jawohl, Schleich", flüsterte er, „genauso werden wir nämlich alle einmal in diese Stichflamme starren, wenn Gott beim Jüngsten Gericht *uns* mit dem Licht der Wahrheit anblenden wird, wenn wir aus der Grabesnacht ankommen werden, wir Kadetten, wir Offiziere, die Kaiser, die Geschwister, Eltern und viele Frauen! Und wenn wir dann zum ersten Mal vor diesem noch nie erlebten, jeden Umriß auflösenden Licht begreifen werden, *was* wir alle mit dem Kommen der Schöpfersubstanz . . . ich meine, was wir mit diesem ‚Es kommt' des ewig rätselhaften Lichts in unserem Leben angefangen haben – ich meine mit diesem glühenden Eisen der männlichen Sexualität – . . ." Er tastete sich in das Badezimmer. Schleich stierte ihm nach:

„Wohin? Wollen Sie sich etwa rasieren?" Da Uhle nicht antwortete, schaute sich der andere nun um. Auf dem kleinen Hotelschreibtisch sah er ein Manuskript. Darauf

stand: „Wellen und Kreise. Ein Lebensroman." Neugierig blätterte er rasch verstohlen darin herum. Da nämlich Uhle nebenan den Wasserhahn geöffnet hatte, glaubte der Filmdirektor, ein paar Seiten herausstehlen zu können, aus denen vielleicht etwas für seine Filme zu gebrauchen sei. Er las: Uhles Traumbuch: 1910. Kadett U 2 notiert: „Im Bahnhof von Königsberg sprang ich aus dem noch nicht gebremsten Zug heraus und suchte dann auf dem Perron meine Mutter. Statt ihrer empfing mich aber eine verschleierte ältere Dame. Ich war furchtbar erschrocken, denn ich meinte, es sei meiner Mutter etwas zugestoßen. In der Droschke wagte ich nichts zu fragen. Das war noch nie geschehen, daß mich Mama, wenn ich auf Urlaub kam, nicht abgeholt hatte. Zuerst dachte ich, die verschleierte Dame sei meine Tante, die geborene Marquise de la Frèmoire. Als wir dann aber am Schloßteich vorbeikamen, sah ich ihr Gesicht genauer an. Es war die Divisions-Kommandeuse, Frau von Stolphagel. Sie sagte: ‚Ängstigen Sie sich nur nicht, junger Herr, Ihrer lieben Mutter geht es gut.'" – Schleich stand auf und äugte. Als er festgestellt hatte, daß sich Uhle rasierte, las er eilig weiter: „Wie ich dann bei der Kommandantur ausgestiegen war und die Geschwister begrüßt hatte, führte mich meine älteste Schwester Klara sogleich in den vom Aprilwind feucht bewegten Park hinunter und flüsterte: ‚Daß du Mama ja nicht erschreckst!' Ich hatte mich nämlich, um die Eltern zu überraschen, in der Allee hinter einem Baum versteckt. Klara zerrte mich vor, als die Eltern den breiten Weg von weit her langsam angeschritten kamen. Mein Vater in einem grauen Paletot, die Mutter in einem Pelzmantel. Während sie näherkamen, bemerkte ich voller Grauen, daß ihr Leib so geschwollen und gewölbt war wie eine Melone. Klara puffte mich. ‚Sieht Mama nicht aus wie ein Bild von van Eyck? Aber um Gottes willen, erschreck sie nur nicht!' Ich wollte ihr entgegenrennen, blieb dann aber stehen. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde mir schaudernd klar, daß ich ja *auch* einmal so im Leib der Mutter eingeschlossen war! So ganz ohne Luft und Licht."

Im Spiegel beobachtete Uhle alles. Er sah, wie Schleich schnaufte, als müsse er ersticken. Dann sah er ihn die Zigarre weglegen, die Hornbrille auf die Stirn schieben und die getippten Seiten hastig weiter überfliegen.

„In der Nacht zum Palmsonntag lag ich dann abends im Kadettenzimmer auf dem Schlafsofa – und wartete. Plötzlich kamen die Geschwister herein. ‚Der Arzt wird geholt', flüsterten sie, ‚auch die Hebamme'. Kichernd huschten sie wieder weg. Ich hielt unser Fräulein am Kleid fest und fragte: ‚Warum ist dieses Hinundhergerenne im Korridor?' ‚Hab nur keine Angst! Es wird sicher alles gut abgehn!' Aber ich hatte das Gefühl, als müsse Mama sterben. Ich betete laut. Immerzu betete ich! Dann horchte ich wieder. Ich konnte mir nämlich ganz und gar nicht vorstellen, *was* sich hinten im Schlafzimmer der Eltern abspielte. Mit einmal hörte ich Papa sporenklingend durch den langen Korridor nach vorn zu seinem Arbeitszimmer laufen. Gleich danach kam er wieder an der Tür vorbei zurückgerannt. Ich rief: ‚Fräulein! Fräulein!' Da flüsterte sie herein, mit Klara gestikulierend: ‚Leise! Papa hat eben eine Flasche Rotwein zu Mama gebracht!' ‚Ja!' streckten die anderen Geschwister die Köpfe vor, ‚auch der Arzt und die Hebamme sind eben eingetroffen!' Und nun lauschten wir angespannt. Es war nämlich in der riesigen Kommandantur plötzlich so still geworden, daß man den Posten vor seinem Schilderhaus hin und her trampeln hörte. Mit einmal ein gräßlicher, gellender Schrei! Wir hielten uns die Ohren zu. Ich bebte am ganzen Körper und dachte: Jetzt ist Mama gestorben! Auch die Geschwister blickten voller Angst. Es war unheimlich. Aber plötzlich kam Papa herein und lachte: ‚Na, Kinderchen! Nun freut euch mal! Eben hat der Storch Mama ein Kindchen gebracht! Freut euch! Ihr habt ein Schwesterchen bekommen!'"

„Na, Freund Schleich! Nu' legen Sie mal mein Manuskript weg!" kam Uhle, sich abtrocknend, herein. „Das ist nichts für Sie!"

„Stimmt. Viel zu langweilig!"

„Immerhin, *mein* Leben!"

„Sie glauben mir ja nicht", unterbrach ihn Schleich, „nur das Raumschiff interessiert! Ob *Sie* . . ." las er weiter, „'n Schwesterchen gekriegt haben, ob Sie der General dann morgens am Palmsonntag ans Bett der Mutter 'rangeführt hat, *wen* interessiert das? Boy! Und wenn Ihre Frau Mutter zwischen noch soviel Gratulationsblumen und Geschenken dagelegen hat und euch was vorgelogen: ‚der Storch hat's gebracht!' Nee, Boy, aus dieser Baby-Atmosphäre wollen wir ja gerade weg! Diese verhutzelten, krebsroten Baby-Fratzen mit den kleenen Fingerchen am Maul! Nee, damit kann man mich jagen. Säuglingsgeschrei? Nee! Lieber in den kosmischen Raum! Nee. Jede Wiege ist eine Kloake. No, my Boy! Was? Und das nächste Kapitel heißt: ‚Meine Konfirmation'? Boy! Boy! das ist viel zu pathetisch!"

„Wieso? Meine Konfirmation? War immerhin ein wichtiges Ereignis!"

„Yes, may be! Aber nur, wenn du's als Lustspiel aufziehst!"

„Ach, Schleich! Uns trennen Welten."

„Ich möchte aber, daß wir zusammenkommen. But, ehe du nicht alles, was *war*, definitiv in den Orkus versenkst, da kannst du nicht mit in das Raumschiff 'rein! No, no." Während Schleich weiter in Uhles Manuskript herumblätterte, steckte der sich eine Zigarette an.

„Wissen Sie, Schleich, Sie mögen recht haben! Aber mir kommt's vor, als ob ich, indem ich durch die Kreise des Vergangenen wandere, als ob ich da von Kreis zu Kreis immer freier würde."

„Zum Beispiel: *dieser* Quatsch hier, wie Sie als Kadett Ihre Einsegnung schildern!" Schleich las laut ironisch vor: „Am Gründonnerstag war dann der große Saal in der Kommandantur von Blumenhändlern und Kirchendienern in eine Art Kapelle umgewandelt worden. Dort, wo Weihnachten der Tannenbaum gestanden hatte, befand sich jetzt ein Katheder, über dem eine grünseidene, mit einem Silberkreuz bestickte Decke hing. Rechts und links davon

Lorbeerbäume, Vasen voller Lilien, Blumentöpfe mit weißen Hyazinthen, Kandelaber voller Kerzen; zwei Meter davor eine Betbank, dahinter viele Reihen Stühle. Mein Vater kam in den Saal."

„Jawohl!" nahm Uhle jetzt Schleich das Manuskript weg, „so war es. Mein Vater kam herein, und zwar im Waffenrock mit vielen Orden. Er winkte Klara und mir. Wir folgten ihm in sein Arbeitszimmer."

„Und du meinst", unterbrach ihn der Hollywoodmann, „die Milliarde Kinobesucher auf der Welt würde das interessieren, ob deine Schwester vom katholischen Glauben zum evangelischen umgeschwenkt hat? Nebenbei, meistens ist's umgekehrt heute! Die meisten konvertieren zum Katholizismus!"

„Es handelte sich doch damals um viel mehr! Mein Vater war nämlich ein leidenschaftlicher Anhänger protestantischer Gewissensfreiheit! Jedenfalls: Ich sehe es wieder vor mir, wie er, nachdem das Requiem von Mozart aus dem Saal ertönte, leise hineinging und sich neben meine Mutter setzte, die schon in einem bequemen Sessel wartete. Hinter den Eltern die Geschwister mit den aufgeschlagenen Gesangbüchern, dahinter die Adjutanten und Generalstabsoffiziere, dahinter die Stolphagel-Exzellenzen und die Bismarck-Töchter und 'ne Menge anderer Gäste, dahinter die Burschen, die Köchinnen und die Mädchen. Auf einen Wink meines Vaters kamen Klara und ich in den Saal. Wir setzten uns auf die zierlichen Goldstühlchen vor das Betpult. Ich war mächtig erregt. Nachdem ein Choral abgesungen war, erschien Divisionspfarrer Golz und stellte sich hinter dem Katheder auf. Alle erhoben sich."

„But, du gestattest, boy, wenn ich sitzen bleibe?" Schleich rauchte heftiger. „Na, und was tat der Pastor?"

„Er las aus der Bibel die Einsetzungsworte des Heiligen Abendmahls vor."

„Boy, es ist mir rätselhaft, wie man angesichts der gigantischen Errungenschaften unserer Technik noch an so'n Stuß glauben kann."

„Der mit mir die Hand in die Schüssel taucht, der wird mich verraten . . .“

„Sagte der Pastor?“

„Nein! Das sagte Christus beim letzten Abendmahl. Sie kennen ja wohl das berühmte Bild Leonardos?“

„Yes, yes! Hab's mal verfilmen wollen. Aber die Kirche mischte sich ein! Nee. Ich hab andere Pläne. Außerdem: was finge ich mit Miß Universum beim Abendmahl an? Doch lauter Männer!“ Er lachte heiser.

„Schleich, schon damals 1940 im Lager an der Dordogne, da sagte ich Ihnen, daß nach diesem Satz ‚Einer unter euch wird mich verraten‘ bei meiner Konfirmation in Königsberg solche Stille im Saal entstand, als ob sich jeder prüfe. Ich erzählte Ihnen, wie ich mich neben meiner Schwester niederkniete und der Pastor mir den Einsegnungsspruch so feierlich sagte: ‚Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben‘, da . . .“

„Na was denn, da . . .? Haben Sie etwa die Krone des Lebens gekriegt? 'ne Pleitekrone höchstens!“

„War ich getreu?“

„What do you mean with that? Was meinen Sie jetzt *damit* schon wieder?“

„Ich meine, nämlich wie mich mein Vater dann hinterher zu sich rief und mich so fest an seine Orden drückte und . . . nämlich, dann ging er zum Schreibtisch, holte von dort einen Siegelring, steckte ihn mir mit bedeutender Gebärde an den Finger und sagte: ‚In diesen Stein ist unser Familienwappen eingeschnitten: der doppeltgeschweifte Löwe. Trage dies Wappen in Ehren, mein Sohn. Sei getreu bis an den Tod!“

„What? *Wem* solltest du getreu sein, Boy? Etwa dem Kaiser? Oder dem Vaterland? Oder . . . dem kleinen Juden Jesus? Oder wem?“

„Look, Schleich, dies Buch hat mir die Kaiserin seinerzeit zur Einsegnung geschenkt.“ Er blätterte: „Hier: Die Welt kann nur gut werden durch die Guten. Oder hier: Ein antiker Weiser sagt: ‚Keine Seele ist heilig, die nicht durch das Inferno der Verbindung mit einem Manneskör-

per geschritten ist und das Gottesgericht bestanden hat, mit bloßen Füßen über das glühende Eisen der männlichen Sexualität zu schreiten."

„Nun hören Sie aber auf! Stop it!"

„Wer aber an mir sündigt", las Uhle weiter vor, so spicht Gott, „der verletzt seine Seele."

„Right, right!" stand da Schleich wütend auf, „vorausgesetzt, daß er eine Seele hat!"

„Erinnern Sie sich, wie ich Ihnen die eine Nacht, als die Gestapo ins Lager kommen sollte, und wir alle, ja, auch Sie, Schleich, wie wir da so zitterten vor Angst? Und wie ich Ihnen dann, nur um uns Mut zu machen, von der ‚Geistin' sprach? Überhaupt . . . von der großen Harmonie? Ich meine, von der – Liebe?" Schleich trank erregt die Cocktails auf dem Tablett aus. Wollte dann etwas erwidern. Als er aber im Spiegel sah, daß er vor Wut schon rotblau geworden war, blieb er, da er einen Schlaganfall befürchtete, still. „Erinnern Sie sich", ging nun Uhle mit einmal zum Fenster, riß es weit auf und rief dann zur Straße hinunter, so als stünden dort Tausende von Menschen: „Waren wir getreu?! Wart ihr getreu unserem Unbekannten Soldaten? Seiner Stimme, die wir damals 1916 im schneeigen März in den Trommelfeuern vor Verdun am Toten Mann gehört hatten? Damals, als uns dieser ‚Unbekannte' zum ersten Mal gegenübergetreten war . . . oben am Grabenrand? Er mit dem unrasierten Gesicht und dem verdreckten Stahlhelm über den Augen? Er, der uns dann inmitten des Menschengemetzels gefragt hatte: ‚Brüder, warum verfolgt ihr mich?' Oder habt ihr's vergessen, was wir uns dann damals in den Einsamkeiten der Granattrichter geschworen hatten, wir Grabenhauser, geschworen in diesen horizontlosen Schlachtfeldern des Grauens, daß wir uns, falls wir je aus dem Gemorde heil zurückkämen, daß wir uns dann um und um schaffen wollen!? Haben wir diesen Eid erfüllt? Waren wir getreu? Ihr da! Ihr Männer und Frauen in den frevelprallen Aufrüstungshallen satanischer Atombewaffnung! Ihr da in den neuen Kasernen, oder in den verqualmten Wahllokalen mit euren trü-

ben Streitereien um Machtpolitik! Oder ihr in den Vergnügungspalästen, wo ihr euch im Alkoholrausch von nackten Girls zur Betäubung oder Sinnenreizung freche Tänze vortanzen laßt! Oder gar selber den Rock-and-Roll wie betrunkene Ziegenböcke mithopst! Ihr da, hört ihr nicht schon aus den Wolken über eurer Stadt die Posaune des Jüngsten Gerichts? Wart ihr getreu dem Friedensschwur, jenem Schwur, den wir damals im verschlammten Niemandsland im Angesicht unserer zerfetzten Menschenbrüder dem Koloß der Front- und Mordbefehle mit blutiger Faust und einem ‚Nie wieder' enggegengeschrien haben? Waren wir getreu?"

Schleich sprang plötzlich von hinten auf Uhle los und versuchte, ihn mit Gewalt vom Fenster zurückzuzerren.

„Boy, Boy! Bist du taub? Hörst du denn nicht das Hohngelächter da unten, mit dem dir die sämtlichen Ober- und Untergenerale, Präsidenten, Könige, Kirchen- und Parteihäuptlinge diesen ‚Friedensschwur' in jeder Haupt- und Staatsrede wie eine Jahrmarktsknarre vor der Nase abschnurren? Hörst du das nicht?" Uhle, den Schleich bis an die Zimmertür mit sich zurückgerissen hatte, sah ihn wie aus der anderen Welt des Todesernstes an. Dabei straffte er sich, bekam dann ein hartes Gesicht und flüsterte:

„Selbstverständlich höre ich diesen ohrenbetäubenden Radau all des Hohngelächters! Selbstverständlich höre ich die Lügenreden! Höre diesen in jeder technischen Vollendung mit dem Fluchöl startbereiter Tankdivisionen geschmierten Rüstungsmoloch mich da draußen höhnen! Immer gieriger nach Menschenleibern wälzt er sich ja schon wieder durch alle Gassen. Selbstverständlich höre ich ihn, und zwar genauso wie damals 1914 an der Marne, als ich auf Fernpatrouille auf meinen Meldeblock die Worte hinkritzelte . . ."

„Welche Worte?" packte ihn Schleich bei der Schulter und röchelte dann in hollywoodischer Regisseurraserei, „*was* hast du gekritzelt? Was, was?"

„Was?" schaute ihn da Uhle mit einmal mit solch leuch-

tender Gebärde an, daß Schleich davor die Zigarre aus dem Mund rutschte und er dann fast fluchtartig das Hotelzimmer verließ. „Was?" ging darauf Uhle plötzlich wie in neuer Entschlossenheit an das Fenster zurück, beugte sich weit über das Gesims hinaus und rief so laut er konnte über den Berliner Steinplatz dahin, so als sähe er dort alle ehemaligen Frontsoldaten der Welt versammelt: „Lügengötter stürzen nieder! Sonne, Sonne leuchtet wieder!" Ja, dies rief er, was er sich damals an der Marne aufgeschrieben hatte, rief es, was er dann imer wieder gerufen hatte, erst 1916 bei Verdun und dann alle Jahre hindurch bis 1933 und im Exil bis zum Zusammenbruch 1945! Und 1948 und bis auf den heutigen Tag: „Stürzt sie, alle die Lügengötter! Reißt sie nieder, die Lügengötter, die uns Menschen immer wieder trennen wollen! Nieder mit ihnen, die uns in ihren geilen Machtorgien in neue Massengräber runterwalzen wollen! Nieder! Nieder mit den Lügengöttern! Stürzt sie, damit uns dann endlich, ach endlich die Sonne leuchten kann! Oh, meine Brüder, die Sonne – –" Wie ihm darauf von unten her, einem anschwellenden Volksgemurmel gleich, die Frage hochgebrüllt wurde:

„Welche Sonne? Welche Sonne?" da flammte sein Gesicht mit einmal im Schein der Laternen auf, weiß, wie ein Blitz! Aber als er dann antworten wollte: ‚Der Friede! Ihr Völker aus aller Welt! Der Friede!' da jagte ihm ein plötzlich über Berlin neu einsetzender eisiger Schneesturm die Worte vom Munde weg.

Der hier vorliegende Text des Romans „Der Sohn des Generals" entspricht der ursprünglichen Fassung des Autors Fritz von Unruh. Beim Erstdruck aus dem Jahre 1957 gab es einen zur Bedingung des Erscheinens gemachten Eingriff des Hans Carl-Verlags in Nürnberg, in dem er sich weigerte, das 1. Kapitel zu drucken.
Da aber Fritz von Unruh viel am Erscheinen der geplanten Gesamtauflage gelegen war, ging er auf die Bedingungen des Verlags ein. Er mußte durch die Streichung einige Änderungen an den Nahtstellen vornehmen, beauftragte jedoch seinen Bruder Kurt von Unruh im Falle eines Neudrucks dafür zu sorgen, daß der eliminierte Text in die Neuausgabe wieder aufgenommen wird. Er hielt diesen Einfügungsprozeß zum besseren Verständnis des Romans für unerläßlich, denn es handelt sich gewissermaßen um eine Introduktion.
Fritz von Unruh widmete den „Sohn des Generals" dem hessischen Ministerpräsidenten Dr. Georg August Zinn (SPD), mit dem er seit seiner Rede in der Paulskirche aus Anlaß der 100-Jahrfeier im Jahre 1948 persönlich bekannt war.(1) Dr. Zinn gehörte damals der Hessischen Landesregierung als Justizminister an. Nach seiner Wahl zum Hessischen Ministerpräsidenten im Jahre 1951 hat Fritz von Unruh Zinn wiederholt besucht, zuletzt am 18.11.1968.
Zu der Widmung im Roman „Der Sohn des Generals" hat der Dichter mit Schreiben vom 20.05.1957 aus Monte Carlo an Ministerpräsident Dr. Zinn folgendes bemerkt:
„In diesen Tagen wird der erste Band meines Lebensromans druckfertig. Der Verlag wird Ihnen das Buch gleich zusenden. Es enthält auf der ersten Seite die Widmung an Sie, und zwar in jener von Ihnen ausdrücklich gewünschten knappen Formulierung. Sie wissen es, daß ich in *meiner* Formulierung ausgedrückt hatte, in *welcher* Hochschätzung ich zu Ihrer politischen wie persönlichen Haltung seit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches stehe. Mögen Sie beim Empfang dieses Grundsteins zum Aufbau meines Gesamtwerks es dennoch empfinden, in welcher wahren Verehrung ich zu Ihrer Person und all Ihrem Wirken hinblicke . . .".(2) Nach dem Exil – am 10. Mai 1933 hatten die Nazis auch die Werke des Demokraten und Pazifisten Fritz von Unruh verbrannt und verboten, außer seinen Dramen „Offiziere" und „Louis Ferdinand"; er erlebte das makabre Schauspiel in einem Kino in Italien – versuchte er, im Nachkriegsdeutschland wieder heimisch zu werden, wie auch mit der Restauration unter Adenauer sich auseinanderzusetzen.

In der Weimarer Republik war Fritz von Unruh vornehmlich Dramatiker, dem die Bühnen Deutschlands offenstanden; viele seiner Stücke wurden bei Max Reinhardt in Berlin sowie in Frankfurt und Darmstadt uraufgeführt. Erst nach 1933 in der Emigration schrieb er notgedrungen Romane.

„Sicherlich war dafür ein Hauptgrund, daß Unruh nach seiner Emigration keine Bühne und kein Theaterpublikum mehr finden konnte. Bemerkenswert ist aber, daß er auch keine Erzählung verfaßte, in der wie im Opfergang ein Geschehen kommentarlos dokumentiert wird."(3)

Im „Sohn des Generals", dem ersten autobiographischen Roman Unruhs – „Im Hause der Prinzen" ist der zweite Band – schildert er seine frühen Jahre im Plöner Kadettenkorps.

Fritz von Unruh wurde am 10. Mai 1885 in Koblenz als Sohn des späteren Generals und Kommandanten von Königsberg geboren. Der Tradition der Familie entsprechend wurde er in der Kadettenanstalt Plön für den Offiziersstand erzogen. Von 1900 bis 1905 war er dort einer der sechs Mitschüler der Kaisersöhne August Wilhelm und Oskar. Nach dem Offiziersexamen 1906 in Potsdam war er Gardeoffizier in Berlin.

Unruh hat den Roman in eine Rahmengeschichte eingebettet. Kaspar Friedrich Uhle, wie Unruhs Roman-Ich heißt, fliegt nach Westberlin, um dort im Hebbel-Theater eine Rede zur Woche der Brüderlichkeit zu halten.(4) Er begegnet auf dem Flug dem Filmproduzenten Ivan Schleich aus Hollywood. Schleich wie Uhle sind Figuren, die Unruh schon in seinem ersten großen Roman „Der nie verlor" auftreten läßt.(5)

„Die Absicht dieser Rahmengeschichte ist deutlich, vielleicht zu deutlich. Der alternde Dichter zieht Parallelen. Nicht um wiederbelebte Historie geht es ihm, sondern um Darstellung von Entwicklungstendenzen, deren letzte Ausläufer die unmittelbare Gegenwart berühren. . . Nicht die chronologische Aufeinanderfolge wird zum epischen Baugesetz, sondern Kontraste, Gegensätze, die aus der Auseinandersetzung zwischen Uhle und Schleich erwachsen."

Unruh gelingt es, „am Modell der Kadettenanstalt in Plön nicht nur ein sehr authentisches Bild des damaligen Preußen wiederzugeben, sondern zugleich die Brüchigkeit dieser Welt in den geschilderten Situationen und Personen sichtbar zu machen. Es ist eine ‚Hölle von Infamie und Dummheit', in der die ‚Träger des preußischen Gedankens', die künftige Blüte der Nation, mit Kadavergehorsam, sadistischer Grausamkeit, Verstellung, Selbsterniedrigung und der hoh-

len Rhetorik von Preußens Größe erzogen werden. Unruhs eigene Situation erscheint als treffendes Sinnbild dieses Widerspruchs zwischen Wirklichkeit und unterschobener Bedeutung. Als Prinzenmitschüler gehört er nach außen hin ‚zum auserwählten Volk' und wird überall mit übertriebener Devotion empfangen, während er tatsächlich nicht mehr als ‚ein Prügeljunge der Kaisersöhne' war."(6)

Wie weit künstlerische Darstellung sich von der Wirklichkeit entfernen und dennoch Wahrheit zeigen kann, wird zu fragen sein. Waren die Kadettenanstalten im Kaiserreich tatsächlich diese „Brutstätten des Militarismus"? Gibt der Roman Unruhs ein authentisches Bild Preußens wieder? „Das Kadettenkorps wurde im 18. Jahrhundert gegründet als militärische Fachschule und als Wohltätigkeitsanstalt für die Söhne des Adels. Seit 1809 wurden auch Bürgersöhne aufgenommen. 1904 besuchten 2470 Zöglinge die Kadettenanstalten. Unter dem Kommando des Kadettenkorps waren die Hauptkadettenanstalt Berlin-Großlichterfelde mit den Klassen Untersekunda bis Oberprima und die Voranstalten Potsdam, Köslin, Wahlstatt, Plön, Naumburg, Oranienstein, Bensberg, Karlsruhe mit den Klassen Sexta bis Obertertia zusammengefaßt. Sie unterstanden dem General-Inspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, der die Anstalten zu revidieren hatte, den Prüfungen beiwohnte und über die Stellenbesetzung entschied. Oberste Instanz war das Kriegsministerium. Dem Korpskommandeur oblag die innere Leitung sämtlicher Anstalten, besonders der Hauptkadettenanstalt, ihm standen zwei Adjutanten zur Seite. Generalinspekteur und Korpskommandeur hatten Immediatstellung zum preußischen König. An der Spitze der acht Voranstalten standen Stabsoffiziere, denen die Militär- und Zivillehrer – ein Studienrat als Leiter des wissenschaftlichen Unterrichts und mehrere Oberlehrer – unterstellt waren . . . Der Lehrplan der Kadettenanstalten war dem des Realgymnasiums angeglichen."(7)

Als die Mißstände in den Kadettenanstalten zu offensichtlich wurden – Einzelfälle erregten Aufsehen in der Öffentlichkeit und führten zu Debatten im Reichstag – wurde die oberste zivile Stelle eines Oberstudiendirektors geschaffen, der als Berater des Korpskommandeurs zweckmäßige Unterrichtsmethoden einführen sollte. Von 1900 bis 1906 hatte der Frankfurter Reformpädagoge Julius Ziehen diese neugeschaffene Stellung in Berlin inne. Gleich seine ersten Eindrücke zeigten, „wie dringend der Einzug der modernen Unterrichtsmethodik in das Kadettenkorps geboten war."(8)

Beim Lehrpersonal trat „ein völliger Mangel an didaktischer Schulung stark zutage. Der gute Wille war vorhanden, aber das Können fehlte, und über dem Ganzen lag eine trüb resignierte Stimmung, die von vornherein damit rechnete, daß man von den Kadetten irgendwelche bedeutsamen wissenschaftlichen Leistungen ja doch nicht verlangen könne."
Ziehen hörte „die schwersten Klagen über das mangelnde Interesse der Schüler am Unterricht. . . Die Schüler saßen da in dumpfer Passivität, der nur ein sehr scharf und schneidig vorgehender Militärlehrer in der Mathematikstunde Herr ward."
Selbst der Korpskommandeur von Seckendorff betonte, „wie schauderhaft die Gewohnheit der Kadetten sei, ohne viel Nachdenken ihre Antworten vielfach nur nach dem äußeren Klang der Worte zu geben und dabei den unglaublichsten Unsinn zu produzieren."
Ziehen meinte, daß dies weniger an den Kadetten als an der Art des Unterrichts läge. Der größte Fehler der Lehrer am Kadettenkorps sei, daß sie durch völlige Unterordnung unter ihre ungebildeten militärischen Vorgesetzten „die Rechte des wissenschaftlichen Unterrichts mit unbegreiflicher Nachgiebigkeit preisgaben."
Erschwerend käme hinzu, „daß man nach außenhin den Charakter der höheren Schule für sämtliche Schüler des Kadettenkorps wahren wollte." Ziehen forderte vor allem, „daß weniger an das bloße Gedächtnis als vielmehr an die Denktätigkeit der Schüler appelliert" werden sollte. Auch sollten die militärischen Vorgesetzten nicht immer systematisch auf die – ihres Erachtens – „Gleichgültigkeit der wissenschaftlichen Forderungen" hinweisen. Die Beobachtungen des Reformers Ziehen bestätigen das Bild der Kadettenanstalten, das Unruh in seinem Roman „Der Sohn des Generals" entwirft. Unruh vereint Geschichtsschreibung und Erzählung und liefert ein Lehrbeispiel, das vieles zeigt, das bis heute beherzigenswert geblieben ist, positiv wie negativ.

Literatur:

1) Fritz von Unruh: Mächtig seid Ihr nicht in Waffen, Reden, mit einem Begleitwort von Albert Einstein, Verlag Hans Carl, Nürnberg 1957, S. 141 ff.
2) Mitteilung der Staatskanzlei in Wiesbaden vom 20.06.1983, Aktenzeichen: Z-3 d 50-478/83, im Auftrag des Hessischen Ministerpräsidenten Holger Börner, gez. Raabe.
Der schriftliche Nachlaß von Ministerpräsident Dr. Georg August Zinn befindet sich im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. Zinn setzte sich dafür ein, daß hessische Bühnen Werke des Dichters aufführten. 1953

wurde im Frankfurter Schauspiel „Wilhelmus, Prinz von Oranien" unter Harry Buckwitz uraufgeführt. Insbesondere der Sonderreferent des Ministerpräsidenten, Fritz Bartsch, knüpfte vielfältige Kontakte, um Fritz von Unruh zu unterstützen, vornehmlich im verlegerischen Bereich.

Im Jahre 1955, im zeitlichen Zusammenhang mit dem siebzigsten Geburtstag des Dichters, wurde beim Bundespräsidenten eine Auszeichnung mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland angeregt. Die von Zinn unterzeichnete Vorschlagsbegründung lautete:

„Fritz von Unruh ist als Dichter seit seinem ersten Schauspiel im Jahre 1911 („Offiziere") mit seinem ganzen Lebenswerk für die Ideale der Freiheit, für Demokratie und Völkervereinigung eingetreten. Nach seiner Rückkehr aus der Emigration in den Vereinigten Staaten hat er sich nicht nur in seinen Romanen und Schauspielen, sondern besonders auch in der „Rede an die Deutschen" und in der „Goethe-Rede (1948) für die demokratische Gestaltung des politischen Lebens eingesetzt.

Fritz von Unruh ist eine der ausgeprägtesten Dichterpersönlichkeiten unserer Zeit, der in seinen Werken die Ideen der Gegenwart zu gestalten weiß.

Seine Verdienste sind in den letzten Jahren durch die Verleihung des Raabe-Preises und des Goethe-Preises anerkannt worden."

3) Petra Goder: Moralist der Appelle. Zur Exilproblematik im Werk Fritz von Unruhs, in: Manfred Durzak (Hrsg.): Die deutsche Exilliteratur 1933–1945, Stuttgart 1973, S. 506.
4) Rede zur Woche der Brüderlichkeit: Gesprochen am 16. März 1954 im Hebbel-Theater in Berlin, in: Fritz von Unruh: Mächtig seid Ihr nicht in Waffen, a.a.O., S. 221 ff.
5) Fritz von Unruh: Sämtliche Werke, Bd. 8, Berlin 1971.
6) Manfred Durzak: Prügeljunge der Kaisersöhne. Den Ruhm um ein halbes Jahrhundert überlebt: Fritz von Unruh. In: Die Zeit, 5. April 1968, Nr. 14, S. 27.
7) Hertha Ziehen (Hrsg.): Julius Ziehen, Erinnerungen 1864–1925, Frankfurt am Main 1980, S. 259.
vgl. auch: In: Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, hrsg. v. W. Lexis, 1904, Bd. 1–4. Bd. 2: Die deutschen Kadettenkorps – Die Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin.
B. Poten: Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in Preußen, Berlin 1896.
Nach Ziehen ist Potens Darstellung einseitig: „Sie dringt vor allen Dingen fast nirgends bis zur Erörterung der Grundfragen der Erziehung vor und geht daher über die schweren Erziehungsfehler im Kadettenkorps in ahnungslosem Stillschweigen hinweg." (S. 238)
8) Hertha Ziehen: a.a.O., S. 232 ff.

DATE DUE

CARR McLEAN, TORONTO FORM #38-297

PT 2643 .N7 1970 v.11
Unruh, Fritz von, 1885-19
Samtliche Werke.
010101 000
0 1163 0167984 5
TRENT UNIVERSITY

PT2643 .N7 1970 v. 11
Unruh, Fritz von, 1885-1970
[Works. 1970]
Sämtliche Werke /

378288

DATE | ISSUED TO

378289